3 3433 06923951 9

Digitized by Google

4109

The New York Public Library

* *

Literary Society Foundation
German Philology Collection

RLA
Zeitschr.

Digitized by Google

Zeitschrift

für

deutsche Sprache.

Herausgegeben

von

Professor Dr. Daniel Sanders.

Achter Jahrgang.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1895.
Zweigniederlassungen in Münster i. W., Osnabück u. Mainz.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
570120B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1951 L

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

Zur gütigen Beachtung 1
Moltke als Dichter 2
Die Waffen nieder! 4. 48
Einige sprachliche Bemerkungen zu einem Aufsatze von Dr. O. E. Schmidt in den Grenzboten 52, 3, S. 253 ff. 12
Ein Hühnerhund wird zu kaufen gesucht 12
Zwei 18
Ein Brief an den Herausgeber, von Prof. Dr. Valentin Hintner in Wien . . 19
Aus einem Briefe des Sanitätsraths Dr. Ed. Mayer in Halle a. d. S. an den Herausgeber 20
Über das Geschlecht von Schiffsnamen im Deutschen 21
Die erste Scene im zweiten Theile des Faust 22
Eine Neuigkeit 30
Ein neuer Bundesgenosse 32
Welches ist die Geisterstunde? 34
Abgerissene sprachliche Bemerkungen zu den ersten Kapiteln von Balduin Möller's Roman: „Der Talisman" in dem „Buch für Alle" (1893) S. 1 ff. . . 34
Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen 37. 78. 158. 195. 237. 264. 309. 355. 395. 436. 473
Anzeige der eingesandten Bücher 38. 78. 118. 158. 199. 238. 279. 317. 359. 436. 476
Briefkasten 38. 79. 119. 159. 199. 238. 279. 318. 360. 437. 476
Wechsel von Zeit und Modus 41. 102
Der deutsche Michel 46
Die Endsilbe „-bar" 52
Am Sonntag den — oder dem ersten April? 54
Eine Rechtschreibungsfrage 56
Zu den ersten vier und den beiden letzten Kapiteln des Romans: „Die ewige Braut", von Hanns Spielberg 57
Aus einem Briefe des Sanitätsraths Dr. Ed. Mayer in Halle a. d. S. . . . 60
Zu dem Roman: „Die Schwestern" von Ida Boy-Ed 61
Zu dem Roman: „Schwertlilie" von Sophie Junghans 68
Zum 4. Bande des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe 71
Tirolisch Falot = Schelm 75
Nachtrag zu dem Aufsatz „Die Kerkerscene in Goethe's Faust" 75

Seite

Zum öſterreichiſchen Sprachgebrauch 77
Der Mummenſchanz im zweiten Fauſt 81
Fällig; überfällig 99
Einige kleine ſprachliche Bemerkungen zu einem Aufſatze in der „Gegenwart" LXV., S. 45 101
Zwei kurze ſprachliche Bemerkungen zu dem Roman „Kleopatra" von Georg Ebers 107
Zu Paul Wolff's „Weidmann" 107
Windbruch 109
Weidmannsheil, Roman von Hans Werder 110
Zur öſterreichiſchen Mundart 111
In der Silveſternacht. Eine Dorfgeſchichte von Ant. Andrea 112
Aus einem Aufſatze von Eugen Zabel 113
Zu einem Aufſatz: „Annette v. Droſte-Hülshoff und Levin Schücking" v. M. L. 114
Wie 115
Ein Brief von P. L. Ipſen in Kopenhagen an den Herausgeber und deſſen Antwort auf die einzelnen Punkte 116
Unter römiſchem Himmel. Roman von Konrad Telmann 121. 171
Über Edelſteine und Perlen 129
Ein Hühnerhund wird zu kaufen geſucht 142
Falſcher Gebrauch eines Particips 144
Der Marſchallſtab 145. 190
Über das Wort „abſetzen" 148
Zur Stellung im Satze 148
Ein Brief an den Herausgeber 150
Ein Spaziergang im Speſſart. Von H. Uhrberg 151
Zur Nachricht 158
Goethe bei Napoleon in Erfurt am 2. Oktober 1808 . . . . . 161. 201
Eine engliſche und eine franzöſiſche Schulausgabe von Schiller's Jungfrau von Orléans 177
Karnickel hat angefangen 193
Einem den Daumen halten, drücken 223
Goethe's Heidenröslein 226
Zwei kurze ſprachliche Bemerkungen zu O. Bähr's Aufſatz: „Das Ergebnis der Börſenenquete" 232
Ein Aufſatz von Karl Blind 233
Rothwälſch 234
Borke = Borkenkäfer? 236
Der Erlkönig 241. 301
Zu Wilhelm Hauff's „Wirthshaus im Speſſart" 246
Beobachtungen am Fremdwort 251
Heran- oder hinantreten? 254
Öſterreichiſche Heeresſprache 256
Profeſſor Buchheim's Ausgabe von Halm's Griſeldis im 11. Bande der German Classics in der Clarendon Press Series 257
Zur Weidmannsſprache 258
Aus einem Briefe an den Herrn Gutsbeſitzer A. v. W. . . . bei Koblenz . . . 259
Aus einem Briefe des Herrn Alfred Bauer in Paris an den Herausgeber und deſſen Antwort 260

Seite

Sein oder Nichtsein. Roman von Robert Schweichel 261
Etwas über den grünen Klee loben 263
Das Roth 281
Kleine Nachträge zu früheren Aufsätzen 299
Schwarzes Brett 307
Zu einem Aufsatze von Eugen Zabel 308
Aus Goethe's Wahrheit und Dichtung 321
Warum? 334
Zu einem Aufsatze: „Unsere Fingersprache" von H. Gillhoff 336
Zur schwäbischen und österreichischen Mundart 338
Kapitel 4 des ersten Abschnittes aus dem Buche: „Schlecht Deutsch ꝛc." von A. Brunner 339
Die Weidmannssprache muss rein deutsch sein 341
Komma 342
Zum wenigsten, wenigstens 343
Dereinstig 344
Sprachliche Bemerkungen zu einem Aufsatze von L. B. 345
Zu einem Aufsatze von Felix Dahn 346
Zu dem Roman: Am Altar 347
Johann Ohlerich 349
Die Reise nach Freienwalde 351
Die Geschwister von Portovenere 352
Lilienlehre von Wilhelm Jordan 354
Sprachliche Kleinigkeiten 355
Euphorion und der dritte Akt des zweiten Faust 361
Die Gehilfin 372. 409. 452
Goethe's Hochzeitlied 380
Unlängst 386
Todfroh 388
Sprachliche Bemerkungen zu Aufsätzen aus der National-Ztg. 389
Aus einem nur Wenigen zugänglichen Buche von Renan 392
Der Bilderschmuck der deutschen Sprache 393
Baurich 394
Heinrich von Kleist's Michael Kohlhaas in seinen beiden Fassungen 401
Das R 417
Zu einem Aufsatz von Karl Frenzel 422
Der Prolog zum „Wallenstein" 424
Ein japanisches Liebespaar 426
Klassikerdämmerung 427
Auch eine Liebesbeirath 428
Narciss 430
Bauwich 434
Die Uhr in Goethe's Faust 441
Zur Inschrift des deutschen Reichstagsgebäudes 446
Ein Verworfener 447
Unvergessbare Worte 458
Besitzanzeigende Fürwörter der 3. Person 463
Über „Kalb" und einiges damit Zusammenhängendes 464

Seite

Hertha 466
Tiroler Geschichten 468
Kleopatra 470
Sorgseligkeit 472
Abecelich geordnetes Inhaltsverzeichnis 481
Inhaltsverzeichnis I
Druckfehler VI

Druckfehler.

S. 28 Anm. 1 setze Genuſs st. Genuß.
S. 52 Nr. 35 Z. 4 setze 302 b st. 362.
S. 230 Absatz 2 Z. 2 setze setzen st. sehen.
S. 231 Z. 6 v. u. setze E. Schmidt's st. P. Schmidt's.
S. 415 Z. 3 v. u., l. um seines geschäftlichen Vortheils st. um seinen geschäftlichen Vortheil.

Zur gütigen Beachtung.

Die Ausstellungen, die ich an den Musterstücken hier und da gemacht habe und habe machen müssen, sind in aller Bescheidenheit gegen die Meister vorgebracht. Nirgend habe ich einen Tadel ausgesprochen, ohne ihn zu begründen, und auch außerdem möchte ich für mich hier ein- für allemal als Recht in Anspruch nehmen, was Goethe (Ausg. in 40 Bdn., Bd. 32 S. 222) für sich beansprucht hat in einer „Sammlung von Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet, jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überlässt." Also überall, wo die Gründe meines gegen einen Meister ausgesprochenen Tadels den Leser nicht vollständig überzeugen, schalte er je nach Belieben eine Wendung ein, wie: „wenn ich recht sehe"; „wenn ich nicht irre"; „nach meiner unmaßgeblichen Ansicht" oder Ähnliches.

Das Vorstehende aus dem Vorwort zu meinem „Deutschen Stil-Musterbuch" habe ich beim Beginn eines neuen Jahrganges meiner Zeitschrift wiederholen wollen, dazu angeregt durch eine mir von befreundeter Seite zugegangene Mittheilung. In dieser heißt es, dass ich in einer Zeitschrift für deutsche Sprache in Bezug auf das Sprachliche die Erzeugnisse der Gegenwart nicht unberücksichtigt lasse, finde man freilich begreiflich und in der Ordnung; aber, dass ich dabei auch mit meinem Tadel nicht zurückhalte, wo es sich um viel gelesene, weit verbreitete, anerkannte oder selbst vortreffliche Schriftsteller, Zeitungen und Zeitschriften handelt, wirke selbst da, wo man die Berechtigung des ausgesprochenen Tadels nicht in Abrede stellen könne, nicht nur bei den Getadelten, sondern auch in dem weiten Kreise ihrer Leser vielfach verstimmend oder selbst erbitternd.

Darauf hätte ich außer dem bereits Gesagten nur zu erwiedern: warum wollen die Getadelten und ihre Freunde nicht lieber, wie es thatsächlich der Fall ist, eine schmeichelhafte Anerkennung auch in dem Tadel erblicken, in so fern es bei jeder — sei es lobenden oder tadelnden — Bemerkung sich doch immer nur um Etwas handelt, dem der Besprechende eine Bedeutung für — und einen Einfluss auf — die Fortentwicklung unserer Sprache zuschreibt?

Ich wünsche und hoffe, dass aus diesem allein richtigen Gesichtspunkte die sprachlichen Bemerkungen in der Zeitschrift aufgefasst werden und nicht verstimmend oder gar erbitternd, sondern einzig, wie es meine Absicht ist, zur Förderung des reinen und richtigen Gebrauchs unserer Sprache wirken mögen.

Moltke als Dichter.

So lautet die Überschrift eines sehr schönen und lesenswerthen Aufsatzes von Gustav Karpeles in der „Gegenwart" Bd. 44 S. 278b ff. Darin heißt es u. A., „dass Moltke's Stil und litterarische Eigenart lebhaft an einen andern, gleichfalls kriegsmuthigen Helden erinnere, an Lessing." Und daran schließt sich das Folgende, das hier zu wiederholen ich mir nicht versagen kann:

„Auch seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter: wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die ihr innewohnende Stärke. Bei gleicher Knappheit theilt er mit Lessing die gleiche Grazie in seiner Art, zu sprechen und zu schreiben. Dieselbe Einfachheit, die gleiche Tiefe. Wort und Gedanken decken sich völlig und ohne Rest und allseitig wird heute anerkannt, dass Moltke nicht nur ein Held der Schlachten, sondern auch einer unserer ersten Schriftsteller ist."

Vielleicht darf ich, wie es schon wiederholt geschehen ist, auf den Umstand hinweisen, dass Parchim, der Geburtsort Moltke's, zugleich auch der eines älteren Meisters der deutschen Prosa ist, Johann Jakob Engel's, von dem ich in meiner Geschichte der deutschen Litteratur ausgesprochen, dass er „in der durchsichtigen Klarheit und dem bewegten, anregenden Gange seiner in der belehrenden Abhandlung und der Erzählung sich oft bis zur dramatischen Lebhaftigkeit steigernden Prosa dem Meister Lessing von allen älteren am nächsten gekommen sei." Ich thue Das, weil nach meiner Beobachtung Engel noch immer nicht in dem vollen Maße und Umfang gelesen und gewürdigt wird, die er als Meister und Muster deutscher Prosa mit Recht beanspruchen darf.

Um nun aber auf Moltke zurückzukommen, so entsinnen sich wohl viele Leser meiner Zeitschrift, dass ich in dem 6. Jahrgange Moltke's Briefe an seine Braut mit ausführlichen sprachlichen Bemerkungen begleitet habe. Darin habe ich, eben so wie Karpeles, ihn als „Meister des Stils" bezeichnet und demgemäß habe ich auch gegen manche mir als unrichtig und unhaltbar erscheinende sprachliche Aufstellungen Moltke's Beispiel und Muster ins Feld geführt. Andererseits aber habe ich freilich auch — wie ich wohl nicht erst besonders zu versichern brauche — in aller Bescheidenheit gegen den Meister, wie ich Dies auch gegen andere anerkannte Meister, z. B. gegen Lessing, Goethe, Schiller u. a. m. gethan — mit Ausstellungen nicht zurückgehalten, die ich für begründet erachtete und, so gut ich es vermochte, auch zu begründen versucht habe, ohne in jedem einzelnen Falle meine Ansicht als eine unmaßgebliche zu bezeichnen (s. den kurzen an die Spitze dieses Jahrgangs gestellten Aufsatz: „Zur gütigen Beachtung"). Hatte ich doch bei meinen Bemerkungen zu Moltke's Briefen von vorn-

herein ein- für allemal ausgesprochen, dass — zumal in nicht für die Veröffentlichung bestimmten Briefen, in denen der Schreibende sich bequem gehen lässt, — kleine Nachlässigkeiten auch dem größten Meister des Stils mit unterlaufen können, und solchen vertraulichen Mittheilungen sogar einen eigenen, besonderen Reiz, den der sogenannten grata negligentia verleihen.

Und nun will ich noch zu einzelnen Stellen Moltke's in Karpeles' Aufsatz einige Bemerkungen fügen, mit der Bitte und dem sicheren Vertrauen, dass man sie aus dem Gesichtspunkte auffassen möge, den ich in meinem Aufsatze: „Zur gütigen Beachtung" als den allein richtigen bezeichnet habe.

1. Zuerst will ich aus einem Brief Moltke's an seinen Bruder Ludwig vom 19. März 1842 eine Stelle anführen, die mich ganz besonders erfreut hat. Sie lautet: „Übrigens sind die technischen Schwierigkeiten des Übersetzens aus dem Englischen ins Deutsche, und namentlich bei Byron, oft unbesieglich. Dies liegt in einem Schönheitsfehler der englischen Sprache, der ihr zum Vortheil wird: in den vorherrschend einsilbigen Wörtern. Es ist meist unmöglich, in einer deutschen Zeile von 5 oder 6 Wörtern den Sinn einer englischen von doppelt oder dreifach so viel Wörtern wiederzugeben." Das stimmt, wie man sieht, mit Dem überein, was ich in der Zeitschr. VII S. 422 Nr. 10 in Bezug auf Meister Spielhagen's Übersetzung eines Gedichtes von Emerson gesagt habe.

2. In einer Übersetzung aus Thomas Moore schreibt Moltke:

Erblicktest du beim Mondenschein
Durch Epheuranken und Gestein
Unstäte Geister weben? —

vgl. meine Hauptschwier. S. 15a, wo ich unter „Accusativ mit dem Infinitiv" in 2a Beispiele von dieser Fügung nach „erblicken" gegeben, u. A. aus Goethe, Grimm, Gutzkow ꝛc., vgl. auch Zeitschr. V S. 44 Nr. 37. Andere Belege dafür mitzutheilen bleibt einer andern Gelegenheit vorbehalten, nur will ich hier noch anführen, dass Moltke auch in der ungebundenen Rede diese Fügung anwendet, indem er in seiner Schrift „über Polen" sagt: „Dort erblicken wir die Tugenden der Einzelnen mit den Fehlern des Ganzen ringen" (Nation 2, 95b).

3. Und nun noch eine Stelle, die ich in aller Bescheidenheit gegen den Meister nicht unbeanstandet lassen kann. Hier handelt es sich nämlich um einen von einem Worte im Genitiv abhängenden sächsischen Genitiv, wovor ich in meinen Hauptschwier. S. 239 ff. Nr. 3 — wie ich meine, mit triftigen Gründen — warnen zu müssen geglaubt habe. Führe ich nun an, dass Moltke eine Übersetzung aus Thomas Moore mit dem Verse beginnt:

Denk' ich der Freunde froher Scharen ꝛc.

ſo führe ich Das als einen weitern Beleg für die von mir aufgeſtellte Regel an. Was ich an dem Verſe zu tadeln habe, iſt, daſs der Leſer oder Hörer im Unklaren bleibt, welcher von den beiden neben einander ſtehenden Genitiven der regierende und welcher der abhängige ſei, ob es ſich hier um Freunde froher Scharen handelt oder um frohe Scharen von Freunden. Indem ich das Beiſpiel von Moltke anführe, will ich die Leſer meiner Zeitſchrift anregen, zu prüfen, ob die von mir aufgeſtellte Regel richtig und ſtichhaltig ſei oder ob das Beiſpiel eines Meiſters wie Moltke das Zuwiderhandeln gegen die Regel rechtfertigen könne, ſo daſs es als ſtatthaft bezeichnet werden könne (ſ. u. S. 11 Nr. 57). Das Urtheil überlaſſe ich der Prüfung des Leſers; aber nur Das kann ich nicht zugeben, daſs ich den Vers von Moltke in meiner Zeitſchrift unbeſprochen laſſen ſollte, weil er ſich bei einem bereitwilligſt auch von mir (und vielleicht noch mehr als von Andern) anerkannten Meiſter des Stils findet. Ich glaube, oder vielmehr ich bin überzeugt, wenn Moltke noch lebte und er in ſolchem Falle entſcheiden ſollte, ſeine Entſcheidung würde nicht dahin lauten, daſs wirkliche oder vermeinte Verſtöße eines Meiſters der deutſchen Sprache in einer Zeitſchrift für deutſche Sprache nicht ſollten zur Beſprechung und Erörterung gebracht werden dürfen. Amicus Plato, amicus Aristoteles, magis amica veritas.

4. Zum Schluſs aber möchte ich noch die Aufmerkſamkeit auf einen nicht ganz reinen Reim lenken, den ſich Moltke übereinſtimmend mit Goethe erlaubt, und der mir für die Ausſprache und die Wortableitung nicht unbedeutſam erſcheint. In meinem Abriſs der deutſchen Verskunſt habe ich auf S. 102b (§ 161 Z. 155 ff.) geſagt:

„Die beiden Hauchlaute ch und ſ finden ſich zuweilen im Reim gebunden (vgl. Formen wie: aſter und achter, Niſtel und Nichte; Schluſt und Schlucht ꝛc.), z. B. bei Goethe [Ausg. in 40 Bdn.]: beſchäftigt, bemächtigt. 12, S. 300; begreifen, weichen. 3, S. 66; ſtreifen, ſchleichen. 6, S. 373; erſchaffen, machen. 4, S. 44 ꝛc“ [ſ. auch mein Wörterb. III S. 853a die Anm. zu ſanft in Bezug auf das dazu gehörige ſacht].

Damit vergleiche man bei Moltke die Verſe (a. a. O., S. 279a):

„Deine Werke, o Herr, ſind die heilige Schrift
Geſchrieben mit flammenden Zügen von Licht ꝛc.“

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeſchichte von Bertha v. Suttner. (Dresden u. Leipzig, ohne Jahreszahl.)

Einigen kurzen ſprachlichen Bemerkungen zu Stellen aus dem oben genannten Buche glaube ich im Nachfolgenden ein Plätzchen in meiner Zeitſchrift einräumen zu dürfen.

1. Bd. I S. 8: „Dieſe rothen Hefte leiſten mir heute, wo ich meine Lebenserinnerungen aufzeichnen will, gar gute Dienſte. Dieſelben ermöglichen mir, die vergangenen Ereigniſſe . . . bis in die kleinſten Einzelheiten zu ſchildern ꝛc.“ Für das breitſpurige dieſelben hätte hier das einfache ſie vollkommen ausgereicht, vgl. S. 14: „Ferner iſt das Thema: ‚junge Mutter‘ ſo vorzüglich kunſt- und litteraturfähig. Dasſelbe [ſtatt: es] gehört zu den beſt beſungenen und fleißigſt bemalten Vorwürfen“, in welchem Satz (nebenbei bemerkt) „bemalt“ kein empfehlenswerther Erſatz für das Fremdwort „illuſtriert“ iſt, vgl. etwa: „und gehört zu den von Dichtern und Malern mit beſonderer Vorliebe behandelten (oder verherrlichten ꝛc.) Gegenſtänden.“ — S. 41: „Meine größten Lichtblicke waren ſelbſtverſtändlich die Nachrichten, welche ich von Arno ſelber erhielt. Dieſelben [ſtatt: ſie] waren ſehr kurz gefaſſt ꝛc.“ und ſo oft.

2. S. 10: „Hatte ich etwas Unmädchenhaftes verbrochen?“ ſ. mein Wörterb. II S. 200 b, vgl. meine „Neuen Beiträge zur deutſchen Synonymik“ S. 106 ff.

3. S. 15: „Jene blinde, affenmäßige, jungmütterliche Freſsliebe.“ Sprachüblich ſind allerdings Ausdrücke wie: „Ich hätte Goethe vor Liebe freſſen (oder auffreſſen) mögen. Jemand zum Freſſen (oder freſs-) lieb haben ꝛc.“, ſ. mein Wörterb. I S. 492 b; II S. 127 c; aber bei Freſsliebe denkt der Leſer doch wohl zunächſt an etwas Ähnliches wie Freſsluſt ꝛc.

4. S. 15: „Es ſtirbt ja doch Jeder nur dort und dann, wie [vgl.: dort, wo — und dann, wann] es ihm beſtimmt iſt.“

5. S. 17: „Sagte mir mein Mann allen [richtiger: alles] Ernſtes“, ſ. Nr. 14.

6. S. 21: „Zeitlicher als in andern Jahren ſproſste das junge Laub hervor“, veraltend oder mundartlich ſtatt: zeitiger, frühzeitiger, ſ. mein Wörterb. III S. 1728 b Nr. 6; Ergänz.-Wörterb. S. 670 a.

7. S. 21: „Auf die . . . Praterfahrten freute ich mich unbändig. Wir hatten uns zu dieſem Zweck ein kokettes ‚Zeugel‘ angeſchafft, nämlich einen Kutſchierwagen mit einem Viererzug von ungariſchen Juckern“, — wieneriſch, ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 671 a Nr. 19 a und 288 c.

8. S. 23: „Dieſem italiäniſchen Jammerpack . . . Mit dem wälſchen Geſindel . . . Sie haben aber noch nicht genug daran, die Katzelmacher!“ — auch: „Sie wollen Prügel haben, die Katzelmacher!“ ꝛc. S. 32, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 296 a, woraus ich das Folgende herſetze: „Katzelmacher (öſterr.) = Italiäner. Gegenwart 13, 25 a ff. (Pfannen-, Keſſelflicker, von ital. cazza).“

9. S. 32/3: „Weil . . . die Kriege ſtets als die wichtigſten und folgeſchwerſten Ereigniſſe dargeſtellt worden, ſo meinte ich, daſs auch gegenwärtig ein ſolches — künftigen Geſchichtsſchreibern als Abſchnittsüberſchrift dienendes — Weltereignis im Gange war [ſtatt: ſei]. Dieſe gehobene wichtigkeitsüberſtrömende Stimmung war übrigens die allgemein übliche.“ Man verſteht wohl einigermaßen aus dem Zuſammenhange, was die Verfaſſerin mit der hervorgehobenen Zuſammenſetzung hat ausdrücken wollen; aber als empfehlenswerth ſind ſolche Zuſammenſetzungen, deren Sinn man mehr errathen als aus dem Worte an und für ſich erkennen kann, meiner Anſicht nach keineswegs zu bezeichnen.

10. S. 34: „Dem ſeine Schlechtigkeit liegt am Tage“ ſtatt: deſſen, ſ. Hauptſchwier. S. 70a Nr. 4e.

11. S. 34: „Alles, was von ihm [dem Feind] ausging, war von vornherein ‚böſewichteriſch‘“ —, wo die Verfaſſerin das Wort dadurch, daſs ſie es in Anführungszeichen einſchließt, als eigentlich nicht ſprachüblich bezeichnet, vgl. das bei Luther ꝛc. vorkommende, heute veraltete böſewichtiſch und böſewichtlich in meinem Wörterb. III S. 1594a Nr. 2e; Ergänz.-Wörterb. 634c und ebd.: Böſewichterei = das Weſen, Thun ꝛc. eines Böſewichts. Warum hat die Schriftſtellerin nicht etwa geſagt? —: „Alles, was von dem Feind ausging, war von vornherein das Thun eines Böſewichts“ oder ä. —

12. „Iſt Frau von Ullsmann fortgezogen? — Vor 3 Tagen in die Irrenanſtalt überführt worden“ mundartlich als untrennbare Zuſammenſetzung ſtatt der trennbaren (ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 215b und Zeitſchr. VII S. 181 Nr. 65). — In der allgemeinen Schriftſprache würde es gewöhnlich heißen: nach der Irrenanſtalt gebracht ꝛc.

13. S. 56: „‚Lori, mein armes Herz, was iſt's?‘ fragte ich, tief begriffen“ ſtatt ergriffen. Liegt hier etwas Mundartliches oder ein bloßer Druckfehler zu Grunde?

14. S. 57: „Ich habe ihn fallen geſehen“, vgl. S. 83: „Sie haben Arno ſterben geſehen?“, wofür es auch — und zwar wohl üblicher — in der dem Infinitiv gleich lautenden Form des Particips ſehen heißen könnte, vgl.: „Ich habe eben die vier Glockenſchläge von allen Glockenthürmen hallen gehört [= hören]“, S. 123, vgl. Zeitſchr. VII S. 85 Nr. 3.

15. S. 63: „Wenn es ſich um uns allein handelte; ſo hätten wir wegen dieſen kleinen Schachs in Solferino die Partie nicht aufgegeben“, ſ. Nr. 5 (und die Inhaltsverzeichniſſe der frühern Jahrgänge) über den falſchen (vielfach um ſich greifenden) Genitiv: allen (ſt. alles) Ernſtes (ſ. unter Nr. 43) und z. B. S. 70: „Daſs ich allein mich ſolchen (ſt. ſolches) Frevels ſchuldig mache“ (ſ. Hauptſchwier. S. 30a Nr. 12;

S. 253b Nr. 2a). Daſs aber die Schriftſtellerin auch ähnlich ſelbſt den Genitiv dieſen ſt. dieſes bildet, überſteigt doch Alles. Man kann einem ſolchen Miſsbrauch nicht ſcharf und entſchieden genug entgegentreten, damit er nicht weiter um ſich greife. Nebenbei bemerkt, ſteht hier Schach nach dem franzöſiſchen échec, wo man im Deutſchen Verluſt ſagt: wegen dieſes kleinen Verluſtes (oder: dieſer kleinen Schlappe) bei Solferino.

16. S. 64: „Er ſoll mich auslaſſen, der gute Mann!“ = in Ruhe, zufrieden laſſen, ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 331c Nr. 4a.

17. S. 68: „Ein abgeſchloſſenes Ganzes“, wofür ich: Ganze vorziehen würde, ſ. Hauptſchwier. S. 280b/1a; doch herrſcht hier allerdings noch Schwanken.

18. S. 72: „Die Erisäpfel . . ., welche die verſchiedenen jungen Pariſſe unter uns vertheilten“, wofür es auch — und wohl empfehlenswerther — in unveränderter Mehrzahl: Paris heißen könnte.

19. S. 73/4: „Von den Dingen, die ich in meinen Büchern von ferne erſchaut und an denen mein Geiſt ſich gelebt“ [lies: gelabt].

20. S. 76: „Wo ein paar unſerer vielgereisten Diplomaten, beredten Reichsräthen oder ſonſtige bedeutende Männer über bedeutende Fragen ihre Meinungen austauſchten.“ Natürlich muſs es: Reichsräthe (im Genitiv) heißen. Ob die Verwechslung mit der Form des Dativs der Schriftſtellerin oder dem Setzer zur Laſt fällt, vermag ich nicht zu entſcheiden.

21. S 79: „Sein Regiment iſt erſt ſeit kurzer Zeit hierher verſetzt worden, daher hat man ihn noch nicht viel in der Geſellſchaft begegnet“ ſtatt: daher iſt man ihm noch nicht viel . . . begegnet, ſ. Wörterb. I S. 555c/6a; Hauptſchwier. S. 65b/6a und vgl. z. B. in unſerem Buche S. 174: „Einem ſchöneren Jüngling, wie [als] dieſem Gottfried v. Teſſow bin ich in meinem ganzen Leben nicht begegnet.“ S. 184: „Den Tod . . . Ich habe zwar als Arzt öfter Gelegenheit, dem Geſellen zu begegnen.“ ꝛc. (ſ. Nr. 28).

22. S. 86: „Ich bin froh, daſs die Tanzerei vorüber iſt“; S. 135: „Daſs wir Sie Montag Abend zu einer kleinen Tanzerei erwarten“, ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 550c, vgl. unten S. 11 Nr. 58.

23. S. 87: „Obgleich der Faſching mit ſeinen großen Ballfeſten zu Ende war, ſo hatten die geſelligen Vergnügungen darum nicht aufgehört“, ſ. über dies darum im Sinne von trotzdem ꝛc. Wörterb. III S. 1411c Nr. 2.

24. S. 105: „Es war ein unangenehmes, ‚bösgewiſſiges‘, verwirrendes Gefühl.“ Dieſem von der Schriftſtellerin hier in Gänſefüßchen eingeſchloſſenen Eigenſchaftswort bin ich — ſo weit mein Gedächtnis reicht,

hier zum erſten Mal begegnet, zur Bezeichnung eines Gefühls, bei dem man ein böſes (oder wenigſtens kein ganz gutes, freies) Gewiſſen hat.

25. S. 108: „Ich habe Nichts anders gründlich gelernt als die Soldaterei", ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 486c.

26. S. 109: „So ſprachen wir . . . in leiſem Ton . . ., um . . . nicht gehört zu werden; denn unſere getauſchten Anſichten . . . paſsten nicht für die Ohren des Generals", — üblicher und beſſer wohl: die Anſichten, die wir mit einander austauſchten.

27. S. 112: „Wie konnte ich nur ſo kalt, ſo unhöflich, ſo beinahe grob mit einem Menſchen ſein, der mir ſo warme Sympathie einflößte?" — ſtatt: gegen einen Menſchen.

28. S. 119: „In der hoffenden Erwartung, ihm zu begegnen" (ſ. o. Nr. 21), ſtatt: in der Hoffnung (und Erwartung) ꝛc.; denn nicht die Erwartung, ſondern die erwartende Perſon hofft, doch ſ. Hauptſchwier. S. 55b ff. unter dem Titelkopf: „Attributive Participia Präſentis Nr. 2.

29. S. 120: „Ich brachte es jedoch nicht über mich, eine diesbezügliche Frage zu ſtellen" ſt.: eine darauf bezügliche Frage ꝛc. oder ganz kurz: nach ihm zu fragen.

30. S. 127: „Das habe ich zu allem Anfang geſagt" ſt.: von Anfang an.

31. S. 128: „In den drei Jahren, die du in ländlicher Einſamkeit und mit Leſen ſchlechter Bücher zugebracht haſt, ſind deine Ideen ſo verſchroben geworden." Hier (ſ. Hauptſchwier. S. 335b Nr. 3a) iſt werden nicht Hilfszeitwort zur Bildung des Paſſivs in Verbindung mit dem Particip des zielenden Zeitworts (in welchem Falle es ſtatt geworden — worden heißen müſste), ſondern ſelbſtändiges Zeitwort neben dem zum vollſtändigen Eigenſchaftswort gewordenen Particip als Prädikat, vgl.: Deine Ideen ſind ſo verſchrobene geworden.

32. S. 151: „Gab ich Befehl, niemand Andern als Tilling vorzulaſſen", ſtatt: Niemand oder Keinen ſonſt (oder anders) oder keinen Andern als, ſ. Hauptſchwier. S. 190a.

33. S. 159: „Althaus hatte ſeinem [ſtatt: ſein] Pferd die Gangart des meinen annehmen laſſen", ſ. Hauptſchwier. S. 195b Nr. 3 unter laſſen Nr. 3, ausführlich in meinem Wörterb. und in Herrig's Archiv für das Studium der neuern Sprachen Bd. 27, S. 233.

34. S. 173/4: „Was mir an den Norddeutſchen beſonders wohl gefiel, war die Sprache. Nicht nur, weil dieſelbe [ſie, ſ. Nr. 1] den Accent meines Mannes aufwies, — eine ſeiner Eigenthümlichkeiten, in welche ich mich zuerſt verliebt hatte, — ſondern weil ſie mir, im Vergleich zu der in

Österreich üblichen Redeweiſe, ein höheres Bildungsniveau zu bekunden ſchien, oder vielmehr nicht nur ſchien, ſondern in der That bekundete. Grammatikaliſche Verſtöße, wie ſolche die Umgangsſprache der beſſeren Wiener Kreiſe verunſtalten, kommen in der guten Berliner Geſellſchaft nicht vor. Die preußiſche Verwechſelung des Datio[s] und Accuſatio[s]: ‚Gieb mich einen Federhut' bleibt auf die unteren Klaſſen beſchränkt, während die in Wien üblichen Kaſusfehler: ‚ohne dir' — ‚mit die Kinder' häufig genug in den erſten Salons gehört werden. ‚Gemüthlich' mögen wir immerhin unſere Sprache nennen und dieſelbe [ſie] auch von den Ausländern ſo beſunden werden laſſen, — eine Inferiorität ſtellt ſie jedenfalls vor. Wenn man Menſchenwerth nach der Bildungsſtufe miſſt — und welchen richtigeren Maßſtab gäb' es wohl als dieſen? — ſo iſt der Norddeutſche um ein Stückchen mehr Menſch als der Süddeutſche, — ein Ausſpruch, der im Munde eines Preußen ſehr ‚arrogant' klänge und aus der Feder einer Öſterreicherin ſehr unpatriotiſch erſcheinen mag; — aber wie ſelten giebt es eine ausgeſprochene Wahrheit, die nicht irgend wo oder irgend wen verletzte?"

Ich habe dieſen Ausſpruch einer öſterreichiſchen Schriftſtellerin hier vollſtändig hergeſetzt, aber ich möchte dabei doch auch einen von mir mehrfach ausgeſprochenen Wunſch wiederholen, daſs für Alldeutſchland, wozu ich natürlich auch Deutſch-Öſterreich rechne, aus den anerkannteſten und berufenſten Perſonen aller betheiligten Kreiſe möglichſt bald eine „Akademie der deutſchen Sprache" ins Leben treten möge, deren aus ſorgfältigſter, allſeitiger Prüfung und Erwägung hervorgegangene Beſchlüſſe in allen noch ſchwankenden und zweifelhaften Fällen für den richtigen Gebrauch in unſerer Mutterſprache als Richtſchnur zu gelten hätten.

35. S. 174: „Aus der Liebenswürdigkeit und geiſtigen Bedeutendheit dieſer Frau" ſtatt des richtigeren Bedeutenheit, vgl. Zeitſchr. VII S. 453 Nr. 17.

36. S. 178: „Wahrſcheinlich, daſs man es ſich nicht zum Beruf machen kann, bis an ſein Lebensende ‚hochzeitzureiſen'." Zu dieſem von der Verfaſſerin ſcherzhaft aus dem zuſammengeſetzten Hauptwort „Hochzeitreiſe" gebildeten und als trennbar behandelten zuſammengeſetzten Zeitwort hochzeitreiſen vgl. in der Zeitſchr. V S. 303 ff. von Hrn. P. L. Ipſen in Kopenhagen einen Aufſatz, an deſſen Spitze ſich aus Bertha v. Suttner's Roman [I S. 246] der Satz findet:

Unter dieſen wurde fleißig Karten geſpielt, [wurden] gemäßigte Parkpromenaden gemacht, [wurde] den Tafelfreuden gehuldigt und unabſehbar viel „kannegegoſſen", worin die Zuſätze in eckigen Klammern von mir herrühren, die das Schlusswort einſchließenden Anführungszeichen von der Verfaſſerin,

und zu Herrn Ipſen's Aufſatz ſehe man auch den von mir gebrachten Zuſatz, beſonders S. 306/7.

37. S. 179: „Könnte ich dir befehlen, dem Militärdienſt Valet zu ſagen und nur mehr [ſtatt noch] meinem Dienſt zu leben", vgl. S. 204: „Nun aber . . . wird das Land einer jüngeren Linie zugetheilt und gilt nur mehr [ſt. noch] als ein däniſches Fahnenlehen", u. ö., ſ. Wörterb. II S. 270 b unter mehr 3 f.

38. S. 190: „‚Edelleute' braucht die Zukunft keine [= nicht, ſ. Wörterb. I S. 892 a/b unter kein Nr. 8], deſto mehr Edelmenſchen, bekräftigte Friedrich." Dieſer Gegenüberſtellung (entſprechend: Adlige — und edle Menſchen) entſpricht auch als Fortbildung auf S. 248: „Die Verheißung der Edelmenſchlichkeit, welche berufen iſt, . . . die alte Barbarei zu überwinden."

39. S. 196: „Dummheiten unſerer eigene[n] Mitmenſchen", wo das von mir hinzugefügte n wohl nur durch einen Druckfehler weggeblieben iſt.

40. S. 208: „Dinge, die Einem [ſtatt: Einen] abſolut Nichts angehen", ſ. Hauptſchwier. S. 42 b; Zeitſchr. VII S. 70 Nr. 8.

41. S. 214: „Noch immer trarate das ferne Hornſignal", ſ. Wörterb. III S. 1340 b.

42. S. 216: „Daſs der Scheidende eher mit Abſcheu denn [als] mit Jubel an die Mordarbeit ging", vgl. S. 243: „Wie . . . unſer Schmerz ſich mehr in Thränen und Küſſen denn in Worten geäußert" ꝛc. ſ. Hauptſchwier. S. 308 b/9 a Nr. 5 f, g; Zeitſchr. VII S. 110 Nr. 22; 173 Nr. 11; 453 Nr. 15.

43. S. 216: „Es war noch unſer beſter Troſt, daſs Jedes ſeine Troſtloſigkeit vom Andern wohl verſtanden wuſste", ſ. Hauptſchwier. S. 214 b ff. über das Neutrum als Zuſammenfaſſung des männlichen und des weiblichen Geſchlechts (von den beiden Perſonen des Ehepaars). Hier iſt der ſüddeutſche Gebrauch genauer als der norddeutſche, der in ſolchen Fällen meiſt das männliche Geſchlecht als das weibliche mit umfaſſend anwendet: „daſs Jeder ꝛc."

44. S. 226: „Schaden können ſie doch keinesfalls", ſ. mein Wörterb. I S. 891 b, wo es unter Kein 1 heißt: „Abwandlung wie bei dein . . ., doch auch keinenfalls neben keineswegs". Doppelt auffällig iſt, daſs die Schriftſtellerin, die für das heute durchgedrungene keinenfalls das allerdings ſtrenger richtige keinesfalls ſetzt, doch (ſ. Nr. 14) von dies den ganz ungewöhnlichen Genitiv dieſen ſtatt dieſes verwendet.

45. S. 231: „Den Schlachtruf der nach Menſchlichkeit lechzenden Menſchenheit" ſt. Menſchheit ſ. mein Wörterb. II S. 292 b Nr. 2.

46. S. 235: „Daſs der Schlachteneifer nichts Übermenſchliches, ſondern Untermenſchliches iſt“ ſ. Wörterb. II S. 293a.

47. S. 249: „Erinnerſt du dich unſerer Hochzeitsreiſe, unſerer Abfahrt von Wien, das erſte Alleinſein [ſtatt: des erſten Alleinſeins] im Waggon, die [ſtatt: der] Nacht in Prag?“ (als Ausweichung aus der Satzfügung.)

48. S. 252: „Eine Miſsbeurtheilung ſeines Charakters“, ſ. Wörterb. III S. 1310, vgl.: eine falſche Beurtheilung ꝛc. — und: ein Miſsurtheil über ſeinen Charakter.

49. S. 255: „Du haſt doch ſelber auf Italiäner und Dänen gehaut“ [ſt. gehauen], ſ. Wörterb. I S. 704c.

50. S. 264: „Ich war darum nicht . . . auf [ſtatt: an] den Bettelſtab gebracht.“

51. S. 267: „Ihr Intereſſenhorizont, deſſen Enge ich immer erkannt hatte, machte mir den Eindruck, jetzt noch zuſammengeſchrumpfter zu ſein“, wo auch ohne Steigerung das bloße zuſammengeſchrumpft ausgereicht haben würde.

52. S. 271: „Dieſe Entlaroung zweier geliebter [beſſer: geliebten] Weſen.“

53. S. 275: „Auf herzquäleriſche Weiſe“, vgl. Wörterb. II S. 613b, Ergänz.-Wörterb. S. 399a.

54. S. 278: „Das Noch-näher-Bringen von zwei ſo allernaheſten Herzen“, ſ. über die mundartliche Form des Superlativs naheſt (ſtatt nächſt) Wörterb. II S. 381c nah I 1c.

55. S. 278: „Vor dem Sterben hatte ich auch wohl gefürchtet“, üblicher (ſ. Wörterb. I S. 520b/c) entweder tr.: „Das Sterben hatte ich gefürchtet“ oder refl.: „Vor dem Sterben hatte ich mich gefürchtet.“

56. S. 290: „Et patati et patata, wie die Franzoſen ſagen, Tritſchtratſch heißt es auf Deutſch“, auch S. 312, ſ. Wörterb. III S. 1354c; Ergänz.-Wörterb. I S. 572a.

57. S. 291: „Trotz meines Vaters dringenden Zuredens“, wo der ſächſiſche Genitiv von einem ſelbſt im Genitiv ſtehenden Hauptwort abhängt (ſ. Hauptſchwier. S. 239/40) beſſer: Trotz meines Vaters dringendem Zureden oder: trotz des dringenden Zuredens meines Vaters (ſ. o. S. 3/4 Nr. 3).

58. S. 301: „Wenn Jene rüſten, müſſen wir auch rüſten; wenn wir abrüſten, wer weiß, ob Jene abrüſten? So ſchlug die Rüſterei in allen möglichen Varianten an mein Ohr.“ Das hervorgehobene Hauptwort (wie freilich nach Ähnlichkeit faſt von allen Zeitwörtern ähnliche gebildet werden können, vgl. oben S. 7 Nr. 22) trage ich hier als auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. fehlend nach. (Bem. zum 2. Bd. im nächſten Heft.)

Einige ſprachliche Bemerkungen zu einem Aufſatze von Dr. O. E. Schmidt in den Grenzboten 52, 3, S. 253 ff.

1. S. 259: „Er wandte ſich an einen ihm befreundeten Sekretär Francesco Bruni mit der Bitte, daſs er ihm irgend eine beſcheidene Stellung bei der Kurie verſorge“ ſtatt verſchaffe. Faſt ſcheint es, als habe dem Schreibenden eine Wendung vorgeſchwebt, wie: „Jemandem eine Stellung als Verſorgung verſchaffen“, aus der er ſich das ungewöhnliche: „Jemandem eine Stellung verſorgen“ gebildet habe, vgl. auch: ihn durch eine Stellung verſorgen u. Ä. m.

2. S. 265: „Florenz iſt die Stadt [, die] und die Florentiner ſind das Volk, das nicht nur daheim die Tyrannei verabſcheut, ſondern auch auswärtiger Städte Freiheit mit allen Kräften zu vertheidigen bereit iſt.“

Ohne das von mir in Klammern hinzugefügte „die“ enthält der Satz eine kleine Härte, da das Relativpronomen „das“ ſich genau genommen eben nur auf das vorangegangene „Volk“, nicht auch auf das weibliche „die Stadt“ beziehen kann.

3. S. 266: „In einem umfangreichen Briefe an Francesco Bruni über die Verderbtheit der Kirche läſſt er [d. i. Coluccio Salutati] den Apoſtel Petrus vom Himmel herniederſteigen und den päpſtlichen Hof in Avignon beſuchen. Da ſieht er“, der Leſer muſs doch zunächſt annehmen, daſs dieſes „er“ gleichfalls den Coluccio Salutati bezeichnen ſoll; gemeint iſt aber nicht das Subjekt, ſondern das Objekt des vorangegangenen Satzes; warum alſo nicht: Da ſieht Petrus [oder der Apoſtel] ſeinen Nachfolger u. ſ. w.?

Dresden Dr. Julius A . . . .

Ein Hühnerhund wird zu kaufen geſucht.

Eine analytiſche Frage. Von P. L. Ipſen in Kopenhagen.

(Mit einigen Fuß-Anmerkungen des Herausgebers.)

Hochgeehrter Herr Profeſſor!

Sie haben meine Bemerkungen und Einwände immer mit ſeltener Liberalität und großer Liebenswürdigkeit aufgenommen und beantwortet. Es wird Sie deshalb nicht wundern, daſs ich heute wieder einmal auf eine alte Streitfrage zurückkomme, um meine von der Ihrigen abweichende Meinung zu vertheidigen.

In dem als Überſchrift benutzten Satz iſt „Ein Hühnerhund“ Subjekt für „wird geſucht“. Dieſe paſſiviſche Konſtruktion kann aber nach Ihrer Meinung — wie Sie in Ihrem Artikel Jahrgang II S. 240—44

entwickelt haben — richtig nur gebraucht werden, wo in dem entſprechenden aktiviſchen Satz — „Man ſucht einen Hühnerhund zu kaufen“ — „einen Hühnerhund“ als unmittelbares Objekt für „ſucht“ aufzufaſſen iſt, während der Infinitiv „zu kaufen“ auf die Frage: „Wozu?“ oder: „Zu welchem Zweck?“ antwortet. Wenn es aber aktiviſch heißt: „Der Betrüger verſuchte, den unechten Edelſtein für einen echten zu verkaufen“, dann muſs nach Ihrer Anſicht der entſprechende paſſiviſche Satz heißen: „Es wurde von dem Betrüger verſucht[1], den unechten Edelſtein für einen echten zu verkaufen“, nicht dagegen: „Der unechte Edelſtein wurde von dem Betrüger für einen echten zu verkaufen verſucht“[2], eben weil in dem aktiviſchen Satz (wie auch durch das Komma angedeutet) „den unechten Edelſtein“ nicht Objekt für „verſuchte“ iſt; er verſuchte ja nicht den Edelſtein, ſondern „Er verſuchte zu verkaufen“, und was verſuchte er zu verkaufen? —: „den Edelſtein“.

Daſs dieſe Diſtinktion eben ſo ſcharfſinnig wie logiſch richtig iſt, will ich natürlich nicht leugnen. Ich möchte nur darauf aufmerkſam machen, daſs die Logik und der Sprachgebrauch nicht immer zuſammenfallen. Es giebt viele logiſche Unterſcheidungen, um welche die Sprache ſich gar nicht kümmert.[3] So auch hier; die von Ihnen aufgeſtellte Unterſcheidung wird nach meiner Erfahrung von dem Sprachgebrauch nicht beobachtet; wenn ich nicht irre, kann man ganz gut ſagen: „Der unechte Edelſtein wurde für einen echten zu verkaufen verſucht.“[4] Ich erlaube mir, einige Beiſpiele anzuführen, die mit Ihrer Regel im Widerſtreit ſind:

1. [Die unerquicklichen politiſchen und ſocialen Zuſtände Deutſchlands,] welche durch den aufgeklärten Deſpotismus z. B. Friedrich's des Großen und Joſeph's II. zu beſſern verſucht und eben damit gerichtet wurden.[5] Gottlob Egelhaf „Grundzüge der deutſchen Litteraturgeſchichte“, Neunte Auflage, S. 105.

---

[1] (vgl.: der Verſuch gemacht).

[2] vgl.: Den unechten Edelſtein für einen echten zu verkaufen, wurde von dem Betrüger der Verſuch gemacht.

[3] aber Jeder, der ſich des richtigen Sprechens befleißigt, hütet ſich doch ſorgfältig vor Ausdrücken, die der Logik gradezu widerſtreiten.

[4] Daſs dgl. hin und wieder geſagt wird, habe ich nie beſtritten; aber daſs man „ganz gut“ ſo ſagen kann, muſs ich entſchieden beſtreiten. Die von Ihnen im Folgenden angeführten Beiſpiele zeigen eben nur, daſs das Fehlerhafte nicht immer gemieden wird; aber als „ganz gut“ und als Muſter zur Nachahmung kann ich dieſe Beiſpiele nicht gelten laſſen. Ich werde im Folgenden möglichſt kurz angeben, wie das nach meiner Anſicht Fehlerhafte zu vermeiden und zu verbeſſern geweſen wäre.

[5] vgl. tadellos: . . ., die . . . zu beſſern geſucht wurde (oder: die der aufgeklärte Deſpotismus zu beſſern ſuchte) und die eben damit gerichtet wurden.

2. [Die von allen Seiten angegriffene Handelspolitik des Kongo-staates] wird jetzt officiös zu rechtfertigen gesucht.[6] Vossische Zeitung 1892 Nr. 352 Abend-Ausgabe.

3. . . .; S. 450 „raupig" (740 rauchig, durch „rauh" zu erklären gesucht;[7] . . . Sanders Zeitschrift für deutsche Sprache VI, 100 (in einer Abhandlung von Dr. K. Landmann).

Ähnlich bei den Verben „beginnen" und „anfangen":[8]

4. Der rasch entworfene Plan wurde, nachdem Kurt ein Telegramm aufgegeben, sogleich auszuführen begonnen, . . . Der Zeitgeist 1890 Nr. 3 S. 3a.

---

[6] vgl. fehlerlos: Es wird jetzt officiös gesucht (oder versucht, der Versuch gemacht — oder: man sucht ꝛc. . . .), die Handelspolitik zu rechtfertigen.

[7] Das mag noch am ehesten hingehen, eben weil kein vollständiger Satz vorliegt und die Ergänzung also dem Leser überlassen bleibt, vgl. z. B.: rauchig hat Koch durch rauh erklären gesucht.

[8] von denen in dem ursprünglichen Aufsatz nicht die Rede war; ich möchte darauf hinweisen, dass man sie in Verbindung mit einem Infinitiv und „zu" nur selten im Passiv gebraucht, s. mein Wörterb. I S. 409b unter „anfangen" 3: Das Kind hat angefangen, Französisch zu lernen . . . . Zuweilen auch passiv, einem Aktiv mit „man" entsprechend. Dass „Treue um Treue" angefangen worden zu drucken, ist mir gleichgültig. Platen [in einem nicht für die Veröffentlichung geschriebenen Briefe] —, vgl. üblicher und besser: Dass der Druck des Stückes angefangen worden ꝛc. (Kein Deutscher würde auch so leicht sagen: Von dem Kinde ist angefangen worden, Französisch zu lernen.) In den beiden von Herrn Ipsen angeführten Sätzen würde man üblicher und besser sagen: Man begann sogleich, den rasch entworfenen Plan auszuführen oder: mit der Ausführung des Plans ꝛc., vgl. passiv: Mit der Ausführung . . . wurde sogleich begonnen; ähnlich: Ehe man die angeregten Punkte nur recht zu erörtern angefangen (oder mit der Erörterung . . . angefangen) ꝛc.

In Bezug auf die weiter bei Herrn Ipsen folgenden Sätze wird er sich leicht überzeugen können, dass ich mit ihm — auch in Betreff der Stellung im Satze — vollkommen übereinstimme, wenn er nur achtsam nachlesen will, was ich in der Zeitschr. II S. 244 als „richtig" bezeichnet habe. Ich wiederhole es hier:

„Es heißt richtig: Die und die Gegenstände (Subjekt in der Mehrzahl, Nominativ) werden (Mehrzahl) zu kaufen gesucht, — dagegen: Oft wird (Einzahl) von Betrügern versucht, einen Gegenstand — oder: verschiedene Gegenstände, (Objekt des Zeitworts verkaufen, im Accusativ) weit über den Werth zu verkaufen ꝛc."

Ich habe mir aus der National-Ztg. 43, 662 noch den Satz aufgezeichnet:

„Weiter wird der Nachweis zu führen gesucht"

mit der hinzugefügten Verbesserung: „Weiter wird gesucht, den Nachweis zu führen", nicht in der Stellung: „Weiter wird der Nachweis zu führen gesucht."

Der Unterschied zwischen Herrn Ipsen's und meiner Ansicht ist, wenn ich es kurz aussprechen soll, der folgende: Ich erblicke in einem Satz, wie der zuletzt aus der National-Ztg. angeführte, eine Nachlässigkeit und halte ihn (als den Verhältnissen von Objekt und Subjekt widerstreitend) für unrichtig und verbesserungsbedürftig. Herr Ipsen giebt zu, dass darin eine Verwechslung von Subjekt und Objekt vorliegt, aber er meint

5. Hin und her flogen Rede und Antwort, die entgegengeſetzten Punkte wurden angeregt, aber — ehe ſie nur recht zu erörtern angefangen wurden — in echt franzöſiſcher Weiſe wieder fallen gelaſſen. Otto Sigl „Zwei Abenteuer“ S. 17.

In meinem in Ihrem Artikel erwähnten Brief hatte ich (ſ. S. 243) folgende Beiſpiele angeführt:

6. Dieſe Idee wurde in die Gewerbenovelle von 1873 wieder einzuſchmuggeln verſucht.

7. Eine Wirkung, die ſonſt mit Hilfe des Schleiers hervorzubringen verſucht wird.

8. Ein Mordattentat wurde geſtern Abend in Eimsbüttel zu verüben geſucht.

Hierzu bemerken Sie S. 244: „Die von Herrn Ipſen gegebenen Belege beweiſen Nichts, da darin nur Wörter mit gleicher Form für den Nominativ und den Accuſativ (Subjekt und Objekt) vorkommen.“

Ich glaube doch, daſs wenigſtens in den Beiſpielen 6 und 8 „Dieſe Idee“ und „Ein Mordattentat“ als Subjekte im Nominativ aufgefaſſt werden müſſen, und zwar wegen der Wortſtellung; „wurde verſucht“ und „wurde geſucht“ hätten, wenn ſie als unperſönliche paſſiviſche Sätze aufzufaſſen wären, nicht in der Weiſe auseinandergeriſſen werden können, wie in den Beiſpielen geſchehen iſt. Wäre Ihre Analyſe — „Dieſe Idee“ und „Ein Mordattentat“ als Objekte im Accuſativ — richtig, dann müſſte man dafür ein Objekt in der Mehrzahl einſetzen können, ohne Veränderung der übrigen Satztheile, alſo:

Dieſe Ideen wurde in die Gewerbenovelle von 1873 wieder einzuſchmuggeln verſucht.

Zwei Mordattentate wurde geſtern Abend in Eimsbüttel zu verüben geſucht.

Wenn ich aber nicht ganz irre, ſind dieſe Sätze unmöglich, ebenſo unmöglich wie: „Einen Hühnerhund wird zu kaufen geſucht“; es müſſte vielmehr heißen: „Dieſe Ideen wurden“ u. ſ. w., was meine Analyſe beſtätigt.

(worin ich ihm nicht zuſtimmen kann), daſs dieſe Nachläſſigkeit und dieſer Fehler durch den Sprachgebrauch geheiligt ſei, und will Das, wovor ich als Fehler warne, als „ganz gut“ bezeichnen. Die Leſer mögen entſcheiden, wem ſie hier Recht geben und folgen wollen. Um jeder Miſsdeutung vorzubeugen, will ich noch aus meinem frühern Aufſatz zum Schluſs das Folgende herſetzen:

Ich ſuche einen ſchönen, großen Garten, nicht zu kaufen, ſondern zu miethen, — paſſiviſch: Es wird von mir ein ſchöner Garten nicht zu kaufen, ſondern zu miethen (vgl.: nicht zum Kauf, ſondern zur Miethe) geſucht ꝛc.

Auch bei Beiſpiel 7 ſcheint mir die Wortſtellung dafür zu ſprechen, daſs „die“ Subjekt iſt. Wäre es Objekt für „hervorzubringen“, müſste dieſes Wort unmittelbar darauf folgen; vergleichen Sie das von Ihnen S. 244 gegebene Beiſpiel: „Ein Effekt, den hervorzubringen, ſonſt mit Hilfe des Schleiers verſucht wird.“ Und machen wir eine ähnliche Probe auf Beiſpiel 7 wie auf 6 und 8 mit einem Wort in der Mehrzahl: „Wirkungen, die ſonſt mit Hilfe des Schleiers hervorzubringen verſucht wird“, — klingt das gut? Sagen wir aber: „verſucht werden“, dann iſt Alles in Ordnung.[9]

Auch die Beiſpiele 6—8 ſtimmen alſo nach meiner Anſicht nicht mit Ihrer Regel überein.

9. Es wird vielmehr der Nachweis zu erbringen verſucht, daſs . . . Berliner Tageblatt 1892 Nr. 427, Morgen-Ausgabe.

Nach Ihrer Auffaſſung iſt dieſes Beiſpiel nur richtig, wenn man wie bei dem entſprechenden aktiviſchen Satz analyſieren kann: „Man verſucht den Nachweis“, „Der Nachweis wird verſucht“, — zu welchem Zweck? „zu erbringen“. Dieſe Analyſe ſcheint mir aber ſehr gezwungen. Das Beiſpiel müſſte deshalb nach Ihrer Regel ſchlechtes Deutſch ſein.

In folgenden Beiſpielen ſcheint es mir ebenfalls, auch wegen der Wortſtellung, das Natürlichſte, „fette Beute“ und „eine Erklärung“ als Subjekte im Nominativ aufzufaſſen:

10. Charakteriſtiſch iſt es übrigens, daſs von dem plünderungsluſtigen Geſindel zumeiſt nur „fette Beute“ in den Schlächterläden zu machen geſucht worden iſt, . . . Berliner Tageblatt 1892 Nr. 110 Morgen-Ausgabe. Erſtes Beiblatt.

11. . . .; wo überhaupt einmal eine Erklärung abzugeben verſucht wird, . . . Sonntagsbeilage Nr. 32 zur Voſſiſchen Zeitung 1892 Nr. 365.

Die folgenden zwei Beiſpiele mögen hier einen Platz finden, nicht als Beweisſtellen, ſondern weil ſie ein paar neue Verba — „wünſchen“ und „vergönnen“ — enthalten:

[9] bis auf die Fehler gegen die Sprachlehre und gegen die Logik, da doch nun eben einmal nicht die Wirkungen verſucht werden, ſondern das Hervorbringen der Wirkungen verſucht wird. Auch wüſste ich nicht, was ein deutſches Ohr gegen den Klang einzuwenden haben ſollte, wenn es hieße: die hervorzubringen ſonſt mit Hilfe des Schleiers verſucht wird. Vergleichen Sie noch: Ich bitte Dich, mir die Sachen ſofort nachzuſchicken, — paſſiviſch: Du wirſt gebeten, mir die Sachen ſofort nachzuſchicken — und (mit Weglaſſung des von „bitten“ abhängigen Objekts): Ich bitte, mir die Sachen ſofort nachzuſchicken, — paſſiviſch: Es wird gebeten, mir die Sachen ſofort nachzuſchicken, auch wohl (in minder guter Stellung): Die Sachen mir ſofort nachzuſchicken wird gebeten, — aber nicht: Die Sachen werden gebeten mir ſofort nachzuſchicken u. ä. m.

12. 2 leere Zimmer werden in einer guten Familie für eine ältere Dame abzumiethen gewünſcht, . . . Vierte Beilage zur Voſſiſchen Zeitung 1892 Nr. 427.

13. . . . und es umfing ihn wieder jener ſchönſte Traum, der einem ſterblichen Menſchen zu träumen vergönnt iſt. Über Land und Meer 1893 Nr. 17 S. 354b.

Ich erlaube mir endlich, ein paar Beiſpiele für die unperſönliche Konſtruktion zu geben:

14. Dabei wird verſucht, die Sachlage zu verwirren, . . . Voſſiſche Zeitung 1892 Nr. 362 Abend-Ausgabe.

15 . . ., als nach dem Frankfurter Frieden verſucht wurde, die neue deutſche Kaiſermacht als Sturmbock gegen das geeinte Italien zu benutzen, . . . Berliner Tageblatt 1888 Nr. 460 Montags-Ausgabe.

16. [Wenn andere Mittel geſcheitert wären], würde verſucht worden ſein, eine Kundgebung gegen die Europäer nach Art Arabi Paſcha's zu Wege zu bringen. Voſſiſche Zeitung 1893 Nr. 32 Abend-Ausgabe.

Für „ſuchen", „verſuchen" und einige andere Verba könnte man alſo vielleicht folgende Regel geben:

In der aktiviſchen Konſtruktion: „Man ſucht einen Hühnerhund zu kaufen", „Der Betrüger verſuchte, den unechten Edelſtein für einen echten zu verkaufen", „Man verſuchte, eine Kundgebung gegen die Europäer zu Wege zu bringen", giebt es im Paſſiv zwei Konſtruktionen, eine unperſönliche und eine perſönliche:

1. Es wird geſucht, einen Hühnerhund zu kaufen.

Es wurde von dem Betrüger verſucht, den unechten Edelſtein für einen echten zu verkaufen.

Es wurde verſucht, eine Kundgebung gegen die Europäer zu Wege zu bringen.

2. Ein Hühnerhund wird zu kaufen geſucht.

Der unechte Edelſtein wurde für einen echten zu verkaufen geſucht.

Eine Kundgebung gegen die Europäer wurde zu Wege zu bringen verſucht.

— und zwar wird nach meiner Meinung die 2. Konſtruktion wie die 1. in allen Fällen gebraucht, gleich viel, wie der entſprechende aktiviſche Satz zu analyſieren iſt.

Dieſe paſſiviſche Konſtruktion iſt freilich ſehr merkwürdig und enthält wenigſtens in vielen Fällen eine ſprachliche Unregelmäßigkeit, indem ein Wort, das im Aktiv nicht Objekt für das Hauptverbum iſt, im Paſſiv

Subjekt wird. Ich möchte übrigens wiſſen, ob es nicht richtiger wäre, im Aktiv überall den Infinitiv als das nächſte Objekt aufzufaſſen.

Hiermit, hochgeehrter Herr Profeſſor, ſchließe ich dieſen kleinen Aufſatz und übergebe ihn Ihrer ſachkundigen Prüfung.

Mit beſonderer Hochachtung
Ihr ergebener
V. L. Ipſen.

Zwei.

Über eine intereſſante ſprachliche Eigenthümlichkeit, die an der Saar in der Nähe von Saargemünd herrſcht, wird der „Straßb. Poſt“ berichtet. In jener Gegend hat man drei verſchiedene Formen für das Zahlwort zwei, je eine für das männliche, das weibliche und das ſächliche Geſchlecht. Der Gebrauch dieſer drei Formen für die verſchiedenen Geſchlechter iſt ſo in Fleiſch und Blut übergegangen, daſs ſelbſt bei Kindern eine Verwechslung nie vorkommt. In der Gegend von Saargemünd habe ich ſeiner Zeit einmal einem Buben von etwa fünf Jahren zwei Äpfel vorgelegt und ihn gefragt, was Das ſei. Der Kleine antwortete, ohne zu zögern: „zween Ebbel“. Ich zeigte ihm dann zwei Gabeln und ſtellte dieſelbe Frage: „Das ſinn zwo Gaweln“ war die raſche Antwort. Als ich dann zwei Meſſer zur Hand nahm, ſagte der kleine Burſche ſofort, ohne meine Frage abzuwarten: „Das ſinn zwei Mäſſere“. Ich habe, weil mir die Sache Vergnügen machte, öfters ſolche Fragen geſtellt und die Leute im Geſpräche beobachtet. Nie hat man das Geſchlecht verwechſelt. Die Leute ſagen regelmäßig „zween Männer“, „zwo Fraue“ und „zwei Kinner“ und werden wahrſcheinlich in hundert Jahren noch ebenſo ſagen.

Ich habe dem Vorſtehenden aus der National-Ztg. 47, 117 ein Plätzchen in meiner Zeitſchrift eingeräumt, nicht etwa als ob ich glaubte, daſs die Scheidung nach den 3 Geſchlechtern für das in der Überſchrift genannte Zahlwort meinen Leſern etwas vollkommen Neues bieten könnte, kennen ſie doch die meiſten wenigſtens aus Luther's Bibel; aber viele werden doch überraſcht ſein, daſs dieſe aus der heutigen ungebundenen Schriftſprache ganz verſchwundene Unterſcheidung ſich — wie theilweiſe überhaupt in Oberdeutſchland — grade in einem Theile Lothringen's ſo zäh und rein forterhalten hat und vorausſichtlich noch lange forterhalten wird. Für das Einzelne verweiſe ich auf die Anmerkung in meinem Wörterb. III S. 1806 und das dort namentlich aus Schmeller's bairiſchem und v. Schmid's ſchwäbiſchem Wörterbuch Angezogene und beſchränke mich auf die Mittheilung, daſs ſchon bei Luther ſich das eigentlich ſächliche

zwei neben dem männlichen zween und dem weiblichen zwo als Zusammenfassung für Mann und Frau findet (s. namentlich Prediger 4 V. 9—12 und vgl. Matth. 19, 5 ꝛc.). In meinem Wörterb. heißt es: „Allmählich griff zwei weiter um sich und verdrängte wenigstens für die gewöhnliche Prosa der heutigen Sprache zween und zwo gänzlich und so erklärt sich, dass bei Späteren die nicht mehr ganz lebendigen Formen regelwidrige Anwendung finden, wofür ich — um von Andern zu schweigen — Belege aus Gellert, Goethe und Schiller beigebracht habe.

Eigen aber berührt es, dass sich in dem Munde eines Saargemünder kleinen Buben die regelrechte Unterscheidung noch heute richtiger und kräftiger erhalten hat als bei einem Goethe und Schiller.

Aus einem kleinen Aufsatz in der National-Ztg. 47, 125 glaube ich nachträglich noch Folgendes hinzufügen zu müssen:

„Übrigens hat sich dieser Sprachgebrauch nicht allein in der Gegend von Saargemünd erhalten; auch in Solz, zwei Stunden von Bebra im ehemaligen Kurhessen, ist er jetzt noch ganz allgemein."

Vielleicht weiß auch noch einer oder der andere Leser meiner Zeitschrift weitere Gegenden anzugeben, in denen sich dieser Sprachgebrauch lebendig forterhalten hat.

Ein Brief an den Herausgeber, von Prof. Dr. Valentin Hintner in Wien.

Sehr geehrter Herr Professor!

Gestatten Sie mir, dass ich als geborner Tiroler, der sich mit tirolischen Mundarten lange und eingehend beschäftigt hat, zu Ihren Bemerkungen im VII. Jahrg. dieser Zeitschr. S. 339—342; 371—375; 415—419 einige Gegenbemerkungen mache. Diese treffen ja nicht Sie, geehrtester Herr Professor, vielleicht auch nicht Rosegger, sondern ich halte sie zur Klarstellung des Sachverhaltes für nothwendig.

Um Missverständnissen vorzubeugen, hätte ich an Ihrer Stelle in der Überschrift nicht gesagt: „Zur Tirolersprache", sondern etwa: „Zu den Tiroler Mundarten", denn von einer Tirolersprache kann man doch eigentlich nicht reden. Ich muss mich begnügen, in Bezug darauf auf meinen kurzen Aufsatz zu verweisen: „Über die tirolischen Dialekte", im sogenannten Kronprinzenwerke, d. i. in der österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild, Band Tirol. Freilich wäre auch diese Aufschrift thatsächlich nicht richtig, sondern dem wahren Sachverhalte entsprechend müsste es heißen: „Wie Rosegger die Tiroler Bauern sprechen lässt."

Ich habe Rosegger's Erzählung in der Zeitschr. vom Fels zum Meer mit großem Vergnügen gelesen, bin aber sofort zur Überzeugung gekommen, dass es dem Erzähler nicht darum zu thun sein konnte, wo er von der Schriftsprache abweicht, bloß tirolische Wörter oder Wendungen und Verbindungen zu gebrauchen, sondern dass er als „Steirer" die Wörter und Redefügungen, wie sie ihm gerade in die Feder kamen, niederschrieb. Sollte ich mich hierin getäuscht haben, wollte Rosegger wirklich das der Schriftsprache Fremde als irgend einer in Tirol heimischen Mundart eigen ausgeben, so müsste ich allerdings dagegen Einsprache erheben. Viele von der Schriftsprache abweichende Ausdrücke in der genannten Erzählung finden sich in Tirol gar nicht, ein Theil ist zwar dort heimisch, aber nicht ausschließlich, sondern kommt auch in anderen österreichischen Mundarten vor, einen großen Theil hat der Erzähler ohne Zweifel neu gebildet. Dass ihm Letzteres oft gut gelungen ist, will ich durchaus nicht bestreiten, freue mich vielmehr darüber, manche Neuerung ist freilich recht bedenklich: ein Tiroler Bauer wenigstens würde sie nicht verstehen. Ich könnte alle meine Behauptungen Wort für Wort durch Beweise erhärten, glaube aber nicht, dass mir zu diesem Zwecke so viel Raum zur Verfügung gestellt würde.

Allein auch das Gesagte wird genügen, um eine falsche Meinung, die sich in Folge Ihrer Bemerkungen nach meinem Gefühle in Deutschland bilden musste, zu zerstreuen. Auch möchte ich nicht den Vorwurf auf mich laden, dass ich als Kundiger dieser Meinung nicht entgegengetreten bin.

Mit besonderer Hochachtung
Ihr ergebenster
Dr. Val. Hintner,
Prof. am akad. Gymn.

Wien, am 20. Febr. 1894.

Aus einem Briefe des Sanitätsraths Dr. Ed. Mayer in Halle a./S. an den Herausgeber.

1. Von den Halloren hier und auch von Droschkenkutschern und Dienstmännern wird bei einer kleinen Anzahl starkformiger Zeitwörter, nämlich durchgängig bei laufen und fallen, oft auch bei schlafen, seltner bei lassen das Imperfekt mit dem gedehnten u statt des allgemein üblichen ie als Ablaut gebildet, also: er lu(h)f, er fu(h)l, er schlu(h)f. er lu(h)s statt: er lief ꝛc.

[Man vergleiche in meinem Wörterb. als mundartlich und veraltet: er loff, geloffen; in Schmeller's bair. Wörterbuch ich lief und luff ꝛc.;

ferner in meinem Wörterbuch als mundartliche, volksthümliche Formen von blaſen, z. B. bei Claudius und Gutzkow: er blus.]

2. Seitdem ich Rubenſtein's Mittheilung über die Umwandlung von Schiller's „Lied an die Freiheit" in ein „Lied an die Freude" geleſen, [ſ. Zeitſchr. VII S. 359. Der Herausg.], iſt mir das Wort feuertrunken noch verdächtiger geworden, als es mir immer geweſen iſt. Urſprünglich hat die Stelle offenbar geheißen (nicht „gehießen", wie hier vielfach geſprochen wird) freudetrunken, was aber in einem Lied an die Freude nicht ſtehen bleiben konnte. Was heißt feuertrunken? Ich kenne wohl das ſchöne Studentenlied von Arndt: „Aus Feuer ward der Geiſt geſchaffen. | Drum ſchenk mir ſüßes Feuer ein, | der Traube ſüßes Feuerblut, | das Wunder glaubt und Wunder thut" u. ſ. w. Da weiß man doch, was für ein Feuer das iſt, wodurch die Trunkenheit bewirkt wird.

Über das Geſchlecht von Schiffsnamen im Deutſchen.

In einem Aufſatz mit dem Titel: „Das Unglück an Bord des Panzerſchiffs ‚Brandenburg'" in der National-Ztg. vom 28. Febr. d. J. (47. 117) heißt es gleich im Anfang:

„Die ‚Brandenburg' war an dem verhängnisvollen Morgen um 9 Uhr in See gegangen ꝛc."

dagegen in dem Schluſsabſatz:

Zufällig befanden ſich zur Zeit der Kataſtrophe in der Nähe des ‚Brandenburg' einige Torpedoboote ꝛc."

ſ. im 6. Jahrg. der Zeitſchr. S. 196, wo ich in Nr. 14 den Satz aus der National-Ztg. 44, 599 angeführt habe:

„Der . . . neuerbaute Dampfer ‚Staßfurt' . . . lief vom Stapel . . . Als der ‚Staßfurt' zu Waſſer gelaſſen war, brach die Ankerkette . . . Die ‚Staßfurt' ſcheint keinen Schaden erlitten zu haben", —

unter Hinweis auf Jahrg. 4 der Zeitſchrift S. 383, wo ich im Briefkaſten einem Anfragenden geantwortet habe: „Die Ausdrucksweiſe: „Die ‚Rhein' iſt von ihrer Reiſe zurück" — iſt wohl dem Engliſchen nachgebildet, in welcher Sprache die Ausdrücke für Schiff und Schiffsnamen auch in der gewöhnlichen Rede als weibliche Hauptwörter behandelt werden. Sie haben vollkommen Recht, daſs es dem Geiſte unſerer Sprache entſprechender lauten müſste: „Der Dampfer ‚Rhein' iſt von ſeiner Reiſe zurück."

Ich glaube, das Vorſtehende wird genügen, die Aufmerkſamkeit auf das Schwanken des Gebrauches hinzulenken; eine allſeitig anzuerkennende Feſtſtellung geht wohl am füglichſten von amtlicher Stelle aus.

Die erſte Scene im zweiten Theile des Fauſt.[1]

Von Dr. Herman Schrader.

Mit einer ſchrillen Diſſonanz hatte der erſte Theil geſchloſſen. Fauſt hatte das niederſchmetternde Wort der heiß Liebenden und der innigſt Geliebten hören müſſen: „Heinrich, mir graut's vor dir", und ſehen müſſen, daſs ſie als Kindesmörderin hingerichtet wurde. Umſonſt hatte er ſein Leben an die Rettung der Geliebten wagen wollen. — Tiefes Weh, Reue und Ingrimm erfaſste ihn; bis ins innerſte Mark zerriſſen und der Verzweiflung Preis gegeben, voller Groll gegen ſich und die Welt, irrt er — ähnlich wie Kaïn — unſtät und flüchtig durch die Lande, Wochen lang, vielleicht Monate lang, ruhelos, thränenlos, in herber Selbſtqual erſtarrt. Endlich finden wir ihn, erſchöpft und im Innerſten gebrochen, hingeſunken auf blühender Au zur Zeit des erwachenden Lenzes. — Das iſt die Vorausſetzung der erſten Scene.

Wie kann dem „Unglücksmann" geholfen werden? — Es iſt die göttliche erbarmende Liebe, die ſich ſeiner annimmt. Sie heilt ihn aber nicht etwa durch ein Machtwort, durch ein Wunder, durch einen Zauberſpruch, ſondern — auf geordnetem Wege des großen Weltplanes, durch Vermittlung der Natur; man dürfte vielleicht ſagen: die natura naturans durch die natura naturata. — Es iſt wieder ein ſo feiner Zug unſers unvergleichlichen Dichters. Wie manches verwundete und zum Tode betrübte Herz hat nicht in der Natur Milderung und Beſänftigung ſeines Leids und Erquickung und Geſundung gefunden! Ein bei Seite geſchobener Feldherr pflegt in rührender Sorgfalt die Blumen ſeines ländlichen Gartens, und ein außer Amt geſetzter Staatsmann beſchwichtigt den Sturm ſeiner Seele in dem Sturmesbrauſen des Hochwaldes und in dem ſanften Geſäuſel auf Feld und Wieſen. — Goethe ſelbſt, bei tiefem Seelenſchmerz und bei lange nachzitternder Trauer, ſuchte — neben raſtloſer Arbeit — gern die Einſamkeit auf und gab ſich ſinniger Naturbetrachtung hin. So

[1] Als ich meinen Aufſatz „ein Schlüſſel zum zweiten Theil des Goethiſchen Fauſt" ſchrieb, war es meine Abſicht, zu einigen beſonders ſchwierigen Stellen — wie ſchon früher über den Homunculus — Erläuterungen zu geben, zunächſt zum Mummenſchanz. Allein ich finde, daſs gleich die erſte Scene nicht bloß ſo überaus ſchön iſt, ſondern auch, daſs ſie ſehr wohl eines erklärenden Wortes bedarf, damit ſie in ihrer ganzen Schönheit verſtanden und in ihrer großen Wichtigkeit gewürdigt werde. Der Dichter hätte ja gleich mit der jetzt zweiten Scene den zweiten Theil beginnen können; aber er will uns erſt noch die innere Umwandlung des Fauſt zeigen, welche die richtige Auffaſſung des ganzen Dichterwerkes erſchließt. Darum iſt dieſe Scene unentbehrlich. — Den wohlwollenden Leſer aber möchte ich bitten, noch vor meinem Aufſatze jene Scene leſen zu wollen.

im Sommer 1828 auf dem Schloſſe Dornburg nach dem Tode ſeines fürſtlichen Freundes Karl Auguſt. So Chamiſſo bei dem herben Zwieſpalt in ſeiner Seele im Jahre 1813.

Hier müſſen unſerm Dichter die aus Shakeſpeare's Sturm und Sommernachtstraum bekannten und ſchon in der erſten Walpurgisnacht verwendeten Elfen als ausführende Mächte zum Symbol dienen, dieſe den Menſchen wohlgeſinnte Geiſterſchar. Man dürfte ſie perſonificierte Naturkräfte nennen. Ariel's Geſang wird von muſikaliſchen Inſtrumenten begleitet, aber nicht durch Menſchenhände ertönenden, ſondern von Äolsharfen, die von dem Windhauch der Natur ſelbſt geſpielt werden. Sicherlich werden wir nicht an metalliſche Äolsharfen denken müſſen, wie man ſie heut zu Tage meiſtens hat, ſondern an die mit Saiten der Streichinſtrumente bezogenen aus Holz mit Reſonanzboden, die nicht den herben Ton der erſteren, ſondern — den Elfen entſprechend — einen entzückend ſüßen Ton haben.

Die ganze Scene iſt eine Perle Goethiſcher Dichtung. Ariel beginnt ſie und ſchildert in wunderſchönen Verſen die augenblickliche Situation:

Wenn der Blüthen Frühlingsregen
über Alle ſchwebend ſinkt,
wenn der Felder grüner Segen
allen Erdgebornen blinkt:
kleiner Elfen Geiſtergröße
eilet, wo ſie helfen kann;
ob er heilig, ob er böſe,
jammert ſie der Unglücksmann.

Ariel giebt nun zuerſt allgemeine Anweiſung über Das, was die Elfen an Fauſt vollbringen ſollen: das Weh des Herzens beſänftigen, die Bitterkeit der Selbſtvorwürfe entfernen und ſein Inneres von dem grauſigen Erlebnis reinigen. Dann ſtellt er ihnen im Beſonderen vier Aufgaben. 1. Sie ſollen den „ſchlafſuchenden, unruhigen" Fauſt in ſanften, erquicklichen, friedebringenden Schlaf ſingen. 2. Sie ſollen ſeine Seele im Thau der Vergeſſenheit baden, ſo etwa daſs der grimme Schmerz ſich in milde Wehmuth wandelt. 3. Sie ſollen die krampferſtarrten Glieder wieder gelenkig machen, und 4. dem in dieſer Weiſe Geſtärkten dem heiligen Lichte (der Erde) wieder zurückgeben.

Man hat dieſe „vier Pauſen (oder Abſchnitte) nächtiger Weile" — freilich wohl, ohne daſs dadurch das Verſtändnis unſrer Stelle gefördert wird — mit den vier Nachtwachen oder Vigilien der Römer, zu je drei Stunden zuſammengeſtellt. — Man hat auch geſagt, ein normaler geſunder Schlaf habe vier Abſchnitte; beſtätigen kann ich's nicht. Lieber will ich auf Jean Paul hinweiſen, der im 13. Bande einen Aufſatz „über das

Träumen“ geſchrieben hat. Einiges Wenige dürfte hierher paſſen. Er ſagt: Die Träume ſind voll Vergeſſenheit, ohne Gedächtnis für das Wachen. Vielleicht wurde darum die Lethe zur Schweſter des Schlafs gemacht. — Der Inauguraltraum (beim Einſchlafen) iſt wild, kurz und wird immer dunkler; die vom raſtenden Geiſte nicht mehr geſtoßenen Pendüle der Denkorgane machen immer kleinere Schwingungen, bis er endlich ſelber die ſchweren Pendüle nicht mehr regen kann. — Gegen Morgen treibt das erfriſchte Gehirn die Frühlingsblumen heraus, die Morgenträume, die ſich mit dem äußeren Morgen erhellen. — Dieſe Gedanken können wir allenfalls in den Goethiſchen Verſen wiederfinden.

Es folgen nun, der Forderung Ariel's entſprechend, vier Strophen, die von dem Chor der Elfen einzeln oder zu zweien oder zu vieren geſungen werden, ſo daſs zugleich geſchieht, was ihre Worte ausſprechen. Die erſte Strophe ſchildert die Dämmerung, etwa von 6 bis 9 Uhr, die zweite die Nacht, etwa von 9 bis 12 Uhr, die Zeit des tiefſten Niederganges, mit Einſchluſs der ſog. Geiſterſtunde, der letzten vor Mitternacht; die dritte die Zeit des beginnenden Aufgangs, die ſtillen Zurüſtungen auf das kommende Licht, von Mitternacht bis 3 Uhr etwa; endlich die vierte die Zeit der Morgendämmerung. Innerhalb dieſer Abſchnitte vollzieht ſich, was Ariel gefordert hatte. — Im Manuſkript ſind, wie berichtet wird, die vier Strophen der Reihe nach überſchrieben: Serenade, Notturno, Matutino, Réveille. — Wenn man einen Vorgang ähnlicher geiſtiger Entwicklung ſucht, ſo darf man wohl auf die vier Stufen oder Grade hinweiſen, welche die Myſtik für die Wiedergeburt des Menſchen aufſtellt: Reinigung, Läuterung, Erhebung, Verklärung; wobei man die ähnlichen Begriffe Reinigung und Läuterung ſo aus einander halten mag, wie wenn man ein Stück Silbererz erſt äußerlich durch Waſſer von Schmutz reinigt, dann aber durch Feuer das reine Silber von den unedlen Schlacken läutert. So erſt äußerliche, dann innere Weltentſagung. — Sprachlich nur die eine Bemerkung zu dem etwas dunkeln Worte: Und den Augen dieſes Müden ſchließt des Tages Pforte zu d. h. ſchließt ihm die Augenlider.

Als die Elfen ihr Werk vollbracht haben, vernimmt Ariel ungeheures Getöſe, welches das Herannahen der Sonne verkündet. Dieſem Getöſe dürfen ſich die zarten Elfen nicht ausſetzen; ſonſt werden ſie taub. Drum ermahnt ſie Ariel, zu den Blumenkronen, in die Felſen, unters Laub ſchnell zu ſchlüpfen und dort in der Tiefe ſtill zu wohnen. — Ariel ſchließt ſich in ſeinen Worten an die griechiſche Mythe von Phöbus und dem Sonnenwagen an: Felſenthore knarren raſſelnd, Phöbus Räder rollen praſſelnd. Und das Getöſe beim Herannahen der Sonne weiſt auf die Vorſtellung des Pythagoras hin, daſs durch die Bewegung der Weltkörper (Sphären)

eine große gewaltige himmliſche Muſik entſtehe, die Harmonie der Sphären oder die Sphärenmuſik, die von uns nur darum nicht gehört werde, weil wir von Jugend auf daran gewöhnt ſeien. — Die gleiche Vorſtellung findet ſich ſchon im erſten Theile, wo der Erzengel Raphael den Prolog im Himmel mit den Worten beginnt:

Die Sonne tönt nach alter Weiſe
in Bruderſphären Wettgeſang,
und ihre vorgeſchriebne Reiſe
vollendet ſie mit Donnergang.

Aus dem klaſſiſchen Alterthum möchte hierher die Stelle gehören, wo Juvenal (14, 280) ſchildert, wie der Kaufmann um des Gewinnes willen die entlegenſten Gegenden aufſucht und noch jenſeit der Säulen des Herkules die Sonne mit Geziſch im atlantiſchen Ozean untergehen hört, gleichwie wenn glühendes Eiſen ins Waſſer getaucht wird (audiet Herculeo stridentem gurgite solem). — Die ſcheinbar widerſpruchsvollen Worte an die Elfen: „Unerhörtes hört ſich nicht“ können nur bedeuten: meidet zu hören, was ihr nicht hören dürft.

Bevor wir nun den Monolog des neugeſtärkten, wiedergeborenen Fauſt betrachten, ſeien mir einige Worte über das Versmaß geſtattet. Er iſt in Terzinen geſchrieben, faſt den einzigen, die Goethe gemacht hat. (Nur die „Betrachtung bei Schillers Schädel“ iſt noch in Terzinen.) Da will ich nun von vornherein bekennen, daſs mir für meine Perſon die Terzinen das widerwärtigſte, ſchier unleidliche Versmaß ſind. Die Terzinen (von tertius, Dreizeilen, Drillingsreime) ſind dreizeilige, durch Reimſtellung verbundene Strophen, ſo daſs jedesmal die zweite Zeile in der erſten und dritten Zeile der folgenden Strophe ihren entſprechenden Reim findet. Das giebt den Terzinen, zumal in längeren Gedichten (Dante), etwas Unruhiges, Spannendes, Peinigendes, weil das Gefühl niemals zur Ruhe kommen kann, indem die zweite Zeile — wenn auch die Strophe den Gedanken ganz zu Ende geführt hat — fortwährend prickelt und Ohr und Seele auf die noch zu erwartenden zwei Reime in Spannung erhält. — Bei unſern Goethiſchen Terzinen hier aber will ich gern geſtehen, daſs ich ſie ſchon oft geleſen hatte, ehe mir bewuſſt geworden, daſs ich Terzinen geleſen. So übermächtig wirkten die großen Gedanken und der Kothurn der herrlichen Worte auf mich, daſs ich des Versmaßes gar nicht inne wurde. — Goethe ſchließt das Ganze — wie es ja üblich iſt, indem er auf die zweite Zeile der vorletzten Strophe nur noch einen einzigen Reim folgen läßt, wodurch Ohr und Gemüth befriedigt wird.*

* Hier werden vielleicht manche Leſer nicht ungern angeführt finden, was ich in meinem „Abriſs der deutſchen Verskunſt“ 2. Aufl.) S. 108 b in § 166 Nr. 2 geſagt habe:

Fauſt nun erhebt ſich von dem blumigen Raſen, auf dem er gebettet lag, und begrüßt in erhebenden Worten die Morgendämmerung und die durch die Nacht erquickte Erde. Er fühlt es und ſpricht es aus, daſs er Kraft und Friſche zu großen Entſchließungen und zum Jagen nach hohem Ziele erlangt hat. — Er ſchaut um ſich und ſchildert in lieblicher Rede das allmähliche Erwachen der Thier- und Pflanzenwelt und das Sichtbarwerden der Farben bei der leiſe ſchwindenden Dämmerung. — Da fällt ſein Blick auf die Bergrieſen der Alpen (denn dieſe haben wir uns als Schauplatz zu denken), die ſchon in hellem Lichte ſtrahlen, das von Stufe zu Stufe ſich bis auf die grünen Wieſen niederſenkt. — Jetzt tritt der Sonnenball ſelbſt hervor mit ſeinem Gluthlichte — „und leider ſchon geblendet kehrt er (Fauſt) ſich weg, vom Augenſchmerz durchdrungen."

„Aus Reimgebinden nach dem mehr erwähnten Schema: aba entſteht die urſprünglich italiäniſche Form der Terzinen oder Terze Reime, von denen wir ſchon in § 143 geſprochen. Das Eigenthümliche der Reimverkettung beſteht hier darin, daſs die reimloſe Mittelzeile jeder Strophe mit der erſten und dritten Zeile der folgenden Strophe reimt, und demgemäß tritt zum Abſchluſs in der letzten Strophe noch eine mit der zweiten Zeile reimende vierte hinzu oder mit andern Worten: die Schluſsſtrophe iſt eine vierzeilige mit gekreuzten Reimen (vgl. § 167), alſo das Reimſchema des Ganzen: aba, bcb, cdc u. ſ. w. xyx, yzyz. Beiſpiele dieſer Form finden ſich namentlich zahlreich bei Chamiſſo S. 393—564, worunter wir wenigſtens wohl ‚Salaz y Gomez' (S. 527—537) in 4 Abtheilungen (ital. Capitoli) als allbekannt vorausſetzen dürfen, ſ. z. B. außer formgetreuen Überſetzungen von Dante's Divina Commedia ꝛc. auch Rückert 1, S. 39 ff.; 141 ff.; Platen 4, S. 134 ff.; Schlegel (ſ. Wackernagel 2, S. 1288 Z. 36 ff.); Goethe 12, S. 6 ff. (im Anfang des zweiten Theil des ‚Fauſt'); 2, S. 90 („Bei Schiller's Schädel') ꝛc."

Was ich aber namentlich hier nachtragen möchte, iſt eine Stelle aus Goethe's Briefwechſel mit Schiller, worin die beiden Dichter über das hier beſprochene Versmaß ſich ausgeſprochen haben. Unterm 21. Febr. 1798 ſchreibt Goethe (Thl. 4, S. 113/4) aus Weimar:

„Sagen Sie mir doch Ihre Gedanken über die Versart, in welcher der Schlegel-Prometheus" [er findet ſich abgedruckt in der „neuen vermehrten Ausgabe von Auguſt Wilhelm Schlegel's Gedichten." Heidelberg 1811. 1. Thl. S. 44—58] „geſchrieben iſt Ich habe Etwas vor, das mich reizt, Stanzen zu machen; weil ſie aber gar zu obligat und gemeſſen periodiſch ſind, ſo habe ich an jenes Silbenmaß gedacht; es will mir aber bei näherer Anſicht nicht gefallen, weil es gar keine Ruhe hat und man wegen der fortſchreitenden Reime nirgends ſchließen kann" —

und Schiller's Antwort aus Jena vom 23. Febr. 1798 lautet (auf S. 116):

„Was Ihre Anfrage wegen des Silbenmaßes betrifft, ſo kommt freilich das Meiſte auf den Gegenſtand an, wozu Sie es brauchen wollen. Im Allgemeinen gefällt mir dieſes Metrum auch nicht, es leiert gar zu einförmig fort und die feierliche Stimmung ſcheint mir unzertrennlich davon zu ſein. Eine ſolche Stimmung iſt es wahrſcheinlich nicht, was Sie bezwecken. Ich würde alſo die Stanzen immer vorziehen, weil die Schwierigkeiten gewiſs gleich ſind und die Stanzen ungleich mehr Anmuth haben."

Der Herausgeber.

Was er hier eben mit den leiblichen Augen geſehen und erfahren hat, Das wendet er alsbald in ein Symbol geiſtiger Vorgänge um. Wenn der Menſch in heißer Sehnſucht nach dem tiefſten Erfaſſen der Wahrheit vermeint, jetzt eben einen Blick in ihre geheimſten Abgründe zu thun, dann ſinkt er erſchreckt, betroffen, erſchüttert und gedemüthigt nieder, weil Geiſt und Gemüth das blendende Licht der ewigen Wahrheit nicht zu ertragen vermögen. Das etwa wollen die prachtvollen Verſe ſagen:

So iſt es alſo, wenn ein ſehnend Hoffen
dem höchſten Wunſch ſich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
ein Flammen-Übermaß, wir ſtehn betroffen:
des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
ein Feuermeer umſchlingt uns, welch' ein Feuer!
Iſt's Lieb? Iſt's Haß? Sie glühend uns umwinden,
mit Schmerz und Freuden wechſelnd ungeheuer,
ſo daſs wir wieder nach der Erde blicken,
zu bergen uns in jugendlichſtem Schleier.

Drum kehrt er der Sonne den Rücken und wendet ſein Auge dem Waſſerſturz zu, der aus hohem Felſenriff von Sturz zu Sturz in tauſend Strömen thalwärts ſich ergießt und in ſeinem Schaum und Giſcht bei hellem Sonnenlicht den ſchönſten Regenbogen mit ſeinen bunten Farben bildet. — Auch dies Anſchauen wird ihm zum geiſtigen Bilde, ſo daſs er mit den tiefſinnigen Worten ſchließt:

Der (Regenbogen) ſpiegelt ab das menſchliche Beſtreben.
Ihm ſinne nach, und du begreifſt genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben. —

Was will nun Fauſt mit dieſem wohl etwas dunklen Worte ſagen? — Die Sonne iſt das Bild der Wahrheit, der reinen, ewigen, göttlichen Wahrheit, welche der ſtaubgeborene, ſterbliche Menſch nicht zu faſſen, nicht zu ertragen vermag. Der Regenbogen aber, — zumal der beim Waſſerſturz von Augenblick zu Augenblick wechſelnde, weniger der aus regnenden Wolken mehr dauernde, — iſt ein Spiegelbild, ein Abbild jener reinen, abſoluten Wahrheit in geringerer Blendung, das der Menſch faſſen und verſtehen lernen, woran er ſich bilden, ſich erfreuen und worin er das Unendliche ahnen kann. Das Menſchenleben in ſeinem Verlaufe gleicht nur zu oft ſolchem Felſen-Waſſerſturze. Bald hier, bald dort hemmt ein Riff ſeinen geraden Lauf, er muſs zur Rechten, zur Linken ausweichen, bald kann er auf ſanftem Abhange ruhig-langſam hinabgleiten; bald ſtürzt er an ſchroffen Stellen jählings in die Tiefe. Wie die Sonne den Waſſerſturz, ſo durchleuchtet die ewige Liebe auch ſolch wirres, krauſes Menſchenleben; und wohl Dem, der ihrer empfänglich iſt und ſein Leben

durch ſie erhellen und verklären läſſt.[1] — Das ſtimmt vortrefflich zu dem Fauſt des erſten Theils. Da war er der Himmelſtürmende, der wo möglich die Sterne vom Himmel reißen mochte, um hinter ihre Geheimniſſe zu kommen, und der herbe Klagerufe ausſtößt, wenn ihm Das verſagt bleibt.

Ich ſeh, daſs wir Nichts wiſſen können.
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.

Als er dann den Erdgeiſt durch Zaubergewalt zu ſich beſchwört, muſs er die niederſchmetternde Erfahrung machen, daſs er nicht einmal dieſen zu ertragen vermag, daſs ihn ein erbärmlich Grauen erfaſſt und er zitternd wie ein Wurm ſich krümmt.[2]

Nach dieſer ganzen Betrachtung erkennen wir jetzt klar, welch hohe Bedeutung und Wichtigkeit dieſe erſte Scene für die ganze Fauſtdichtung hat. Sie bildet den nothwendigen Übergang aus der einen Lebensperiode in die andere, aus einer abgethanen Lebensanſchauung in eine neu eröffnete. Im erſten Theil hatte Fauſt geradezu in die Sonne fliegen wollen, jetzt genügt ihm der Farbenglanz des Regenbogens. Wie wohl jede tiefer angelegte Menſchennatur, hatte er in kühnem Wagnis gerungen, ſich die Geheimniſſe der überſinnlichen Welt zu erſchließen. Daher das Überwältigende des erſten Theils für lebhaft empfindende Menſchen. Jetzt hat er die Unerreichbarkeit jener Ziele erkannt. Früher war ihm ſeine Perſon der Mittelpunkt der Welt geweſen; rückſichtslos, leidenſchaftlich hatte er in erſchütternden Ausbrüchen ihr Geltung und Recht ſchaffen wollen. Jetzt erkennt er, daſs es auch andere Mächte giebt, denen volle Berechtigung zukommt und mit denen man rechnen muſs. Früher die Sturm- und Drangperiode der eigenen Willkür, jetzt beſonnene Thätigkeit, muthiges, pflichttreues Handeln und Eingliederung in fertige Weltzuſtände und Mitarbeit an der fortſchreitenden Entwicklung der Menſchheit.

Machen wir es uns doch klar, daſs ſolch ein gewaltiger Geiſt — wie der Goethe's — der kaum alle tauſend Jahre einmal über die Erde

[1] Wir müſſen uns entſchieden dagegen erklären, daſs man unter der Sonne den höchſten Genuß, der nur der Gottheit zukomme, und unter dem Regenbogen den menſchlichen Genuſs verſtehen will. Das iſt Fauſt's, iſt Goethe's ganz unwürdig.

[2] Beiläufig. Die Worte, welche Fauſt an den Erdgeiſt richtet: „Ich bin's, bin Fauſt, bin deinesgleichen! — Geſchäftger Geiſt, wie nah fühl ich mich dir!" habe ich ſelbſt von guten Schauſpielern mit innerer Zuverſicht und Kraft, voll ſtolzen Selbſtbewuſſtſeins ſprechen hören. — Das iſt ein Miſsverſtändnis. Fauſt iſt vielmehr niedergeſchmettert und fühlt ſich erbärmlich gedemüthigt und klein; um Das aber zu verbergen, ringt er nach hohen ſtolzen Worten, bei deren Sprechen man ihm aber anhören muſs, daſs er ſich als Wurm weiß. Drum ſtößt er die Worte gleichſam gequält und ſtockend hervor; man muſs es merken, daſs er mit jenen hohen Worten ſich ſelbſt Gewalt anthut. — Wer die ganze Stelle nachlieſt, wird mir gewiſs Recht geben.

ſchreitet, unmöglich mit jugendlichen Stürmereien abſchließen konnte. Er hatte die Ideen des klaſſiſchen Alterthums, des Mittelalters, des Orients, die großen geiſtigen Aufgaben der Gegenwart in ſich aufgenommen; ſollte er nicht das Recht, die Pflicht, den Drang haben, auch Dies alles (wie jenes Erſte) zu dichteriſchen Gebilden zu geſtalten? Wenn wir nur den erſten Fauſt hätten, ſo hätten wir allerdings einen über alle Maßen koſtbaren Trumm; aber es wäre doch eben nur ein trauriger Trumm, weil ihm gut die Hälfte fehlte. Jetzt, wo wir Goethe's ganzes Leben und Wirken überblicken, wiſſen wir, daſs ſein (und ſeines Freundes Schiller) Beſtreben darauf gerichtet war, das Ideal vollendeter Humanität den Menſchen zu bringen. Für dies Ziel in dichteriſcher Form kommt kein zweites Werk dem zweiten Fauſt gleich.

Zudem ſind im erſten Theile Andeutungen gegeben und Aufgaben geſtellt, die dort keine Löſung finden. Wenn da Fauſt das große Wort, ja, wir möchten ſagen das Gelübde ausſpricht „im Anfang war die That", ſo hat er dort keine Gelegenheit, Das zu bethätigen. Wenn Mephiſtopheles ſagt „wir ſehn die kleine, dann die große Welt", ſo iſt im erſten Theile nur die kleine Welt durchwandert, die große bleibt für den zweiten aufbehalten. Wenn der Herr ſelbſt im Prolog ſagt:

> Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
> Daſs Blüth' und Frucht die künftgen Jahre zieren:

ſoll etwa der Herrgott ſelbſt zum Lügner werden, wozu ihn Die machen wollen, die den zweiten Fauſt anzweifeln und ſeine Entwicklung anfeinden? Nein, erſt im zweiten Theile ſehen wir in Fauſt herrliche Blüthe und Frucht.

Es wird wohl Niemand geben, der in unſrer Scene den Mephiſtopheles vermiſſt. Für den iſt hier kein Raum; denn hier hat er Nichts zu ſuchen; vielmehr muſs ihm, was hier geſchieht, höchſt unangenehm ſein. Denn Fauſt hat ſich hier (mittelbar) innerlich von ihm losgeſagt und frei gemacht und kann ihn nur ab und zu als Diener brauchen, er will fortan ſelbſtändig ſeine Pfade wandeln. Er beabſichtigt, die ſchon beſtehenden Kreiſe und Ordnungen der Menſchen zu betreten, ſich in das Leben am kaiſerlichen Hofe, im Staat und in der bürgerlichen Geſellſchaft einzufügen oder mit ihm abzufinden, und in die Räder der rollenden Begebenheiten, ſei es fördernd, ſei es hemmend, nach freier Einſicht einzugreifen, zum Wohl und Heil der großen ſittlichen Ordnungen in der Menſchenwelt. In dieſe ihm neue Welt, in dieſe großen Kreiſe tritt er jetzt ein und in ihnen arbeitet er ſich zur Erhebung durch und zur Erhöhung und Erlöſung empor! Dazu iſt er und dazu hat er ſich in unſrer Scene ausgerüſtet. Er hat es ja ſelbſt im Angeſicht ſeines Todes bekannt, es ſei das Ziel

ſeines Lebens und Strebens geweſen, auf freiem Grund mit freiem Volke zu ſtehn. Und:

Das iſt der Weisheit letzter Schluſs:
Nur Der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muſs! —

Eine Neuigkeit

von M. Friedländer-Berlin.

Heute habe ich etwas, wie ich glaube, ganz Neues in mehreren Zeitungen gleichlautend geleſen. Ein Druckfehler iſt demnach ausgeſchloſſen, auch Korrektorwillkür. „Nicht verbindliches Griechiſch“!!

Aus Sprottau, dem glücklichen Städtchen meiner Heimatsprovinz, welches ſo ertragreiche Waldungen beſitzt, daſs die Bürger Jahrzehnte hindurch nicht nur keine Gemeindeſteuern zu bezahlen brauchten, ſondern ſogar eine beſtimmte Menge Holz herausbekamen, — aus Sprottau meldet ein vielgewandter Mann das Gräſsliche:

. . . „Die Stadtverordneten haben mit allen gegen zwei Stimmen beſchloſſen, an dem Beſchluſſe feſtzuhalten, nach welchem die Anſtalt in ein Progymnaſium mit **nicht verbindlichem Griechiſch** und deſſen Erſatz durch Engliſch umgewandelt werden ſoll.“

Nicht verbindliches Griechiſch! Das iſt doch eine arg ausgeſonnene Bosheit. Und in „Engliſch“ ſoll die Sprache Homer's und Platon's umgewandelt werden und, wie es ſcheint, in „verbindliches“ dazu.

Iſt Das ſogenanntes „Zeitungsdeutſch“? Ich glaube nicht. Ein echter und rechter Reporter bemüht ſich nicht ſo ſehr. Er erwähnt wohl ein Dutzend mal die entſetzlichen Rockſchöße, von denen alle Parteien die Anarchiſten abzuſchütteln beſtrebt ſind, er ſchreibt täglich von den zwei Stühlen, zwiſchen welche ſich dieſe oder jene Regierung geſetzt hat, er ſchildert mit glühenden Farben die Heimfahrt einiger Landwirthe, die in der Stadt eine Bierreiſe unternommen haben, indem er ſchreibt:

„Animiert, wie ſie waren, entglitten die Zügel ihren Händen, und iſt es wunderbar, daſs die Pferde, die des Weges kundiger erſchienen, wie [nicht: als] die Herren, ſie ſchlafend ohne Unfall nach dem heimatlichen Gehöft brachten, wo ſie wiehernd ihre Ankunft anzeigten.“

Wer hier wieherte, ob die Herren oder die Zügel, wer ohne Unfall ſchlief, ob die Pferde oder die Hände, iſt nicht zu ermitteln, denn „animiert“ war zweifellos der Herr Berichterſtatter, deſſen Augen in ſchönem Wahnſinn rollen.

Aber Das iſt doch wenigſtens ehrliches Reporterdeutſch. Dagegen: Verbindliches Griechiſch?

Carmina non prius audita.

Faſt riecht ſie nach der Lampe, dieſe Blüthe. Sollte ſie ein unerbittlicher Mann zur Entfaltung gebracht haben, der mit eiſernem Beſen alle „Fremdwörter“ auskehren will, der auch „Sohle“ und „Käſe“ aus ſeinem thesaurus linguae verbannt, weil er solea und caseus in einem lateiniſchen Wörterbuche gefunden hat?

Aber, daſs es auch deutſche Fremdwörter giebt, Das habe ich in der letzten Zeit beſchämt und voll Wehmuth des öfteren erfahren; und dabei ſtanden die Wörter ſo nett und ſchlicht da, als müſste ſie Jeder verſtehen — aber beim beſten Willen, ich verſtand ſie nicht. Das eine iſt die „grobe Sau“. Zehn grobe Säue (oder Sauen?) hat jener Jägersmann erlegt! Das ſind die Gemahlinnen von zehn Schweinen, von Ebern wollte ich ſagen, oder doch wenigſtens wilden Schweinen, denn ſonſt wären ſie geſchlachtet und nicht „erlegt“ worden. Aber warum grob? Grob gegen wen? Gegen den Jäger, gegen ihre Mitſauen oder gegen den Gatten? Und wer hat Das feſtgeſtellt? Und wer iſt ferner der „Schwarzrock“, der bei der Hubertusjagd erſt „raſiert“, dann „in Freiheit geſetzt“ wird? Das habe ich ermittelt. Es iſt das „Hauptſchwein“, auch „borſtiger Recke“ genannt. Seinetwegen halten Eiſenbahnzüge an, wenn er, verfolgt vom „rothen Feld“, über den Bahndamm „ſetzt“; dann wird er „gedeckt“, „der Fang wird gegeben“, und der Jagdherr vertheilt „Brüche“. — Das alles iſt deutſch, der Reporter geht damit um, wie mit dem täglichen Brot, wie mit „beziehungsweiſe“, „desfallſig“, „diesbezüglich“ und andern Prachtſtücken der Rüſtkammer.*

Aber ein anderes Mal, da witzelt er über den „Sprachkobold“. So brachten in der allerletzten Zeit viele Zeitungen die beiden, wie es hieß, neueſten Thaten des „Sprachkobolds“, nämlich das „Kellerütli“ und das „Bäßlamändl“. — Erſteres ſoll in einigen Gegenden, die eine Zeit lang unter franzöſiſcher Herrſchaft geſtanden haben, ein Dialektwort für Uhr ſein, — quelle heure est-il? — letzteres heißt ſo viel wie: ehrerbietige Verneigung, Handkuſs, — baisez la main. —

Es mag ja ſehr hübſch klingen, wenn eine Mutter, die in Berlin zu ihrem Töchterchen ſagen würde: „Mach' 'nen Knix“ oder in Schwaben „Geh' moach' a Kratzfueß“ im Elſaſs ſagt: „Gieb 'n Bäßlamändl“; es mag ſich auch das Kellerütli viel beſſer anhören, als der Seiger, Cylinder

* Meiner Anſicht nach iſt hier der Berichterſtatter im vollen Rechte, wenn er in ſeinem zunächſt und hauptſächlich für Weidmänner und Weidmannsgenoſſen geſchriebenen Bericht ſich auch der „Weidmannsſprache“ bedient, gegen die jeder Verſtoß bekanntlich mit dem „Weidmeſſer“ beſtraft wird.

Der Herausgeber.

oder gar „die Zwiebel“, das gebe ich unumwunden zu, aber wo ſteckt da der „Sprachkobold“? — In allen Gegenden, in denen Sprachgebiete an einander grenzen, wird die Umgangsſprache mehr oder weniger ein Gemiſch aus den Sprachen der an einander ſtoßenden Länder, ſo in einem Theile der Rheinprovinz, ſo im Elſaſs, ſo in Oberſchleſien. Damit hat der Sprachkobold Nichts zu thun, aber vielleicht mit Folgendem? Vor einigen Tagen iſt hier ein Herr vom Schöffengerichte wegen Beleidigung beſtraft worden, weil er eine „anſtändige Perſon weiblichen Geſchlechts“ mit „Frauenzimmer“ angeredet hat. Dies iſt kein Scherz, ſondern Wahrheit. Das einwandsfreie Wort früherer Zeiten, das auch jetzt wohl noch hier und dort als einfache Bezeichnung des Geſchlechts gebraucht wird, iſt thatſächlich bei uns zu einem übelklingenden Worte, faſt könnte man ſagen zu einem Schimpfworte geworden, ſo daſs wohl „jede anſtändige Perſon weiblichen Geſchlechts“, — wie das Schöffengericht in ſeinem Erkenntnis mit Recht ſagt, — ſich beleidigt fühlen muſs, wenn Jemand ſie „Frauenzimmer“ nennt.

Was doch Alles die Zeitungen an einem einzigen Tage bringen!

Die grobe Sau, den borſtigen Recken, das Kellerütli, das Bäßlamändl, den Sprachkobold, das Frauenzimmer und ſogar „nicht verbindliches Griechiſch“.

Ein neuer Bundesgenoſſe.

Eiſenbahn und Poſt haben vor geraumer Zeit begonnen, ihre Amtsſprache von Fremdwörtern zu reinigen. Ob die Anordnungen immer ſehr glücklich waren, iſt zweifelhaft; der Wille war jedenfalls gut und das Beiſpiel anregend. Von „rekommandierten“ Briefen ſpricht Niemand mehr, Jedermann nennt ſie eingeſchrieben, die meiſten Verdeutſchungen ſind aber auf den Kreis der Beamten beſchränkt geblieben. Obgleich man amtlich „Fernſprechergebühren“ bezahlt, ſpricht man doch durch das „Telephon“, man kauft eine „Bahnſteigkarte“ und geht auf den „Perron“, der Schaffner öffnet ein „Abtheil“ und man ſetzt ſich in das „Koupé“. Auch der Vorſitzende des Gerichtshofes, der neulich über die ungetreuen Schaffner zu urtheilen hatte, ſagte, als wiederholt von „Fahrkarten“ geſprochen wurde, „bleiben wir lieber bei dem Billett.“ Wie ſchwer es iſt, für alte, feſt eingebürgerte Bezeichnungen ausländiſcher Herkunft einwandsfreie deutſche Worte zu finden, iſt ſchon oft in dieſen Blättern und an vielen andern Stellen betont worden. Aber damit ſind die Schwierigkeiten noch nicht erſchöpft. Denn es iſt ein weiter Weg vom Finden eines guten neuen deutſchen Ausdrucks bis zur Annahme in die Umgangsſprache. Und oft

erfolgt eine amtliche Zwangsverdeutſchung, die ſo entſetzlicher Art iſt, daſs ſie nicht nur von Niemand angenommen wird, ſondern ſogar zur Heiterkeit und zur Spottſucht anregt und dadurch mancher ſpäteren, vielleicht beſſeren Anregung den Weg verlegt.

So wurden hier in Berlin vor einiger Zeit eine Anzahl Droſchken dem Verkehr übergeben, die mit einer Uhr verſehen ſind, durch welche dem Fahrgaſt die Wegſtrecke und der dafür zu erlegende Fahrpreis angezeigt wird. Da man in Deutſchland von jeher jede neue Erfindung mit einem Fremdwort bezeichnen zu müſſen glaubt, nannte man dieſe Uhr Taxameter, und das Publikum nannte demgemäß die betreffenden Fuhrwerke Taxameterdroſchken.

Das Wort iſt gewiß lang genug, vielleicht zu lang ſogar, aber wie man in München die Tramway-Bahn in „Trambahn“ oder gar „Tram“ umgewandelt hat, hätte man ſich hier vielleicht bald zur „Taxdroſchke“ bekehrt, und Das wäre erträglich geweſen. Da kam aber die Polizei und benannte die Wagen: „Fahrpreisanzeigerdroſchken“, die Kutſcher: „Fahrpreisanzeigerdroſchkenführer“ und trieb ſo den Teufel mit Beelzebub aus.

Nun konnten die kundigen Thebaner wieder einmal recht herzlich über die „Sprachreiniger“ lachen. Aber trotz eines ſolchen Miſsgriffes iſt es doch jedesmal dankbar anzuerkennen, wenn ſich eine Behörde entſchließt, alte zopfige Fremdwörter aufzugeben, beſonders wenn ſie die zum Erſatz beſtimmten neuen Ausdrücke gemäß den Rathſchlägen Sachverſtändiger wählt. Zu einem ſolchen Entgegenkommen hat ſich vor einigen Tagen der Berliner Oberbürgermeiſter bereit erklärt, als ihn der hieſige Sprachverein bat, die ſtädtiſchen „Vordruckbogen“ — (bisher ſagte man „Formulare“) — in Bezug auf die Sprache zu prüfen.

Was er antwortete, iſt nicht gerade ſehr ſchön ſtiliſiert, aber der Inhalt iſt ſehr befriedigend:

„Von der hohen Wichtigkeit und Berechtigung der Beſtrebungen des Vereins längſt überzeugt, werde ich mich bemühen, nach Kräften in meinem Wirkungskreiſe auf immer weitere Durchführung des Erſatzes der entbehrlichen Fremdwörter hinzuwirken.“

Hoffentlich bleiben die Erfolge dieſer überaus löblichen Abſicht nicht lange aus, dann kann das mächtige Beiſpiel der Berliner Stadtbehörden viel Segen bringen.

Moritz Friedländer.

Welches iſt die Geiſterſtunde?

(ſ. Zeitſchr. VII S. 330 ff. und das dort Angeführte.)

In der bekannten Erzählung: „Das Bettelweib von Locarno“ (von Heinr. v. Kleiſt) heißt es:

„[Er] erharrte, ohne zu ſchlafen, die Mitternacht. Aber wie erſchüttert war er, als er in der That mit dem Schlage der Geiſterſtunde das unbegreifliche Geräuſch wahrnahm“ — und weiterhin: „[Sie] ſetzten ſich gegen elf Uhr, jeder auf ſein Bett und während ſie ſich mit Geſprächen ſo gut ſie vermögen, zu unterhalten ſuchen, legt ſich der Hund, Kopf und Beine zuſammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und ſchläft ein. Drauf, in dem Augenblick der Mitternacht, läſſt ſich das entſetzliche Geräuſch wieder hören ꝛc.“

Abgeriſſene ſprachliche Bemerkungen zu den erſten Kapiteln von Balduin Möller's Roman: „Der Talisman“ in dem „Buch für Alle“ (1893) S 1. ff.

1. „Als ihr Blick eine brauſende Woge ſtreifte, die, von wüthenden Nachfolgerinnen bedrängt, hoch über alle anderen hinauswuchs.“ (1. Kap., S. 2a.)

Das Hauptwort „der Nachfolger“ und das ſich anſchließende weibliche „die Nachfolgerin“ bezeichnen eigentlich und zunächſt nur Perſonen; es unterliegt aber keinem Zweifel, daſs ſie — wie ähnliche Ausdrücke (auf -er, -erin) — in der gehobenen Rede auch auf etwas mehr oder minder perſönlich Aufgefaſstes ausgedehnt werden können, ſ. Inhaltsverzeichnis zum 7. Jahrg. der Zeitſchr. und in meinem Wörterb. I, 477a und in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 209b dafür Belege: „Der Winter des Jahres 1751 und ſeine Nachfolger“ und aus Goethe (XVIII, 304 = Wanderjahre II, 9. Kap.) einen Satz, den ich etwas vollſtändiger herſetzen will: „Das Werkzeug, das er [der Schüler des Tonkünſtlers] zu handhaben hat, iſt ihm eingehändigt, ſogar die Art und Weiſe, wie er ſich deſſen bedienen ſoll, ich meine: den Fingerwechſel findet er vorgeſchrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und ſeinem Nachfolger den rechten Weg bereite.“

Täuſcht mich mein Sprachgefühl nicht, ſo wird das erſte Beiſpiel nicht auffällig und ſtörend erſcheinen, da die Jahreszeiten als Perſonen aufgefaſſt zu ſehen, durch vielfache bildliche Darſtellungen uns auch im gewöhnlichen Leben ganz geläufig geworden iſt. Dagegen finde ich bei Goethe in der perſönlichen Auffaſſung der Finger — wenigſtens in der gewöhnlichen (nicht gehobenen oder dichteriſchen) Rede — eine Härte, die

ich (bei aller beſcheidenen Scheu dem Meiſter gegenüber) doch durch die Anwendung des Mittelwortes (Particips) an Stelle des perſönlichen Hauptwortes lieber vermieden geſehen hätte, vgl. für den Schluſs: „damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und den nachfolgenden den rechten Weg bereite.“

Das hier Geſagte ſcheint mir noch in erhöhetem Maße für den Satz von Bald. Möller zuzutreffen, worin durch die Hinzufügung der weiblichen Endung -in zu Nachfolger die perſönliche Auffaſſung der Wogen (zugleich auch nach ihrem Geſchlechte) noch beſonders hervortritt. (Vgl. hierzu in der Zeitſchrift V S. 314—319 den Aufſatz: „Beſitzer oder Beſitzerin?“) Ich verhehle mir nicht, daſs auch Maler die Wogen wohl als weibliche Weſen, als Meeresgöttinnen ꝛc. darſtellen; auch ich würde natürlich gegen eine ſolche Auffaſſung Nichts einzuwenden haben. Nur in der gewöhnlichen, nicht dichteriſchen Rede ſcheint mir der Ausdruck: „die Nachfolgerinnen“ nicht ganz an ſeiner Stelle und am Schluſs dieſer Erörterung, durch die ich überhaupt die Frage nur anregen, nicht zum Austrag bringen wollte, gebe ich es der Entſcheidung der Leſer anheim, ob ſie nicht vielleicht der folgenden Umgeſtaltung doch den Vorzug geben würden:

Als ihr Blick eine brauſende Woge ſtreifte, die, von wüthend nachfolgenden bedrängt, hoch über alle anderen hinauswuchs.

2. „Eben im Begriff, ſich abermals in das Anſchauen einer Naturſcene zu verſenken, wie ſie ihm nicht vielleicht zum zweiten Male in ſeinem Leben geboten wurde, feſſelte in geringer Entfernung von ihm eine unbeſtimmte Bewegung ſeine Aufmerkſamkeit.“ S. 1c.

Strenger ſprachrichtig hätte es an Stelle des hervorgehobenen verkürzten Satzes vollſtändig heißen müſſen: Als er eben im Begriff war ꝛc. Die Verkürzung kann ſich vollſtändig ſprachrichtig nur auf das Subjekt des Satzes beziehen, das hier aber nicht „er“, ſondern „eine unbeſtimmte Bewegung“ iſt.

3. „Seine nach Thränen zwinkernden grauen Augen“ (2. Kap., S. 3c), ſ. über zwinkern mein Wörterb. II S. 1814a; Ergänz.-Wörterb. S. 690b. An beiden Stellen findet ſich kein Beiſpiel für den Gebrauch eines ſolchen von zwinkern abhängigen nach, und ich bezweifle, ob dieſe Fügung für Das ſtatthaft iſt, was der Vſ. dadurch wahrſcheinlich hat ausdrücken wollen, nämlich: Seine grauen Augen, aus denen er durch Zwinkern Thränen herauszudrücken verſuchte.

4. „Wie gänzliche Gottverlaſſenheit umwehte es das Vorwerk“ (2. Kap. S. 3c). Mein Wörterb. II S. 36c und mein Ergänz.-Wörterb. S. 331c bieten Belege für die eigenſchaftswörtlichen Mittelwörter (adjektiviſchen Participien) verlaſſen und gottverlaſſen und den zugehörigen

Fortbildungen auf -heit; doch haftet meiner Anſicht nach dem obigen Satze Balduin Möller's etwas Geſuchtes an, das durch den unperſönlichen Gebrauch des Zeitworts umwehen verſtärkt wird, vgl. ſchon einfacher und verſtändlicher: „Das Vorwerk erſchien in ſeiner troſtloſen Öde wie gänzlich von Gott verlaſſen“ oder Ähnliches.

5. „Neben dem Feuer lagen ein Dutzend Kartoffeln, offenbar dazu beſtimmt, zu ſeiner Zeit in die heiße Aſche geſchoben zu werden (2. Kap. S. 6b), vgl. über dies ſeiner ſtatt des ſtrenger ſprachrichtigen ihrer oder einfach: zur Zeit meine Hauptſchwier. S. 251b/2a Nr. 2 und Wörterb. III S. 1723b Nr. 25a.

6. „Platz da oder ich überreite dich! . . . Es erfüllte ſie die Beſorgnis, im Freien eingeholt und übergeritten zu werden.“ (S. 30c 31a, 3. Kap.)

Hier iſt, wie man ſieht, das Zeitwort überreiten das erſte Mal als echt zuſammengeſetzt oder als untrennbar (mit dem Ton der 3. Silbe) behandelt: „ich überreite dich“ — nicht: „ich reite dich über“ und dem entſprechend ſollte es auch weiterhin heißen: „Die Beſorgnis . . ., überritten zu werden.“ Statt deſſen aber hat der Vf. das Mittelwort mit zwiſchen geſchobenem ge wie von einem trennbaren oder unecht zuſammengeſetzten Zeitwort gebildet. S. über dieſe mehr mundartliche Form mein Wörterb. II S. 729b/c; Ergänz.-Wörterb. 419a und was ich in meinen Hauptſchwier. S. 299b (nach meinem Wörterb.) über die ähnliche Zuſammenſetzung überfahren geſagt habe.

7. „Mein Sohn, was der Küraſſier iſt, kommt nächſtens vom Militär los . . . Selbſtverſtändlich erſtreckt ſich Das auch auf deinen Sohn, was der Huſar iſt.“ (4. Kap. S. 34a), — durchaus im Tone der Volksſprache mit dem umſchreibenden was für die in der Schriftſprache üblichere Appoſition (allein oder mit hinzugefügtem verdeutlichenden nämlich ꝛc.): Mein Sohn, (nämlich der Küraſſier, vgl.: ich meine den Küraſſier ꝛc.). Für deinen Sohn, den Huſaren. Ich behalte mir vor, bei Gelegenheit auf dieſen Gebrauch näher zurückzukommen.

8. „Einen Höllenſchlund . . ., dem fortgeſetzt ein mächtiger ſiedender Strom entquoll und dem nahen Flüſschen zurieſelte“ (5. Kap. S. 35a) mit Ausweichung aus der Satzfügung bei dem durch und angeknüpften zweiten Relativ- oder Beziehungsſatz, ſ. Hauptſchwier. S. 81 ff. und vielfach hier in der Zeitſchrift. Strenger ſprachrichtig hieße es am Schluſs etwa (mit Wegfall des und): dem nahen Flüſschen zurieſelnd.

Vereinzelte beim Leſen niedergeſchriebene Bemerkungen.

1. Stellung.

„Zwar erſetzt er [der elektriſche Strom], wie gefordert wird, die bisherigen Hilfsdampfmotoren noch nicht ſämmtlich.“ Nat.-Ztg. 46, 217, (G. von Muyden) ſtatt: Zwar erſetzt er noch nicht, wie gefordert wird, die bisherigen Hilfsdampfmotoren ſämmtlich.

In derſelben Nr. ſchreibt H. V. . . in einem Aufſatze über eine neue Biographie Gaſpard's v. Coligny:

„Da wenig auf die Würdigkeit zum geiſtlichen Amt geſehen wurde, ſo erhoben ſich überall Klagen über die Pflichtvergeſſenheit der Kleriker. Allein hieran trug nicht nur das Konkordat Schuld; denn ſchon um 1500 iſt eine ganze Reihe von Beiſpielen ſittlicher Anſtöße, welche die Geiſtlichkeit gegeben, zu erweiſen. Roheit und Raufluſt, Trunk und Unkeuſchheit erſcheinen nicht bloß in den Klagen der Moraliſten oder der Gegner; allgemein iſt die Klage über ſchreiende Unwiſſenheit,“ vgl. in Nr. 221: ‚Haarſträubende Fälle, . . ., in welchen die . . . Polizeibeamten theils gegen Angeklagte und Zeugen die ausgeſuchteſten Martern zur Erpreſſung von Geſtändniſſen angewandt, theils willkürlich freiſprechende Richterſprüche umgeſtoßen haben ſollen“, — wofür es am Schluſs deutlicher und beſſer heißen würde: „theils freiſprechende Richterſprüche willkürlich umgeſtoßen haben ſollen“, durch welche Stellung der Leſer verhindert wäre: willkürlich freiſprechende mit einander zu verbinden.

2. Laſſen.

„Die Worte . . ., die ein edler freiheitbegeiſterter, echt deutſcher Dichter, Schiller, dem wackerſten Kriegshelden, Dunois, ſprechen läſſt“ Gegenwart 43, 306a, nach franzöſiſcher, in der heutigen Schriftſprache veralteter Weiſe mit dem Dativ ſtatt des Accuſativs: Worte, die Schiller . . . den Helden ſprechen läſſt, ſ. Hauptſchwier. S. 195b Nr. 3 und hier in der Zeitſchr. S. 38/9.

3. Wer.

„Wer könnte dich vergeſſen, wer einmal in deinen beſcheidenen Mauern geweilt, der beim Mondlicht der zauberiſch märchenhaften Symphonie der phosphorescierenden Wellen in der „Conche“ v. St. Georges gelauſcht hat?“ Nat.-Ztg. 46, 487. (J. Valentin.)

Das am Anfang ſtehende wer iſt das fragende Fürwort; das ſich darauf beziehende Fürwort müſste nicht wer, ſondern der lauten, wie es auch richtig an der Spitze des zweiten gleichlaufenden Beziehungsſatzes ſteht: Wer . . ., der [nicht: wer] einmal dort geweilt, der dort . . .

gelauſcht hat. Gingen die Beziehungsſätze dem Hauptſatze voran, ſo wäre das ſie einleitende wer gerechtfertigt, z. B.: Wer einmal in deinen beſcheidenen Mauern geweilt, wer ... der ... Symphonie ... gelauſcht hat, wie könnte Der dich je vergeſſen? —, ſ. Hauptſchwier. S. 77b Nr. 6b.

Anzeige der eingeſandten Bücher.

(Beſprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Alemannia, Zeitſchrift für Sprache, Kunſt und Alterthum, beſonders des alemanniſch-ſchwäbiſchen Gebiets, begründet von † Anton Birlinger, fortgeführt von Friedrich Pfaff. XXI. Jahrg. Bonn. P. Hanſteins Verlag. 304 S.

Prof. **Dr. Becker.** Das Deutſche im altſprachlichen Unterricht. Oſterprogramm des Gymnaſii Carolini in Neuſtrelitz 1894. S. 1—28.

Dr. Theodor Braune, Beiträge zur germaniſchen und romaniſchen Etymologie. Wiſſenſchaftliche Beilage zum Jahresbericht des königl. Luiſen-Gymnaſiums zu Berlin. Oſtern 1894. 32 S.

Prof. **Dr. Wetzſtein.** Die Wandlung der ſtoiſchen Lehre unter ihren ſpäteren Vertretern. Programm der großherzoglichen Realſchule in Neuſtrelitz. Oſtern 1894. S. 1—34.

Briefkaſten.

Herrn Primaner **Wilh. B ...** in Tübingen. Ihr Vetter iſt im Recht: die Weglaſſung des zweiten „ſich" iſt eine fehlerhafte Zuſammenziehung, die nur minder anſtößig hervortritt, weil bei dem rückbezüglichen Fürwort der Dativ und der Accuſativ in der Form zuſammenfallen. Vergleichen Sie, was ich darüber in meinen Hauptſchwierigkeiten S. 344 unter dem Titelkopf: „Zuſammenfaſſung" in Nr. 2b geſagt habe. Ich füge den dort gegebenen Beiſpielen für das Vorkommen des nicht ganz Richtigen auch bei einem Schriftſteller wie Goethe eins aus der jüngſten Zeit bei, das ſich ganz genau Ihrem Fall anſchließt. In der Morgen-Ausgabe der National-Ztg. vom 25. Febr. d. J. ſchreibt Eugen Zabel (in einem Aufſatz über Hans v. Bülow):

„Er hatte ſich eine Cigarette angezündet und [ſich] auf das Sopha geſetzt, ſtand aber bald wieder auf ꝛc."

Hier hätte das von mir in eckigen Klammern hinzugefügte „ſich" nicht wegbleiben ſollen, da es als Dativ mit dem vorangegangenen Accuſativ ſich zwar in der Form, aber nicht dem Satzverhältnis nach übereinſtimmt. Der hier etwas verdeckte Fehler tritt auch für ein ſtumpfes Ohr ſchärfer und deutlich erkennbar hervor, wenn man den Satz aus der dritten Perſon in die erſte umſetzt:

„Ich hatte mir eine Cigarette angezündet und [mich] auf das Sopha geſetzt ꝛc."

was ſich ohne das eingeklammerte mich gerade ſo anhören würde, als ob der Sprechende nicht ſich, ſondern vielmehr die Cigarette aufs Sopha geſetzt hätte. Die Anwendung auf Ihren Fall darf ich nach dem Geſagten füglich Ihnen ſelbſt überlaſſen.

Herrn **Dr. Heinr. P ....** in Dresden. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie eine auffällige Abweichung vom heutigen Sprachgebrauch darin bemerken, daſs Leſſing in dem 57ſten ſeiner „antiquariſchen Briefe" ſchreibt:

„Durch welches Wort habe ich mich [ſtatt: mir] merken laſſen, daſs ich ihn weiter als aus ſeinen Büchern kenne?" —;

aber, wenn Sie nun fragen, warum der heutige Gebrauch den Dativ fordert, während man andererſeits doch allgemein ſagt:

„Ich habe ihn [nicht: ihm] mit keinem Wort merken laſſen, daſs ich ꝛc.“, — ſo finden Sie die Antwort darauf z. B. in meinen Hauptſchwier. S. 195b, wo ich unter laſſen in Nr. 4 ganz kurz geſagt habe: „Ich laſſe dich Nichts merken, mache es ſo, daſs du Nichts merkſt. Ich laſſe mir Nichts merken, an-, abmerken ꝛc., ſo daſs man mir Nichts anmerkt ꝛc. Abweichungen (ſ. 3) finden ſich, doch ſteht im Ganzen der heutige Sprachgebrauch feſt“ unter Hinweis auf eine ausführliche Abhandlung von mir in Herrig's Archiv für das Studium der neuern Sprachen. Aus dieſer Abhandlung habe ich verkürzt das Nöthigſte in meinem Wörterbuch unter merken Nr. 5 und unter laſſen Nr. 4 (Bd. II S. 294c und S. 31c) wiederholt. An dieſer letztern Stelle finden Sie auch als Abweichung von dem heutigen Sprachgebrauch außer dem von Ihnen angeführten Satze Leſſing's den Hinweis auf Goethe 28, 141 [= Beno. Cellini, 2. Buch, 1. Kap.], welche Stelle ich zum Schluſs noch herſetzen will:

„Ich fürchtete mich ſo ſehr als die Andern, ließ mich [ſtatt: mir] es aber nur weniger merken und ſprach ihnen allen Muth zu“, vergleichen Sie: ließ es ſie [nicht: ihnen] aber nicht merken; ſehen Sie auch hier in der Zeitſchr. S. 37 Nr. 2.

Weitere Fragen — und (wie ich hinzufüge:) auch geeignete Aufſätze — für die Zeitſchrift werden ſehr willkommen ſein. Beſten Gruß.

Herrn **Joſeph Fr. . . . .** in Berlin. Wenn in der Zeitſchr. zur Förderung der Feuerbeſtattung „Die Flamme“ XI S. 1517a geſetzt iſt: „Mamre, ein Hain (einſt ein großer, holzreicher, jetzt ausgerotteter Wald in Folge der frühern vielen Glasbrennereien daſelbſt)“ —, ſo iſt allerdings die Wortſtellung nicht richtig, es ſollte vielmehr heißen . . . jetzt in Folge der . . . Glasbrennereien . . . ausgerodeter Wald.

Herrn Redakteur **Hans A. Fiſcher** in Mainz. Ihrer Mittheilung, die für eine Veröffentlichung im Briefkaſten des letzten Heftes zu ſpät eintraf, räume ich nachträglich in dieſem erſten Hefte des neuen Jahrgangs gern einen Platz ein. Sie theilen alſo mit, daſs in Mainz binnen Kurzem über das dort Heinr. Heine zu errichtende Denkmal eine Berathung ſtatthaben werde und daſs Sie zur Klärung der vielfach aus einander gehenden Anſichten den Wunſch haben, es möchten die beſten deutſchen Denker ſich über die Angelegenheit äußern und Ihnen die von Ihnen zu veröffentlichenden Gutachten gefl. einſenden. Ob eine ſolche Veröffentlichung wirklich zur Klärung der Anſichten beitragen wird, erſcheint mir fraglich; trotzdem will ich mit meinem Beitrage, den Sie für Ihre Sammlung wünſchen, nicht zurückhalten, ſondern Ihnen ſogar zwei einſenden:

1. Wenn die Nachwelt einmal — ſagen wir nach etwa hundert Jahren — erſtaunt fragen wird, warum einem Dichter das Denkmal verweigert worden iſt, das man doch bereitwillig ſo vielen andern zuerkannt hat, ſo ſpricht ſie damit zweierlei aus, erſtens, daſs jener Dichter zwar ein Denkmal nicht bedürfe, da er ein ſolches (aere perennius) ſich ſelbſt in ſeinen Werken geſetzt hat, dann aber auch, daſs Die, welche ihm das Denkmal verweigert haben, ſich jedenfalls damit auch kein Ehrendenkmal geſetzt haben.

2. Ich weiß nicht, ob ich es in einem alten griechiſchen Schriftſteller geleſen oder ob ich es nur geträumt habe: Der lachluſtige Spötter Demokrit ſoll, als man ihm mittheilte, daſs die hochwohlweiſe Obrigkeit ſeiner Geburtsſtadt zuerſt beſchloſſen habe, ihm ein Denkmal zu ſetzen, und dann dieſen Beſchluſs zurückgenommen habe, nur mit ſeinem gewohnten Lachen geſagt haben:

„An Beidem erkenne ich meine — Abderiten.“

Herrn **P. L. Ipſen** in Kopenhagen. Es freut mich, daſs ich Ihnen die gewünſchte Auskunft von Herrn Karl Emil Franzos unmittelbar habe verſchaffen können. Ihren Dank werde ich mit Vergnügen übermitteln. Beſten Gruß.

Herrn **Guſtav Reiniger**, Prof. an der Prager Handelsakademie. Meine kurze

Postkarte werden Sie erhalten haben. Eingehenderes bleibt einer Besprechung in einem späteren Hefte vorbehalten.

Frl. **Johanna S.** (Mecklenburg-Strelitz). Wenn Felix Dahn in Nr. 6 der diesjährigen „Gartenlaube" S. 91a das Eigenschaftswort unschilderbar, und zwar auf einer Spalte zweimal, verwendet: „Nach unschilderbaren Kämpfen"; „Unser unschilderbares Glück", so ist Das allerdings ungewöhnlich und — unnöthig, vgl. als sprachübliche Ausdrücke dafür (s. mein Wörterb. deutscher Synonymen 2. Aufl. S. 203/4 Nr. 18): unaussprechbar, unbeschreibbar, unsagbar — und: unaussprechlich, unbeschreiblich, unsäglich, vgl. ferner: nach Kämpfen, hinter denen jede Schilderung zurückbleibt, die jeder Schilderung spotten u. ä. m.

Ich komme auf den Aufsatz wohl noch in einem späteren Hefte zurück.

Herrn Gutsbesitzer **Wilh. Tr . . . .** bei Würzburg. Sie finden Auskunft über alles Gewünschte in der jetzt vollständig vorliegenden (hier in der Zeitschrift wiederholt empfohlenen) Illustrierten Geschichte der Wissenschaften von Professor K. Faulmann: „Im Reiche des Geistes" (Wien, A. Hartleben), in 30 Lieferungen zu 50 Pf.

Aufruf!

Der mir eben noch beim Abschluss dieses Heftes zugehende, von mehr als 30 hochangesehenen Männern unterzeichnete Aufruf sei den Lesern meiner Zeitschrift angelegentlichst empfohlen.

Am 8. Juni 1894 werden es 100 Jahre, seit **Gottfried August Bürger** die Augen schloss. Die zerstörende Macht der Zeit, die mit unerbittlicher Gerechtigkeit das Echte und Dauernde sondert von dem Vergänglichen, sie hat den Dichter der Lenore nur leise berührt. Noch heute bewegt der Meister der volksthümlichen deutschen Ballade in ursprünglicher Kraft die Herzen seines Volkes bis in die breitesten Schichten hinein, mit heiligem Schauer sie füllend und mit heiterm Behagen. Noch heute packt uns die ungestüme künstlerische Wahrhaftigkeit, mit der in Bürger's Lyrik ein leidenschaftlich glühendes Herz seine innersten Tiefen bloß legt, mit der erregenden Frische des ersten Augenblicks.

Ein würdiges Denkmal ist dem Dichter nicht einmal in Göttingen errichtet worden, der Stadt, die Zeuge war, wie der jugendliche Adler des Hains die Flügel zu mächtigem Aufschwunge hob, der Stadt, die den in Sturm und Drang Erschöpften ringen und sterben sah. Wir hoffen, dass der nahende Gedenktag Gelegenheit giebt, eine alte Schuld abzutragen. Aber wir denken nicht an ein anspruchsvolles Standbild. Nur die verwitternde Denksäule, die heute Bürger's versteckte Ruhestätte kennzeichnet, möchten wir ersetzen durch einen stattlichen Grabstein, den Künstlerhand mit der Büste oder dem Reliefbilde des theuren Sängers schmücken soll, und wir bitten alle Freunde des Dichters, unsern Plan zu unterstützen. Geldbeiträge wird die Dieterich'sche Buchhandlung in Göttingen, dieselbe, die einst Bürger's Gedichte verlegt hat, gern entgegen nehmen.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Wechsel von Zeit und Modus.

Von P. L. Ipsen in Kopenhagen.

Der Indikativ ist der Modus der Wirklichkeit, der Gewissheit, der Konjunktiv der Modus der Unwirklichkeit, der Unentschiedenheit, des Zweifels. Nicht immer aber wird etwas Unwirkliches, Unentschiedenes, Zweifelhaftes auch durch den Modus als solches bezeichnet; oft kann man in dergleichen Fällen zwischen beiden Modus wählen, aber so, dass die Zeitform sich meist gleichzeitig ändert. Auf diese Weise entsteht ein eigenthümlicher Wechsel von Zeit und Modus, den wir vielleicht in folgender Übersicht darstellen könnten:

1. **Präsens Indikativ** wechselt mit **Imperfektum Konjunktiv;**
2. **Imperfektum Indikativ** wechselt mit **Plusquamperfektum Konjunktiv;**
3. **Perfektum Indikativ** wechselt mit **Plusquamperfektum Konjunktiv;**
4. **Plusquamperfektum Indikativ** wechselt mit **Plusquamperfektum Konjunktiv;**
5. **Futurum simplex Indikativ** wechselt mit **Konditionale simplex;**
6. **Futurum exaktum Indikativ** wechselt mit **Konditionale exaktum.**

Unter 3. wird Plusquamperfektum Konjunktiv im Wechsel mit Perfektum Indikativ gebraucht, obgleich es sich schon unter 2. im Wechsel mit Imperfektum Indikativ findet, und unter 4. bleibt die Zeit unverändert; in Bezug hierauf möchte ich auf meine Bemerkungen Jahrg. VI. S. 307—8 über die Unzulänglichkeit der grammatischen Formen verweisen.

Der erwähnte Wechsel findet sich in Nebensätzen (z. B. Relativsätzen und Folgesätzen) nach verneinten Hauptsätzen, nach „nicht dass", nach „ohne dass", bei Verbindungen wie „zu groß, als dass" und „größer, als dass", in Fragen und noch in ein paar anderen Fällen.

Wir geben einige Beispiele:

a) in Nebensätzen (z. B. Relativsätzen und Folgesätzen) nach verneinten Hauptsätzen.

1. [Ich habe] Nichts gefunden, was ihrer würdig ist. Fliegende Blätter Nr. 2475 (vgl.: wäre).

2. Und Keiner ist, der den Pferdefuß an ihm merkt. Max Bittrich „Spreewald-Geschichten" S. 9. (vgl.: merkte).

3. Wenn man den Indikativ im Gegenſatze zum Konjunktiv als den Modus der Wirklichkeit bezeichnet, ſo hat Das nur den Sinn, daſs in der Verbalform Nichts liegt, was einen Zweifel oder eine Ungewiſsheit andeutete; . . . Oskar Erdmann „Grundzüge der deutſchen Syntax“ S. 113 (vgl.: andeutet).

4. . . ., ich kann dir leider Nichts bieten, was mir geeignet ſchiene, dich hier feſtzuhalten. Rudolph Lindau „Martha“ S. 352. (vgl.: ſcheint).

5. Es giebt in der That kein noch ſo kleines Provinzialſtädtchen, das nicht ſein Lokalblättchen hätte, . . . Voſſiſche Zeitung 1892 Nr. 415 Morgen-Ausgabe. (vgl.: hat).

6. Nichts drängte ſich wieder in den Kreis, was den Schein beſtehender Harmonie rauh und rückſichtslos zerſtörte. Über Land und Meer 1892 Nr. 44 (vgl.: zerſtört hätte).

7. Noch nie hatte das einfache Töchterchen des Landpfarrers Etwas geſehen, das ſich mit dieſer Einrichtung vergleichen ließ. Eduard Bertz „Glück und Glas“ S. 25 (vgl.: hätte vergleichen laſſen).

8. [Er] fand dort auch Nichts, was ihn zerſtreut hätte, . . . Rudolph Lindau „Martha“ S. 263 (vgl.: zerſtreute).

9. . . ., ja es gab eigentlich Nichts in der Welt, was er nicht gefürchtet hätte.“ Aus Öſterreich's deutſchen Gauen“ S. 159 (vgl.: fürchtete).

10. . . ., kein Dichter, der dem Sophokles geglichen hätte, trat mehr auf; . . . Voſſiſche Zeitung 1892 Nr. 605 Morgen-Ausgabe. (vgl.: glich).

11. Es giebt keine erdenkliche Scheußlichkeit, die dieſes Ungeheuer von Mann nicht begangen hätte. Paul Lindau „Der Mörder der Frau Marie Ziethen“ S. 119 (vgl.: begangen hat).

12. Es giebt bald keinen geweſenen, gegenwärtigen und zukünftigen Staatsmann in Serbien, der nicht von wiſsbegierigen Zeitungsberichterſtattern über ſeine Anſicht Betreffs der augenblicklichen Lage im Königreiche befragt worden wäre . . . Voſſiſche Zeitung 1892 Nr. 450 Abend-Ausgabe (vgl.: befragt worden iſt).

13. [Sie entſann ſich] keines Kaufmanns, der in die heiße Zone gegangen war. Über Land und Meer 1892 Nr. 49. (vgl.: gegangen wäre).

14. Nein, ſo weit biſt du noch nicht vorgeſchritten, daſs du unzufrieden wäreſt. P. K. Roſegger „Die Schriften des Waldſchulmeiſters“ S. 65 (vgl.: biſt).

15. So von Gott und von gesundem Menschenverstand verlassen sind selbst die gemäßigten Deutschliberalen nicht, dass sie sich um der Gunst des Grafen Taaffe willen ihrer Kerntruppe, der Deutschböhmen, entäußern wollten; . . . Vossische Zeitung 1892 Nr. 594 Abend-Ausgabe. (vgl.: wollen).

16. Moritz war weder so hochsinnig noch so ideenreich, dass er sich höheren Gedanken hingegeben hätte. Sonntagsbeilage Nr. 51 zur Vossischen Zeitung 1892 Nr. 593 (vgl.: hingab).

17. Aber der kurzsichtige Oswald blickte sie nie so an, dass seine Augen etwas Anderes gesagt hätten als sein Mund, . . . Rudolph Lindau „Martha" S. 237 (vgl.: sagten).

18. [Ich] habe mich aber weder hier noch dort so weit engagiert, dass darüber ein Zwiespalt in mir entstanden wäre. Sonntagsbeilage Nr. 44 zur Vossischen Zeitung 1892 Nr. 509 (vgl.: entstanden ist).

19. Die Auseinandersetzung erfolgt nicht vollständig in der Weise, dass nur die Einigung von 1884 aufgehoben wäre. Vossische Zeitung 1893 Nr. 214 Abend-Ausgabe (vgl.: ist).

20. . . ., es ist kein sicher beobachteter Fall vorhanden, dass in Württemberg ein Mensch oder ein Thier in Folge von Kreuzotternbiss gefährlich erkrankt oder gar gestorben wäre, . . . Über Land und Meer 1892 Nr. 50 S. 1030b (vgl.: gestorben ist).

21. Ich erinnere mich nicht, dass du jemals mir gegenüber solche Ansichten bethätigt hättest. Adolph L'Arronge „Der Compagnon" S. 68 (vgl.: bethätigt hast).

Nahe verwandt mit diesem Fall ist der folgende, in welchem „nicht" als ein abgekürzter Hauptsatz aufzufassen ist; der erwähnte Wechsel von Zeit und Modus findet nämlich statt:

b) **nach „nicht dass".**

22. Nicht, dass sie die Empfindung hatte, sie treibe etwas Unerlaubtes. Über Land und Meer 1892 Nr. 47 S. 967a (vgl.: gehabt hätte).

23. . . ., nicht etwa, dass sich Mutter und Tochter fortwährend besondere Geheimnisse anzuvertrauen gehabt hätten; aber Sophiens Gesellschaft störte sie, . . . Rudoph Lindau „Martha" S. 118. (vgl.: hatten).

24. Nicht dass ihm ein Zweifel an Emma's Schuld gekommen wäre, er hatte ja mit eigenen Augen gesehen, . . . Berliner Tageblatt 1892 Nr. 468 Morgen-Ausgabe (vgl. kam).

25. Nicht, dass in ihr irgend welches Misstrauen gegen ihren Bräutigam aufgestiegen wäre; aber sie befürchtete ein Unglück. Über Land und Meer 1892 Nr. 47. S. 966a (vgl. aufgestiegen war).

Nach „nicht daſs“ ſcheint der Konjunktiv das Gewöhnliche zu ſein[1]; bei der ſynonymen Phraſe „nicht als ob“ iſt der Konjunktiv nothwendig, z. B.:

26. Nicht als ob Waldmann trübſelig geweſen wäre, im Gegentheil, er übte ſich in Witzen, . . . „Aus Öſterreichs deutſchen Gauen“ S. 107.

c) **nach „ohne daſs“.**

27. Wir ſtehen in einer Zeit, da auch der Frömmſte nicht in Frieden leben kann, ohne daſs ihm der böſe Nachbar „allerlei Sprachdummheiten“ vorhält. Sanders' „Zeitſchrift für deutſche Sprache“ VI, 99 (in einer Abhandlung von Dr. K. Landmann) (vgl.: vorhielte).

28. . . .; bald gehen Reden des Kaiſers durch die Preſſe, ohne daſs ihr Text auch nur durch das amtliche Blatt verlautbart würde. Voſſiſche Zeitung 1892 Nr. 507 Morgen-Ausgabe (vgl.: verlautbart wird).

29. Wohl eine Stunde lang ſtand Paul da, ohne daſs er wagte, ſich vom Platze zu rühren, . . . Hermann Sudermann „Frau Sorge“ S. 111 (vgl.: gewagt hätte).

30. Und er kaufte heute und verkaufte morgen, ohne daſs es möglich geweſen wäre, zu erkennen, von welchen Vorausſetzungen er ſich dabei leiten ließ; . . . Rudolph Lindau „Martha“ S. 265 (vgl.: war).

31. . . ., und ohne daſs ſie und der Danziger Huſar Kenntniſs von meiner Anweſenheit hatten, zog ich mich zurück . . . Illuſtrierte Zeitung Nr. 2564 (vgl.: gehabt hätten).

32. Sie iſt Braut, ohne daſs von Verlobung oder Heirath zwiſchen ihnen die Rede geweſen wäre. Illuſtrirte Zeitung Nr. 2561. (vgl.: geweſen iſt).

33. Aber es war nur eine Kriſe, die er überwunden hat, doch nicht ohne daſs ſie ihre Spuren hinterlaſſen hätte. Heinz Tovote „Fallobſt“ S. 138 (vgl.: hinterlaſſen hat).

34. Der Wagen hielt, ohne daſs er [Franz] Urſula unterwegs getroffen hatte. Über Land und Meer 1892 Nr. 44 (vgl.: getroffen hätte).

35. . . .; er war während ihres Geſanges eingetreten, ohne daſs ſie es bemerkt hatte. Illuſtrirte Zeitung Nr. 2551 (vgl.: bemerkt hätte).

36. [Von ſeiner redſeligen Wirthin] erfuhr ſie, ohne daſs ſie darnach gefragt hätte, Näheres über ihn. Illuſtrirte Zeitung Nr. 2560 (vgl.: gefragt hatte).

---

[1] Hierher gehört wohl auch die Wendung: „Nicht, daſs ich wüſste“.

37. [Nielßen war] noch verſchiedene Male in Wiesbaden geweſen, ohne daſs dieſe Beſuche Veränderung in ſeinen Beziehungen zu Sophie herbeigeführt hätten. Rudolph Lindau „Martha“ S. 346 (vgl.: herbeigeführt hatten).

Wir geben noch ein Beiſpiel, worin nach „ohne daſs“ der Konjunktiv Präſentis ſteht, aber wohlgemerkt in der indirekten Rede; nur in dieſer kann der Konjunktiv des Präſens nach „ohne daſs“ vorkommen (entſprechend dem Indikativ in der direkten):

38. Gladſtone ſei nicht in der Lage, an den konſtitutionellen Verhältniſſen des Oberhauſes zu rütteln, ohne daſs er das Land zu dieſem Zwecke befrage. Voſſiſche Zeitung 1892 Nr. 504 Abend-Ausgabe.*

Überhaupt wollen wir hier bemerken, daſs wir in dieſem Aufſatz und ſo namentlich bei der im Anfang gegebenen Überſicht zunächſt von der indirekten Rede abgeſehen haben. Wenn man einige der gegebenen Beiſpiele in die indirekte Rede umſetzt und dabei die Verbalformen nach den bekannten Regeln verſchiebt, beziehungsweiſe unverſchoben läſſt (in einigen Fällen verſuche man es mit ähnlichen Beiſpielen mit einem Subjekt in der Mehrzahl), dann wird es ſich zeigen, daſs der beſprochene Wechſel ſich für die indirekte Rede folgendermaßen geſtaltet:

1. Präſens Konjunktiv oder Imperfektum Konjunktiv wechſelt mit Imperfektum Konjunktiv;

* Ich erlaube mir zu dem obigen Satze einige ſprachlich ſtatthafte Ausdrucksweiſen für die direkte und die indirekte Rede, wie auch für die erzählende Redeweiſe (eines künftigen Geſchichtsſchreibers) hinzuzufügen:

Direkte Rede:

Gladſtone iſt ohne vorangegangene Befragung des Landes [od.: ohne das Land vorher zu befragen — od.: befragt zu haben od.: ohne daſs er vorher das Land befragt (hat)], nicht in der Lage, an den konſtitutionellen Verhältniſſen des Oberhauſes zu rütteln, vgl. auch: Gl. darf . . . an den . . . Verhältniſſen nicht rütteln; Gl. iſt . . ., ohne daſs er vorher das Land befragt (od. befragt hat), nicht in der Lage, daran zu rütteln; darf, ohne daſs er das Land vorher befragt (hat), nicht daran rütteln.

Indirekte Rede:

ſ. o. Nr. 38; ferner: Gl. ſei ohne vorangegangene Befragung u. ſ. w. nicht in der Lage, daran zu rütteln, —; Gl. ſei, ohne daſs er vorher das Land befrage — od.: befragt habe, auch wohl: befragt hätte, nicht in der Lage u. ſ. w., vgl.: Gl. dürfe . . . nicht daran rütteln.

Etwaiger Bericht eines künftigen Geſchichtsſchreibers in der indirekten Rede:

Die Anſicht war, Gl. ſei (od.: wäre), ohne daſs er vorher das Land befragt habe (od.: hätte), nicht in der Lage geweſen, daran zu rütteln, — Gl. habe (od.: hätte), ohne daſs u. ſ. w. —, nicht daran rütteln dürfen ꝛc. — vgl. die Fußanmerkung zu Nr. 40 ff. Der Herausgeber.

2. Perfektum Konjunktiv oder Plusquamperfektum Konjunktiv mit Plusquamperfektum Konjunktiv;

3. Perfektum Konjunktiv oder Plusquamperfektum Konjunktiv mit Plusquamperfektum Konjunktiv (wie unter 2);

4. Plusquamperfektum Konjunktiv mit Plusquamperfektum Konjunktiv.[1]

Mit andern Worten: der Wechsel wird in der indirekten Rede vielfach verwischt, immer unter 4., oft in den übrigen Fällen; 2. und 3. fallen ganz zusammen.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu unserem Hauptthema zurück. (Schluss folgt.)

Der deutsche Michel.

Von Dr. Herman Schrader.

Es ist vielleicht zu beklagen, aber es ist wahr, dass manche edle Namen im Laufe der Zeiten eine unedle, sogar eine häßliche Bedeutung erhalten haben. So hat sich der edle Ruprecht, d. h. der Ruhmglänzende, in einen Rüpel verwandelt, d. h. in einen groben, ungeschliffenen Menschen. Und Rüpelei ist ein flegelhaftes Verhalten. Die edle Mechtild oder Machtild oder Mathilde, d. h. die machtvolle Kämpferin, ist gar zur Metze geworden. Ebenso hat auch der hohe Name des Erzengels Michael d. h. Wer ist wie Gott! viel von seiner hohen Bedeutung verloren; er ist zwar nicht Schimpfwort, aber doch Spottwort geworden. Er stammt aus einem der jüngsten Bücher des Alten Testaments, Daniel 10, 13 und 12, 1: Michael, der große Oberste (Luther: Fürst), der für das israelitische Volk stehet und streitet. Die Bedeutung seines Namens soll auf seine Demuth und auf seine Ehrfurcht vor dem großen Gott hinweisen.[2]

Im Neuen Testament erscheint er als ein Streiter Gottes. Jud. 9 kämpft er mit dem Teufel, und Offenb. 12, 7 mit dem großen Drachen. Diese Thätigkeit nun ist es, welcher er seine große Beliebtheit und sein Ansehn als Schutzengel beim deutschen Volke verdankt. Da nämlich das kriegerische deutsche Volk besonders seine Heldengötter Wodan und Thor hoch in Ehren hielt, so waren die christlichen Missionare, schon Bonifazius, klug genug, deren ruhmreiche Züge auf den christlichen Michael zu übertragen. Auch Michael führte wie Wodan einen Speer und, wie Thor

[1] 5 und 6 wollen wir hier übergehen; siehe das folgende Heft.

[2] Der Name Michael kommt auch sonst im Alten Testamente als Personenname vor. Der weibliche Name Michal bedeutet nicht lauteres Wasser, sondern ist Kürzung aus Michael. So hieß Sauls Tochter, David's Gattin. — Das kirchliche Michaelisfest ist von Papst Felix im Jahr 480 gestiftet und wird am 29. September an manchen Orten noch heute gefeiert als Fest der Engel.

den Blitz, ſo ein blitzendes Schwert. Auch reitet er in kirchlichen Abbildern, wie Wodan, auf einem weißen Roſſe. Das Banner dieſes Erzengels wehte in manchen ſiegreichen Schlachten (z. B. gegen die Ungarn) voran. Die Krieger ſangen beim Vorrücken den Schlachtgeſang:

O magne heros gloriae,
dux Michael,
protector sis Germaniae.

So kam es, daſs der Kultus des Michael Jahrhunderte lang in hohen Ehren ſtand, daſs Berge, die früher dem Wodan oder Thor geweiht waren, zu Michaelsbergen wurden (auch der Zollern, wenn ich nicht irre), und daſs Städte dieſen Erzengel zu ihrem Schutzpatron wählten, wie Jena (was vielleicht noch im Wappen zu erſehen iſt).

Die Michaelslieder erklangen aber auch hell und laut bei friedlichen Gelegenheiten, namentlich bei Wallfahrten, hießen doch eben dieſer Lieder wegen die Wallfahrer geradezu Michelsbrüder. Etwa ſeit dem 12. Jahrhundert aber, beſonders ſeit der Wirkſamkeit des „Pater Seraphicus“ Bonaventura, traten hinter den Marienliedern die Michaelslieder mehr und mehr in den Hintergrund und, wer ſie noch unentwegt weiter ſang, wurde verhöhnt und verſpottet, kurz: der deutſche Michel als Spitzname war geboren.

Zunächſt verſtand oder verſteht man unter einem Michel noch einen biederen und gutmüthigen, aber unbeholfenen Menſchen, dann aber auch einen geiſtig beſchränkten, unwiſſenden, ja groben Tölpel. Um Das noch deutlicher auszudrücken, ſetzt man dem Namen noch Bezeichnungen vor, wie: dummer Michel, Quatſchmichel, Heulmichel (weinerlich), Klotzmichel (grober), ja ſogar Lauſemichel. — So iſt „der deutſche Michel“ geradezu zu einer Benennung des deutſchen Volkes geworden, wie John Bull für den Engländer und Bruder Jonathan für den Amerikaner. Wir mögen uns aber immerhin des edlen Urſprungs unſers Namens getröſten.

In unſern Zeiten haben Dichter und Maler den Namen wieder veredelt. Sie ſtellen den deutſchen Michel als einen ſtarken, ſehnigen, markigen, gedrungenen Mann, ſchlummernd in einem Seſſel dar, während Feinde ringsum ihn necken und höhnen. Eine Zeit lang merkt er Nichts oder achtet der Poſſen nicht. Dann aber erwacht er, er richtet ſich in Rieſengröße auf, der furor teutonicus kommt über ihn und er ſchwingt drohenden Blicks ſeine mächtige Keule, daſs die feindlichen Geſtalten angſtvoll nach allen Seiten entfliehen. So ſei es! Wer ſich wohl bewahrt will han, Der bind nicht mit den Deutſchen an!*

* Zu dieſem kleinen Aufſatz meines verehrten Freundes und Mitarbeiters möchte ich mir erlauben, zunächſt aus Dem, was unſer Altmeiſter Adelung in ſeinem Wörter-

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeſchichte von Bertha v. Suttner. (Dresden u. Leipzig, ohne Jahreszahl.) Bd. II (ſ. Bd. I, S. 4 ff.).

1. S. 3: „Erwarte dir keine Briefe!“ — mit dem ſogenannten ethiſchen Dativ (ſ. u. Nr. 33 und Hauptſchw. S. 90a, Nr. 3), vgl.: erwarte (von mir) keine Briefe — für dich oder: an dich ꝛc.

2. S. 8: „Seiner Zeit hatte ich den darüber in Genf geführten Debatten gefolgt“ ſtatt des üblichern: war . . . gefolgt, ſ. Wörterb. I S. 476b; Hauptſchwier. S. 152b.

3. S. 10: „Durch den Ankauf von für die Verwaltung nothwendigen Gegenſtänden“, wo der Zuſammenſtoß der beiden Verhältniswörter zu vermeiden geweſen wäre, z. B.: „von Gegenſtänden, welche für die Verwaltung nothwendig ſind“, — oder: „deren die Verwaltung nothwendig bedarf“ ꝛc. ſ. u. Nr. 16; 29.

4. S. 13: „Freundlich aufgenommen (d. h. . . . beſäuft)“ = beſoffen gemacht (mit Branntwein bewirthet ꝛc.), ſ. Wörterb. III S. 868b; Ergänz.-Wörterb. S. 438a.

5. S. 17: „Wie er nach dir fragt und ſorgt!“ —, wo das nach eigentlich nur zu fragt paſſt, vgl.: Wie er nach dir fragt und

---

buch unter Michael geſagt, wenigſtens den Schluſs herzuſetzen: „Durch den Namen des Erzengels iſt dieſes Wort auch ein männlicher Taufname geworden, welcher im gemeinen Leben nur Michel lautet, wendiſch Micha, aber auch in den niedrigen Sprecharten, mit allerlei Beiſätzen, zuweilen im verächtlichen Verſtande gebraucht wird: ein dummer Michel, ein dummer Menſch; ein grober Michel, ein grober Menſch; ein deutſcher Michel, welcher nur allein ſeine Mutterſprache verſteht, da er auch andere Sprachen verſtehen ſollte, oder welcher in andern Sprachen fehlerhafte Germanismos macht, — welches Schickſal dieſer Name mit Hans, Matz, Drews und ſo vielen andern gemein hat, daher man nicht nötig hat, mit G. Zennern den bekannten proteſtantiſchen General im 30jährigen Kriege Hans Michel Obentraut mit in das Spiel zu mengen oder Michel hier für das folgende Wort zu halten, weil die alten Deutſchen ‚große‘ ſtarke Leute geweſen“, ſ. auch Grimm's Wörterb. II Sp. 1046 und mein Wörterb. II, S. 304c/5a (vgl. I S. 691a ff. (Hans und Anm.), beſonders aber Wander's Sprichwörter-Lex. III Sp. 653/4 und das dort Angezogene. Zum Schluſs aber ſetze ich noch aus Grimmelshauſen's Simplicianiſchen Schriften, herausgegeben von Heinr. Kurz (Leipzig, J. J. Weber) Bd. IV S. 347 buchſtäblich den Titel her:

Deſs Weltberuffenen | SIMPLICISSIMI | Pralerey und Gepräng | mit ſeinem | Teutſchen | Michel, | Jedermänniglichen, wanns ſeyn | kan, ohne Lachen zu leſen erlaubt | Von | Signeur Meßmahle“ u. ſ. w.

um dich ſorgt (oder: in Sorge iſt), ſ. Hauptſchwier. S. 344b Nr. 2c (Zeugma).

6. S. 20/1: „Da verſuchen denn die Leute, welche mit dem Alten nicht ganz brechen wollen, welche das Neue nicht ganz erfaſſen können, Beides mit einander zu verſchmelzen, und daraus entſteht dieſes verlogene, unkonſequente, widerſpruchskämpfende, halbhafte Getriebe, unter welchem die wahrheits-, gradheits- und ganzheitsdurſtenden Seelen ſo ſtöhnen und leiden.“ Es ſteht dahin, ob das hervorgehobene (ſo weit ich ſehe, noch in keinem Wörterbuch ſich findende) Eigenſchaftswort halbhaft zur Bezeichnung von Etwas, das, ſtatt ein einheitliches Ganze zu bilden, aus zwei nicht zu einander ſtimmenden und widerſpruchsvollen Hälften zuſammengeſetzt iſt, in den allgemeinen deutſchen Sprachſchatz aufgenommen werden wird; man vergleiche für dieſen oder einen ganz ähnlichen Begriff das bereits vorhandene Eigenſchaftswort zwitterhaft (ſ. Wörterb. III S. 1816a) und ferner (ſ. ebd. I S. 662a ff.) halb (Nr. 9) und dazu das entſprechende Hauptwort: die Halbheit ꝛc. Auch die Zuſammenſetzungen widerſpruchskämpfend; wahrheits-, gradheits- und ganzheitsdurſtend ſind wohl von der nach dem Ausdruck ihres Gedankens ringenden Schriftſtellerin gewagte, aber von dem Sprachgebrauch noch nicht anerkannte Neubildungen. Ich würde eine Umwandlung des Schluſſes vorſchlagen, worin man mit dem anerkannten Wortſchatz auszureichen ſucht, etwa: Daraus entſteht dieſe verlogene Halbheit eines widerſpruchsvollen Getriebes (oder Treibens), unter welchem die nach Wahrheit, Gradheit und Ganzheit durſtenden (oder lechzenden) Seelen ſo ſtöhnen und leiden.

7. S. 25: „Felder und Fechſungen“ (ſüddeutſch und beſonders öſterreichiſch) für Ernten (Erträge des Feldbaus ꝛc.) ſ. Wörterb. I S. 385a und Ergänz.-Wörterb. S. 180c ꝛc.

8. S. 25: „Das gute, luſtige Pintſchel“, öſterr. Verkleinerung von Pin(t)ſch = Pin(t)ſcher, als Bezeichnung einer Gattung Hunde, ſ. Wörterb. II S. 552a; Ergänz.-Wörterb. S. 388b.

9. S. 26: „Behaupte wenigſtens nie, daſs der Krieg die Menſchen veredle! — Geſtehe, daſs er ſie entmenſcht, vertigert, verteufelt“ = zu Tigern und Teufeln (oder zu tiger- und teufelähnlichen Geſchöpfen) macht und ſ. ähnliche Bildungen mehr.

10. S. 30: „Die ſüßen Gerüche [werden] durch . . . Kaſernenausdunſtungen überduftet“, vgl. Wörterb. I S. 327b; Ergänz.-Wörterb. S. 167a.

11. S. 33: „Das konnte ich dem Vorgeſetzten nicht gut ſagen, ich antwortete alſo allergehorſamſt etwas Unwahres. Allergehorſamlichkeit

[ein in den Wörterbüchern ſich noch nicht findendes Hauptwort] und Wahrheit haben ohne dies Nichts mit einander zu ſchaffen."

12. S. 42: „Was wir nebſtbei leiden müſſen", vgl. S. 110: „Die Beſchießung Wien's und nebſtbei auch die Zerſtörung von Grumitz"; S. 281: „So erſcheint . . . die Maßregel als eine würdevoll, moraliſche und nebſtbei noch eine patriotiſche" ꝛc., ſüdd., öſterr. ſt. nebenbei, außerdem, ſ. Wörterb. I S. 106b und beſonders Ergänz.-Wörterb. S. 65b.

13. S. 47: „Daſs die Ceremonie . . . auf Thorheit, — auch mitunter grauſame Thorheit . . . — beruht", gewöhnlicher: auf grauſamer Thorheit, ſ. Hauptſchwier. S. 69a.

14. S. 50: „Nach Erhalt [= Empfang] des Briefes" ſ. Wörterb. S. 668a; Ergänz.-Wörterb. S. 249b.

15. S. 54: „Nur der Gedanke an Friedrich raffte mich wieder empor" = bewirkte, daſs ich mich wieder emporraffte, vgl. ähnlich: Nur Juane's Bild raffte ihn immer noch auf [machte, ließ ihn ſich aufraffen] Wachenhuſen (ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 402c).

16. S. 62: „Vorüber an unter dem Schmerz ihrer Wunden ſich krümmenden Menſchen, welche von über ſie hinjagenden Roſſen zertreten oder von über ihre Glieder fahrende Geſchütze [l. wenigſtens: fahrenden Geſchützen] zermalmt wurden", (vgl. Nr. 3) ungefügig durch den Zuſammenſtoß der Verhältniswörter, vgl.: Vorüber an Menſchen, welche ſich unter dem Schmerz ihrer Wunden krümmten, von Roſſen, die über ſie hinjagten, zertreten oder von Geſchützen, die über ſie hinfuhren, zermalmt wurden ꝛc.

17. S. 64: „Wenn einmal der Durſt nach Gräſslichem erregt iſt, ſo ruht man nicht, bis er nicht mit dem Gräſslichſten gelöſcht worden", — mit überſchüſſigem nicht nach dem bis, eben ſo: ehe er (nicht) ꝛc.

18. S. 72: „Nicht anders waren dieſe Soldaten in den Wagen untergebracht . . . untergebracht, nicht anders wie [ſt. als] Schlachtvieh."

19. S. 80: „Sprungfedrige [auf Sprungfedern ruhende, damit verſehene] Wagen."

20. S. 82: „Es fehlt an Inſtrumenten und Medikamenten — und hälfen uns auch dieſe?" —, wofür es, deutlicher, den Konjunktiv des Imperfekts von dem Präſens unterſcheidend, heißen würde: hülfen uns auch dieſe? — oder: würden uns auch dieſe helfen? — ſ. Wörterb. I S. 736b; Hauptſchwier. S. 193a Nr. 1f.

21. S. 99: „In Geſellſchaft einiger leichtverwundeter [vgl.: verwundeten] Officiere", vgl. S. 224: „Die Bekanntſchaft einiger hervorragender politiſcher und litterariſcher Perſönlichkeiten ꝛc.", ſ. Hauptſchwier. S. 125a.

22. S. 131: „Um ſich getödteter Ahnen würdig zu zeigen, muſs man an der Tödterei — an der aktiven und paſſiven — ſeine helle Freude haben“. Solche ins Unendliche zu mehrende Wortbildungen kann kein Wörterbuch in erſchöpfender Vollſtändigkeit aufführen; ich bemerke hier nur, in Bezug auf die begleitenden Eigenſchaftswörter aus der Sprachlehre, daſs es auch hätte heißen können: an dem Tödten und Getödtetwerden — oder: an dem gegenſeitigen Tödten.

23. S. 137: „Das Glas war nicht ſcharf genug —, ich konnte nicht ausnehmen, ob der vermeintliche Gefangene nicht etwa einer unſerer Forſtbeamten war“ —, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 368c, wo als öſterr. aufgeführt iſt: „Etwas ausnehmen = erkennen, wahrnehmend ausmachen, unterſcheiden ꝛc.“ mit zahlreichen Belegſtellen.

24. S. 138: „An den [Druckfehler ſt.: dem?] hab' ich meine Freude.“

25. S. 143: „Uns, die wir um deine Erbarmniſſe flehen“ = um dein Erbarmen, ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 46a Belege für das mundartliche Erbarmnis, aber doch nicht (wie hier) in der Mehrzahl, vgl. ebd. b: Erbarmungen.

26. S. 144: „Es war ja mein Friedrich, am meinſten“, ſ. über dieſen Superlativ von dem beſitzanzeigenden Fürwort Hauptſchwierigkeiten S. 69b Nr. 3.

27. S. 191: „Pflichten des Soldaten . . ., der ja doch bemächtigt iſt, den Feind an Leib und Leben zu ſchädigen“, vgl. Wörterb. II S. 199c, woraus ich Folgendes herſetze: „Bemächtigen: !, tr.: Einen b., ihm eine Macht oder Befugnis ertheilen, gewöhnlich: ihn ermächtigen: Wodurch die Friedensrichter bemächtigt werden, Jeden verhaften zu laſſen ꝛc. Fr. Gentz Schriften 1,73“, wozu dann noch im Ergänz.-Wörterb. S. 347a ein ähnlicher Beleg aus der Volks-Zeitung und hier die oben angeführte Stelle tritt. In Grimm's Wörterb. z. B. iſt nur das rückbezügliche: ſich eines Gegenſtandes ꝛc. bemächtigen aufgeführt und trotz der von mir angeführten Belege möchte ich doch bemächtigen als zielendes Zeitwort im Sinne von ermächtigen ꝛc. als ungewöhnlich bezeichnen.

28. S. 210: „Sagen Sie mir ein Mittel, den Krieg abzuſchaffen, ſo wäre es allerdings ganz gut. Nachdem [öſterr. ſtatt: da] Das aber nicht möglich iſt, ſo muſs ꝛc.“

29. S. 211: „Eine Klaſſe von für ihren Beruf begeiſterter Soldaten iſt noch denkbar.“ Hier wäre das mit dem unmittelbar folgenden für hart zuſammenſtoßende von zu ſtreichen (ſ. o. Nr. 3), da der von Klaſſe abhängende Genitiv vollkommen ausreicht. Sollte aber das von beibehalten werden, ſo müſste wenigſtens ſtatt des Genitivs begeiſterter der Dativ begeiſterten ſtehen, vgl. Nr. 16.

30. S. 213: „Die bejubeln doch wieder das neue Jahr trotz der Leiden, welche ihnen das — eben ſo eingejubelte — alte gebracht.“ Die Zuſammenſetzung einjubeln (Etwas mit Jubel einweihen ꝛc.) fehlt, wie in meinem Wörterb. (I S. 841c), ſo auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 288b und ich kann ſie auch nicht als eine berechtigte Bereicherung unſeres Wortſchatzes anerkennen, da wir für den Begriff in an- und bejubeln ſchon genügende Ausdrücke beſitzen, vgl. z. B. S. 309: „Diesſeits des Rheins wurden die Standbilder der Germania etwas weniger angejubelt ꝛc.“

31. S. 241: „Er oblag denſelben [ſeinen Arbeiten] mit wahrem Feuereifer“ ſtatt richtig: er lag ihnen mit wahrem Feuereifer ob, ſ. Hauptſchwier. S. 220a.

32. S. 281: „In das ganze Volk drang der Haſs für [ſtatt: gegen] das ganze gegneriſche Volk.“

33. S. 318: „Du lebſt bei deinem Sohn, aber ich verlange mir gar nicht, bei der Beatrix zu bleiben. Sie verlangt es ſich übrigens auch nicht“, mit ſogenanntem ethiſchem Dativ (ſ. o. Nr. 1), gewöhnlich: es verlangt mich gar nicht (danach) ꝛc., ſ. Wörterb. II S. 24c/5a.

34. S. 319: „Das iſt eine ſchöne Zugabe in der Ehe. — Zugabe? Es iſt das Um und Auf“, — ſ. über dies namentlich öſterreichiſche: das Um und Auf (in der Bedeutung: das Ganze, das Weſentliche, die Hauptſache) Ergänz.-Wörterb. S. 22c und 585b. und Zeitſchr. VII S. 304 Nr. 5.

35. S. 323: „Iſt denn der menſchliche Egoismus ſo groß, daſs den Kriegsopponenten nur dieſes Motiv unterſchoben [ſtatt: untergeſchoben] werden kann?“ —, ſ. Wörterb. III S. 917a und Hauptſchwier. 362b/3a.

Die Endſilbe „-bar“.

1. Über dieſe Endſilbe und die ſinnverwandten lich und ſam habe ich in meinem Wörterbuch deutſcher Synonymen (2. Aufl. S. 200—206) gehandelt. Ich möchte hier nur den Anfang wiederholen.

„Die von Zeitwörtern hergeleiteten Eigenſchaftswörter auf bar und lich ſind ſinnverwandt, indem die einen wie die andern bezeichnen, daſs das durchs Zeitwort Ausgedrückte gethan, vorgenommen, ins Werk geſetzt werden kann. Doch bezeichnen die Wörter auf bar die Möglichkeit ſchlechthin, die auf lich die Möglichkeit als eine leicht eintretende, und das Gleiche gilt auch für die entſprechenden Verneinungen mit un- (die in manchen Fällen üblicher ſind als die unverneinten Wörter), wie auch von den entſprechenden Hauptwörtern auf keit ꝛc.“

Die Ausführung im Einzelnen für die Eigenschaftswörter ꝛc., die mit den Endsilben -bar und -lich üblich sind, übergehe ich hier und erwähne nur, dass ich in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. als üblich nur das von dem Zeitwort vereinen abgeleitete vereinbar ꝛc. aufgeführt habe, in jenem mit der Anmerkung: „Selten: Seine Freuden sind mit deinen unvereinlich. Rückert, Weish. des Brahm. 1, 147“ und in diesem auch noch das nicht von dem Zeitwort vereinen, sondern von dem männlichen Hauptwort Verein hergeleitete vereinlich mit Belegen, wie: „Der italiänisch-zollvereinliche Handelsvertrag; redeübungs-, volks-vereinlich.“ ꝛc.

Worauf ich aber hier besonders aufmerksam machen wollte, ist der Umstand, dass — wie ich in meinem Wörterb. I S. 355a/b ausgeführt habe — neben dem zielenden und rückbezüglichen Zeitwort einen als üblichere und gewöhnlichere Form das verlängerte einigen gilt und eben so auch von den Zusammensetzungen mit Vorsilben, z. B. üblicher vereinigen als vereinen. Bemerkenswerth scheint es dabei, dass umgekehrt die Ableitungen auf -bar gewöhnlich nur von vereinen, nicht von vereinigen gebildet werden (vgl. „unschilderbar“ hier in der Zeitschr. S. 40 und f. in meinem Ergänz.-Wörterbuch Belege aus Auerbach und dem Magazin des Auslandes für Unvereinlichkeit). Das hier über vereinigen und vereinbar als sprachüblich Gesagte findet seine Bestätigung in einem Satze aus Schiller's Briefwechsel mit Goethe (aus Jena vom 2. Juli 1796.) Hier schreibt er seinem Freunde in einem ausführlichen Brief über das 8. Buch von Wilhelm Meister:

„Solche Erfindungen sind von der ersten Schönheit, denn sie vereinigen Alles, was gewünscht werden kann, ja, was ganz unvereinbar scheint; sie verwickeln und — enthalten schon die Auflösung in sich, sie beunruhigen — und führen zur Ruhe, sie erreichen das Ziel, indem sie davon mit Gewalt zu entfernen scheinen.“

Für meinen nächsten Zweck hätte ich allerdings nur einen Theil des Satzes mitzutheilen brauchen; aber ich habe ihn vollständig hergesetzt, in der Überzeugung, dass er allen Lesern willkommen und vielleicht manchen die Veranlassung sein wird, den Briefwechsel wieder einmal zur Hand zu nehmen, was ich dringend empfehlen möchte.

2. Ein sehr lesenswerther Aufsatz von Erich Schmid in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ Bd. XIII Heft 4 schließt auf S. 315a mit dem Satze: „Der Clavigo bleibt Goethe's unveraltbares Theaterstück.“ Das hier hervorgehobene Beiwort scheint mir nicht sprachrichtig gebildet, da es ein zielendes Zeitwort veralten voraussetzt, vgl. mein Wörterb. I S. 26a, wo z. B. aus Herder angeführt ist: „Mit ganz unveralteter Seele“ ꝛc.

Am Sonntag den — oder dem erſten April?

Auf dieſe mir in jüngſter Zeit (wie ſchon früher von verſchiedenen Seiten mehrfach) zugegangene Anfrage will ich im Nachſtehenden etwas ausführlicher und eingehender antworten, als ich es bisher durch den kurzen Hinweis auf meine Hauptſchwierigkeiten S. 36 b (unter Am Nr. 4 vgl. auch S. 37 b, ebd. Nr. 10 und S. 44 ff. — 52 den Aufſatz über die Appoſition) gethan habe.

Ich halte es für angemeſſen, die zuerſt angegebene Stelle aus meinen Hauptſchwier. (unter Am 4) vollſtändig herzuſetzen, wobei ich nur einige — allerdings allgemein übliche — der Sprachlehre angehörende Fremdwörter durch deutſche Ausdrücke erſetzen werde:

„In am ſteckt nicht immer das beſtimmte, ſondern zuweilen auch das unbeſtimmte Geſchlechtswort, vgl.: Am Nerven- — und: an einem nervöſen — Fieber, am oder: an einem — Schlagfluſs ſterben, am Podagra, — an einer Erkältung, am Schnupfen, an einem heftigen Schnupfen leiden ꝛc., obgleich von weiblichen Hauptwörtern als Namen beſtimmter (nicht mehrere Arten umfaſſender) Krankheiten das beſtimmte Geſchlechtswort gewöhnlich iſt: An der Gicht, Cholera, Schwindſucht, Peſt ꝛc. — neben: an (einer) Entzündung der Augen, an einer Erkältung ꝛc. leiden, krank ſein, ſterben (im Engliſchen das unbeſtimmte Deutewort). Ferner: Er kam am (an einem) Sonntag; am Abend (vgl.: an einem Herbſtabend), am fünften Januar, wo man freilich das beſtimmte Geſchlechtswort annehmen möchte; doch behandelt die Sprache alle dieſe Fälle in ähnlicher Weiſe. Vgl. in der Mehrzahl das fehlende Geſchlechtswort, z. B.: Es ſtarben Viele an Fiebern ꝛc. An Sonntagen iſt es ſehr voll. Man beachte die Nichtübereinſtimmung eines zeitlichen Accuſativs neben dem Dativ nach am (regelmäßig ohne Dativ e), wie neben dem zeitlichen Genitiv (vgl. Abend 1): Am Sonntag [nicht: Sonntage] — oder: Sonntags — den erſten Februar ꝛc.; auffallend: Freitags als dem ruhigſten Tage. Goethe 19, 131 ſtatt: Am Freitag, als dem ꝛc. Daſs kommenden Freitag, dem Jahrestage [ſtatt: als an dem Jahrestage] des definitiven Friedenſchluſſes mit Frankreich . . . alle Kirchenthürme . . . beflaggt werden ſollen. National-Ztg. 25, 216, ſ. Appoſition 8a und ſo auch: Heute als dem [ſtatt den oder am] Ludwigstage feierten wir das Namensfeſt des Grafen. (Maximilian v. Mexiko) Aus meinem Leben 1, 159.“

Um nun über die mir vorgelegte Frage ganz klar und deutlich meine Anſicht auszuſprechen, füge ich noch das Folgende hinzu: Auf die Frage: „Wann wird die Wahl ſtattfinden?“ kann die Antwort z. B. lauten:

Digitized by Google

Am Sonntag oder auch mit näherer Beſtimmung: an dieſem — oder: am nächſten Sonntag — oder: auch ohne das Verhältniswort: Sonntag — oder: dieſen Sonntag, den nächſten Sonntag ꝛc. und, wenn dieſer nächſte Sonntag auf den erſten April fällt, auch: am (oder den) erſten April. Natürlich können auch — beſonders um jeden Irrthum auszuſchließen — beide Zeitbeſtimmungen für den Wahltag verbunden und neben einander geſetzt werden, alſo z. B.: Am (nächſten) Sonntag, am erſten April — oder: Sonntag (oder: den nächſten Sonntag), den erſten April — oder auch, wechſelnd: mit dem Verhältniswort oder ohne dieſes: Am (nächſten) Sonntag, den erſten April ꝛc, vgl. auch z. B.: Am (nächſten) Sonntag als (oder: Das iſt) am (oder: den) erſten April ꝛc., vgl. auch in umgekehrter Reihenfolge: Am — oder: den — erſten April, Das iſt: am (oder: den) nächſten Sonntag oder auch: am erſten April, (den) nächſten Sonntag ꝛc.

In all dieſen neben einander geſetzten Zeitangaben für ein und denſelben Tag (den Wahltag) liegt durchaus nichts Anſtößiges und Sprachwidriges. Diejenigen, die dies in dem Neben-einander-Stehen von Dativ und Accuſativ, in Verbindungen wie:

Am Sonntag, den erſten April, oder: Am erſten April, den nächſten Sonntag ꝛc.

finden, verkennen oder überſehen, daſs hier eben einfach nur die beiden Zeitbeſtimmungen neben einander ſtehen und daſs nicht die zweite als Appoſition zu der erſten aufzufaſſen iſt, wonach ſie als vermeinte Verbeſſerung und als einzig richtig mit übereinſtimmendem Dativ geſetzt wiſſen wollen:

„Am Sonntag, dem [nicht: den] erſten April.“ Dabei verſtoßen ſie aber grade gegen die ſtrenge Sprachrichtigkeit, wonach aus am, als der Verſchmelzung des Verhältniswortes an mit dem Geſchlechtsworte, ſtreng genommen, nicht das bloße Verhältniswort an (ohne das Geſchlechtswort) zu ergänzen iſt, ſ. in meinen Hauptſchwier. S. 37 b unter Am Nr. 10, wo ich als „nicht korrekt“ (oder als nicht ſtreng ſprachrichtig) Verbindungen bezeichnet habe, wie: „Ich erkenne ihn am Gang und der Haltung“ (ſtatt: am Gang und an der Haltung — oder: an dem Gang und der Haltung). Am achten Februar und (an) den folgenden Tagen, — wo (wie ich hinzugefügt habe) in ſtrenger Sprachrichtigkeit das eingeklammerte an füglich nicht wegbleiben darf ꝛc. Wer alſo den (nur vermeinten) Anſtoß in der Verbindung von Dativ und Accuſativ bei Zeitangaben, wie: „Am Sonntag, den erſten April“ vermeiden will, ſollte wenigſtens dafür ſetzen, entweder: Am Sonntag, am erſten April oder im bloßen Accuſativ: Sonntag, den erſten April.

Eine Rechtſchreibungsfrage.

Die mir von einem Leſer vorgelegte Frage lautet:

„Inzwiſchen empfehle ich mich Ihnen

Hochachtungsvoll N. N.

Es fragt ſich, ob in dieſem Zuſammenhang der hier durch fetten Druck hervorgehobene große Anfangsbuchſtabe durchaus zu verwerfen ſei oder ob er als übliche Formalität ſelbſt vom Standpunkte des deutſchen Sprachlehrers gebilligt werden könne."

Es kann nun wohl keine Frage ſein, daſs nach den allgemeinen Regeln für das Adverbium (oder Umſtandswort) der kleine Anfangsbuchſtabe als das Richtige zu bezeichnen iſt. Was nun aber die einigermaßen als Schutz für den großen Anfangsbuchſtaben angerufene Förmlichkeit anbetrifft, die den „auf Titel und Standesunterſchiede verſeſſenen Deutſchen" von andern Völkern mit vollem Recht zum Vorwurf gemacht wird, ſo ſpricht meines Erachtens auch dieſe eher für den kleinen als für den großen Anfangsbuchſtaben. Schreiben wir doch in Briefen aus Höflichkeitsrückſichten die auf die zweite Perſon bezüglichen Anredefürwörter mit großen Anfangsbuchſtaben, während viele Briefſchreiber das für „ihre Wenigkeit" (wie der bezeichnende Ausdruck lautet) dienende Fürwort ich an den Anfang eines Briefes zu ſtellen vermeiden oder ſogar, ſo weit es irgend angeht, ganz verſchwinden zu laſſen bemüht ſind. Wie anders der Engländer, der für die angeredeten Perſonen — außer, wo es ſich um hinzugefügte Titel handelt, wie z. B. Your Highness u. ſ. w. — nur die kleinen Anfangsbuchſtaben ſetzt, dagegen das — ähnlich wie der Ausruf O — nur aus einem einzigen Buchſtaben beſtehende Fürwort für ſein Selbſt I (nicht i) ſchreibt, während allerdings die ſich anſchließenden Wörter für mir, mich, meiner (me, mine) wieder den kleinen Anfangsbuchſtaben haben; doch Das führt hier zu weit ab. Jedenfalls ſollte der Briefſchreiber, der ſich am Schluſs dem Empfänger „hochachtungsvoll empfiehlt" das nicht auf die zweite Perſon, ſondern auf „ſeine eigene Wenigkeit" bezügliche Umſtandswort (wie die entſprechenden Ausdrücke: ergebenſt, unterthänigſt ꝛc.) auch aus Höflichkeitsrückſichten mit kleinem, nicht mit großem Anfangsbuchſtaben ſchreiben. Anders freilich verhält es ſich, wenn dem hochachtungsvoll (ergebenſt, unterthänigſt ꝛc.) als Briefſchluſs unmittelbar ein Punkt vorangeht, nach welchem Satzzeichen dem allgemeinen Gebrauch gemäß der kleine Buchſtabe in den großen umzuwandeln iſt. Ähnlich aber, wie nach einem Punkt, wird auch vielfach beim Beginn einer neuen Zeile als Abſatz beim Schreiben der kleine Anfangsbuchſtabe in einen großen umgewandelt, z. B. in Gedichten, wenn die Zeilenanfänge

durch Absätze bezeichnet werden, und daran schließen sich Briefanfänge, wie z. B.:

„Geehrter Herr,
Gestern ꝛc.“

wo auf das hinter der Anrede stehende Komma (statt des vielfach gebrauchten Ausrufzeichens) der kleine Anfangsbuchstabe in gestern wegen des Absatzes in einer neuen Zeile in den großen umgewandelt ist. Hierauf könnte sich meines Erachtens Derjenige berufen, der in dem von Ihnen angeführten Satze den großen Anfangsbuchstaben in Hochachtungsvoll, als nach einem Absatze eine neue Zeile beginnend, in Schutz nehmen will, was, wie ich zum Schluss ausdrücklich wiederholen möchte, nicht meiner Ansicht entspricht.

Zu den ersten vier und den beiden letzten Kapiteln des Romans: „Die ewige Braut“, von Hanns Spielberg.

Vom Fels zum Meer XIII, I, 1 ff.

Kap. I.

1. „Einen gar strengen Regimentskommandeur . . ., der sie ordentlich auf den Draht zog.“ I S. 1a etwa = der sie in strenger, straffer Zucht hielt, vgl.: Die Kompagnie war freilich äußerlich musterhaft in Ordnung, das Unterofficierkorps, die Mannschaften wie auf Draht gezogen. S. 72a, — eine (so weit ich sehe) bisher noch in allen Wörterbüchern fehlende Anwendung.

2. „Der Oberst wachte halb auf, schien aber keine sonderliche Lust zu spüren, der Aufforderung, die Siesta abzuschließen, Folge zu leisten.“ S. 1b, s. über die von einander abhängenden Infinitive mit „zu“ Hauptschwier. S. 3b ff. Nr. 3. Ich würde dafür etwa die folgende Änderung vorschlagen: Der Oberst . . . spürte aber, wie es schien, keine sonderliche Lust, der Aufforderung zum Schluss der Siesta (oder: des Mitttagsschläfchens) Folge zu leisten.

3. „Das arme Mädchen — die ewige Braut — ist solch ein braves, tapferes Ding . . . ‚bischen trübetümplig, Muttchen‘“ ꝛc. S. 2a, vgl. in meinen Wörterbüchern: Tümpel = stehendes Wasser, Pfütze, Pfuhl; doch fehlt dort noch das abgeleitete Eigenschaftswort tümpelig und die hier gebrauchte (mundartliche) Zusammensetzung: in der Weise eines trüben Tümpels, übertragen im Sinne des schriftdeutschen „trübselig“, weshalb ich den Satz hier als Beleg nachgetragen. — Über die Verkleinerung Muttchen (= Mutterchen, Mütterchen ꝛc.), z. B. S. 5a als Bezeichnung der Mutter im Munde der Tochter, hier aber als Anrede

des Mannes an ſeine Frau, ſ. mein Wörterb. II S. 363b/c, Ergänz.-Wörterb. 363b.

4. „Das genaue Wann werde ich noch drahten“, ſ. über dieſe von mir in Vorſchlag gebrachte und danach mit ſeinen Fortbildungen neben „fernſchreiben“ ꝛc. in Umlauf gekommene Verdeutſchung für „telegraphieren“ ꝛc. mein Fremdwörterb. I S. XIII und Ergänz.-Wörterb. S. 157b.

Kap. II.

5. „Und nun nochmals willkommen in — ‚In der Verſchmetterung, wollen Sie doch wohl ſagen ꝛc.‘“ S. 3b, ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 455c hier von der Verſetzung eines Officiers aus der Hauptſtadt in eine Kleinſtadt, — vgl. Verbannung, Strafverſetzung ꝛc.

6. „Es fehlen nur die Menſchen drauf [auf dem Tenburger Jungfernſtieg], ſonſt iſt er ſo unübel nicht.“ S. 3b/4a = ſo übel nicht, vgl. den Aufſatz meines geehrten Mitarbeiters Dr. Schrader: „Un“ (Zeitſchrift VI S. 364 ff.) und mein Ergänz.-Wörterb. S. 584a, wo aus der Gartenlaube der Satz angeführt iſt: „Der keineswegs unübele Mann.“

7. „Hoffentlich verargt man mir nicht, daſs ich als Einſchub [als eingeſchobener Officier] in das Regiment hineinſchneite. Welche Kompagnie erhalte ich?“ S. 4a, wie ſchon S. 2a: „Unſer neue[r] Einſchub kommt heute ꝛc.“ ſ. Wörterb. II S. 1017b; Ergänz.-Wörterb. S. 464a.

8. „Der Brief ſcheint . . . von der Gertrud. — ‚Das zu errathen iſt freilich kein Kunſtſtück; der ihr verdrehtes Parfum kennt man auf zehn Schritt heraus‘“ —, im Tone der Volksſprache, wofür in der heutigen Schriftſprache das bloße ihr ohne das überſchüſſige der genügen würde, ſ. Hauptſchwier. S. 70a unter dem Titelkopf: „Beſitzanzeigende Fürwörter“ 4e.

9. „Aber bitte, Herrens, laſſt jetzt den lieben Dienſt und trinkt einen Schoppen Auguſtiner.“ S. 4a, wofür die Anrede in der Schriftſprache üblich lauten würde: „meine Herren“, doch ſ. in meinem Wörterb. I S. 747c die Anmerkung zu „Herr“, worin ich aus einem Briefe Goethe's an Frau v. Stein die Stelle angeführt: „Denen Herrens nachgelaufen“ [ſtatt: den Herren] und Hauptſchwier. S. 103b unter „Deklin. der Hauptwörter“ über die eigentlich niederdeutſchen, aber doch auch bei muſtergiltigen Schriftſtellern üblichen Mehrheitsformen, wie: die Bräutigams, Fräuleins, Hahnreis, Jungens, Kerls, Mädchens, Trupps ꝛc.

Kap. III.

10. „Ein Graul, der Kerl!“ S. 5a, ſ. Wörterb. I S. 235c; Ergänz.-Wörterb. S. 620b.

11. „Es ist dem Kinde wirklich nothwendig, einmal herauszukommen. Immer mit mir alten Frau zusammen, — mein Gott, Das muſs ja den frischesten Menschen misepetrich machen.“ S. 6b. In strengerer Unterscheidung zwischen her und hin wohl: hinauszukommen (s. meine „Deutschen Sprachbriefe“ Abschnitt [191]), doch vgl. kommen Nr. 4a in meinem Wörterb. I S. 973c Nr. 4a. Über die Formen: „mir alten Frau (fem.)“ im Unterschied von: „mir altem Manne (masc.)“ (vgl. S. 66, Nr. 28) verweise ich auf meine Hauptschwier. S. 101/2a, indem ich mit Rücksicht auf den Raum die dort gegebene ausführliche Darlegung hier nicht wiederholen möchte. Wer die Schwierigkeit zu umgehen vorzieht, könnte etwa sagen: „Mit mir, der alten Frau“ oder: „Mit einer alten Frau, wie ich [es bin].“ — Das mundartliche misepetrich entspricht in der Bedeutung etwa dem schriftdeutschen sauertöpfig, sauertöpfisch.

Kap. IV.

12. „Während die älteren Herrschaften ... ihren Whist ‚droschen‘ ꝛc.“, vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 161a ‚Draschen‘ einen Whist“ und über die verschiedene Abwandlung des Zeitworts dreschen auch Wörterb. I S. 316b. Nebenbei mag auch auf das schwankende Geschlecht: der und das Whist hingewiesen werden, s. ebd. III S. 1593b.

13. „Der leicht pätschelnd das Boot in langsamer Bewegung erhielt.“ S. 69b, hier = mit leichten Ruderschlägen ꝛc., s. Wörterb. II S. 509a; Ergänz.-Wörterb. S. 384b.

14. „Sie [diese Kategorie] machte ihm — nicht etwa im wörtlichen Sinne, aber in der übertragenen Bedeutung — einen etwas verprügelten Eindruck“ S. 72a (s. Ergänz.-Wörterb. S. 395c) = als sei sie durch Prügel (strenge Strafen) eingeschüchtert, verschüchtert.

15. „Während Dernstädt in dem einzigen Miethswagen Tenburg's der nächsten Visitenstation zuklapperte.“ S. 73b = in dem klapprigen Wagen sich der Station zu bewegte ꝛc., vgl. Wörterb. I S. 920c; Ergänz.-Wörterb. S. 305c, wo andere Bedeutungen ähnlicher loser Zusammensetzungen sich finden.

16. „Aus den engen Verhältnissen, in die er sich verplempert“ S. 74, in die er sich durch eine Anfangs nicht so ernst gemeinte Tändelei verstrickt und gebunden hat, s. Wörterb. II S. 565b und Ergänz.-Wörterbuch S. 390c.

Kap. XVII.

17. „Er [der Oberst] sah den großen Herrn [den Brigadekommandeur] im Geiste schon in seinem Bureau mit mächtigen Schritten, wie ein brüllender Löwe umher rasen und sich die Wahrscheinlichkeit vergegenwärtigen, dass ꝛc.“ S. 281.

Man ſehe, was ich in meinen „Hauptſchwierigkeiten“ unter den Titelköpfen: „Accuſativ mit dem Infinitiv“; „Laſſen“ Nr. 5 und „Vergleichendes als und wie“ Nr. 5k geſagt, nebſt dem dort Angezogenen und dann wird es keiner längeren Auseinanderſetzung bedürfen, wenn ich hinzufüge, daſs ſtrenger richtig in den hervorgehobenen Worten der auf das vergleichende „wie“ folgende Nominativ der Fügung des Accuſativs mit dem Infinitiv gemäß eben ſo wie das Subjekt in den Accuſativ umzuſetzen geweſen wäre, alſo: „Er ſah den . . . Herrn . . . wie einen brüllenden Löwen umherraſen.“ So wie der Satz daſteht, muſs der Leſer zunächſt glauben, daſs nicht der große Herr, der Brigadekommandeur, ſondern der Oberſt einem brüllenden Löwen verglichen werden ſolle. Richtig dagegen wäre der Nominativ, wenn es z. B. hieße: „Der Oberſt ſah den wie ein brüllender Löwe umherraſenden großen Herrn“ ꝛc.

Kap. XVIII.

18. „‚Wollen Sie mich anhören?‘ — Aber gewiſs, Herr von Dernſtädt.“ S. 285 — ſ. über dies dem franzöſiſchen mais entſprechende aber die Inhaltsverzeichniſſe zu den frühern Jahrgängen der Zeitſchrift.

19. „Die Mutter zog ſie an ſich, fügte mit ihrer zitterigen Rechten Beider Hände in einander ꝛc.“ S. 287b, ſ. dazu in der Zeitſchr. VI. S. 435 die Fußanmerkung.

Aus einem Briefe des Sanitätsraths Dr. Ed. Mayer in Halle a./S.

Den Schrader'ſchen Aufſatz über das Ohr habe ich mit Vergnügen geleſen. Nur an einer einzigen Erklärung, der für die Redensart: „er iſt noch nicht trocken hinter den Ohren“, habe ich eine Ausſtellung zu machen. Der Verfaſſer konnte Das eigentlich nicht wiſſen, weil es eine ärztliche Frage iſt, worauf die Redensart zurückzuführen iſt. Es handelt ſich nicht um eine Übertragung vom Thier auf den Menſchen, wie er meint, ſondern die Redensart iſt unmittelbar vom Menſchen hergenommen.

Die Hautfalte zwiſchen Ohrmuſchel und der Hinterkopf-Halshaut iſt namentlich beim Liegen auf der Seite ſchon bei Säuglingen ſehr zum Wundwerden und Näſſen geneigt, beſonders wenn dieſe Stellen nicht täglich gründlich gewaſchen und auch wohl gepudert werden. Dies Wundwerden dauert auch wohl nach dem Säuglingsalter noch einige Zeit fort. Aber ganz beſonders iſt dieſe Falte betheiligt, wenn die Kinder vom Kopfausſchlag, der ſogenannten Porrigo, und Geſichtsausſchlag Porrigo larvalis befallen werden, der namentlich auf dem behaarten Theil des Kopfes ſo

dicke Borken anſetzt durch fortwährendes Näſſen und Eintrocknen des Sekrets, daſs der ganze Kopf bis hinten in den Nacken und auch hinter den Ohren einen Patz bildet, weſshalb das Volk ſolche Kinder Patzköpfe nennt. Der Kopf riecht und juckt, ſo daſs die armen Kinder ſehr geplagt ſind, beſonders wenn ſich noch pediculi hinzugeſellen. Der Ausſchlag dauert ſehr lange und die Therapie vermag wenig dagegen. Überbleibſel davon, wenn der Kopf endlich heilt, ſind näſſende Schorfe hinter den Ohren. Daher die Redensart. Jetzt ſind dieſe Ausſchläge ſehr ſelten geworden, ich habe ſie aber in meiner kliniſchen Zeit in den dreißiger Jahren noch oft genug geſehen.

Leo in ſeiner Schimpfperiode vor dem Kriege 1866 hielt alle dieſe Kinder und ſpäter Erwachſenen für ſkrophuloſes Geſindel, das durch einen „friſchen, fröhlichen Krieg" ausgerottet werden müſste (ſ. Büchmann's Geflügelte Worte, 16. Aufl. S. 428) und nannte ſolche noch nicht hinter den Ohren trockene Menſchen „Feuchtlöffel".

Zu dem Roman: „Die Schweſtern" von Ida Boy-Ed.

(Über Land und Meer. 1894 Nr. 1 ff.)

1. S. 2a: „Das Haus beſaß über dem Erdgeſchoſs nur noch ein Stockwerk."

In meinen „Bauſteinen zu einem Wörterbuch der ſinnverwandten Ausdrücke im Deutſchen" habe ich auf S. 198—204 die drei Ausdrücke haben; inne haben; beſitzen beſprochen. Indem ich darauf hier — mit Rückſicht auf den Raum — nur hinweiſen kann, möchte ich doch wenigſtens daraus den folgenden Abſatz auf S. 202 herſetzen:

„Allerdings findet ſich vereinzelt auch ſonſt beſitzen zuweilen für haben gebraucht; aber jedes nur einigermaßen feinere Ohr wird an Sätzen wie die folgenden Anſtoß nehmen: Das Zimmer beſaß [ſtatt hatte] drei Thüren. Heigel Wo? 45. Er beſitzt [ſtatt hat, hegt] darüber keinen Zweifel, daſs ꝛc. Nat.-Ztg. 34, 208 u. Ä. m."

Ferner möchte ich in Bezug auf die von der Schriftſtellerin neben einander gebrauchten Ausdrücke Erdgeſchoſs und Stockwerk auf meine Hauptſchwier. S. 167b/8a hinweiſen, ſ. auch Zeitſchr. 1 S. 74/5 und die zahlreichen Belege für den noch immer nicht ganz feſtſtehenden Gebrauch in der Zählung der Geſchoſſe oder Stockwerke eines Gebäudes die zahlreichen Belege in meinem Wörterbuch und Ergänz.-Wörterbuch unter Geſchoſs, Stock, Stockwerk und -ſtöckig ꝛc.

2. S. 2a: „Das Lächeln, welches um ihre und um ſeine Lippen ſpielte, der Ausdruck ihrer und ſeiner Augen waren eine ſtumme, doch Beiden völlig verſtändliche Unterhaltung voll Wehmuth ohne Gemüth,

voll ſpitzbübiſchen Bedauerns, voll freundſchaftlichem Vergnügen an einander", vgl. mein Wörterb. Bd. III S. 1432 b, wo ich unter voll in Nr. 1 (mit genügenden Belegen) aufgeführt habe: „a) mit Genitiv als Komplement, ſehr gewöhnlich . . .; b) (ſ. a) ſeltner mit Dativ als Komplement . . . c) In auffallender Verbindung zweier Fügungen: Ganze Bootsladungen voll Früchte und Hühnern (ſ. b). Forſter, Reiſe um die Welt I, 336. Voll Adel, voll der lebhafteſten Menſchen. Heinſe, Ardingh. 2, 244." Dieſe auffallende, tadelhafte Verbindung von Genitiv und Dativ in den neben einander ſtehenden, vollkommen gleich laufenden Ergänzungen findet ſich auch, wie durch den Druck hervorgehoben iſt, in dem Satze der Schriftſtellerin, die tadellos und am üblichſten hätte ſetzen ſollen: „voll Wehmuth, voll ſpitzbübiſchen Bedauerns, voll freundſchaftlichen Vergnügens."

3. S. 2c: „‚Ehedem wurde Ihnen die Zeit nicht lange mit mir' — Ehedem waren Ihre Gedanken auch bei mir, ſpöttelte ſie zurück", vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 495b: „Zurückſpotten auch z. B. = ſpöttiſch antworten. Über Land und Meer 45, 78a." Meiner Anſicht nach ſind dieſe Zuſammenſetzungen keine weſentliche und empfehlenswerthe Bereicherung des deutſchen Sprachſchatzes, vgl.: „gab ſie ihm ſpöttelnd zurück" — oder: „zur Antwort; lautete ihre ſpöttelnde Erwiederung" und andere vollkommen ausreichende Ausdruckweiſen.

4. S. 2c: „Ohne daſs ihr der Puls raſcher ſchlug, war ſie ſich bewuſſt, daſs ſie ihn immer noch allen andern Männern vorzog. Es war ein kaltes, geſammeltes Gefühl in ihr; die Liebesleidenſchaft war nicht wie eine Flamme, ſondern wie ein Denkmal von Erz." Schwerlich wird man „ein kaltes geſammeltes Gefühl", wobei „der Puls nicht raſcher ſchlägt", überhaupt als eine „Liebesleidenſchaft" bezeichnen dürfen, und die Gegenüberſtellung dieſer ſogenannten Liebesleidenſchaft „nicht wie eine Flamme, ſondern wie ein Denkmal von Erz" (wobei man doch in der Regel an etwas lange Dauerndes und Beſtändiges denkt) ſagt ſchwerlich Das, was die Verfaſſerin hat ſagen wollen.

5. S. 3a: „Sie faſste ſich mit Gewalt und ſprach mit einer athemloſen Stimme, der man das jagende Herzklopfen der Frau anmerkte." Hier wären die Worte „der Frau" jedenfalls zu ſtreichen; Keiner würde ſie vermiſſen, wenn es einfach hieße: „Sie ſprach mit athemloſer Stimme, der man das jagende Herzklopfen anmerkte."

6. S. 3c: „Zuweilen ſtieß auch Kriſchan mit Ellenbogen oder Kniee gegen die Thür, was dann immer einen dumpfen Bumbs gab", — vgl. meine Hauptſchwier. S. 106b, wo es in dem Abſchnitt über die Deklination der Hauptwörter in der Regel 5d heißt:

„Ferner läſſt man heute im Dativ, wenn vor demſelben kein Artikel oder ſonſtiges Beſtimmungswort ſteht, gewöhnlich das Flexions -e fehlen. So ſagt man freilich ganz gewöhnlich: Mit Gottes Hilfe. Sich dem Schutze Gottes anempfehlen ꝛc. aber nur: Reiſe mit Gott! Gott befohlen! ꝛc. und ganz unerträglich ſteif klingt heute das Luther'ſche: Gebet Gotte, was Gottes iſt" und das weiter Folgende.

Danach hätte die Schriftſtellerin auch entweder — mit vorgeſetztem Geſchlechtswort — richtig ſchreiben können: Er ſtieß mit dem Ell(en)bogen oder dem Knie(e), — wobei freilich auch füglich die eingeklammerten Buchſtaben hätten wegfallen können — oder in der Mehrzahl: „mit den Ell(en)bogen oder den Knie(e)n", aber nur: „mit Ell(en)bogen oder Knie" [nicht: Kniee] „dumpf ſchallend gegen die Thür(e)", wobei zugleich das hier durch Nichts bedingte unedle „Bumbs" (ſ. in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. unter Bum(m), Bums ꝛc.) — zumal mit dem überflüſſigen Zuſatz: dumpf vermieden worden wäre.

7. S. 6b: „Findeſt du Das genug, Marianne? — Hummernſalat und kaltes Roſtbeaf, Sardellen, Eier, Zunge, ſaure Aal, Schinken. Neun Theile und Käſe. Na, der Hummerſalat reißt uns heraus." „Saure Aal" ſtatt: „ſauren Aal" iſt wohl nur ein Druckfehler und durch einen ſolchen iſt wohl auch bei der Aufzählung der Gerichte Etwas weggefallen; denn ſtatt der „neun Theile" ſind es nur ſieben.

8. S. 25b: „Ich kann es nicht helfen, aber ich ſehe immer das Komiſche an den Leuten", entſprechend dem engliſchen I cannot help it, im allgemeinen Schriftdeutſch: ich kann mir nicht helfen (ſ. mein Wörterb. I S. 736a) = ich kann nicht umhin, ich kann nicht anders ꝛc. Die engliſche Wendung, die man z. B. in Hamburg ꝛc. nicht ſelten hört, findet ſich z. B. doch auch wieneriſch: „Ich kann's nit helfen." Über Land und Meer 68, 994b.

9. S. 26b: „Es war Etwas in ſeinem Ton, das den Älteren zugleich rührte und [ihm] Reſpekt einflößte", wo das von mir in eckigen Klammern Hinzugefügte nicht hätte wegbleiben ſollen.

10. S. 26c: „Um ein Haar wären wir ohne Sie losgepullt"; pullen aus dem Engliſchen (to pull) entlehnter Seemannsausdruck für rudern, rojen: wir wären ohne Sie von der Anlegebrücke abgefahren ꝛc.

11. S. 26c: „Sie [Petra] hatte ſich . . . geſetzt, ſah ihre Schweſter mit ihren luſtigen ſpitzbübiſchen Augen an und wartete auf ihre Strafpredigt." Hier kann der Leſer zweifelhaft ſein, wer die luſtigen, ſpitzbübiſchen Augen hatte, ob ſie (Petra) oder die Schweſter, vgl. in unzweideutiger Stellung: „Sie ſah mit ihren luſtigen, ſpitzbübiſchen Augen ihre Schweſter an" — und in der Fortſetzung könnte es heißen: „und

wartete auf deren Strafpredigt“ oder: „auf ihre Strafpredigt von dieſer“, je nachdem man die, welche die Strafpredigt hält, oder die, welcher ſie gehalten wird, im Auge hat.

12. S. 30b: „Wie hatte ſie nur einſt ſich ſo zutraulich an ihn ſchmiegen können? Warum war ſie nicht gleich in Furcht erſtorben?“ — üblicher: geſtorben, ſ. mein Wörterb. III S. 1210a/b Nr. 1a.

13. S. 93c: „Stecke den Ausputz ja recht hoch zuſammen, niedrige Sachen kleiden mich nicht“, vgl.: „kleiden mir nicht“, und dazu mein Wörterb. I S. 930c; Hauptſchwier. S. 191b.

14. S. 94b: „Daſs ſie ſich auch ins Geſpräch miſchen müſſen und hier nicht immer wie ‚Trumpf ſiebenzehn‘ ſitzen können, einem unbeholfenen Backfiſch gleich ꝛc.“ Der Sinn der (ſo weit mein Gedächtnis reicht) mir hier zum erſten Mal begegnenden Redensart iſt klar; aber in welchem Kartenſpiel „Trumpf Sieb(en)zehn“ etwas Bedeutungs- oder Geltungsloſes iſt, wüſste ich nicht zu ſagen. In Wander's Sprichwörter-Lexikon iſt die Redensart weder unter Siebzehn noch unter Trumpf erwähnt. Vielleicht weiß einer der Leſer nähere Auskunft zu geben, um die ich in dieſem Falle bitten möchte.

15. S. 114a: „Dann konnte ſie ſeinen Felix fragen, wann genau er abreiſte“ — üblicher etwa: Dann konnte ſie ſeinen Felix genau nach der Zeit fragen, wann er abreiſte.

16. S. 157a: „Einen Ofenpocker“, vgl.: 158a: „Der Griff des Pockers“, in richtiger Schreibweiſe: Poker, ſ. mein Fremdwörterbuch II 294b.

17. S. 158c: „Offenbar, dieſe kleine Malve hatte ſein Wort pathetiſch aufgefaſſt und brühwarm der Freundin übertragen“, vgl. S. 159a: „Alſo richtig, jedes Wort übertragen“ ſtatt: mitgetheilt (vgl. zugetragen), — ſchriftdeutſch ungewöhnlich.

18. S. 159b: „Fühlte er ſich jetzt draußen im naſskalten Novembernebel angeödet vom ganzen Daſein“ = von dem Gefühl des Öde- und Verlaſſenſeins angehaucht, eine noch in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. fehlende Zuſammenſetzung des Zeitworts öden.

19. S. 270a: „Wenn Jemand . . . eine tüchtige, ausgeſprochene, ich möchte ſagen: geſunde Krankheit hat, der kann man begegnen.“ — Man beachte in dem Hervorgehobenen Das, was die alten griechiſchen Lehrer der Redekunſt als „Oxymoron“ bezeichneten, d. i. — wie ich es in meinem Fremdwörterbuch erklärt habe —: eine auf ſcharfſinnige, witzige Weiſe ſcheinbare Widerſprüche verbindende Redefigur.

20. S. 270b: „So daſs er . . . ſie gewähren läſſt, wenn's heißt Mühen tragen, ihr aber jeden freien Schritt im Hauſe verwehrt, dafern

dieſer ihm Unbequemlichkeiten oder kleine Opfer auferlegen könnte“ —, vgl. auf derſelben Seite in der nächſten Spalte: „Gebt mir einen Menſchen, ſei's Mann oder Weib, der von Sünden und Fehlern durchſetzt iſt. Dafern es nur leidenſchaftliche Sünder ſind und dafern es nur kräftige Fehler ſind, will ich ihn anpacken und mit ihm ringen und einen fixen Kerl aus ihm machen ꝛc.“, vgl. in meinem Wörterb. I S. 432b/c, wo ich geſagt habe: „Dafern, conj. der Bedingung, vgl.: wenn, wenn anders, eigentlich: wenn Etwas und in ſo weit es eintritt“, mit Belegen z. B. aus Bürger, Freiligrath, Geibel u. A., vgl. unmittelbar darauf: „wofern = dafern, als gewöhnlichere Form“ (mit Belegen aus Goethe, Schiller, Wieland und Schlegel's Shakeſpeare-Überſetzung). Im Allgemeinen haftet aber nach dem heutigen Gebrauch beiden Bindewörtern etwas Altväteriſch-Steifes und Zopfiges an und — wo das nicht beſonders hervortreten ſoll — wird wohl mit Recht das einfache kurze wenn vorgezogen.

21. S. 290b: „Das junge Frauchen kann's nicht überſtehen. Das bischen Leben haucht ſo hin“ intr. = geht ſo verhauchend hin, ſchwindet ſo dahin ꝛc., ſ. mein Wörterb. I S. 703c.

22. S. 290c: „Wie eine feine Blume war ſie geweſen, die von [Druckf. ſtatt vor?] dem Sturme bewahren zu dürfen, ein großmüthiger und wonniger Gedanke war. Aber ach, die weichen und duftigen Blumenblätter hatten einen dürftigen und ſterilen Kelch umſchloſſen. Malve's Seele hatte nicht die Anmuth und Biegſamkeit gehabt, wie ihre äußerliche Geſtalt.“ Warum hat die Verfaſſerin nicht etwa geſetzt: einen dürftigen und kümmerlichen ꝛc.? Das deutſche Wort wäre nach meiner Anſicht viel paſſender und wirkſamer geweſen als das Fremdwort.

23. S. 291c: „Kaum war ſie geneſen und hatte gelernt gehabt, wieder ein bischen Muth zu faſſen, als das große Unglück geſchah und Malve ſtarb“, — ſ. das über das ſogenannte „zweite Perfekt und Plusquamperfekt“ Geſagte in meinen Hauptſchwierigkeiten S. 223a Nr. 4. In dem vorliegenden Satz jedoch wäre das einfache Plusquamperfekt richtiger und vollkommen ausreichend geweſen: „Kaum war ſie geneſen und hatte gelernt, wieder ꝛc.“ Die Schriftſtellerin ſcheint aber eine Vorliebe für die doppelt zuſammengeſetzten Zeiten zu haben; denn noch auf derſelben Spalte ſchreibt ſie: „Wie viel Strafen hatte Petra einſtecken müſſen, die Malvine verdient gehabt“ — mit zu ergänzendem hatte, ſtatt des einfachen: die Malve verdient hatte.

24. S. 291c: „Wenn ſchon der Tod eines Menſchen, dem man im Leben nicht innig geſonnen war, ſo wehe thut, wie muſs es dann erſt ſchmerzen, wenn man Die verliert, die man über Alles

geliebt!“ —, vgl. mein Wörterb. III S. 1105a, wo es unter „ſinnen“ in Nr. 3 heißt:

„Das Partic. Präter. mit ſein in der Bedeutung eines Präſens (vgl. meinen 2a), und zwar: a) mit Infin. und zu = Sinnes oder Willens ſein (gewillt ſein oder wollen); im Sinne haben, Etwas zu thun, gewöhnlich ſtarkformig: Ich bin geſonnen, das Geſchäft aufzugeben . . .; b) mit Angabe des Wie, gewöhnlich ſchwachformig: ſo und ſo geſinn(e)t ſein, im Behaben und Verhalten von der angegebenen Sinnesart (Geſinnung) ſein ꝛc.“

Darnach hätte alſo die Schriftſtellerin ſtatt des ſtarkformigen geſonnen das ſchwachformige geſinnt ſetzen ſollen, und zwar ſprachüblich mit hinzugefügtem Umſtandswort, wie wohl, alſo: dem man . . . nicht innig wohlgeſinnt war, vgl.: dem man nicht durch wohlwollende Geſinnung innig verbunden war (innig nahe ſtand) oder Ähnliches mehr.

25. S. 310a: „Wie pflegſam war Marianne mit der armen Mutter“ = wie ſorgſam und eifrig in der Pflege der . . Mutter ꝛc., ſ. Wörterb. II S. 537b; Ergänz.-Wörterb. S. 385c. Statt des abhängigen mit wäre vielleicht gegen das der Schriftſprache Gemäßere.

26. S. 310a: „Sie ſchämte ſich aller Launen und Empfindſamkeiten“, — vgl. über die Mehrzahl (im Sinne von Äußerungen, Kundgebungen der Empfindſamkeit) Hauptſchwier. S. 219a, wo z. B. auch Empfindlichkeiten belegt iſt.

27. S. 310a: „Mit dem Jungskopf voll kleiner Locken“, vgl.: Titus-, Schwedenkopf, in richtiger Bildung: mit dem Jungenkopf, wofür mehr mundartlich wohl auch Jungenskopf geſagt wird, vgl. mein Wörterb. I S. 844c/5a.

28. S. 311b: „Was deine flinke Zunge mir empfindlichen [richtiger: empfindlichem] Menſchen doch einmal weh thut“ —, ſ. hier S. 59 Nr. 11 und Hauptſchwier. S. 101.

29. S. 311b: „Den Wahn . . ., in der Stieftochter eine unbegrenzte Bewundererin und Geſinnungsgenoſſin zu haben.“ Dieſe der Ausſprache Schwierigkeiten bereitende Form wird gewöhnlich — wie ſchon das entſprechende männliche Hauptwort: Bewund(e)rer — um das eingeklammerte e verkürzt und Einige werfen (was ich im Allgemeinen nicht billigen möchte) auch noch das unmittelbar darauffolgende r weg, ſ. Hauptſchwier. S. 235a. Meiner Anſicht nach iſt die vierſilbige Form Bewund(r)erin ohne Ausſtoßung des eingeklammerten r das Empfehlenswertheſte.

30. S. 314a: „Daſs dieſer ſich eine Stellung als väterlicher Freund ausbedang, der immer Vertrauen beanſpruche“, durchaus

ſprachrichtig in der ſtarken Form, obgleich die ſchwache: ausbedingte heute die üblichere ſein dürfte, ſ. mein Wörterb. I S. 300b Anm.

31. S. 314c: „Jeden Wochentags guckte er Abends oder Nachmittags auf einige Augenblicke ein“ in demſelben Sinne wie das im Ergänz.-Wörterb. S. 240b belegte vorgucken, wo es heißt: „wo vorgucken (wie vorſprechen, ſ. d. 2) = eintreten zu flüchtigem kurzem Aufenthalt.“

32. S. 330a: „Sie war eine von den wenigen Menſchen, die zu würdigen wiſſen, was es heißt: geliebt zu ſein.“

Dieſes Beiſpiel ſinngemäßer Fügung verdient beſondere Beachtung, in ſo fern hier auf das männliche Hauptwort Menſch das weibliche eine bezogen iſt, und iſt in meinen Hauptſchwier. S. 158b nachzutragen (unter dem Titelkopf „Fügung nach dem Sinn“ S. 156b—160a). Jeder fühlt wohl, wie viel härter und ſteifer mit ſtrenger Feſthaltung des grammatiſchen Geſchlechts der Anfang lauten würde: „Sie war einer von den wenigen Menſchen, die ꝛc.“, vgl. dagegen ohne jede Härte: „Sie gehörte zu den wenigen Menſchen, die ꝛc.“

33. S. 331a: „Schäme dich um kleiner Schwächen und Verzagtheiten“, ſ. über die hervorgehobene Mehrzahl meine Hauptſchwier. S. 219a (unter Numerus 3g) und Ergänz.-Wörterb. S. 663a, — im Sinne von Anfällen von Verzagtheit.

34. S. 331b: „Dieſer melancholiſche Geſang umzauberte die Phantaſie des Jünglings“, ein nicht unwillkommener weiterer Beleg zu den in meinem Wörterb. III S. 176c und Ergänz.-Wörterb. S. 665b gegebenen für das echt zuſammengeſetzte umzaubern (mit dem Ton auf der 2. Silbe) im Sinne von: „mit (oder wie mit) Zauber umgeben, umhüllen ꝛc.“, verſchieden von dem auf der erſten Silbe betonten und daher unecht (oder trennbar) zuſammengeſetzten umzaubern, im Sinne von: „zaubernd umwandeln, umgeſtalten.“

35. S. 331c: „Das war [lies: Das, was] einſt klein in ihren Gedanken geweſen, hatte ſie geſtanden und es war, als ob die Pein des Geſtändniſſes ſchon Sühne in ſich geſchloſſen.“

36. S. 334a: „An allen Rahen der Schiffe waren die Mannſchaften aufgeentert“, ſ. über das ſeemänniſche entern, mit den Zuſammenſetzungen: „auf-, niederentern“ mein Wörterb. I S. 369c und beſonders Ergänz.-Wörterb. S. 178c.

37. S. 334a: „Langſam und feierlich ſank der Heimatswimpel nieder am Maſt“, vgl. Wimpel, zumeiſt (wie hier) als männliches Hauptwort, daneben auch als ſächliches und ſelten (was Adelung als allein geltend aufführt) als weibliches, ſ. mein Wörterb. III S. 1610a; Ergänz.-Wörterb. S. 738a.

Zu dem Roman: „Schwertlilie“ von Sophie Junghans.

Gartenlaube 1893 Nr. 14 ff.

1. „Das Hofleben fordert . . . eine unerhörte Abhärtung und Verleugnung aller körperlicher Menſchlichkeiten, ja ſo zu ſagen des Körpers überhaupt.“ S. 222b, vgl. mein Wörterb. II S. 293b, wo unter den Bedeutungen von Menſchlichkeit in Nr. 2 angegeben iſt: „menſchliche Schwäche und Unvollkommenheit und daraus entſpringende Fehler ꝛc.“, ſ. dort die Belege. Trotzdem glaube ich doch, daſs in dem vorliegenden Satze die Verfaſſerin beſſer ein anderes Wort hätte wählen ſollen, etwa Rückſichten ꝛc.

2. „Pfalzgräfin Sabine Eleonore ſaß ſehr gerade und aufrecht in ihrem Seſſel — eine andere Haltung hätten die Fiſchbeine in ihrem Kleide ſchon gar nicht geſtattet —, hatte den einen weißen Arm, den vom Ellbogen an nur noch zarte Spitzen bedeckten, — aufgeſtützt und verhielt ſich wenigſtens ſo ruhig, als ob ſie aufmerkſam zuhörte.“ S. 223b. Vielleicht verdiente hier für das Schluſswort die Form zuhöre (worin der Konjunktiv deutlich erkennbar hervortritt) den Vorzug vor dem in Indikativ und Konjunktiv gleichlautenden Imperfekt. Außerdem gebe ich die Entſcheidung den Leſern anheim, ob ſie es nicht vielleicht als eine Verbeſſerung anerkennen würden, wenn der Schluſs des Satzes etwa ſo umgeſtaltet würde: „und ſchien wenigſtens (ſo ruhig verhielt ſie ſich) aufmerkſam zuzuhören.“

3. „Dort über dem Dorfe in der Tannung hatte dieſes dreiſte Wild ſeinen Stand“ S. 227b, hier ausgehoben, weil in meinem Wörterb. und noch im Ergänz.-Wörterb. neben Tann und Tannicht fehlend.

4. „Dem ſeine Reiſe den Blick geweitet hatten.“ S. 246b, vgl. über das empfehlenswerthe weiten neben dem und ſtatt des in der gewöhnlichen Rede üblicheren erweitern mein Wörterb. III S. 1550c; Ergänz.-Wörterb. S. 626b.

5. „Wenn ich Das thue, ſoll mich Jeder unecht ſchimpfen“ 247a, wofür das Fremdwort: einen Baſtard noch immer üblicher, aber nicht beſſer iſt.

6. „Alles war dunkelgetönt, zeitgeſchwärzt und verwittert.“ S. 249a = hatte einen dunkeln Farbenton, ſ. Ergänzungs-Wörterbuch S. 566a Nr. 4.

7. „Mönche, die Kugelherren genannt — von ihrer Kopfbedeckung, Kogel oder Kugel, wie der alten Bräuche kundige Leute wiſſen wollten — hatten das Haus gebaut“ S. 249a, vgl. Gugel in meinem Wörterb. I S. 639a ꝛc.

8. „Er legte dem Ausdruck ſeiner Mienen keinen großen Zwang auf; denn eine Leſerin in den Geſichtern ihrer Umgebung war Sabine Eleonore nicht.“ S. 279b, vgl. (einfach und natürlicher): denn Sabine Eleonore verſtand nicht (oder beſaß nicht die Kunſt), in den Geſichtern ihrer Umgebung zu leſen.

9. „Unter dieſem bleifarbenen nun ſchon dem Abend zudunkelnden Himmel.“ S. 293a, eine leicht verſtändliche, aber in meinem Ergänz.-Wörterb. noch fehlende Zuſammenſetzung: = dunkelnd dem Abend ſich zuneigend.

10. „Sie beſann ſich darauf, daſs ſie in den Oberſtock des Hauſes ſteigen und von einem ſeiner zahlreichen Dachaugen aus umherſpähen wollte.“ S. 295b, wofür dem Ton der einfachen, ſchlichten Erzählung gemäß wohl füglicher Dachfenſter ſtehen würde, vgl. jedoch in meinem Wörterb. I S. 57c unter Augen 12b die Belege für Fenſter als Augen des Hauſes.

11. „Der [Bäcker-]Meiſter war ſelber dabei, ein teigiger Mann, mit dicken mehlbeſtäubten Armen.“ S. 310a. Nach meinem Wörterb. III S. 1296a hat teigig (ſ. die Belege) die Bedeutung: teigartig, z. B. auch: Teigiges [unausgebackenes, glitſchiges] Brot. Teigige (oder teige, molſche) Birnen. Das iſt hier aber wohl ſchwerlich gemeint; ich vermuthe, die Schriftſtellerin habe hier den Bäckermeiſter als einen Mann bezeichnen wollen, aus deſſen Äußerem ſchon ſein Gewerbe zu erkennen war, indem ſeine Hände u. ſ. w. Spuren des Teiges zeigten, wie ſeine Arme mit Mehl beſtaubt waren. Dafür paſſt aber das Eigenſchaftswort teigig nicht.

12. „Eine Plage vieler regierender Häupter“. S. 314a ſtatt regierenden ſ. Hauptſchwier. S. 323b.

13. „Als aber das Geſicker des fürſtlichen Redebächleins einmal ſtockte, da ꝛc.“ Die beiden hervorgehobenen Wörter finden ſich weder in meinem Wörterb. noch in meinem Ergänz.-Wörterb. Sie gehören eben zu denen, die nach der Sprachähnlichkeit ſich ins Unerſchöpfliche bilden laſſen und durch deren möglichſt vollſtändige Aufnahme deutſche Wörterbücher wohl umfangreicher, aber nicht eigentlich reichhaltiger werden können. „Dickleibigkeit iſt noch nicht Stärke“, wie ich in dem Schlufsworte zu meinen „366 Sprüchen“ geſagt habe — und, daſs ich hier die Stelle angeführt habe, geſchah eben nur, um wieder an einem Beiſpiel zu zeigen, wie gemäß der Eigenart unſerer Mutterſprache der Wörterbuchſchreiber nach meiner feſt begründeten Anſicht in der Aufnahme des Unerſchöpflichen ſchon durch die nicht rein abeceliche Aufführung der Zuſammenſetzungen die Halden von dem Erz zu ſondern hat.

14. „Ein Buch . . ., von welchem uns das Fräulein hoffentlich wird verſichern können, daſs es nur durch Zufall hierher gelangt iſt und daſs ſie ſich von deſſen Benutzung geziemend enthält.“ S. 342b.

Vgl. mein Wörterbuch I S. 672c, wo es unter enthalten in Nr. 3 heißt:

„refl.: ſich von Etwas entfernt, ſich davon zurückhalten und es ſo meiden oder unterlaſſen, meiſt mit Genitiv der Sache,“

doch findet ſich — mehr vereinzelt — ſtatt dieſes abhängigen Genitivs auch das Verhältniswort von, wofür a. a. O. und im Ergänz.-Wörterb. S. 672 Belege aus Luther, Goethe und Wieland gegeben ſind. Auf ſolche Gewährsmänner kann ſich alſo die Verfaſſerin berufen. Hätte ſie ſtatt des von den üblicheren Genitiv ſetzen wollen, ſo hätte ſie mit Rückſicht auf den vorangeſtellten abhängigen (ſogenannten ſächſiſchen) Genitiv deſſen, der nicht füglich von einem andern Genitiv abhängen kann (ſ. Hauptſchwier. S. 239 ff.) eine weitere Änderung vornehmen müſſen: daſs ſie ſich ſeiner Benutzung geziemend enthält.

15. „Unſere allergnädigſte Frau läſſt noch auf ſich warten, aber ſie wird hoffentlich nicht allzulange mehr verziehen, begann Frau von Méninville das Geſpräch. Wolle der Herr Oberjägermeiſter es ſich nicht verdrießen laſſen, einſtweilen mit meiner geringen Unterhaltſamkeit vorlieb zu nehmen.“ S. 430b. Statt des hervorgehobenen Wortes hieße es einfacher wohl Unterhaltung, während der von der Schriftſtellerin vielleicht mit Abſicht gewählte geziertere Ausdruck, genau genommen, mehr die Unterhaltungsgabe bezeichnet.

16. „[Er] wies noch einige Ausgaben an für die pfalzgräfliche Meute, beziehungsweiſe für Ausbau des Zwingers hochdieſer Beſtien.“ S. 490a, vgl. hierzu mein Wörterb. I S. 769a unter hoch 2a.

17. „[So] ſagte der Strieger ein Weniges verächtlich.“ S. 490b, gewöhnlich: ein wenig; etwas; ein bischen; einigermaßen.

18. „Haltet mir eine Frage zu Gute, eine Frage ſchierer Neugierde.“ S. 519a, ſ. mein Wörterb. III S. 919b unter ſchier 1d = reiner, bloßer Neugierde — und vgl. mein Wörterb. deutſcher Synom. (2. Aufl.) S. 117/8, woraus ich wenigſtens das Folgende herzuſetzen mir erlaube, obgleich es ſich dabei zunächſt nicht um das Eigenſchafts-, ſondern um das Umſtandswort handelt. „Schier (mit der Grundbedeutung: rein, lauter, glatt ꝛc.) ſagt aus: ganz das Genannte oder ſehr wenig darunter, während beinah und faſt immer nur eine Annäherung an das Genannte, nicht das volle Erreichen ausdrückt ꝛc.“

19. „Nun trat er hinzu, federnden Schrittes ꝛc.“ S. 520b, hier ausgehoben als empfehlenswerthe Verdeutſchung für elaſtiſch, ſ. mein

Wörterb. I S. 422b; Ergänz.-Wörterb. S. 195b und Verdeutſchungswörterb. S. 41a.

20. „Gebt mir ein Wams und Buxen!“ [ſtatt der Mädchenkleider] S. 534a, ſ. Büchſe 4 und die umlautloſe Form = Beinkleid(er) in meinem Wörterb. I S. 236a, Ergänz.-Wörterb. S. 119c und vgl. ſachlich Klärchen's Lied in Goethe's Egmont (1. Aufz.) „O hätt' ich ein Wämmslein | und Hoſen und Hut!“

21. „Und daſs ich dann fortgebracht worden bin in einer Kutſche, iſt mir nicht minder wie ein Traum“ S. 535a. Dieſe Stelle habe ich hier ausgehoben als ein lehrreiches Beiſpiel für die Unterſcheidung des von der höheren Steigerungsſtufe (minder) abhängigen als und des nur daneben ſtehenden (vergleichenden, die Ähnlichkeit bezeichnenden) wie, ſ. die Inhaltsverzeichniſſe der verſchiedenen Jahrgänge der Zeitſchr.

22. „Dann ging Alles glätter als man hätte hoffen dürfen.“ S. 538a, ſ. über die Steigerungsformen von glatt mit oder ohne Umlaut mein Wörterb. I S. 590c; Hauptſchwier. S. 288a.

Zum 4. Bande des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe.

Als ich zu der Mittheilung auf S. 25/6 von Goethe's und Schiller's Ausſprüchen über das Versmaß der Terzinen den vierten Band ihres Briefwechſels hervorholte, fiel mir ein Blatt in die Hand, auf dem ich mir vor einer Reihe von Jahren aus dieſem Bande eine Anzahl von Stellen zur Benutzung für mein Wörterbuch der deutſchen Sprache angemerkt hatte.

Bei der Durchſicht dieſer allerdings zum größten Theil, aber doch nicht ſämmtlich bereits für mein Wörterbuch benutzten Stellen ſchien es mir nicht unzweckmäßig, ſie nach ſo langen Jahren meinen Leſern in der Zeitſchrift wieder vorzuführen, wobei ich mich aber — der Kürze halber — darauf beſchränke, zumeiſt einfach die Ausdrücke, um deren willen ich mir die Stellen für mein Wörterbuch angemerkt, durch Sperrdruck hervorzuheben, es den Leſern überlaſſend, ihre Bemerkungen dazu für ſich zu machen oder, wo es ihnen etwa nöthig oder erwünſcht erſcheint, mein Wörterbuch zu Rathe zu ziehen. Auch werde ich einige Stellen (ſ. u. Nr. 16; 20 und 21) mehr um des Sachlichen als um des Sprachlichen willen etwas ausführlicher herſetzen.

Und ſo denn nun ohne weitere Vorrede (v. S. 241 ab, womit der alte Zettel anfängt) die folgenden Stellen.

1. „In Ihrem theatraliſchen Bauweſen werden Sie Sich durch die Bedenklichkeitskrämer nicht irre machen laſſen.“ Sch[iller] S. 241/2.

2. „Arbeiter . . ., welche mir zu Verfertigung eines Strohdach's und zum Ausſtacken der Wände nöthig ſind.“ Sch. S. 242.

3. „Ich werde eben durch die Ankunft von zwei preußiſchen Uniformen unterbrochen, die zwei Brüder meines Schwagers, die ihren Urlaub in Weimar zubringen werden.“ Sch. 243/4 [= Uniformträgern und der Appoſition gemäß richtiger: den zwei Brüdern].

4. „Nun wäre aber die Frage, was ſich in einer Zeit, wie die unſrige [ſ. Hauptſchwier. S. 310b], von einer Schule für die Kunſt erwarten ließ. Jene alten Schulen waren Erziehungsſchulen für Zöglinge, die neuern müſsten Korrektionshäuſer für Züchtlinge ſein und ſich dabei, wegen Armuth des produktiven Génies, mehr kritiſch als ſchöpferiſch bildend erweiſen.“ Sch. S. 251.

5. „So entſtünden gewiſſe ſymboliſche Bücher für Poeſie und Kunſt, zu denen man ſich bekennen müſsste, und ich ſehe nicht ein, warum der Sektengeiſt, der ſich für das Schlechte ſogleich zu regen pflegt, nicht auch für das Gute geweckt werden könnte. Wenigſtens ſcheint mir's, es ließe ſich eben ſo viel zum Vortheil einer äſthetiſchen Konfeſſion und Gemeinheit anführen als zum Nachtheil einer philoſophiſchen.“ Sch. S. 252.

6. „Das Schlegel'ſche Ingrediens in ſeiner ganzen Individualität ſcheint [ſ. Hauptſchwier. S. 246b Nr. 4] mir denn doch in der Olla potrida unſers deutſchen Journaliſtenweſens nicht zu verachten. — Dieſe allgemeine Nichtigkeit, Parteiſucht fürs äußerſt Mittelmäßige, dieſe Augendienerei, die Katzenbuckelgebärden, dieſe Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Produkte ſich verlieren, hat an einem ſolchen Weſpenneſte, wie die Fragmente ſind, einen fürchterlichen Gegner.“ G[oethe] S. 254/5.

7. „Die kannelierten Säulen ſind unter der Kondition verdingt, daſs ſie den 7. Auguſt zur Stelle geliefert werden.“ G. S. 257.

8. „Derjenige wird immer trocken erſcheinen, der ein beliebtes Vorurtheil in ſeiner Blöße darſtellt und die Einbildungskraft in beſtimmte Sachgrenzen zurückweiſt.“ Sch. S. 264.

9. „Einige ſchwerfällige Perioden, z. B. gleich der erſte, würde wohl noch verbeſſert werden können.“ Sch. S. 264, vgl.: „Der von mir veränderte Periode, den Sie aufgenommen haben, wird eingeſchaltet.“ G. S. 324.

10. „Die Einleitung habe ich nochmals durchgegangen.“ G. S. 270.

11. „Ich fand dies auf eine mir ſelbſt überraſchende [ſ. Hauptſchwier. S. 55a] Weiſe.“ Sch. S. 272.

12. „Ich werde ſuchen, dies Verhältnis, das ſchwerlich weder fruchtbar noch anmuthig werden kann, [ſ. Hauptſchwier. S. 250a], da

unſere Naturen nicht zuſammenpaſſen, wenigſtens heiter und gefällig zu erhalten. Sch. S. 282.

12a. „Es iſt mir eingefallen, ob es nicht eine recht verdienſtliche Beſchäftigung wäre, . . . ſo ein griechiſches Fabelbuch zu verfertigen, was den poetiſchen Sinn wecken und dem Dichter ſowohl als dem Leſer ſehr viel Nutzen bringen könnte.“ Sch. S. 283/4 [für die Unterſcheidung zwiſchen was und welches (oder das), ſ. Hauptſchwier. S. 327a/b].

13. „Der Deckel [vgl. Nr. 15] iſt nun fertig und man wird nun ſehen, wie es mit dem Aufhöhen und Aufputzen der Zierrathe gehen kann.“ G. S. 286.

14. „Binnen den nächſten vierzehn Tagen.“ Sch. S. 288.

15. „Meine heutige Botſchaft ſei vorzüglich der Decke [vgl. Nr. 13] des Almanach's gewidmet, davon ich hier ein paar Proben überſende. Die auf weiß [ſ. Hauptſchwier. S. 179b Nr. 2] Papier zeigt, wie ſauber ſie geſtochen ſei . . . Auf gefärbtem Papier nimmt ſie ſich, dünkt mich, beſonders gut aus.“ G. S. 290.

16. „In der ‚Bürgſchaft‘ möchte es phyſiologiſch nicht ganz zu paſſieren [tr. vgl.: billigen ꝛc.] ſein, daſs Einer, der ſich an einem regnigen Tag aus dem Strome gerettet, vor Durſt umkommen will, da er noch ganz naſſe Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Reſorption der Haut zu denken, kommt der Phantaſie und der Gemüthsſtimmung der Durſt hier nicht ganz recht. Ein ander, ſchickliches Motiv, das aus dem Wanderer ſelbſt hervorginge, fällt mir freilich zum Erſatz nicht ein; die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und Menſchengewalt, ſind recht gut gefunden.“ G. S. 296.

17. „Ein Monument einer ſo beſondern Geiſtesthätigkeit, als Ihr Wallenſtein iſt, muſs Jeden in thätige Stimmung verſetzen, wer derſelben nur einigermaßen fähig iſt.“ G. S. 305. [Ich behalte mir vor, in einem der nächſten Hefte auf die Verbindung: Jeder, wer — und Jeder, der zurückzukommen.]

18. „Daſs wir gutes Schweizerpapier brauchen . . . Hier findet ſich's nicht. Hertel hat gewiſs welches.“ G. S. 307.

19. „Bei den vorhabenden Arbeiten.“ Sch. S. 320.

20. „Es thut mir freilich leid, wenn die kleinen Veränderungen im Vorſpiel [Wallenſtein's Lager] nicht gleich der erſten Vorſtellung zu Gute kommen können. Das Motiv mit der Zeitung wäre paſſend zu einer vollkommenen Expoſition des Momentes und der Kriegsgeſchichte. Laſſen Sie wenigſtens bei Nr. 5 [4. Auftr.] den Konſtabler mit einem Zeitungsblatt auftreten und anſtatt des Verſes:

Aber ein Eilbot' iſt angekommen

ſetzen:

Aber das Prager Blatt iſt angekommen.

Auf dieſe Art leiten wir doch die Zeitung ein, wenn wir ſie ein ander Mal bringen wollen.

Auch haben Sie mich neulich wegen der Perücken [im 2. Auftr.] zweifelhaft gemacht. Wenn wir ſtatt jener Stelle lieber ſetzen:

Wachtmeiſter: Und das Gemunkel und Geſpioniere
Und das Heimlichthun und die vielen Kouriere. —
Trompeter: Ja, ja! Das hat ſicher' was zu ſagen.
Wachtmeiſter: Und der ſpaniſche ſteife Kragen,
Den man ꝛc."

Sch. S. 328/9 (ſ. auch die vorangegangenen Briefe).

21. „Hätte ich gedacht, daſs die Kapuzinerpredigt morgen früh nicht zu ſpät kommen würde, ſo hätte ſie noch beſſer ausfallen müſſen. Im Grunde macht es mir große Luſt, auf dieſe Fratze noch Etwas zu verwenden; denn dieſer Pater Abraham [a St. Clara] iſt ein prächtiges Original, vor dem man Reſpekt bekommen muſs, und es iſt eine intereſſante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Geſcheidigkeit nach- oder gar zuvorzuthun." Sch. S. 335.

22. „Gehen Sie doch den Aufſatz bedächtig durch, ob man vielleicht noch Etwas einſchaltete oder anhinge." G. S. 338/9.

23. „Es iſt Schade, daſs Sie dieſe letzten Tage nicht noch in Jena ausgewartet haben." Sch. S. 339.

24. „Die Umſetzung meines Texts in eine angemeſſene, deutliche und maulrechte Theaterſprache iſt eine ſehr aufhaltende Arbeit." Sch. S. 339.

25. „Übrigens konnte es nicht fehlen, daſs dieſer deutliche Theaterzweck, auf den ich jetzt losarbeite, mich nicht auch zu einigen neuen weſentlichen Zuſätzen und Veränderungen veranlaſſt hätte ꝛc." Sch. S. 340 (vgl. Nr. 27), ſ. Hauptſchwier. S. 228a.

26. „Indeſſen ſoll mir dieſer Umſtand etwas mehr Freiheit gegen ihn im Verkauf des Wallenſtein's verſchaffen, wenn ich es vielleicht nicht gar überhoben ſein kann, mit ihm ſelbſt zu traktieren." Sch. S. 344/5 (ſ. Hauptſchwier. S. 114b).

27. „Demungeachtet iſt es kaum zu vermeiden, daſs man eine gangbar gewordene Vorſtellungsweiſe nicht zuweilen den Dingen ſelbſt unterſchiebt." Sch. S. 361 (vgl. Nr. 25).

28. „Mein ſehnlichſter Wunſch iſt, daſs Ihre Arbeit fördern [intr.] möge." G. S. 375.

29. „Ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht ſchlafen." Sch. S. 377/8.

30. „Ich erhalte einen Abendbeſuch von meinem Hausherrn, der mich hindert, mehr zu ſagen.“ Sch. S. 378 [vgl. was ſtatt der oder in der Stellung: von meinem Hausherrn einen Beſuch, der ꝛc.].

31. „Der Schnupfen nimmt mir den Kopf ſo ein, daſs ich ganz bethört von der Arbeit aufſtehe.“ Sch. S. 380/1 (vgl. wirr, konfus, eingenommen im Kopfe ꝛc.).

32. „Eine recht glückliche Stimmung und eine wohl ausgeſchlafene Nacht haben mich ſekundiert.“ Sch. S. 396.

Tiroliſch Falot = Schelm.

Im Februarheft dieſer Zeitſchrift, S. 417, erwähnt der Herausgeber dies Wort als der Tirolerſprache angehörig, mit dem Citat aus P. K. Roſegger, Der Wirth an der Mahr: „Du Falot, du ſchlechter!“ — Zugleich verweiſt er auf das franzöſiſche filou.

Das tiroliſche Falot fällt jedoch mit einem andern franzöſiſchen Worte ganz buchſtäblich zuſammen, nämlich mit dem Subſt. und Adj. falot, falote = ſchelmiſch, ſchalkhaft, Schelm, Schalk. Neben dieſem exiſtiert noch ein Subſt. le falot = Stocklaterne.* Beide Wörter werden von den Lexikographen aus einander gehalten. Für das erſtere haben wir im Italieniſchen: falotico (launiſch). Ins Tiroler Deutſch iſt alſo das romaniſche Wort jedenfalls ſehr wahrſcheinlich nicht aus dem Franzöſiſchen, ſondern aus Italien eingedrungen.

Was die Etymologie der betreffenden romaniſchen Wörter anbelangt, ſo iſt es bis jetzt den Fachgelehrten noch nicht gelungen, dieſelbe mit Beſtimmtheit feſtzuſtellen. Sicherlich aber geht das erſtere falot auf dieſelbe Wurzel zurück, wie latein. fallere, fallax. Littré meint, beide Wörter ließen ſich „vielleicht“ vereinigen, da ein launiſcher, ſchelmiſcher Menſch an ein flackerndes Licht erinnere. Bezeichnend iſt das Citat aus Beaumarchais: Un sot est un falot, la lumière passe à travers.

Paris. Alfred Bauer.

Nachtrag zu dem Aufſatz „Die Kerkerſcene in Goethe's Fauſt“.

(Zeitſchrift VII, S. 408—415; 457—465.)

Schon während der Korrektur dieſes meines Aufſatzes erfuhr ich als Internum, daſs Erich Schmidt in allernächſter Zeit den dritten Ab-

* S. Sachs-Villatte, Encyklop. Wörterb. S. 640a und in dem Supplément dazu p. 142a, wo auf latein. facula hingewieſen iſt.

Der Herausgeber.

druck von dem sogen. „Urfaust“ herausgeben werde. Ich konnte und wollte meine Arbeit, mit deren bescheidenem historischem Überblick und ästhetisierender Plauderei die tiefbohrende und weitfassende Forschung des Herausgebers kaum Etwas gemein hat, deshalb nicht zurückhalten. Jetzt aber, da mir sein köstliches Buch[1] in der neuen Ausgabe vorliegt und die — wie's wahrlich ohne Übertreibung heißt — „sehr erweiterte Einleitung“ eben die schwerwuchtige Ladung, den ganzen lachenden Reichtum einer sechsjährigen Ernte, bei der der Pflüger, Säemann und Schnitter auch die fromme Demuth des knienden Ährenlesens nicht verschmäht hat, vor mir ausschüttet, da fühl' ich so lebhaft herzklopfenden Dank für den freigebigen Spender, dass mir meine leis polemisch herausgegriffenen Citate aus dem früheren Text der Einleitung schwer auf die Seele fallen. Und nun weiß ich nicht, ist's erröthende Beschämung oder verhalten lächelnde Genugthuung, was über mich kommt, da ich mir der leisen, aber wohlberedten Redaction bewusst werde, die Erich Schmidt mit dem die beiden Fassungen der Kerkerscene behandelnden Abschnitte seiner Einleitung vorgenommen hat. Die früher hier und da wie ärgerlich aufbrausende Animosität gegen den „stilisierenden Vers“, dem so manche ursprüngliche Schönheiten zum Opfer gefallen seien, ist nicht wenig herabgestimmt worden, und vergebens such' ich nach den einst von mir aufgespießten Ausdrücken, gegen die ich den Vers in Schutz nehmen zu müssen glaubte: „äußere Zier“, „äußerlicher Aufputz“, „vielfache“ Überlegenheit des prosaischen Jugendentwurfs u. a. — Meine spitzigen Gänsefüßchen kamen also zu spät: das Stoppelfeld war schon umgepflügt und in den Furchen keimte neue Saat. Möge man mir den trotz der Warnungstafel begangenen Frevel verzeihen!

Zur Buße und zur Berichtigung setze ich die auf die Umgestaltung der Kerkerscene bezügliche Stelle aus der neuen Einleitung her (LXXII bis LXXIII):

„Der Leser oder besser der Hörer unsrer alten Scene wird beim Vergleich aus vollem Herzen die krönende und verklärende Zaubermacht der reifen Kunst, wo gebändigte Kraft Schönheit gebiert, bewundern und nicht einen Augenblick schwanken, auf welcher Seite, beim Jüngling oder beim Manne, die reinere poetische Wirkung liege; aber er wird doch auch den Jugendentwurf, der schon eine überwältigende Einheit von Zart und Wuchtig darstellt, mehrfach dem kunstreichen Versgebäude an dramatischer

[1] Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. Dritter Abdruck mit sehr erweiterter Einleitung. Weimar, Hermann Böhlau 1894. 8°. LXXVI und 110 S.

Accentuation und urſprünglicher ſchlichter Naturſtücke überlegen finden. Der Vers idealiſiert nicht nur, ſchmückt, mildert, umſchleiert, ſondern ſeine ſtiliſierenden Gebote rufen auch bei dem größten Künſtler durch das Bedürfnis der Reime, mögen ſie noch ſo ungezwungen, wohltönig und inhaltsſchwer ſtrömen, hier und da Zuthaten herbei, die als Füllſel empfunden werden . . . Wie Goethe die eckigeren alten Formen harmoniſch umkleidete, wie er aber Fauſt's furchtbare Erſchütterung und Gretchen's flackernden Wahnſinn nicht in ebenmäßige Reimpaare, ſondern in freie wechſelreiche Rhythmen brachte, Das iſt eine der großartigſten Thaten ſeiner Stilkunſt; doch neben der ſchönſten Hebung und Schmeidigung proſaïſcher Härten und ſkizzenhafter Lakonismen begegnet uns ſtellenweis eine erweiternde Abſchwächung Deſſen, was uns in der erſten Geſtalt mit unwiderſtehlicher Macht, mit der aufs höchſte geſteigerten Urkraft des jungen Genius durchſchauert. Es iſt der Scheitelpunkt der Goethiſchen Jugenddichtung."

Fr. Düſel.

Zum öſterreichiſchen Sprachgebrauch.

In dem Feuilleton des „Neuen Wiener Journals" 1894 Nr. 122 findet ſich eine kleine Erzählung von Sophie v. Khuenberg, woraus ich das Folgende hier anführe:

1. „Wenn ich denk, wie's der armen Frau Seypold ſchlecht geht mit dieſem Nichtsnutz. Mir erbarmt ſie, ſo oft ich ſie ſeh", — weiterhin: „Der Guſtel erbarmt mir auch ſo" —, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 46b, wo die ähnliche Fügung mit Belegen aus Anzengruber und Adalb. Stifter als öſterreichiſch aufgeführt iſt.

2. „Du haſt noch einen größeren Terno gemacht — einen guten Mann", vgl. Terne f. (für Dreitreffer in der Lotterie) in meinem Fremdwörterb. I S. 47b und beſonders Hügel, „Der Wiener Dialekt" S. 81b:

„Terno: die Terne in der Lotterie; an Terno mach'n: Glück haben, ein gutes Geſchäft machen. Redensarten: Mid ſein' Weib had er an Terno g'machd. — Mit dem Kauf haſt an Terno g'machd."

Im gewöhnlichen Schriftdeutſch würde man etwa ſagen: Du haſt noch ein beſſeres Los gezogen — oder: es noch beſſer getroffen ꝛc.

3. „Mir hat mein Engelsmannerl [in öſterr. Verkleinerung, vgl. Zeitſchr. VI S. 424, vgl.: mein lieber engelsguter Mann] einen ſchönen Stoff auf ein [= zu einem] Sonntagskleid unter den [Weihnachts-] Baum gelegt."

4. „Den Willy habe ich gleich abgeſtillt“ = entwöhnt, ſ. mein Wörterb. III S. 1218a; Ergänz.-Wörterb. S. 525b.

5. „Ich werd' dir kein Simandl abgeben und werd' thun und laſſen, was ich will“, — wozu ich auf Das verweiſen möchte, was ich in meinem Wörterb. II S. 233a (unter den Zuſammenſetzungen von Mann) und III S. 1099c (unter Simon) geſagt habe.

Vereinzelte beim Leſen niedergeſchriebene Bemerkungen.

Können ꝛc.

„Dieſe herrlichen Bruchſtücke zu einem gleichwerthigen Ganzen zu geſtalten kann eben nur ein Schiller ebenbürtiges Génie.“ Nat.-Ztg. 46, 230.

Über das vereinzelt vorkommende zu vor einem von dem Hilfszeitwort können abhängenden vorangeſtellten Infinitiv ſ. mein Wörterb. I S. 985b unter „können“ 4b, Hauptſchwier. S. 193a Nr. 2 und hier in der Zeitſchr. z. B. III S. 453; V S. 145 Nr. 6a; S. 441 Nr. 7. Richtig hätte das hervorgehobene zu weggelaſſen oder ſonſt das Hilfszeitwort können etwa durch das ſelbſtändige Zeitwort vermögen ꝛc. erſetzt werden müſſen und außerdem würde die Deutlichkeit gewonnen haben, wenn das der Form nach nicht erkennbare Dativ-Verhältnis an dem Eigennamen Schiller durch einen Zuſatz von vorn herein deutlich hervorgehoben worden wäre, alſo etwa: Dieſe herrlichen Bruchſtücke zu einem Ganzen geſtalten kann [oder: zu geſtalten vermag] eben nur ein unſerm Schiller ebenbürtiger Dichtergeiſt [als Erſatz für das hier entbehrliche Fremdwort Génie].

Anzeige der eingeſandten Bücher.

(Beſprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Deutſches Reichsblatt. 14. Jahrg. (erſcheint wöchentlich am Sonnabend, 8 Seiten ſtark). Pr. vierteljährlich 50 Pf. Berlin, Rudolf Moſſe.

Freytag's Schulausgaben. Leipzig, G. Freytag.

Shakeſpeare Julius Cäſar, herausgegeben von Alois Hruſchke (1893) 100 S. Pr. geb. 50 Pfg.

Shakeſpeare, Kaufmann von Venedig, herausgegeben von Julius Seifert (1894) 104 S. Pr. geb. 50 Pf.

Schiller, Braut von Meſſina, herausgegeben von Karl Tumlicz (1894) 150 S. Pr. geb. 70 Pf.

Joh. Heinr. Voß, Luiſe und der 70. Geburtstag, herausgegeben von Ludw. Zürn (1894) 124 S. Pr. geb. 60 Pf.

Émile Henry, Agrégé de l'Université, Schiller, Jeanne d'Arc (La Pucelle d'Orléans), Tragédie romantique. Edition classique du texte allemand avec introduction et commentaire. Paris, Librairie classique Eugène Belin, Belin Frères 1894 XXXIV p. u. 335 p.

Dr. Herm. Klammer. Vergil's Äneis Gesang I (in Ottave Rime); Tibull, Ausgewählte Elegien (in gereimten Jamben) 1894 (Progr. Nr. 439) 66 S. Elberfeld, Sam. Lucas.

Briefkasten.

Herrn **Alfr. Bauer** in Paris. Verbindlichen, freundlichen Dank für Ihren — wie Sie sehen — in diesem Heft zum Abdruck gelangten Beitrag, wie für die willkommnen sonstigen Mittheilungen. Auf die angeregten Fragen werde ich demnächst zurückkommen.

Herrn **Rich. Pöpmann** in Gröditz bei Riesa: In dem mir übersandten Ausschnitte aus dem Chemnitzer Tageblatt finden sich die Worte:

„Mit einer Ansprache des Kaufmanns Wilhelm W., stellvertretendem Vorsitzenden des Vereins."

Sie wünschen (unter Hinweis auf meine Hauptschwier.) meine Ansicht zu hören, ob in solchem Falle die regelwidrige Apposition im Dativ in Bezug auf einen Genitiv als „entschuldbar" bezeichnet werden könne. Ich antworte, wie Sie richtig vorausgesetzt haben, mit Nein. Der Schreiber hätte die Apposition mit hinzugefügtem Artikel (da ohne diesen der Genitiv in der Form nicht deutlich erkennbar ist) in den richtigen Genitiv setzen sollen: „des Kaufmanns . . ., des stellvertretenden Vorsitzenden (des Vereins)", wobei das Eingeklammerte (ein von einem Genitiv abhängender Genitiv) als überflüssig besser weggeblieben wäre, da der Verein schon im Vorhergehenden genannt ist, also einfach:

„In Anerkennung seiner Thätigkeit zur Förderung des vogtländisch-erzgebirgischen Industrievereines wurde ihm . . . vom Vorstande mit einer Ansprache des Kaufmanns Wilh. W., des stellvertretenden Vorsitzenden", [oder noch besser in umgekehrter Reihenfolge: „mit einer Ansprache des stellvertretenden Vorsitzenden, des Kaufmanns Wilh. W."] ein künstlerisch ausgeführtes Ehrenmitgliedsdiplom überreicht."

Auf Ihre zweite Frage erwiedere ich kurz, dass meiner Ansicht nach richtig in dem Satze: „ich habe Ihnen Nichts (und im Gegensatz: Etwas) mitzutheilen" den durch Sperrdruck hervorgehobenen Wörtern der große Anfangsbuchstabe zu geben ist, vergleichen Sie dagegen: „ich habe Ihnen etwas (Gegensatz: nichts) Wichtiges mitzutheilen und sehen Sie namentlich in meinen Hauptschwier. S. 89b die Bemerkung unter dem Titelkopf Das und das dort weiter Angeführte in meinen „Vorschlägen zur . . . einheitlichen Rechtschreibung" und hier in der Zeitschr. VII S. 54 Nr. 25.

Den Herren **Gustav E . . .** und **Wilh. L . . .** in Prenzlau. „Keiner der beiden Angeschuldigten war erschienen. St. hatte dem Gericht angezeigt, dass er sich in Rom befinde und der Vorladung keine Folge leisten würde. Der Gerichtshof beschloss, gegen beide Angeklagte einen Haftbefehl zu erlassen."

Ihr Streit dreht sich darum, ob es nicht auch in dem ersten — ähnlich wie in dem Schlussatz — besser geheißen hätte: „Beide Angeschuldigten waren nicht erschienen."

Meine Entscheidung, die Sie hierüber anrufen, lautet dahin, dass es allerdings einfach auch so hätte lauten können, wenn eben der Berichterstatter zusammenfassend

von den zwei Angeſchuldigten in Betreff ihres Erſcheinens vor dem Gerichte Dasſelbe berichten wollte. Wenn er aber einen Unterſchied in ihrem Verhalten hervorheben wollte, wonach nur der eine von ihnen dem Gericht eine Anzeige über ſeinen derzeitigen Aufenthaltsort gemacht, der andere aber nicht, ſo iſt natürlich auch die gewählte Faſſung berechtigt.

Herrn **L. Hörke** in Berlin: Das Geſuchte finden Sie in meinem Wörterb. Bd. I S. 389b. Gelegentliche ähnliche Zuſendungen werden willkommen ſein.

Fräulein **Chriſtiane Hr . . .** in Güſtrow: Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie in dem in der Meklenb.-Strel. Landes-Ztg. vom 25. März enthaltenen Satz:

„Daſs es wohl zu den beſtgelungendſten Werken des Verfaſſers gehört"

in dem hervorgehobenen Superlativ eine ſtarke Häufung von Fehlern gegen die Sprachlehre finden. Vollkommen wäre die einfache Steigerung geweſen „Zu den gelungenſten Werken"; auch ließe man es ſich wohl gefallen, wenn der Schreiber geſetzt hätte: „zu den beſtgelungenen". Fehlerhaft aber iſt ſchon die Doppelſteigerung: zu den beſtgelungenſten ꝛc. Aber er hat ſich damit noch nicht genug gethan: er ſchiebt noch ein ganz unberechtigtes d ein: „zu den beſtgelungendſten", ſehen Sie gefl. in meinen Hauptſchwier. das Ausführlichere auf S. 263b—266 und auf S. 87c.

Herrn **E. Stern** in Waren (Meklenbg): Meine vorläufige kurze Antwort werden Sie erhalten haben. Eine ausführlichere Beantwortung der mir vorgelegten Frage erfolgt in einem der nächſten Hefte.

Herrn **Karl Spalding** in Straßburg i. Elſaß: An der von Ihnen bezeichneten Stelle ſpreche ich ja eben aus, daſs eine Wendung wie: „nach meiner unmaßgeblichen Anſicht" ꝛc. zu denen gehöre, welche nach Goethe's Wort „der Schriftſteller vermeidet, jedoch dem Leſer beliebig einzuſchalten überläſſt." Beſten Gruß.

Herrn **Friedr. P.** in Potsdam: Sie ſenden mir aus einem Aufſatze von Eugen Zabel in der Morgenausgabe der National-Ztg. vom 29. März 2 Stellen ein, mit dem Wunſche, meine Anſicht darüber zu hören:

1. „Der die moderne deutſche Geſchichte von der tiefſten Erniedrigung unſeres Vaterlandes bis zur Wiederaufrichtung des deutſchen Reiches ſo wie Wenige mit durchlebt und durchfühlt hatte."

„Würde", fügen Sie hinzu, „es nicht üblicher gelautet haben: durchgelebt und durchgefühlt?"

In ſolchen Fällen kommt ſowohl die echte wie die unechte Zuſammenſetzung vor, ſehen Sie gefl. mein Wörterb. I S. 511a und II S. 65b, auch die Belege.

2. „Die Poſt brachte ihm ſtets eine Fülle von begeiſterten Zuſchriften und Kundgebungen aus aller Herren Länder."

„Müſste hier das letzte Wort nicht richtig Ländern lauten?"

Allerdings! ſehen Sie die Inhaltsverzeichniſſe zu den verſchiedenen Jahrgängen der Zeitſchr. Auffällig iſt es allerdings, daſs auch ein Schriftſteller von der Bedeutung wie Eug. Zabel ſich von dem vielgerügten Fehler nicht frei hält. Beſten Gruß.

Alle für die Zeitſchrift ſelbſt beſtimmten Zuſendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altſtrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umſchlag oder als Beilagen beſtimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn ſenden.

Beiträge fürs nächſte Heft müſſen jedes Mal bis ſpäteſtens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers ſein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältniſſe der Zeitſchrift im Auge zu halten.

Der Mummenſchanz im zweiten Fauſt.[1]

Von Dr. Herman Schrader.

Wie kommt ein Mummenſchanz, eine Maskerade, ein Puppenſpiel in den Fauſt hinein, in dieſe tiefernſte Dichtung? und gerade an dieſe Stelle, nachdem wir ſo eben einen Blick in die Zerrüttung des Reichs gethan haben, wo das entfeſſelte Fauſtrecht das allgemeine Elend auf die Spitze getrieben hat? Hatte vielleicht Goethe, der in Weimar ſchon oft Maskenaufzüge eingerichtet und aufgeführt hatte, gerade noch den Entwurf eines ſolchen handſchriftlich liegen, den er hier gelegentlich anbringen konnte? Haben denn ſomit doch Die etwa Recht, die den Mummenſchanz für das verworrene Machwerk eines altersſchwachen Greiſes ausgeben? — Es iſt ja freilich ſehr bequem, wenn Jemand ſagt: Worin ich keinen Sinn finde, das hat keinen Sinn. Wir meinen vielmehr: Es kann ſehr wohl ſein, was der Eine für einen Fehler hält, erkennt der Andere für einen Vorzug. Der Eine ſieht in einem im Dunkel leuchtenden Punkte ein Stücklein ſchimmernden faulen Holzes, der Andre erkennt in ihm einen lebendigen Leuchtkäfer oder gar einen funkelnden Diamanten. Nun, wir werden ja ſehen.

Wir wollen möglichſt gründlich zu Werke gehen, damit unſre Behauptungen feſten Grund und Boden haben. Das ganze Streben des Mephiſtopheles, um ſeine Wette zu gewinnen, muſste dahin zielen, Fauſt zu dem Geſtändnis zu bringen, daſs er ſich glücklich fühle, daſs er zum Augenblick ſage: Verweile doch, du biſt ſo ſchön. Zu dem Ende will er ausführen, was er als ſeinen Plan ausſpricht: wir ſehn zuerſt die kleine, dann die große Welt. „Die kleine Welt“ iſt das Liebesleben des erſten Theils. Dieſe brachte ſeiner Wette keine Erfüllung. Drum muſs er nun

[1] Man wird es mir nicht verübeln, wenn ich das Wort Mummenſchanz nach jetzigem wohl allgemeinem Sprachgebrauch männlich nehme, während Goethe es weiblich nimmt. — Zugleich möcht' ich bemerken, daſs es mir fern liegt, alle Gedanken, die hier gebracht werden, für meine eigenen Entdeckungen auszugeben. Ich habe nun ſeit ſechzig Jahren fleißig den Fauſt geleſen und viel über ihn gedacht, hab' auch, was ſchon Gedrucktes über den Fauſt mir zu Händen kam, gern geleſen. Jetzt aber bin ich außer Stande, im Einzelnen nachzuweiſen, was Eigenes, was etwa Fremdes iſt. Mir wird es genügen, wenn der wohlwollende Leſer dieſen Aufſatz als meine ſelbſtändige Arbeit anerkennt. Es kam mir vorzugsweiſe darauf an, den inneren Zuſammenhang der einzelnen Gruppen des Mummenſchanzes und den Zuſammenhang desſelben mit der ganzen Dichtung nachzuweiſen; denn nur auf dieſe Weiſe kann ein wahres Verſtehen des Fauſt erreicht werden.

in „die große Welt“ hineingehen. Dieſe iſt doch nirgends ſo unmittelbar zu finden als am kaiſerlichen Hofe. Für die meiſten Menſchen iſt es ja das höchſte Ziel ihrer Wünſche und ihres Strebens, eine hohe Stellung im Staat zu erreichen. Bei Vielen wohl aus Ehrgeiz und Eitelkeit; bei Vielen aber auch aus edlen Beweggründen. Sie ſuchen Macht, Einfluſs, Geld und Gut, um für ihre Thatkraft einen Wirkungskreis zu finden und ihre Ideen, ihre Ideale in die Menſchenwelt einzuführen. Fauſt gehört den Letzteren an; Mephiſto freilich mag ihn zu den Erſteren zählen. Kurz, wir finden Beide am kaiſerlichen Hofe in unmittelbarer Nähe des Kaiſers.

Von vornherein wollen wir nun ſagen, daſs man nicht nach einem beſtimmten Kaiſer ſuchen ſoll, den Goethe gemeint habe. Alte Fauſtſagen bringen den Fauſt mit Kaiſer Karl V. oder mit Maximilian I. zuſammen, andre haben Karl IV. genannt. Soll durchaus ein beſtimmter gefunden werden, ſo dürfte keiner paſſender ſein als Wenzel (1378—1400), unter welchem das Reich wirklich in dem hier geſchilderten Zuſtande war. Goethe aber hat ſicherlich mit Abſicht Züge aus verſchiedenen Zeiten zu einem Geſammtbilde zuſammengefügt und ſich nicht an Perſon und Jahreszahl gebunden. Sagt er doch ſelbſt, alle Poeſie verkehre in Anachronismen. „Die Ilias, wie die Odyſſee, die ſämmtlichen Tragiker und was uns von wahrer Poeſie übrig geblieben iſt, lebt und athmet nur in Anachronismen.“ Ja, in der klaſſiſchen Walpurgnisnacht legt er ſelbſt dem Chiron die Worte in den Mund: G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Der Dichter läſſt uns nun einen Blick in den Hof und das Reich des Kaiſers thun. Da ſehen wir überall höchſt beklagenswerthe Zuſtände, wie ſie in mittelalterlichen Zeiten nur allzuhäufig waren. Der Kaiſer iſt ein zwar nicht bösartiger, aber äußerſt ſchwacher Fürſt, der nur für Glanz und Vergnügen Sinn hat. Nachdem er kurz den Staatsrath begrüßt hat, iſt ſeine erſte Frage nach dem Hofnarren, den er vermiſſt. Dieſer iſt ihm ſelbſt in dieſer ernſten Stunde unentbehrlich, wie der Aſtrolog, der aus den Sternen ihm und dem Reiche nur Glück und Heil verkündet hat.

Nur widerwillig fügt er ſich dem Drängen des Staatsrathes auf eine Berathung. Zuerſt nimmt der Kanzler das Wort, wahrſcheinlich derſelbe, der im 4. Akt als Erzbiſchof auftritt. Es war übrigens der Kurfürſt von Mainz Reichskanzler. Vor Allem, ſagt er, fehle die Gerechtigkeit im Lande, justitia regnorum fundamentum. Jeder raube nach Belieben, was er wolle, Jeder denke nur an Selbſterhaltung und Selbſtbefriedigung, Niemand habe Achtung vor Recht und Pflicht, und der Richter, der nicht ſtrafen könne, geſelle ſich ſelbſt zum Verbrecher; kurz,

es herrſcht wüſte Anarchie. Der Heermeiſter (der Obergeneral im 4. Akt) fügt eine Schilderung des weit verbreiteten Fauſtrechts hinzu. Der Schatzmeiſter und der Marſchalk klagen über große Geldnoth, die Kaſſen ſind leer, die Hilfsquellen verſiegt, ſelbſt die kaiſerliche Hofhaltung kann nur durch Anleihen und Verpfändungen dürftig erhalten werden. Noth an allen Ecken und Enden, ſo daſs der Kaiſer in komiſcher Verzweiflung ausruft: Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephiſtopheles, der die Stelle des Hofnarren eingenommen hat, weiß durch ſeine Antwort: „Ich keineswegs“ und durch tröſtliche Verheißungen und lockende Ausſichten ſchnell die Gunſt des Kaiſers zu gewinnen. Seine Reden ſind eine kluge Miſchung von prahleriſchen Glücksverſprechungen und von tiefernſter Wahrheit. Zu der letzten Art rechne ich den bedeutenden Ausſpruch, wenn das ganze Übel mit der Wurzel ſolle ausgerottet werden, ſo gehöre dazu „begabten Manns Natur- und Geiſteskraft.“ Nur wahre Geiſtesgröße, verbunden mit nicht wankender Energie (denn ſo verſtehe ich dieſe Worte) vermögen ſo Großes gründlich zu vollbringen. Mephiſtopheles mag bei dieſen Worten vielleicht an Fauſt denken. Er weiß zugleich aber auch, daſs ſolche Worte hier kein Gehör finden. Im Gegentheil. Sowie der Kanzler nur die Worte „Natur und Geiſt“ hört, ſo wittert er ſchon ſträflichen Atheïsmus. Die Geiſtlichkeit, zumal die höhere, die er geradezu Heilige nennt, und die Ritterſchaft ſeien die wahren, würdigen Stützen des Thrones, wofür ſie denn auch Kirche und Staat zum Lohn bekommen müſsten; der Pöbel aber und die Ketzer, dieſe Hexenmeiſter, verdürben Stadt und Land. Mephiſtopheles weiſt den Vorwurf mit der ſehr ſcharfen Bemerkung zurück, des Kanzlers armſeliger Geiſt ſei gar nicht fähig, ſolch hohe Begriffe wie Natur und Geiſt zu verſtehen. Der Kaiſer aber findet ſich durch dieſes Redegefecht, das ihm wie eine langweilige Faſtenpredigt vorkommt, ſo wenig befriedigt, daſs er von Mephiſtopheles fordert, er ſolle nun die verſprochene Hilfe bringen. Dieſer giebt nun in weiteren Reden an, wie er Geld ſchaffen werde, mehr noch als man verlange. Später löſt er ſein Verſprechen durch Erfindung des Papiergeldes ein. Nur der Kanzler grollt noch, die übrigen Räthe ſind durch die frohe Ausſicht erfreut und der ungeduldige Kaiſer kann die Rettung aus den Nöthen kaum erwarten; aber ſchon die gewiſſe Hoffnung treibt ihn zu dem Entſchluſs, die jetzigen Karnevalstage recht luſtig zu feiern. — Mephiſtopheles geißelt am Schluſs der ganzen Scene die oberflächliche, thörichte, niedrige Geſinnung des ganzen Staatsrathes, der da wähnt, das Glück könne plötzlich aus den Wolken dem Menſchen in den Schoß fallen, mit der ſinnigen Bemerkung, daſs glücklicher Erfolg nur aus wahrem Verdienſt erwachſen könne:

Wie ſich Verdienſt und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn ſie den Stein der Weiſen hätten,
Der Weiſe mangelte dem Stein.

Jetzt ſind wir ſo weit, daſs wir den Mummenſchanz, ſeine Bedeutung und Wichtigkeit verſtehen und würdigen können. Wir müſſen jedenfalls annehmen, daſs Fauſt wohl Monate lang am kaiſerlichen Hofe gelebt und einen tiefen Blick in das ganze Getriebe gethan hat. Der Dichter hebt aus dieſer ganzen Zeit zur Charakteriſierung nur eine einzige Scene heraus, in welcher Fauſt weder Anlaſs noch Luſt hat, das Wort zu ergreifen. Ja, das Mittel des Mephiſtopheles, die Schöpfung des Papiergeldes, um der allgemeinen Noth abzuhelfen, hat durchaus nicht ſeinen Beifall. Er hat aber die ganze Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit des herrſchenden Zuſtandes erkannt. Kann es ihn reizen oder locken, an dieſem Hofe, in dieſem Staate, unter dieſem Kaiſer eine hohe Stellung zu begehren oder anzunehmen? Hier iſt ſo Vieles verderbt und verfault, daſs ſelbſt der höchſte ehrliche Beamte unter ſolchem Oberhaupte keine geſunden Zuſtände zurückzuführen vermöchte. Drum macht er keinen Verſuch, ſich dort einzureihen; aber er will Rechenſchaft geben, daſs er vollkommen erkannt hat, was der bürgerlichen Geſellſchaft und dem Staate Noth thut, welche Elemente wohlthätig und fördernd, und welche ihr feindlich und verderblich ſind. Da iſt es nun der geniale Gedanke des Dichters, dies uns nicht etwa in einer ſatiriſchen Rede an Mephiſtopheles, oder in einer lebhaften Auseinanderſetzung an den Kaiſer vorzuführen, ſondern in ſinnvollen Bildern und Geſtalten bringt er es für unſre Augen zu lebendiger Anſchauung. Ich fürchte nicht, miſsverſtanden zu werden, wenn ich den Mummenſchanz gewiſſermaßen Fauſt's oder Goethe's politiſches Glaubensbekenntnis oder politiſches Teſtament nennen möchte.

Auf den Staat alſo, auf die bürgerliche Geſellſchaft haben wir unſern Blick zu richten. Da iſt's nun von Alters her hergebracht, von drei Ständen, dem Nährſtande, dem Lehrſtande und dem Wehrſtande zu reden. Darauf geht hier Goethe nicht ein. Auch redet er nicht, wie etwa ein Profeſſor des Staatsrechts, von dem Weſen und von den Gliedern des Staates; denn dann hätte er der Verfaſſung, der geſetzgebenden und ausführenden Gewalten, des ſtändiſchen Elementes, der Grundbeſitzer, des Adels, der Regierung, bis zur Krone gedenken müſſen. Auch die bürgerliche Geſellſchaft als ſolche will er nicht ſchildern; denn dann hätte er (etwa nach Art des Philoſophen Fichte) als die Grundbeſtandtheile 1) den Producenten, alſo den Landwirth nennen können, 2) den Künſtler, d. h. den Verarbeiter jeder Art, alſo den Gewerbetreibenden, 3) den Kaufmann,

der im weiteſten Sinne den Austauſch vermittelt. Auch ein Wort über Obrigkeit, über Rechtspflege, über Polizei wäre am Orte geweſen. — Nein, der Dichter ſtellt ſich ein höheres Ziel. Jenes alles hatte er ja genugſam vom kaiſerlichen Hofe aus in ſeinen Gliederungen kennen gelernt. Das alles war ja vorhanden, und doch überall Noth, Verarmung, Rechtsloſigkeit, Fauſtrecht (Anarchie). Drum fordert der Dichter — und Das iſt der große Gedanke des Mummenſchanzes — ſittliche Erneuerung. Von Innen heraus muſs die Beſſerung und Heilung des heilloſen Zuſtandes erfolgen. Das kleidet nun unſer an Geiſteskraft und Weisheit hervorragender und an Erfahrung reicher Dichter in ſinnlich anſchauliche Geſtalten, in liebliche, um das Wohlthätige, Fördernde zu zeigen, in abſchreckende, um vor dem Verderblichen, Zerſtörenden zu warnen.

Der ganze Mummenſchanz läſſt ſich nun bequem in etwa ſechs Gruppen oder Kreiſe zerlegen. Der erſte Kreis bringt uns zunächſt ein recht liebliches Bild. Der Dichter ſcheint hier an Ortſchaften und Gegenden zu denken, welche abgeſchieden von den großen Kreiſen der Welt liegen und von ihren Kämpfen ziemlich unberührt bleiben. Acker-, Garten- und Obſtbau iſt ihre Beſchäftigung und liefert ihnen die Bedürfniſſe ihres einfachen Lebens. Wenn zu den Ährenkränzen (dem Bilde des Ackerbaues) und zu den Olivenzweigen mit Früchten (dem Sinnbilde des Friedens und der Eintracht) auch noch Blumenkränze hinzutreten, wenn die Gärtnerinnen ſich und ihren Kram hübſch aufputzen, wenn ſie liebliche Geſänge, von einfachen Mandolinen und Lauten begleitet, anſtimmen: ſo erhalten wir das Bild eines noch unverdorbenen Naturvölkchens und eines idylliſchen Lebens.

Aber ſchon in dieſen harmloſen Kreis, wo es ſich nur um äußere Lebensgüter handelt, ſchleichen ſich Schlangen ein. Die Idee eines goldenen Zeitalters iſt auch für ihn ein Traum. Ein einfaches Naturleben in ungekünſtelter Sitte iſt auf die Dauer nicht haltbar. Gleich zu Anfang das Stärkſte: die frivole Mutter fordert ihre lüſterne Tochter auf, durch ihre ſinnberückenden Künſte ſich einen Mann zu erhaſchen, alſo eine Ehe zu ſtiften, die ſchon in ihrem Urſprung vergiftet iſt. Ihr iſt es nur um eine gute Verſorgung der Tochter zu thun, nach Neigung und Liebe und Herzensgemeinſchaft wird nicht gefragt. In den Fiſchern und Vogelſtellern, die ſich alsbald ihr und ihren Geſpielinnen nahen, haben wir wohl unternehmende Liebhaber zu denken.

In unſrer Gruppe, wo es ſich vorzugsweiſe um den Gewinn und den Verbrauch äußerer Güter handelt, tritt auch ſchon der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen Genießenden und Arbeitenden hervor. Diejenigen nämlich, welche wir den Beſitzenden und Reichen gegenüber das Proletariat nennen

würden, werden uns in vier Perſönlichkeiten vorgeführt, in dem Holzhauer, dem Pulcinell, dem Paraſiten und dem Trunkenen. Der ungeſtüm und ungeſchlacht auftretende Holzhauer, als der eigentliche Arbeiter, fühlt es, daſs er Sklavendienſte thut, und ſpricht es aus, daſs ohne ſeine ſaure Arbeit die Genießenden Nichts hätten und darben müſsten. Der Pulcinell oder Polichinell (täppiſch, faſt läppiſch) lebt im Verſchmähen jeder eigentlichen nützlichen Arbeit als Luſtigmacher und Poſſenreißer ein ſorgloſes Leben, und, wenn er nur vergnügt aus dem Tage in den Tag weiter leben kann, ſo iſt's ihm höchſt gleichgültig, wie die Andern — lobend oder verächtlich — über ihn urtheilen. — Noch eine Stufe niedriger ſtehen die Paraſiten. Sie ſehen es recht gern, daſs die Arbeiter ſich abquälen, um Güter zum Genießen zu ſchaffen; ſie ſelbſt wollen durch fleißiges Bücken vor dem Gönner, durch Schmeichelreden und durch bejahendes Nicken ſich müheloſen Genuſs erwerben. — Am tiefſten endlich ſteht der Trunkene. Er hat ſich — wenn ihm die Sucht nicht angeboren war — wohl aus Verzweiflung darüber, daſs er in dieſer zerfahrenen Welt es doch zu Nichts bringen könne, dem Trunke hingegeben, und er fröhnt dieſer rohen Begierde bis zu dem Grade, daſs er bewuſſtlos am Boden liegt und ſich in dieſem Zuſtande höchſt behaglich fühlt.

Endlich läſſt Goethe andeutungsweiſe noch verſchiedene Poeten, oder ſagen wir lieber Verſemacher auftreten. Wahre Poeſie kann auf dieſem ungeſunden Boden nicht gedeihen; aber gewandte Verskünſtler wiſſen die Gaſtereien, die Freiſchießen, Kriegerfeſte, Hochzeiten, Kindtaufſchmäuſe geſchickt zu verſchönen und ſich den Mitgenuſs an Dem allen zu ſichern. Für empfindſame Gemüther ein Frühlingslied, für die Feier geſchichtlicher oder geſellſchaftlicher Gedenktage ein ſchmeichelhaftes Gedicht. Alles aus Selbſtſucht. Andere kennen den Geſchmack des großen Haufens (hoch und niedrig), dem nur behagt, was die Nerven prickelt und das Herz erſtarren macht, und ergehen ſich deſshalb in Schilderungen des Schaurigen, Häſslichen, Grauſigen und Geſpenſtiſchen. Der Einzige, den Goethe zum Worte kommen läſſt, iſt der Satiriker. Mit Recht. Nur dieſer hat in ſolchen troſtloſen Zeiten Berechtigung. Er hat die Gebrechen der Zeit erkannt; unbekümmert um Beifall oder Miſsfallen der Menge ſchildert er in markigen Verſen (nach Art eines Juvenal) die Sittenloſigkeit der Gegenwart, ſammelt um ſich die wahren Volksfreunde und bahnt eine beſſere Zukunft an.

Blicken wir zurück! Hat Goethe dieſe Scene für die Zeit ums Jahr 1800 gedichtet? Gewiſs, aber zugleich auch mit Hinblick auf kommende Zeiten. Ja, wir möchten ſagen, die ganze Ausführung paſſe beſſer auf das Ende als auf den Anfang des Jahrhunderts. Iſt nicht zum

großen Theile unſre jetzige Litteratur (wie auch Malerei und Muſik), unter dem Vorwande, natürlich ſein zu wollen, und aus Effekthaſcherei darauf erpicht, in Schilderungen und Darſtellungen das Prickelnde, das Betäubende, das Berauſchende, ja das Gemeine zum Ausdruck zu bringen? Und ſodann bedarf es nur einer kurzen Hindeutung, daſs der Gegenſatz zwiſchen Reich und Arm, zwiſchen Genießenden und Arbeitenden in unſern Tagen weit ſchärfer hervortritt und die Kluft zwiſchen beiden viel breiter iſt als zu Goethe's Zeiten. Der Anſturm und Kampf gegen den Kapitalismus und gegen die Anhäufung rieſiger Reichthümer in wenigen Händen wird jetzt mit größerer Bitterkeit geführt. Wer Ohren hat zu hören, Der höre!

Der Dichter geht noch tiefer in die Sache hinein, indem er uns eine zweite Gruppe vorführt. Um nun nicht die einzelnen Figuren in proſaïſcher und geſchmackloſer Weiſe etwa in der Art: Ich bin das Vertrauen. Ich bin die Eiferſucht, einführen zu müſſen, bedient er ſich in ſinniger Weiſe der griechiſchen Mythologie, deren Geſtalten als ausgeprägte Symbole jedem Gebildeten bekannt ſind. Er führt uns in die große bürgerliche Geſellſchaft ein und zeigt uns zuerſt in den Grazien, was ihr vor Allem zu ihrem Beſtehen und Gedeihen Noth thut. Schon ihre Namen deuten auf ihren ſchönen Beruf hin. Aglaia, d. h. Glanz, Hegemone, d. h. Führerin, Gebieterin (ſtatt ihrer wird ſonſt wohl Thalia, d. h. die Blühende genannt) und Euphroſyne, d. h. Frohſinn, Heiterkeit. In drei ſchlichten Verspaaren ſprechen ſie es aus: Anmuthiges oder liebevolles Geben, liebevolles Empfangen und liebevolles Danken. Ein Jeder ſoll freiwillig, von Liebe getrieben, ein Gebender, ein Empfangender, ein Dankender ſein. Jeder tauſcht gegen Jeden ſeine Gaben aus. Es iſt hier der Gedanke der Bergpredigt „Gebet, ſo wird euch gegeben" etwas weiter ausgeführt. Es ſoll nun dieſes gegenſeitige Austauſchen nicht etwa ein Austauſch materieller Güter nach Art von kaufmänniſchen Geſchäften ſein, ſondern was Herz und Mund und Hand eines Jeden in Geſinnung, in Wort und in Werk jedem Andern, der Deſſen bedarf, gewähren und leiſten können, Das werde allſeitig gewährt und geleiſtet. Wir dürfen es auch Gemeinſinn nennen mit ſeinem ſchonenden, mäßigenden, heilenden, ordnenden, fördernden Beſtreben, der im Bunde mit der Beſcheidenheit und Friedfertigkeit gern auch das eigene Recht der allgemeinen Gerechtigkeit unterordnet. Fürwahr, eine köſtliche Gemeinſchaft, wo ſolche Grundſätze zur That werden in allen Gliedern!

Es folgen die drei Parzen Atropos (die Unabwendbare), Klotho (die Spinnerin des Lebensfadens) und Lacheſis (die das Lebenslos Beſtimmende). Goethe vertauſcht — abweichend von den Alten — ihr Thun und läſſt die Atropos den Lebensfaden ſpinnen und die Klotho mit der

Scheere ihn zerſchneiden. Bei den Griechen ſind die Parzen eigentlich die Vertreterinnen des Schickſals, des unentrinnbaren Fatums. Goethe hebt ſie zu edlen Mahnerinnen empor. Atropos mahnt Alle, zumal die zarte Jugend, an das Maßhalten in der Freude. Klotho dagegen mahnt zum fröhlichen Genuſs harmloſer Freuden. Lacheſis endlich, „die allein Verſtändige“, vermittelt geſchickt zwiſchen beiden, zwiſchen der Strenge und der Sorgloſigkeit, daſs willig Jeder ſich ſelbſt beſchränke und einreihe in die ſittliche Weltordnung. Nicht wird mit mürriſcher Strenge jeder Sinnenluſt der Krieg angekündigt, aber vor ihrem vergiftenden Hauche und vor ihrer ſchimpflichen Knechtſchaft wird eindringlich gewarnt. (Weiſe iſt übrigens Haspel, Garnwinde.) — So hat uns Goethe durch tiefere Erfaſſung und Veredlung der griechiſchen Parzen weſentlich zur Erkenntnis deſſen geführt, was zum Heil der bürgerlichen Geſellſchaft dient. Dieſe ſoll kein Vertrag ſein, wo die Perſönlichkeiten ſich ſtarr gegen einander geltend machen, ſondern eine ſittliche Gemeinſchaft und Ordnung, wo eine beſſere Einheit zu Stande kommt, wo der Einzelne die Sprödigkeit ſeines Ichs aufgiebt, wo die Herzen gegenſeitig ausgetauſcht werden und Geſchenk gegen Geſchenk gegeben wird. In dieſer ſittlichen Ordnung iſt ſelbſtſüchtige Willkür ausgeſchloſſen, vielmehr herrſcht wahre Freiheit. Ordnung und Geſetz iſt die geiſtige Lebensmilch, die ſtärkende Nahrung der Seele. Wie Schiller ſo ſchön und wahr ſagt:

Heil'ge Ordnung, ſegensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet. —
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten
und webt das theuerſte der Bande, den Trieb zum Vaterlande.

Eine dritte Gruppe. Goethe liebt es — und Das iſt ſchön — dem Wohlthätigen das Feindſelige, der Lichtſeite die Schattenſeite gegenüber zu ſtellen. Den Grazien und Parzen läſſt er die Furien folgen. „Sie anzuſehn“, d. h. wenn man ſie bloß anſieht, ſo möchte man ſie wegen ihrer Schönheit, Wohlgeſtalt, Freundlichkeit und Jugend leicht als willkommne Gäſte begrüßen; allein bei näherer Bekanntſchaft verwandelt ſich ihre ſcheinbare Taubeneinfalt in Schlangenfalſchheit. Sie heißen Alekto (die Ruheloſe, d. h. die dem flüchtigen Miſſethäter keine Ruhe läſſt)[1], Megära (die Miſsgönnende, Feindliche) und Tiſiphone (die Mordrächerin). Die Furien (die Raſenden), dieſe Halbgöttinnen heißen bei den Griechen Erinnyen, d. h. die Zürnenden, Rächenden, und mit einem Glimpfworte Eumeniden, d. h.

[1] Das e in Alekto darf nicht, wie es gewöhnlich geſchieht, kurz geſprochen werden, ſondern lang und gedehnt. Mit kurzem e würde das Wort etwa bedeuten: Die nicht ſprechen kann.

die Gutgesinnten, Wohlwollenden, Huldvollen. Sie stellen die Strafe vor, welche allen bösen Handlungen folgt, besonders die Rache des eignen Gewissens. Goethe, der sie als solche nicht verwenden kann, verwandelt ihr Nach-Thun in ein Vor-Thun, ihr Strafen des Bösen in ein Anreizen und Verführen zum Bösen. Es ist besser, vor der That die von ihnen drohenden Gefahren zu kennen und sich warnen zu lassen, als nach der That in vergeblicher Reue ihrer Rache anheimzufallen. — Jede sittliche Verbindung beruht auf Vertrauen, und zumal die Ehe bedarf in erster Linie der Liebe und Treue. Da schmeichelt nun zuerst Alekto in tückischer List sich bei den Verlobten ein und verdächtigt bei dem Bräutigam die Braut, und bei der Braut den Bräutigam. Wenn auch äußerlich eine Versöhnung erfolgt, es bleibt doch immer etwas Misstrauen hängen (audacter calumniare, semper aliquid haeret). — Megära geht noch einen Schritt weiter. Wenn der Ehebund schon geschlossen ist, kommen doch Stunden, wo die Gewohnheit die Empfindung für das Glück abstumpft, wo Launen und Grillen Sehnsucht nach irgend einem unbestimmten Glück wecken, wo man selbst Unmögliches erstrebt (den Frost, das Eis zu erwärmen). Hier setzt nun Megära ein, fördert solche Wahngebilde, entfremdet die Herzen einander und untergräbt das Glück der Ehe.[1] — Solche Entfremdung und Zwietracht der Gatten steigert nun Tisiphone zu offenbarer Feindschaft. Die enthüllte Untreue des Einen facht den Hass des Andern zu solcher Wuth an, dass er gar zu Gift und Dolch greift. — Wie tief hat der Dichter das Wesen der Ehe und die unentbehrlichen Erfordernisse des ehelichen Glücks erkannt, und wie eindringlich warnt er vor den Gefahren, die schlangenhaft leise heranschleichen und mit Gift und Dolch enden. Unentbehrlich für die Ehe ist Vertrauen, Liebe und Treue; für jede größere sittliche Gemeinschaft, für das bürgerliche Leben ist es Rechtschaffenheit und Treue und Glauben. Selbstsüchtige Leidenschaft führt zu wildem Hass und zu blutigen Verbrechen.

Ein großartigeres Schauspiel als bisher stellt sich in der vierten Gruppe unsern Blicken dar. Ein Koloss nahet sich in der Gestalt eines riesigen Elephanten mit langen Zähnen und mit einem Rüssel. Eine

[1] Der von Megära genannte Asmodi ist aus dem apokryphischen Buch des Alten Testaments Tobias entlehnt (im 3., 6. und 8. Kapitel). Hier ist er in die Sara, die Tochter des Raguel, verliebt und tödtet daher nach einander ihre sieben Verlobten, die sich ihr nahen wollen. Der junge Tobias endlich treibt ihn auf Rath des Engels Raphael durch den Rauch einer gebratenen Fischleber und Fischherzens in den obersten Theil von Egypten, wo er vom Engel gefesselt wird. Seitdem gilt er als der Eheteufel. Mephistopheles nennt ihn auch in der Walpurgisnacht. — Die Etymologie des Namens ist dunkel.

zarte Frau, die auf ſeinem Nacken ſitzt, leitet ihn mit ihrem Stäbchen, und eine andre Frau, herrlich hehr, mit breiten Flügeln, von Glanz umgeben, ſteht hoch aufgerichtet auf ſeinem Rücken. Der Herold ſagt nicht, wer ſie ſeien: aber die Leiterin des Koloſſes giebt ſich bald ſelbſt als die Klugheit zu erkennen. Und aus dem ganzen Zuſammenhange erſehen wir, daſs der Koloſs den Staat bedeutet. So hat uns der Dichter zu der höchſten Erſcheinung oder Ordnung der menſchlichen Geſellſchaft hingeführt. Der Staat iſt mehr als die bürgerliche Geſellſchaft oder die Familie, er faſſt die verſchiedenartigen Intereſſen der Einzelnen zu einer Einheit zuſammen, regelt, wo die Intereſſen einander zuwiderlaufen, und faſſt die einzelnen Theile zu einem harmoniſchen Ganzen, zu einem Organismus zuſammen. Die geflügelte hehre Frau auf dem Koloſs wird uns ſpäter als Viktoria, die Göttin aller Thätigkeiten, gedeutet. In ihr finden wir den Kern des Ganzen. Die Thatkraft Aller ſoll zum Wohle des Ganzen zuſammenwirken und die Klugheit, wir dürfen auch ſagen, die Weisheit ſoll Alles zum Beſten leiten und den Willen richten nach den wahren Gütern und Zwecken. In der Menſchenwelt, im Staate, können und ſollen Kraft und Klugheit verbunden ſein, was in der Thierwelt ſelten vereint iſt, wo dem Löwen die Stärke, dem Fuchſe die Klugheit zugetheilt iſt. Der Löwe verſchmäht die Liſt, der Fuchs erhaſcht durch Liſt ſeine Beute.

Die Klugheit hat ſich gleich bei ihrem Auftreten als ſolche bewährt, indem ſie zwei gefeſſelte Frauen mit ſich führt, welche ſich alsbald als die Furcht und die Hoffnung zu erkennen geben. Nun, daſs Furcht für den Staat unheilbringend ſei, leuchtet ohne Weiteres ein. Aber auch die Hoffnung? Die Hoffnung, welche Goethe im Gedicht „Meine Göttin“ neben der Phantaſie ſo hoch ſtellt?

Doch kenn' ich ihre Schweſter,
die ältere, geſetztere,
meine ſtille Freundin;
o daſs die erſt
mit dem Lichte des Lebens
ſich von mir wende,
die edle Treiberin,
Tröſterin, Hoffnung!

Beide, Furcht und Hoffnung, werden redend eingeführt und wir erkennen aus ihren Worten, daſs unter Furcht hier nicht etwa die kluge Vorſicht, das politiſche Miſstrauen, die ἀπιστία des Demoſthenes, und unter Hoffnung nicht die auf Einſicht beruhende berechtigte Erwartung beſſerer Zuſtände zu verſtehen ſei, ſondern die Furcht iſt hier die Angſt, die überall Geſpenſter ſieht und aus Bangen vor dem Kommenden hoffnungslos und unthätig die Hände in den Schoß legt. Die Hoffnung hier aber

ſchaut eine roſige Zukunft, ſpricht bei Warnungen: es wird ja ſo ſchlimm nicht werden, macht das laissez faire, laissez passer oder — wie Mönche ſagen: omnia sinere vadere, sicut vadunt, zu ihrem Grundſatz und lebt ſorgenfrei in den Tag hinein. Es iſt hier alſo, wie wir uns jetzt ausdrücken würden, der Peſſimismus und der falſche Optimismus verworfen. Dagegen fordert die Viktoria eine allſeitige, friſche, kluge Thätigkeit. Drum hat die Klugheit Recht, wenn ſie jene Furcht und Hoffnung zwei der größten Menſchenfeinde nennt, die dem Staat fern gehalten werden müſſen. Der Peſſimismus in ſeiner hoffnungsarmen Müdigkeit und mit ſeinem Glauben: es hilft ja doch Nichts, lähmt die Thätigkeit und erſchlafft den Muth; der gute Optimismus iſt voll Lebensfreudigkeit und zu friſcher, fröhlicher Thätigkeit und zu muthigem Kampf jederzeit bereit.

Noch eine unheimliche Geſtalt führt uns der Dichter vor, eine Zuſammenſetzung aus Therſites, dem ſchmähſüchtigen, häſslichen, neidiſchen Verhöhner der griechiſchen Helden vor Troja, namentlich des Achilleus und Odyſſeus, und aus Zoïlus, dem Grammatiker des 3. vorchriſtlichen Jahrhunderts, Homersgeißel genannt, weil er auf Homer ſeine gehäſſigen Angriffe richtete. In dieſem Zoïlo-Therſites ſind Die abgebildet, welche alles rühmliche Thun verunglimpfen, das Große in Staub und Schmutz ziehen, in heimlichem Dunkel verhetzen, das Edle anſchwärzen, kurz die Geiſter, die ſtets verneinen; man möchte ſie heut mit dem Namen Nörgler zuſammenfaſſen. — Solch Gelichter darf der Herold nicht dulden, er ſchlägt mit ſeinem Stabe die widerwärtige Geſtalt nieder („da!“), die ſich alsbald krümmt und windet und zu einem eklen Klumpen ſich zuſammenballt, der ſich zu einem Ei aufbläht, aus welchem dann eine Otter und eine Fledermaus herausfallen. Die im Staube kriechende Otter iſt Tücke und Falſchheit, die zur Decke fliegende Fledermaus die im Dämmerlicht gegen geiſtiges Licht heimlich und hämiſch ankämpfende Häſslichkeit. Ich muſs der Verſuchung widerſtehen, der Otter und der Fledermaus Namen aus der Geſchichte der letzten Jahre oder Jahrzehnte unterzulegen. Wir ſehen aber ſomit auch hier, daſs die Goethiſchen Geſtalten wahrhaft typiſch ſind. — Das zuſchauende Volk hat ſo viel geſunden Sinn, daſs es vor der Otter, die es ſchon an den Füßen fühlt, und vor der Fledermaus, die es in ſeinen Haaren ſpürt, ſein Entſetzen ausſpricht. — So ſind wir aus der Familie und der bürgerlichen Geſellſchaft bis zum Staat emporgeſtiegen, und wiſſen, daſs Weisheit und Kraft ihn regieren müſſen und nur dieſe ihn vor inneren Gefahren und Feinden behüten können.

Zur fünften Gruppe ſchnaubt ein Viergeſpann geflügelter Drachen mit einem prächtigen Wagen heran. — Der Herold ſelbſt iſt überraſcht und ſchaudert ob dieſer Erſcheinung, die er nicht zu deuten weiß. Der

Knabe, jung und ſchön, der vom Wagen aus dieſe Roſſe lenkt, gebietet ihnen Halt und fordert, daſs dieſer Ort durch friedliche Stille geehrt werde. Er giebt ſich und die Begleitenden ausdrücklich für Allegorieen aus. Nachdem nun auf ſeine Aufforderung der Herold von dem jugendlichen Wagenlenker eine reizende, und von dem auf dem Wagen thronenden hohen, reichen und milden König eine würdevolle Schilderung gegeben hat, nennt der Knabe Lenker dieſen den Plutus, den Gott des Reichthums, und ſich ſelbſt die Poeſie. Es ſcheint hienach, als wären wir durch dieſe Deutung jeder weiteren Erklärung überhoben. Es ſcheint aber auch nur ſo. In Wahrheit iſt auch hier etwas Geheimnisvolles, wie es Goethe gern in ſeine Dichtungen einwob, das uns zu näherem Eingehen nöthigt, um uns vor naheliegendem Miſsverſtändnis zu behüten.

Wir finden in dem Mummenſchanz nicht eine lange Reihe zuſammenhangsloſer hübſcher Bilder, ſondern eine tief durchdachte organiſche Entwicklung. Wir denken uns die Sache ſo. Viktoria, die Göttin edler Thätigkeiten, hat eine Zeit lang mit Weisheit und Kraft regiert; und durch Anſpannung der gemeinſamen geordneten Thätigkeit Aller iſt ein friedlicher materieller Wohlſtand im Reiche geſchaffen. Nun dies äußerliche Behagen eingetreten iſt, macht der menſchliche Geiſt ſein Bedürfnis nach Höherem und Idealem geltend. Daher iſt Plutus allerdings der äußerliche Reichthum, aber er iſt daneben noch mehr, er iſt auch der geiſtige Reichthum, mit Einem Worte etwa (die Intelligenz) die Bildung. Wo Bildung mit Wohlhabenheit verbunden iſt, da findet jede Wiſſenſchaft und jede Kunſt eine willkommene Stätte. Der äußerliche Reichthum wird durch Pflege von Wiſſenſchaft und Kunſt geadelt. Hier wird das Wahre, Gute und Schöne gepflegt, welches auf Alles bildend, erhebend, läuternd einwirkt und einen lieblichen Glanz auf Alles verbreitet. Zu ſolcher Arbeit in dieſem ſchönen Lebensgebiete ſind eben die Gebildetſten und Erleuchtetſten des Volkes mit ihren Kräften und Gaben berufen. Es iſt eine heitere Welt von edlen Freuden und Genüſſen und Beſtrebungen, die ſich uns hier öffnet und die vorzugsweiſe durch den Knaben Lenker ſo verſchönt wird.

Wenn dieſer nun von ſich ſelbſt ſagt, er ſei die Poeſie, ſo müſſen wir dieſen Begriff einſchränken, während wir den des Plutus erweitert haben. Es iſt hier keinenfalls die hohe ideale Poeſie in ihrer erhabenſten Erſcheinung gemeint; denn um dieſe zu erfaſſen, ſind erſt die Mütter des 2. Aktes, und um ſie zu geſtalten, iſt die Helena des 3. Aktes erforderlich. Sagt der Knabe Lenker doch ſelbſt, daſs er Tanz und Schmaus, wir können getroſt ſagen, das ganze geſellige und geſellſchaftliche Leben belebt und ſchmückt. Jenes Heiligthum, jenes tiefe Geiſterreich, in dem eine

Iphigenie, ein Taſſo, ein Fauſt, ein Wallenſtein, eine Braut von Meſſina geboren werden, iſt hier nicht aufgeſchloſſen. Hier ſind Dichtungen der Art gemeint, wie ſie Goethe ſelbſt in vielen Singſpielen, in geſelligen Liedern, in Feſtgedichten, Zuſchriften an Perſonen, und zu Maskenzügen in großer Anzahl gedichtet hat.

Wenn man dieſe Gedanken über Plutus und Knabe Lenker im Auge behält, ſo wird von Dem, was ſie im Folgenden ſagen und thun, Nichts dunkel bleiben. Nur das Eine wollen wir noch hervorheben, daſs der große Hauſe keinen Sinn hat für die Gaben, welche der Knabe Lenker mit verſchwenderiſcher Hand ausſtreut. Er hat nur Sinn für Nutzen und für materiellen Genuß; drum ſind ihm die Gaben der Poeſie gleichgültig, ja widerwärtig und verwandeln ſich in ſeinen rohen Händen in Käfer und Gewürm, das er ſchnell wegwirft; denn er kennt und mag nur handgreifliche Schätze. Nur hier und da lodert auf dieſem und jenem Kopfe ein Flämmchen auf, Vielen entſchlüpft es, bei Einzelnen bleibt es haften und leuchtet in kurzem Flor, d. h. hier und da findet ſich wohl eine Seele, welche für Gaben der Poeſie und Kunſt Sinn und Empfänglichkeit hat.

Wenn man zu unſrer Scene — nach einer Äußerung Goethe's — die Behauptung aufgeſtellt hat, in der Maske des Plutus ſtecke Fauſt, ſo iſt Das — ohne daſs ich die Sache leugnen will — in meinen Augen eine höchſt überflüſſige und unnütze Frage. Denn, ob Fauſt perſönlich eine Rolle bei der Aufführung übernommen hat oder nicht, fördert das Verſtändnis um keinen Deut. Oder wenn es etwa bedeuten ſoll, daſs Plutus der Vertreter von Fauſt's Anſchauungen iſt, ſo iſt damit ſo gut wie Nichts geſagt. Denn nicht bloß Plutus, ſondern auch der Knabe Lenker, ja auch die Grazien, die Parzen u. ſ. f. ſprechen Fauſt's Anſichten aus, wie ſie der Dichter bald dem Einen, bald dem Andern in den Mund legt. Man möge ſich daher nicht einbilden, mit jener Behauptung Wunder was Weiſes geſagt zu haben.

Ja, noch mehr. Wenn Goethe ſelbſt zu Eckermann geſagt haben ſoll, in dem Knaben Lenker ſtecke der ſpätere Euphorion, ſo iſt Das — vorausgeſetzt, daſs Eckermann richtig gehört hat — ein Ausſpruch des Dichters, den wir zu ſeiner Richtigſtellung ein wenig beſchränken müſſen. Denn Goethe kann höchſtens gemeint haben, dieſer Knabe ſei eine untergeordnete Vorſtufe des Euphorion. Denn während der Knabe jene Gattung der Poeſie abbildet, die wir oben geſchildert haben, iſt Euphorion das Erzeugnis aus der Verſchmelzung der klaſſiſchen und romantiſchen Dichtung, die erſt im dritten Akt vollzogen wird. Es wäre deſshalb doch recht thöricht, hier ſchon einen Euphorion finden zu wollen. Dazu kommt, daſs

Goethe unzweifelhaft im Euphorion dem Lord Byron ein Denkmal hat ſetzen wollen. Was aber hier der Knabe Lenker ſagt und thut, widerſpricht dem Weſen Byron's in ſchlagender Weiſe. Drum halten wir Beide gebührend auseinander.[1]

Die Richtigkeit dieſer Auffaſſung wird auch durch noch folgende Worte des Plutus beſtätigt. Als nämlich das unruhige Treiben und die Verworrenheit des großen Haufens noch durch „ein fratzenhaft Gebild“ vermehrt wird, fordert Plutus den Knaben Lenker, dem er erſt ſein höchſtes Wohlgefallen erklärt hat, ſelbſt auf, die Einſamkeit zu ſuchen, dort in der Stille eine ideale Welt zu ſchaffen; denn die Poeſie ſoll nicht bloß das geſellige Leben erheitern und ſeine Genüſſe verſchönen und ſchmücken, ſondern ſie ſoll auch eine Verkündigerin, Darſtellerin und Auslegerin der idealen göttlichen Weltordnung ſein. Das iſt eine verſteckte Hinweiſung auf die „Mütter“ des 2. Aktes.

Goethe giebt nun auch hier wieder das Widerſpiel zum Plutus in einem „fratzenhaften Gebilde“, in dem Abgemagerten und von Hunger und Durſt Abgezehrten, der bisher auf der Goldkiſte des Plutus-Wagens geſeſſen hat. Die rohe Menge, die keinen Sinn für die poetiſchen Gaben des Knaben Lenkers hat, wendet ſich neugierig dieſem Charlatan und Hanswurſt zu. Da es hauptſächlich Frauen ſind, die ihn umdrängen, ſo richtet er ſeine ſcheltenden Worte an ſie; früher hätten ſie ſparſam und fleißig Haus und Herd verſorgt, jetzt wendeten ſie, was der Mann erwerbe, an ihren Leib und ihren Buhlen und an feines Eſſen und Trinken. Die dadurch empörten Weiber greifen ihn mit ſcharfen Worten an und drohen ihn thätlich anzugreifen, ſo daſs der Herold durch die ſich ſchüttelnden und feuerſpeienden Drachen Ruhe ſchaffen muß.

Nun läſſt Plutus die mit Schätzen gefüllte eherne Kiſte vom Wagen heben, öffnet ſie und bietet ihre vielen Kleinodien den Blicken dar. Die Menge will unter wüſtem Geſchrei der ſchmelzenden, wogenden, wechſelnden Gefäße und gemünzten Rollen ſich gewaltſam bemächtigen. Der Herold ſucht zwar ſie durch das Wort zu beſchwichtigen, daſs hier im Maskenſpiel Alles nur Schein und ſchönes Spiel ſei ohne wahren Gehalt und

[1] Jetzt, nachdem mein Aufſatz längſt vollendet iſt, erhalte ich Kunde von dem Ausſpruche Goethe's bei Eckermann: „Der Euphorion iſt kein menſchliches, ſondern nur ein allegoriſches Weſen. Es iſt in ihm die Poeſie perſonificiert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Perſon gebunden iſt, derſelbe Geiſt, dem es ſpäter beliebt, Euphorion zu ſein, erſcheint jetzt als Knabe Lenker, und er iſt darin den Geſpenſtern ähnlich, die überall gegenwärtig ſein und zu jeder Stunde hervortreten können.“ — Dieſe Worte widerſprechen unſrer Anſicht durchaus nicht, die den Unterſchied nur noch beſtimmter, ſchärfer hervorhebt, als es Goethe gethan hat.

Werth; aber es bedarf noch, daſs Plutus mit dem feuerſprühenden Stabe die ungeſtüme goldgierige Menge zurückſchlägt, welche entſetzt von dannen flieht. — Es ſind alſo Feinde der geſetzlichen ſtaatlichen Ordnung, welche aus unſittlicher Genuſsſucht und ungezügelter Goldgier die geordneten Verhältniſſe ſtören und verwirren und Recht und Geſetz untergraben wollen; gehen ſie doch offenbar auf gewaltſame Beraubung des Plutus aus. Drum werden ſie durch Drohung und durch Erweckung von Furcht in ihre Schranken gewieſen.

Nun nimmt „der Geiz" noch einmal das Wort. Wenn Mephiſtopheles im erſten Theile ſagt: Ich bin des trocknen Tons nun ſatt, muſs wieder recht den Teufel ſpielen, ſo ſind die Worte, die jetzt der Geiz ſpricht, ſo echt mephiſtopheliſch, daſs man ſie getroſt als ſeine Worte anſehen kann oder auch immerhin annehmen mag, er ſpiele hier in Perſon die Rolle des Geizes. Da, wie er ſagt, die Weiber immer voran ſind, wo es was zu gaffen, was zu naſchen giebt, ſo regt er ihre (und ſeine eigne) Lüſternheit dadurch an, daſs er das unter ſeinen Händen wie ein Teig weich gewordene Gold zu Geſtaltungen knetet, welche offenbar die Sittlichkeit verletzen und die ſinnliche Gier erregen (vielleicht Phallus-Geſtalten). Der Herold vertreibt ihn kurzweg aus dieſem Kreiſe.

Es folgt endlich die ſechste, die letzte Scene. Blicken wir zuſammenfaſſend zurück. Wir haben erkannt, welche Geſinnungen und welche Thaten und Kräfte die ſittlichen Ordnungen, die Familie, die bürgerliche Geſellſchaft, den Staat aufbauen und welche ſie untergraben und niederreißen. Der Dichter hat uns aus niederen Stufen bis zu jener hohen hin emporgeführt, wo Bildung, Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt bei wohlgeordneten Verhältniſſen in glücklicher Blüthe ſtehen. Aber wir haben auch wahrgenommen, daſs es unter den lachenden Fluren hier oben doch tief unten in der Erde unheimlich gärt und grollt. Die rohe Maſſe iſt für Edles unempfänglich und ſucht, die geſetzlichen Schranken niederzureißen; ſelbſt das weibliche Geſchlecht in dieſen Kreiſen iſt entartet, miſsachtet häusliche Pflicht, bricht eheliche Treue und entbrennt für äußerlichen Putz und ſinnlichen Genuſs. Nehmen wir dazu, daſs Fauſt an dieſem kaiſerlichen Hofe die ganze Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit des im Reiche herrſchenden Zuſtandes geſehen hat, und daſs er auch klar erkannt hat, von dieſem Kaiſer und dieſer Regierung könne ſchlechterdings keine Beſſerung und keine Geſundung aus der Verderbnis herbeigeführt werden: ſo iſt es nicht bloß begreiflich, ſondern unabwendbar, daſs eine Kataſtrophe hereinbrechen muſs. Drum iſt es wieder ein bewunderungswürdiger genialer Zug Goethiſcher Weisheit, daſs er den ſo heiter beginnenden Mummenſchanz mit der Revolution ſchließt (wie es Plutus ſchon im Voraus ahnt).

Mit Getümmel und Geſang ſtürmt in wilder Luſt das Gefolge des großen Pan (des Kaiſers) herbei: Faunen, Satyrn, Gnomen und Rieſen. Die Faunen (von favere. Günſtige, Gute) ſind urſprünglich bei den Römern Wald- und Feldgottheiten und Beſchützer der weidenden Herden. Hier aber haben wir an ihre andre Eigenſchaft zu denken, daſs ſie es auch lieben, die Menſchen zu necken, zu erſchrecken und zu ängſtigen. Sie ſind lüſterne Verfolger der ihnen entfliehenden Nymphen und bauen auf ihre eigene Unwiderſtehlichkeit. Sagen wir ſtatt Nymphen überhaupt Frauen, ſo haben wir Das, was der Dichter an ihnen hervorheben will. — Die Satyrn, eigentlich Begleiter des Bacchus, ſtellen das üppige und ausgelaſſene Naturleben in niedrer, ſinnlicher Geſtalt und muthwilliger Roheit dar. In ihrer ungezügelten Freiheit und in ſchrankenloſer Ungebundenheit verhöhnen ſie jede ſittliche Ordnung. Übermüthige Willkür iſt ihr Charakter. Will man ein Beiſpiel dieſer Frauen und Satyrn aus neuerer Geſchichte haben, ſo brauchen wir nur an das Treiben des franzöſiſchen Hofes und Adels zur Zeit Ludwig's XIV. und XV. zu erinnern. — Die Gnomen (der Name vielleicht vom griech. gnonai, die Kundigen) ſind zwerghafte Erd- und Berggeiſter, welche in der Erde, in Felſen und Bergen wohnen und die dort liegenden Schätze bewachen. An ſich ſind ſie weder gut noch böſe, ſie können aber Beides ſein. Sie ſelbſt nennen ſich „den frommen Gütchen nah verwandt", alſo den guten holden Hausgeiſtern, und „wir ſind der guten Menſchen Freund". Hier aber fördern ſie das Gold und Eiſen an den Tag, das die Menſchen zum Stehlen, zum Kuppeln, zum Morden miſsbrauchen. Ja, „wer die drei Gebot veracht't (alſo das 5., 6. und 7. des Dekalogs), ſich auch Nichts aus den andern macht." Ihre Gaben werden alſo zu Gift und zerſtören jede ſittliche Ordnung. — Auch die nun folgenden Rieſen ſind an ſich weder gut noch böſe. Sie ſelbſt nennen ſich die wilden Männer, wie man ſie früher auf größern Silbermünzen, jetzt noch als Wappenhalter darſtellt, mit einem entwurzelten Tannenbaum in der Hand. Während die Zwerge (in der Sage) dem Menſchen an Verſtand überlegen ſind, ſo wohnt dagegen bei den Rieſen in einem kräftigen Leibe ein beſchränkter Geiſt. Sie ſtellen die rohe Kraft dar, und, ob ſie zum Heil oder zum Verderben gereichen, hängt, wie bei den Gnomen, davon ab, wie man ihre Kraft verwendet. Bei beiden Weſen kommt es auf ihren Gebieter an, ob ſie ein Segen oder ein Fluch werden.

Entkleiden wir nun dieſe vier Geſtalten ihrer äußeren Erſcheinung, ſo bleibt uns als Kern für ihre Bedeutung in dem Gefolge des Kaiſers: Sinnlichkeit und Lüſternheit, übermüthige Willkür, Goldgier, rohe Gewalt. Oder, ſagen wir es gerade heraus, der Kaiſer (mit ſammt ſeinem Hofe)

ist ein sinnlicher, übermüthiger, rücksichtsloser, habgieriger, d. h. besser: verschwenderischer, selbstsüchtiger, unumschränkter, despotischer Herrscher.

Jetzt führen Nymphen den Kaiser selbst heran. Er erscheint als der große Pan. Bei den Griechen war Pan ein Sohn des Hermes oder Zeus, ursprünglich ein Wald- und Weidegott, weshalb sein Name wohl zuerst Paiôn (von paio weiden) gelautet haben mag. Der Name kürzte sich nach und nach in Pan ab, und die Bedeutung dieses Wortes (Alles) verschuldete das Missverständnis, dass man ihn zum Symbol des Weltalls machte. Hier knüpft Goethe an mit den Worten: Das All der Welt wird vorgestellt im großen Pan. Hat es Goethe nicht wieder meisterhaft getroffen, dass er uns diesen Kaiser als Pan vorführt? Das ist doch nur mit andern Worten der stolze Ausspruch Ludwig's XIV.: der Staat bin ich! — Höchst sinnig ist es auch, dass gerade Nymphen den Kaiser führen und ihn völlig umschließen. Sie umgaukeln und umgarnen ihn, und umnebeln alle seine Sinne durch Weihrauchwolken. Alle Züge des griechischen Gottes tragen sie in süßen lockenden Reden auf ihn über, bis auf den „panischen Schrecken", den seine Stimme gleich Blitzesknattern und Meergebraus hervorrufe, wie bei Pan, der auch Krieger des Bacchus ist. Nun, mit diesen Zügen sind doch deutlich genug die Schmeichler des Fürsten gezeichnet, die ihn mit steten Lobpreisungen hoch über alle Erdenmenschen erheben, die seine Augen bewahren, dass er die Nöthe des Landes nicht sehe, und seine Ohren, dass er nicht ein klagendes Wort höre. Fröhlicher Genuss immerdar ist das Losungswort.

Eine Deputation der Gnomen kommt zu dem großen Pan. Sie berichten, sie hätten eben eine Quelle entdeckt, die bequem unermessliche Schätze liefere, mehr als je mit Wünschelruthen zu finden seien; er brauche nur die Hand danach auszustrecken, so sei Alles sein, ihm und der Welt zu Gute. Plutus, der den genusssüchtigen und verschwenderischen Kaiser kennt, und der schon lange Unheil geahnt hat, sieht alsbald ein gräuliches Ereignis hereinbrechen, vermag es aber nicht zu hindern. Und so erfahren wir aus des Herolds Munde, was die Zuschauer mit eignen Augen vorgehen sehen: Die Zwerge führen den großen Pan sachte zur Feuerquelle heran, in der die glühenden goldenen Massen bald in tiefen Schlund hinabsinken, bald bis oben an den Rand aufsieden. Der lüsterne Pan beugt sich über sie, sein langer Bart fängt Feuer, und sogleich steht er, stehen seine Begleiter und was da von Menschenhand aufgebaut ist, in hellen Flammen. Und der Herold schildert in ergreifenden Worten die unglückselige Nacht, die so viel Leid über Alle gebracht habe. „Ich höre aller Orten schreien: Der Kaiser leidet solche Pein. Verflucht sei die Schaar, die ihn verführt hat."

Das ist die Revolution, die aus solcher Verderbnis aller sittlichen Ordnung unabwendbar hervorbrechen mußte. Die obere Schicht des Volkes mit Einschluß des Hofes, eine Schar üppiger Nichtsthuer, ohne alle sittlichen Grundsätze, ohne guten Willen und ohne Arbeit für das Wohl des Landes, selbst ohne Kenntnis der wahren Bedürfnisse des Volks, gewissenlos im Begehen zahlloser Ungerechtigkeiten und im Verüben empörender Skandale, versunken in den Schlamm der Üppigkeit und Ausschweifung und darum schlaff und leer im Geiste, wie mit Blindheit geschlagen für die Erkenntnis der Frucht, die aus solcher Aussaat unaufhaltsam hervorwachsen mußte: Das alles trieb das Volk endlich zur Verzweiflung und zur Raserei, die sich in der Revolution, in dem Umstürzen des Bestehenden Luft machte. Wie ein gewaltiger Strom rauscht sie daher und verwandelt stolze Raubschlösser in wüste Trümmer.

Gar fein hat der Dichter auch den Ausbruch der Revolution geschildert. Nur die kleine Unvorsichtigkeit, daß der Kaiser sich zu weit über die Feuerquelle beugt und seinen Bart der Flamme aussetzt, setzt Alles in Brand, ruft den Ausbruch der Revolution hervor. Es ist ja geschichtliche Wahrheit: wenn im Staate Alles unterwühlt ist und die Unzufriedenheit so allgemein geworden ist, daß Jeder fühlt und sagt: so kann es nicht weiter gehn: dann bedarf es oft nur eines ganz unbedeutenden Anlasses, um den hellen Aufruhr ausbrechen zu machen. Der kleinste Feuerfunke bringt das Pulverfaß zur Explosion, und ein Fingerhut voll Wasser macht das gefüllte Glas überfließen.

Der Herold spricht nun — beklagend und warnend zugleich — das Ergebnis der gemachten Erfahrung in den inhaltsschweren Worten aus: Solch Unheil wird hervorgerufen, wenn die Jugend (die genußfähigen, noch nicht greisenhaften Kreise) maßlos dem schrankenlosen Genusse der Freude sich hingiebt ohne Ahnung und Beachtung von Gesetz und Pflicht, und wenn der Herrscher seine Stellung und seine Gewalt mißbraucht zu selbstsüchtigen Zwecken und zu ungezügelter Genußsucht. Wo Beide sich in die Hände arbeiten, da geht das Verderben seinen Gang.

O Jugend, Jugend, wirst du nie
der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit, wirst du nie
vernünftig, wie allmächtig wirken?

Soll nun die Revolution siegen? soll sie zur Schreckensherrschaft, zum berüchtigten Terrorismus sich entwickeln? soll das übervolle Maß des Jammers in Kürze die reiche Kaiserpracht in einen Aschenhaufen, in klägliche Trümmer verwandeln? — Das kann der Dichter, kann Faust nicht wollen, damit nicht schließen. Aber woher soll Hilfe und Rettung

kommen? — Der Dichter hat auch hier wieder die feinste Lösung gefunden. Plutus spricht:

Schrecken ist genug verbreitet,
Hilfe sei nun eingeleitet.

Mit seinem heiligen Wunderstabe ruft er feuchte Nebel und rieselnde Wölkchen herbei, welche leicht und schnell den Flammenbrand löschen. — Erinnern wir uns nun, was wir als das Wesen des Plutus erkannt haben, so sagt uns der Dichter durch diese Art der Lösung, dass eben nur die gebildeten, intelligenten, wohlmeinenden, besitzenden Kreise im Stande sind, den wilden Aufruhr zu bändigen, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und die Wiedergeburt der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft herbeizuführen.

Beiläufig wollen wir noch sagen, dass der Ausbruch des Brandes nicht etwa ein zufälliges Unglück ist, wider den Willen und zur Bestürzung der Veranstaltenden geschehen. Nein, er liegt durchaus im Plane des Mummenschanzes, und die gefahrlose Darstellung der (zum Theil vielleicht nur scheinbaren) Flammen bot keine größere Schwierigkeit, als wir sie auf Theatern und bei Feuerwerken oft ganz ruhig ansehen.

Wer hat nun noch den Muth zu sagen, der Mummenschanz sei das verworrene Machwerk eines altersschwachen Greises?! Solch Urtheil richtet sich selbst. Ich meine vielmehr: Der Dichter hat uns durch alle Kreise der Gesellschaft in tiefsinniger Weise hindurch geführt, uns ihre wesentlichen Bestandtheile gezeigt und in mannigfachen Bildern und Gestalten ermunternd und warnend offenbart, was ihr Heil und Segen bringt und was sie ins Verderben reißt. — Und für die Stellung und Bedeutung des Mummenschanzes, der doch eine Veranstaltung des Faust ist, sehen wir jetzt klar, dass es den Faust nicht locken kann, in diesem Staat, unter diesem Kaiser, wo der Reichthum des Landes in eitler Genusssucht vergeudet und das Recht der nicht privilegierten Stände mit Füßen getreten wird, eine amtliche Stellung einzunehmen; vielmehr erkennt er, dass diese allgemeine Zerrüttung zur Revolution führen muss, wie sie ja thatsächlich im vierten Akt eingetreten ist. — Wo in der gesammten Litteratur ist ein Stück, das uns in gleich schöner Form solche Fülle tiefer Weisheit bringt? Was ist Das für ein Kopf, der Das zu erdenken vermochte! Drum wollen wir dankbar scheiden von diesem Kleinod Goethischer Dichtung!

Fällig; überfällig.

Über dies Eigenschaftswort, das Adelung und alle ihm nachfolgenden Wörterbücher nur in Bezug auf „Geldsummen, Abgaben u. s. f., deren

570120B

beſtimmte Zahlungszeit vorhanden iſt", in der Bedeutung = „zahlbar" aufführen, habe ich auf die Anregung des Herrn L. Ott in Wien, dem ich ſo manchen ſchätzenswerthen Beitrag danke, in verallgemeinerter Bedeutung als einen geläufigen und meiner Anſicht nach um ſeiner Kürze willen ſehr empfehlenswerthen Ausdruck der heutigen Verkehrsſprache in einem eigenen Aufſatz hier in der Zeitſchrift 3. Jahrg. S. 116—119 gehandelt, woraus ich hier zunächſt nur wiederhole, daſs „der Ausdruck fällig auch in Bezug auf Beförderungsgelegenheiten und Verkehrsmittel gebraucht wird, die plan- und regelmäßig zu einer feſtgeſtellten, beſtimmten Zeit eintreffen ſollen, z. B. alſo in Bezug auf die Poſt, die Eiſenbahn, Dampfſchiffe u. ſ. f." Weiterhin habe ich dann noch geſagt: „Es bedarf nun wohl keiner langen Erörterung und Auseinanderſetzung, daſs in den hier beſprochenen Fällen die Anwendung des Eigenſchaftswortes fällig eine ſich durch Kürze und Allgemeinverſtändlichkeit ſehr empfehlende glückliche Verallgemeinerung des früher auf Zahlungen eingeſchränkten Gebrauchs iſt. In dieſer Verallgemeinerung bezeichnet alſo dann fällig den für das Eintreten oder Eintreffen von Etwas beſtimmten, feſtgeſetzten Zeitpunkt oder den Zeitpunkt, in welchem das Eintreten oder Eintreffen zu erwarten iſt ꝛc.; und ſo würde man — meiner Anſicht nach —, um zu den bisher erwähnten Anwendungen noch eine andere zu fügen, z. B. auch ſagen können: Der ſogenannte Encke'ſche Komet erſchien früher, als er nach der Berechnung der Sternkundigen fällig war. Encke hat dieſe Verkürzung der Umlaufszeit dadurch zu erklären verſucht, daſs man bei der Berechnung den für einen ſo wenig dichten Weltkörper nicht außer Acht zu laſſenden Widerſtand des ſogenannten Äthers nicht mit in Anſchlag gebracht habe u. ſ. w.

Als Nachtrag zu dieſem Aufſatz habe ich dann noch im 4. Jahrg. der Zeitſchr. S. 476 aus der National-Ztg. einen Satz angeführt, worin es heißt: „Daſs der überfällige Dampfer Ethiopia mit gebrochenem Schaft in der Nähe der Tory-Inſeln geſehen worden ꝛc."

Und heute las ich nun in der National-Ztg. (Abend-Ausgabe vom 2. April, Jahrg. 47 Nr. 204) die folgenden Sätze:

„Das Schickſal des Dampfers ‚Ems' vom Norddeutſchen Lloyd erregt große Beſorgniſs. Die ‚Ems' iſt heute ſieben Tage überfällig, ohne daſs man irgend eine Nachricht hätte, welche über ihren Verbleib Auskunft gäbe" und weiterhin:

„Inzwiſchen wird aus Newyork telegraphiert, daſs der Dampfer derſelben Geſellſchaft ‚Roland', welcher am 14. März von Bremerhaven abging, geſtern Abend dort eingetroffen iſt. Auch er iſt — wohl in Folge ſchlechten Wetters — überfällig geweſen ꝛc."

Da nun auch in der so sorgfältig bis auf den heutigen Tag fortgeführten Ergänzung des vortrefflichen Sachs-Villatte'schen Encyklopäd. deutsch-französischen Wörterbuches diese Anwendungen der Ausdrücke fällig und überfällig noch fehlen, so habe ich geglaubt, wiederholt durch das Vorstehende an diese Erweiterung und Bereicherung unseres Sprachschatzes erinnern zu sollen.

Einige kleine sprachliche Bemerkungen zu einem Aufsatze in der „Gegenwart" LXV., S. 45.

Die erste bezieht sich namentlich auf die Rechtschreibung und knüpft sich an den Satz:

„Ein Gesetz . . ., wonach deutsche Länder, deren Dynastie ausgestorben ist und für deren erledigten Thron kein noch so entfernter Verwandter deutschen Stammes kandidiert, entweder als Reichsterritorien verwaltet werden oder einen vom Reichstag gewählten neuen Herrscher erhalten, der nicht regierendes Mitglied einer unserer Fürstenfamilien sein müsste."

In dieser Schreibweise tritt nicht klar und unzweideutig hervor, dass — wie es gemeint ist — das nicht in der vorletzten Zeile mit dem unmittelbar folgenden Mittelwort regierendes zu verbinden ist. Diesem Missstand könnte abgeholfen werden durch die Schreibweise nicht-regierendes mit dem die Zusammengehörigkeit der beiden Wörter hervorhebenden Bindestriche oder sonst durch Vorsetzung des unbestimmten Geschlechtswortes, also: der ein nicht(-)regierendes Mitglied . . . sein müsste. Außerdem fällt die Menge entbehrlicher Fremdwörter auf, vgl.: „Ein Gesetz, wonach deutsche Länder, deren Herrschergeschlecht ausgestorben ist und für deren erledigten Thron kein noch so entfernter Verwandter deutschen Stammes als Bewerber auftritt, entweder als Reichsgebiet verwaltet werden oder ein vom Reichstag zu wählendes nicht(-)regierendes Mitglied einer unserer Fürstenfamilien als Herrscher erhalten müssten", s. wenige Zeilen weiter: „Obgleich es mir mangelnder poetischer [dichterischer] Begabung wegen unmöglich ist, ihn so brutal anzulyriken [vgl.: so roh und ungeschliffen anzusingen], wie . . . der Dichter des Herzog-Alfred-Marsches, der . . ., wie folgt, deliriert [faselt]." Ich verkenne dabei nicht, dass der sich als Timon d. J. unterzeichnende Vf. absichtlich dies Wort anlyriken zur Verhöhnung des allerdings durch seine erbärmlich geradebrechte deutsche Reimerei den Spott herausfordernden Engländers eigens gebildet haben wird. Und doch ist sein Tadel und Spott.

wenigſtens in einem Punkte, nicht ganz begründet, wenn er dem Engländer, der im Reime zu „verwaiſet“ ſchreibt:

„Auf, auf, du treue Volksſchar,
Bring wundervolle Grüße dar.
Den edlen Herrſcher preiſet!“

die Belehrung zu Theil werden läſſt: „preiſe! Im Engliſchen zieht ein Kollektivwort, wie ‚Volksſchar‘ allerdings den Plural nach ſich, aber ſo weit ſind wir leider noch nicht.“ Hat denn Timon d. J. niemals die Verſe von Uhland geleſen:

„Drauf kam des Wegs 'ne Chriſtenſchar,
Die auch zurückgeblieben war.
Die ſahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unſer Held gemacht“ — ?

vgl. weitere ähnliche Beiſpiele in meinen „Hauptſchwierigkeiten“ S. 243b unter dem Titelkopf: „Sammelnamen“.

Wechſel von Zeit und Modus.

Von P. L. Ipſen in Kopenhagen.

(Schluſs.)

Ein ähnlicher Wechſel wie nach „ohne daſs“ kommt nach „kaum daſs“ vor:

39. [Jetzt ſah Baron Raven dieſe Packete] durch; ſehr flüchtig, kaum daſs ihn ein Billet oder ein Brief zu kurzem Sinnen reizte. Illuſtrierte Zeitung Nr. 2565, (vgl. gereizt hätte).

d) **nach „zu . . ., als daſs“.**

40. Frau von Benſtoff iſt zu überraſcht, ja beſtürzt über die unerwartete Wendung der Angelegenheit, als daſs ſie ſogleich die richtige Antwort findet. Illuſtrierte Zeitung Nr. 2582. (vgl.: fände).*

41. Graf Tisza aber iſt ein zu alter und leidenſchaftlicher Parteimann, als daſs ihm dieſe Unbefangenheit zugetraut würde. Voſſiſche Zeitung 1892 Nr. 542 Abend-Ausgabe. (vgl.: zugetraut wird).*

42. Herr Delbrück läßt ſich von ſeiner Einbildungskraft zu weit fortreißen, als daſs er die thatſächlichen Verhältniſſe kühl abzuwägen vermöchte. Voſſiſche Zeitung 1893 Nr. 10 Abend-Ausgabe. (vgl.: vermag).*

* vgl. (ſ. S. 45 die Fußanmerkung zu Nr. 38) — zu Nr. 40: oder: gefunden hätte; — zu Nr. 41: Die Anſicht der Zeitung iſt, Graf T. ſei (oder wäre) ein zu alter . . . Parteimann, als daſs ihm dieſe Unbefangenheit zugetraut werde (oder: würde), zugetraut werden könne (oder: könnte), zuzutrauen ſei (oder: wäre), — zu Nr. 42: Der Redner meinte, Herr D. laſſe (oder: ließe) ſich . . . zu weit fortreißen, als daſs er die . . . Verhältniſſe kühl abzuwägen vermöge (oder: vermöchte), —

43. Die innere Verderbnis war in dem römiſchen Weltreiche ſchon zu weit vorgeſchritten, als daſs es durch dieſes Heilmittel neu zum Leben erweckt werden konnte. Voſſiſche Zeitung 1893 Nr. 153 Morgen-Ausgabe. (vgl.: hätte erweckt werden können).*

44. Die Lehre war zu neu, zu überraſchend, als daſs ſie in ihrer reinen Geſtalt ſofort allgemeine Aufnahme hätte finden können. Voſſiſche Zeitung 1893 Nr. 153 Morgen-Ausgabe. (vgl.: finden konnte).

45. . . ., Stambulow iſt ein zu kluger und vorſichtiger Mann, als daſs er auf Grundlage zweifelhafter Aktenſtücke den Feldzug gegen Rußland begonnen hätte. Voſſiſche Zeitung 1892 Nr. 357 Morgen-Ausgabe. (vgl.: begonnen hat).

Wenn es heißt:

46. Der materielle Vortheil liegt zu ſehr auf der Hand, als daſs die moraliſche Niederlage gar zu tief gefühlt werden dürfte. Voſſiſche Zeitung 1893 Nr. 28 Abend-Ausgabe,

— ſo liegt die Sache hier wohl etwas anders. Man ſagt ja auch im Hauptſatze: „Die moraliſche Niederlage dürfte** nicht zu tief empfunden werden", und dieſes „dürfte" iſt nun auch in dem mit „als daſs" eingeleiteten Nebenſatze zur Anwendung gekommen, ohne daſs die Verbalform verſchoben worden iſt (oder: wäre).

e) **nach „größer, als daſs".**

47. . . ., da das „herum" ſich offenbar mehr an das davor ſtehende „im Halbkreis" anſchließt, als daſs es mit dem folgenden „ſtanden" ein ſogenanntes unecht zuſammengeſetztes Zeitwort bildet, . . . Sanders' „Zeitſchrift für deutſche Sprache" VI, 111. (vgl.: bildete).

48. . . ., aber eher tragen Sperlinge Korn in die Scheuer, als daſs ihr euch bemüht, mit ſparſamem Sinn das Gut eures Herrn zu hüten! Georg Ebers „Eine Frage" S. 1. (vgl.: bemühtet).

49. Denn im ſchlimmſten Falle läſſt der Redakteur eines anſtändigen Blattes eher ſechs Monate Gefängniſs über ſich ergehen, als daſs er ſich einer ehrloſen Handlung ſchuldig machte. Voſſiſche Zeitung 1892 Nr. 511 Morgen-Ausgabe (vgl.: macht).

50. Sie ſetzt lieber ihr Leben auf's Spiel, als daſs ſie es darauf ankommen ließe, mir danken zu müſſen. Ludwig Thaden „In der Sommerfriſche" S. 25. (vgl.: läſſt).

---

zu Nr. 43: Der Geſchichtsſchreiber ſagt, daſs die innere Verderbnis in dem römiſchen Weltreiche ſchon zu weit vorgeſchritten geweſen ſei (oder: wäre), als daſs es durch dieſes Heilmittel neu zum Leben hätte erweckt werden können. Der Herausg.

** ſ. die Fußanmerkung zu Nr. 61 ff. und zu Nr. 66 ff. auf S. 105. Der Herausgeber.

51. [Er] rief lieber einen Fremden zu Hilfe, als daſs er ſich an ſeinen Vater gewendet hätte. „Aus Öſterreich's deutſchen Gauen" S. 132. (vgl.: wendete).

52. . . ., nicht ahnend, daſs ihr guter Sohn, um die Freude der Mutter nicht zu verderben, dieſe Vorliebe mehr heuchelte, als daſs er ſie wirklich beſeſſen hätte. Sophie Junghans „Die Schwiegertochter" S. 4. (vgl.: beſaß).

Hiermit könnte man das folgende Beiſpiel vergleichen:

53. Was rechte Leute ſind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh' ſie den Rücken beugten vor dem Hut.
Schiller „Wilhelm Tell" III, 3.*

In einem Falle wie dieſer, wo der Inhalt des Nebenſatzes als ganz unmöglich und undenkbar abgewieſen werden ſoll, iſt die konjunktiviſche Form beſonders am Platze.

f) in Fragen.

Man gebraucht oft den Konjunktiv in Fragen, um ſtärker als durch eine Frage im Indikativ ſeinen Zweifel, ſeine Verwunderung auszudrücken:

54. „Wie, du wollteſt nicht entfliehen?" Über Land und Meer 1892 Nr. 52. (vgl.: willſt).

55. [„Aber wenn ich dir nun verſpreche, auch deine Mutter lieb zu haben, wirſt du mich dann nicht auch lieben?"] „Wollteſt du Das?" rief Raimonda. „Wollteſt du Das wirklich? Und willſt du mir auch beten helfen, die Mutter wieder zu finden?" Cary Groß „Höhenluft" S. 152. (vgl.: willſt).

56. [„Ich habe heute Nacht alle meine Gedichte verbrannt."] Adelgunde entſetzte ſich: „Den Frevel hätten Sie gegen Sich ſelbſt verübt? Und keins gerettet?" Das Buch zum Vorleſen. Berlin 1893. S. 99. (vgl.: haben . . . verübt).

57. „Wäre es möglich", rief er, „daſs dich der gute, treuherzige Junge in ſeiner unerfahrenen Weltflucht beleidigt hätte?" Eduard Bertz „Glück und Glas" S. 113. (vgl.: Iſt . . . beleidigt hat).

In ähnlicher Weiſe kommt der Konjunktiv in redneriſchen Fragen vor:

---

* vgl. (wo der Konjunktiv auch in der Form deutlich hervortritt): eh ſie Das thäten und z. B.: Lieber, ehe ich Das thue (oder: thäte), geſchehen laſſe (oder: ließe), laſſe (oder: ließe) ich mich todt ſchlagen, dagegen als Ausdruck der ſicherſten Gewiſsheit in Schiller's Jungfrau von Orleans I 10:

Karl: Und Orléans, ſagſt du, wird nicht übergehn?
Johanna: Eh ſiehſt du die Loire zurücke fließen ꝛc.

58. [Natürlich hatte er] auch seine Feinde. Wer hätte keine Feinde? Fritz Anders „Skizzen aus unserm heutigen Volksleben“ S. 6. (vgl.: hat).

59. Wo fände man sie nicht, die sanfte Entartung, die das Bier im Geiste hervorbringt! Friedrich Nietzsche „Götzen-Dämmerung“ S. 60. (vgl.: findet).

60. Und doch, wo wäre im Norden unserer Erde irgend ein beliebtes Seebad, dessen Umgebung die Vergleichung mit dieser Landschaft aushielte? Illustrierte Zeitung Nr. 2572 (vgl.: ist . . . aushält).

61. Wer hätte häufiger den König als Träger und Urheber der gesammten Politik, den Widerstand gegen die Minister als Widerstand gegen die Krone bezeichnet als der frühere Kanzler? Vossische Zeitung 1892 Nr. 507 Morgen-Ausgabe. (vgl.: hat . . . bezeichnet).

Häufig ist Imperfektum Konjunktiv in Wendungen wie „ich dächte“, „ich wüsste“ u. s. w. synonym mit „ich denke“ u. s. w., wobei das Unbestimmte, das im Konjunktiv liegt, den Ausdruck nur etwas höflicher und feiner macht.*

Schwieriger zu erklären ist der Gebrauch des Konjunktivs in Beispielen wie die folgenden:

62: So, jetzt wäre ich fertig. Heinz Tovote „Mutter!“ S. 29. (vgl.: bin).

63. „Das wäre also in Ordnung“, sagte er vor sich hin. Rudolph Lindau „Martha“ S. 309 (vgl.: ist).

64. So, der Kaffee wäre genossen! Deutsche Lesehalle 1892 Nr. 46 (vgl.: ist).

65. So, Das wäre abgemacht, der Kontrakt ist unterzeichnet. Adolph L'Arronge „Der Compagnon“ S. 25. (vgl.: ist).

Die Schwierigkeit liegt darin, dass der Konjunktiv hier das gerade Gegentheil von Unbestimmtheit, Zweifel zu bezeichnen scheint. Wenn mir recht ist, hat ein Mitarbeiter dieser Zeitschrift einmal darauf aufmerksam gemacht, dass man sich bisweilen mit übertriebener Höflichkeit ausdrückt, um grob zu sein. In ähnlicher Weise scheint der Begriff des Konjunktivs hier in seinen Gegensatz umzuschlagen.**

* Indem der Sprechende aus Höflichkeit und Bescheidenheit seine Ansicht nicht als bestimmte und maßgebende hinstellt, s. Nr. 46. auf S. 103. Der Herausg.

** Ich möchte vielmehr sagen, dass hier dem Konjunktiv die gewöhnliche Redeweise der Wunschsätze zu Grunde liegt und darin nachklingt. Goethe's Ballade: „Der getreue Eckardt“ beginnt mit dem Verse: „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!“ — und, wenn nun der Wunsch der Kinder in Erfüllung gegangen und zur Wirklichkeit geworden ist und sie nun glücklich nach Hause gelangt sind, so können sie allerdings sagen: „Nun sind wir zu Hause“, — aber auch im Nachklang der überstandnen Furcht und Angst: „So wären wir also nun zu Hause!“ —, vgl. im Anfang von Goethe's

Für den in der Überſicht unter 5) und 6) aufgeführten Wechſel von Zeit und Modus habe ich keine Belegſtellen bei der Hand; aber der hochgeehrte Herausgeber wird gewiſs ſo freundlich ſein, mir zu ſagen, ob die folgenden Beiſpiele richtig oder falſch gemacht ſind:

66. Ich habe leider kein Buch gefunden, das ihm gefallen wird (oder: gefallen würde).

67. Sie iſt zu vernünftig, als daſs ſie ſich an ſolchen Kleinigkeiten ſtoßen wird (oder: ſtoßen würde).

68. Er iſt zu faul, als daſs er den erhaltenen Auftrag ſchon morgen ausgeführt haben wird (oder: ausgeführt haben würde).*

In einem Beiſpiel wie:

69. Wir haben Nichts, was ſonſt die Menſchen beſitzen und genießen, . . . Marie Rodziewicz „Sie“ S. 184.

— haben wir freilich einen Relativſatz nach einem verneinten Hauptſatz; da aber der Relativſatz hier etwas Wirkliches ausdrückt, wäre Imperfektum Konjunktiv in dieſem Falle ſelbſtverſtändlich unmöglich.

Der in dieſem Aufſatz beſprochene Zeit- und Modus-Wechſel ſcheint nicht ſehr alt in der deutſchen Sprache; man vergleiche Oskar Erdmann's „Grundzüge der deutſchen Syntax“ § 192 f. Häufig gebrauchte man z. B. früher Präſens Konjunktiv, wo man jetzt zwiſchen Präſens Indikativ und Imperfektum Konjunktiv die Wahl hat; Erdmann citiert z. B. aus Schiller's „Braut von Meſſina“: Nichts iſt, das die Gewaltigen hemme.**

Egmont: „Drei Ringe ſchwarz, die habt ihr eure Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär' ich [wie ich es gewünſcht] für dies Jahr Meiſter“ u. A. m., vgl. zu Nr. 65 als Wunſchſätze: „Wäre Das doch erſt abgemacht und wäre der Kontrakt doch erſt unterzeichnet!“ und, — im Nachklang an dieſe Wunſchſätze, — nachdem die Wünſche zur wirklichen Thatſache geworden und die Ungewiſsheit und der Zweifel beſeitigt ſind, auch noch: „So, Das wäre abgemacht, der Kontrakt iſt unterzeichnet“ wo in dem Konjunktiv des erſten Satzes (wie geſagt) der Zweifel und die Ungewiſsheit des Wünſchenden noch nachklingt, in dem Indikativ des zweiten aber die verwirklichte Thatſache beſtimmt ausgeſprochen iſt. Der Herausg.

* In den drei Beiſpielen Nr. 66, 67 und 68 würde (oder: wird) man wohl im Allgemeinen den Indikativ vorziehen, aber meiner Anſicht nach dürfte man auch den Konjunktiv nicht als falſch bezeichnen, vgl. (für das erſte Beiſpiel): Ich habe leider kein Buch gefunden, von dem ich annehmen könnte (oder dürfte, ſ. Nr. 46), daſs es ihr gefallen werde. Der Herausg.

** Vgl. z. B. auch Goethe in einem Brief vom 1. Sept. 1798 an Schiller, worin es (ziemlich im Anfang) heißt: „Die Probe [der Almanachsdecke] zeigt, wie ſauber ſie geſtochen ſei“ —, wofür man heute wohl iſt ſetzen würde, — und um auch Dies hier im Vorübergehen zu erwähnen — in einem Briefe vom 19. Okt. 1798: „Gehen Sie doch den Aufſatz bedächtig durch, ob man vielleicht noch Etwas einſchaltete oder anhinge“ ſtatt etwa: um zu ſehen, ob man (nicht) vielleicht noch Etwas ein-

Zwei kurze ſprachliche Bemerkungen zu dem Roman „Kleopatra“ von Georg Ebers.

1. Hier heißt es Seite 411:

„Bei Actium hatte er (Lucilius) die Gunſt des Antonius aufs Spiel geſetzt, um ihn abzuhalten, der Kleopatra nach die Schlacht zu verlaſſen, und ihn dann auf der Flucht begleitet.“

Verſtändlich und in richtigem Deutſch etwa:

. . . . die Gunſt des Antonius dadurch aufs Spiel geſetzt, daſs er ihn abzuhalten verſuchte, die Schlacht zu verlaſſen, um der Kleopatra zu folgen. Später begleitete er den Antonius auf ſeiner Flucht.

2. Seite 426 wird von Kleopatra geſagt:

„Dabei ſeufzte ſie tief auf und ſtützte das Haupt mit ihrem auf dem Tiſche neben ihr ruhenden Arm.“

Das klingt ſo, als ob der Arm der Kleopatra neben ihr (neben ihrer Perſon — alſo getrennt, geſondert) auf einem Tiſche ruhte. Die Zweideutigkeit wäre vermieden, wenn Ebers etwa geſetzt hätte: . . . mit ihrem auf einem Nebentiſche ruhenden Arm.

Berlin. L. Görke.

Zu Paul Wolff's „Weidmann“.

Band 25, Nr. 27, Seite 223 ff. (1. April 1894).

Dieſe Nummer bringt an ihrer Spitze einen Aufſatz des einen der Redakteure (v. Hohenberg): „Zur Auer- oder Urhahnbalz“, worin ich nur die vielen unnöthigen Fremdwörter tadeln möchte. So lautet der Anfang, in welchem ich die deutſchen Erſatzwörter in eckigen Klammern beifüge:

„Würde dieſem ſtärkſten und prächtigſten Repräſentanten [Vertreter] unſerer Tetraonen [Waldhühner], der gleich dem Elch aus prähiſtoriſchen Zeit- und Jagdperioden [aus vorgeſchichtlichen Jagdzeiten] in die recenten [der Gegenwart] als eine der wenigen uns von der damaligen jagdlichen Fauna [Thierwelt] erhaltenen Wildarten hineinragt, bei uns nicht der Werth . . . zugeſchrieben ꝛc.“

Beachtenswerthe Weidmannsausdrücke finden ſich auf S. 224a/b: „Was die im Gebirge heimiſchen Jäger in Verloſen [ſ. mein Wörterb. II,

ſchalten oder anhängen könne ꝛc. [Dies Letztere freilich liegt (wie geſagt) dem Aufſatz des Herrn Ipſen ziemlich fern.] Anderſeits ſchreibt z. B. Schiller in einem Briefe von 30. Nov. 1798 an Goethe: „Dem ungeachtet iſt es kaum zu vermeiden, daſs man eine gangbar gewordene Vorſtellungsweiſe nicht zuweilen den Dingen ſelbſt unterſchiebt und aus einem bloßen Inſtrument für das Denken eine Realurſache zu machen geneigt iſt“, — wo ſtatt des hervorgehobenen Indikativ auch der Konjunktiv ſtehen könnte.

Der Herausgeber.

168c, wo das Weidmannswort erklärt ist durch die gleichbedeutenden verlauschen, verhören, s. u.] der ‚Hahnen' [s. über diese Mehrheitsform Wörterb. I S. 657b/c und 658b] als Führer und, wenn es sein darf, im Erlegen eines zum Abschuss bestimmten Hahnes zu leisten im Stande sind. Wehe dem ‚Neuling', der nach Führung seitens eines solchen Gebirgssohnes einen Hahn vertritt oder verschießt", — [d. h. durch ein Geräusch beim Treten oder durch einen Fehlschuss verjagt (zum „Abritt") bringt].

Weiterhin auf S. 224b: „Dass man dem Urhahn in seinem Standgebiete mühselig verhören oder verlosen [s. o.] muss, um sich über die Möglichkeit, seinem Balzgesange lauschen, diesen ausnützen und den ‚Sänger' erlegen zu können [s. Zeitschr. VII S. 354], klar zu werden ꝛc.

Namentlich für die Weidmänner und die Freunde der Vogelkunde unter meinen Lesern setze ich noch den folgenden Satz her:

„Wir haben zwar keine solche Prachthähne aufzuweisen, wie die, welche in Russland unter der Bezeichnung Gluchar eine Stärke bis zum Gewicht von 20 russischen Pfund = 8,2 kg. erreichen; dagegen sind unsere Gebirgshähne noch immer stärker, gedrängter gebaut als der zweite russische Auerhahn, der sogenannte Schachrowi oder Gebüsch-Auerhahn, der sich auch durch eine ganz eigene Zeichnung seines Gefieders vom ersteren unterscheidet."

In derselben Nummer findet sich auf S. 228b ein kurzer Aufsatz von einem Ungenannten: „Im Hochmoor zur Frühjahrszeit", beginnend mit dem Jubelruf: „Der Spielhahn falzt". Aus diesem Aufsatz hebe ich für meine Zeitschrift eine in meinen Wörterbüchern wie auch in Schmeller's bair. Wörterbuch noch fehlende weidmännische Anwendung des Wortes Schere (in der bairischen Mundart Schar oder Schär) aus. In meinem Wörterb. III S. 909b habe ich allerdings gesagt, dass der Ausdruck Schere von dem bekannten schneidenden Werkzeug auf Etwas von mehr oder minder ähnlicher Form übertragen werde, aber ich habe dann zu erwähnen versäumt, dass er so namentlich auch weidmännisch von dem gegabelten (einer geöffneten Schere ähnelnden) Schwanze (oder „Stoß") des Spiel- oder Birkhahns gilt. So heißt es in dem erwähnten Aufsatze des „Weidmanns": „Die ‚Schaar' am Hute des Älplers" und weiterhin: „Sich . . . den Abschuss eines Scheerenträgers [statt Spielhahns] zu sichern."

Man vergleiche hierzu namentlich aus Franz von Kobell's „Wildanger" (Stuttg. 1859) S. 364—372 den Aufsatz: „Der Spielhahn" und das Gedicht in oberbaierischer Mundart: „Spielho'-Falz". Ich setze daraus hier nur das Folgende her:

„Und bal' [ſobald, wenn] der Ho' ſalzt,
Is a gar ſchöne Zeit
Und a' Paar krumbi Federn,
Di ſan [ſind] halt mei' Freud. . . ."

Vor etwa 30 Jahren galten dieſe Spielhahnfedern auch als ein Zeichen der Herausforderung und Raufluſt; wenn die krummen Enden auf dem Hut nach vorwärts geſtellt waren und namentlich, wenn ein Burſche drei der gleichen Federn aufſteckte" ꝛc., und aus dem Gedicht:

„Der Lanks [Lenz] is da, ſteck' Bliemin auf,
Wer ihm nix ſchießen ko' [kann]!
I' will a' krummbi Federſchaar',
Da muaß a' Spielho' dro' . . .

I geh'n ihm z' lieb, waar's [wäre es] no' ſo weit
Und no' ſo frua [früh] und friſch.
Es ſpielt ſi' um a' ſchöne Schaar,
Nit um an' Flederwiſch ꝛc."

Windbruch.

So lautet der Titel eines ſehr hübſchen Aufſatzes von A. Trinius in der Morgen-Ausgabe der National-Zeitung vom 1. April.

Die nachfolgenden ſprachlichen Bemerkungen, die ich mir dazu beim Leſen gemacht habe, finden paſſend wohl hier in der Zeitſchrift ein Plätzchen:

1. „Da vernahm man droben im Hochwald ein dumpfes, die Seele erſchauerndes Knacken und Krachen ꝛc." Das Zeitwort erſchauern erſcheint im allgemeinen Sprachgebrauch nur als zielloſes (ſ. mein Wörterbuch III S. 899a; Ergänz.-Wörterb. S. 443b.) Als zielendes, in dem Sinne von „erſchauern machen" bin ich, ſo weit mein Gedächtnis reicht, ihm hier zum erſten Mal begegnet. Beſonders auffallend war es mir, daſs in demſelben Aufſatz auf der 3. Spalte auch das zielloſe Zeitwort ragen (ſ. mein Wörterb. II S. 633a; Ergänz.-Wörterb. S. 402c) als zielendes gebraucht iſt: „Seit länger denn einem Jahrhundert ragte am Eingang zum Garten ein ehrwürdiger Nuſsbaum ſeine mächtige, von zwei ſtarken Hauptäſten getragene Krone in die Lüfte" ſtatt: „ſtreckte ꝛc., vgl. auf der 2. Spalte: „Hoch über ihr [der Kirche] Dach reckt der alte Steinthurm ſein Haupt", wo für das hervorgehobene zielende Zeitwort nicht das zielloſe ragen ſtehen könnte.

2. „Zäune und Gitter lagen eingedruckt oder umgeſtülpt." Freilich findet ſich in der ältern Sprache und ſo namentlich auch noch bei Goethe oft das umlautloſe drucken nebſt den Zuſammenſetzungen ſtatt

des umgelauteten drücken (ſ. mein Wörterb. I S. 322 b/c). In der heutigen allgemeinen Schriftſprache würde es hier aber doch: eingedrückt heißen müſſen.

3. „Noch lag Alles droben unberührt, ſtiller wie ſonſt ſogar ꝛc.“ (Sp. 4) ſtatt als, vgl. Sp. 8: „Das iſt ſchlimmer wie Windbruch“, vgl. dazwiſchen auf Sp. 6 einen Satz, der für die durchzuführende Scheidung zwiſchen als und wie eindringlich ſpricht: „Nirgends wie an dieſer Stätte offenbarte ſich mir die Gewalt des Orkans“ = nirgends ſo wie. Ein „nirgends als“ (= nirgendwo anders als) würde einen ganz andern Sinn ergeben.

4. „Welch ein Brauſen muſs den Hochwald aber in jenen Sturmesnächten durchdonnert haben!“ Sp. 4. Ein ſüßes Idyll, von Reben durchhuſcht, von Vogelſang gar lieblich durchhallt“, ebd. als Beiſpiel derartiger, (nach Ähnlichkeit leicht zu mehrenden echten Zuſammenſetzungen mit der tonloſen Vorſilbe durch, (vgl. z. B. meine Schrift: Satzbau ꝛc. S. 18/9), beſonders häufig im paſſiven Particip, auch — namentlich in der gehobenen Sprache — in Zuſammenſetzungen, wie Sp. 5: „Heimliche Schluchten, waſſerdurchplätſcherte Thäler ꝛc.“

5. „Was ſich willig dem tollen Spiel der Stürme beugte, Das blieb verſchont. Zerſauſt und durchgeſchüttelt hob es ſich wieder auf, als der Morgen faſt herandämmerte.“ Sp. 4. Man geht wohl nicht irre, wenn man hier in dem hervorgehobenen Worte einen bloßen Druckfehler ſtatt zerzauſt annimmt.

6. „Traurige Stumpfe ſtarren auf“ Sp. 4, vgl.: „All die Stumpfe, Knubben und Knollen“ Sp. 6 und über die Mehrzahl Stumpfe und Stümpfe ꝛc. mein Wörterb. III S. 1256 a.

7. „Während er . . . den Rock anzog und das Ränzel ſich umhenkelte“ Sp. 7, vgl. mein Wörterb. I S. 741 a und Ergänz.-Wörterb. S. 209 b „henkeln“ und Zuſammenſetzungen, zu denen das hier ſich findende umhenkeln (entſprechend den „an-, aufhenkeln = an einem Henkel an-, aufhängen“) nachgetragen werden kann. Bei dieſer Gelegenheit will ich auch eine zweite Bedeutung von aufhenkeln nachtragen: das durch einen Henkel Befeſtigte und Geſchloſſene aufmachen oder öffnen, ſ. Über Land und Meer, Bd. 68, S. 761 b: „Das Armband aufhenkeln“.

Weidmannsheil, Roman von Hans Werder.

(Roman-Ztg. 31, 2, Sp. 1 ff.)

1. „Einen ſchmalen und hochgeſpannten Fuß“ S. 6, üblicher (vgl. mein Wörterb. III S. 1125 c): einen ſchmalen Fuß mit hohem Spann.

2. „Du brauchſt deinen Schwager nicht zu fragen . . . und jedenfalls keine Beſtätigung für deine Behauptung [zu] fordern.“ 9, wo das von mir in Klammern hinzugefügte zu ſchon der Gleichmäßigkeit halber nicht hätte fehlen ſollen, ſ. Hauptſchwier. S. 84b.

3. „Als gewerbsmäßige Wilddiebe waren die Männer bekannt, welche hier hausten, bekannt für das Elend, in dem ſie ihr Daſein friſteten ꝛc.“, S. 10 — ſtatt: bekannt durch ꝛc. (oder wegen des Elends), vgl. Zeitſchr. VII S. 477 Nr. 2.

4. „Doch jetzt — ein Trenzer — ganz nah!“ Sp. 146, vgl. mein Wörterb. III S. 1369a, Ergänz.-Wörterb. 575c, wo als Weidmannswort aufgeführt iſt: trenſen, trenzen (vom Hirſch): „kurz und nicht laut ſchreien“, alſo Trenzer ein ſo ſchreiender Hirſch (vgl.: „Als gebietender Platzhirſch trenzend.“ bei H. Werder a. a. O.).

5. „Als Waldmann's tiefes Gelaut — wau! wau! das Standlaut verkündete“ Sp. 147, hier angeführt wegen des ſächlichen Geſchlechts, vgl. in meinem Wörterb. II S. 59a unter den Zuſammenſetzungen des Eigenſchaftswortes laut, nach Laube's Jagdbrevier: „Der Saufinder iſt ſtandlaut oder giebt Standlaut, wenn er die Sau ‚verbellt‘ nicht fortläſſt“, worauf dann S. 60a unter den Zuſammenſetzungen des männlichen Hauptworts verwieſen iſt, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 335a auch gleichbedeutend: Der Stell-Laut. Das ſächliche Geſchlecht des zum Hauptwort erhobenen Eigenſchaftswortes iſt auch durchaus berechtigt.

6. „‚Wode zieht!‘ ſagte der Jäger zu dem wilden Sturmgetriebe emporblickend“ Sp. 156, ſ. m. Ergänz.-Wörterb. 647c über „Wodan's Jagd.“

7. „Wir hatten uns Blutsfreundſchaft geſchworen und darum wollt' ich ihn nicht verrathen.“ Sp. 166. Der hervorgehobene Ausdruck wird, wie Blutsfreund ꝛc., gewöhnlich nur von der Blutsverwandtſchaft gebraucht (im Gegenſatz zu der Verwandtſchaft durch Heirath, Verſchwägerung), hier aber im Sinne des innigen auf Tod und Leben geſchloſſenen und beſchworenen Freundſchaftsbundes, ſ. mein Wörterb. I S. 495a und unter dem dort angezogenen Bundesbruder S. 227b ganz beſonders die Stelle aus Talvj's Volksliedern der Serben I S. 282 bis 284, auch mein Fremdwörterb. unter Pobratim.

Zur öſterreichiſchen Mundart.

Auf der erſten Seite der Nr. 8 des „Öſterreichiſchen Litteraturblattes“ (3. Jahrgang S. 226) finden ſich in einem Aufſatze von Othmar Muſſel die folgenden Sätze:

„In der Art, aber nicht in der Anordnung der Übertragung folgt der erſt genannte Verfaſſer den von ihm am Titelblatte bezeichneten

Grundſätzen", wofür es in der allgemeinen deutſchen Schriftſprache heißen würde: „auf dem Titelblatte", ſ. meine Hauptſchwier. S. 38a Nr. 1.

„Die Triſtichen c. 24, die B als vom durchgängigen Metrum des Gedichtes abweichend ſeparat giebt, beanſtändet S. gar nicht." — wozu ich auf mein Wörterb. III S. 1172c und Ergänz.-Wörterb. S. 506c verweiſe, aus welchem letztern ich das Folgende herſetze:

„Etwas, Jemand (Hackländer Bild. 31) beanſtanden, auch (als öſterreichiſch) Mängel zu beanſtänden." Holtei Eſelsfr. 3, 117.

In der Silveſternacht. Eine Dorfgeſchichte von Ant. Andrea.

(Über Land und Meer Bd. 71 S. 298—302.)

1. S. 298a: „Da lobten ſie ſich den ſeligen Pfarrer . . . Der trank ſein Maß Bier mit ihnen . . ., der ſprach mit ihnen von Staats- und gelehrten Sachen und, fehlte mal der vierte Mann zu einem kleinen Solo, na, dann war er auch kein Unmenſch", hier etwa im Sinne von „Spielverderber". Unmenſch, das eigentlich (ſ. mein Wörterb. II S. 291a) „einen Menſchen ohne Menſchlichkeit, namentlich ohne menſchliches oder Mit-Gefühl" bezeichnet, wird nicht ſelten ſo im abgeſchliffnen Sinne mit ſchalkhaftem Spott gebraucht, namentlich in der Verbindung: „kein Unmenſch ſein", in Fällen, wo es ſich nicht um ein Erbarmen und inniges Mitgefühl mit einem tiefen Leid, einer bejammernswerthen Noth ꝛc. von Mitmenſchen handelt, ſondern nur um etwas Unweſentliches und Unbedeutendes, wie hier um die armen, bedauernswerthen Soloſpieler, denen der vierte Mann zu ihrem Spiel fehlt und deren Noth und Verlegenheit abzuhelfen ſich der Pfarrer bereit finden läſſt, weil er Mitgefühl mit ihrer Noth hat ꝛc. Ganz ähnlich iſt die im geflügelten Wort häufige Anwendung des Verſes aus Schiller's „Bürgſchaft": „Der fühlt ein menſchliches Rühren" u. A. m. Wenn auch nicht für Deutſche, ſo doch für Ausländer verdient dieſe Anwendung des abgeſchliffnen: kein Unmenſch ſein wohl eine beſondere Erwähnung und Erklärung.

2. S. 298b: „Wer unſern Herrn Kooperator verklampern thut, mit Dem mag i nix z' ſchaffen habe", wo das hervorgehobene Wort in der Fußanmerkung erklärt iſt durch verleumden (vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 308c). Die Antwort lautet in der Mundart: „No, no, Deandl [= ſchriftdeutſch: nu, nu, Mädchen]! I ſagt dös ſo von mein' Leber [von der Leber weg, ſ. mein Wörterb. II S. 69b Nr. 1b u. ſ. unten über die in der Mundart wegbleibende Dativendung „mein'" ſtatt „meiner" auch Nr. 5]. Sei net herb! [böſe], 's es halt [ſ. Wörterb. I S. 667b] net bös gemeint. I werd mi do huaten, dös mit denen Weiberln z' arg

z' macha, wenn ihnen dör Schwarzrock gefallt, mit seinen blitzenden Guckfensterln und sein sakrisches Maulwerk." Hier fällt mir nicht am Schluſs (ſ. o.) der von dem Verhältniswort mit abhängende dem Accuſativ gleichlautende Dativ auf, ſondern vielmehr, daſs es nicht auch in dem unmittelbar Vorgehenden ohne Dativendung heißt: „mit seine blitzende Guckfensterln" (ſ. Zeitſchr. VII S. 376 Nr. 6 und 8).

3. S. 299a: „Morgen tanzen's hier das neue Jahr an" = ſie begrüßen das neue Jahr mit einem Tanz, — eine auch in meinem Ergänz.-Wörterb. noch nicht beſonders aufgeführte Anwendung, die freilich auch keiner beſondern Erklärung bedarf.

4. S. 299a: „No, Sternwirthin, wo haſt alleweil das grandige Ding, die Resl?" = verdrießlich, mürriſch (ſ. mein Wörterb. I S. 617c), dagegen S. 302b: „A grandige [= große] chriſtliche Lieb iſt dös" und auf derſelben Spalte: „Die böſ' Zungen von dem Madl hat mi a grandige [= große] Luſt g'macht: i will wohl den Herrn Kooperator über den See fahren" (ſ. mein Wörterb. a. a. O.), vgl. auch S. 299c: „Wie wär' i nachher glücklich, wenn ich was Großiges [Großes] z' leiden hätt'!"

5. S. 299c: „In mein' [ſ. o. Nr. 2] Herz wird nimmer a irdiſche Lieb ſich einhäusln" (ſ. ſich einhäuſeln, Wörterb. I S. 712c).

6. S. 299c: „Weil er die gräuliche Hallodrimuſik für den Herrn Kooperator ang'ſtiftet hat", vgl.: „Das Wildejagdkoncert" ebd. b und allgemein üblich: Katzenmuſik, ſ. über Hallodri ꝛc. Ergänz.-Wörterb. S. 248b.

7. S. 302a: „Sie kamen die Letzten und machten am meiſten Lärm", was im Allgemeinen der gehobenen Sprache angehört ſtatt: als die Letzten oder zuletzt (ſ. Wörterb. II S. 117b unter letzt 1g), aber — wie man hier erſieht — auch der Mundart nicht ganz fremd iſt.

8. S. 302a: „In ſo a ſchiechen Humor", — in der Fußanmerkung erklärt durch häſslich, ſ. Wörterb. III, S. 911c (Anmerkung zu ſcheu).

9. S. 302b: „Wann die Bub'n ſcho' bangig ſoan [ſind], weil der Wind a biſſl pfeift" ſtatt bang, vgl. allgemein üblich die Fortbildung: Bangigkeit (ſelten: Bangheit).

Aus einem Aufſatze von Eug. Zabel.

(National-Ztg. 47, 254.)

1. „Die zuſammengequälten Dramen von Strindberg" ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 399a.

2. „Als wir der ewigen Trübſalbläſerei aus dem Norden herzlich müde waren“, vgl. mein Wörterb. I S. 150c; III S. 1393a; Ergänz.-Wörterb. S. 79a u. 580b.

3. „Die Arbeitswuth ihres Mannes artet immer mehr in öde Schmökerei aus. Er hat nicht nur ſein Zimmer bekramt, ſondern auch das nette Gartenzimmer und die Putzſtube in Beſchlag genommen und mit ſeinen Sammlungen Alles bedeckt und behängt“, — vergleiche: ſchmökern Wörterb. III S. 980c; Ergänz.-Wörterb. S. 456. — In meinem Wörterb. I S. 1012 hatte ich das im Grimm'ſchen Wörterb. noch fehlende bekramt nur (mit einem Beleg aus Roberthin) in der Bedeutung beſchenken aufgeführt, entſprechend dem oberdeutſchen kramen = „Geſchenke für Jemand kaufen“; in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 319 aber noch aus Gg. Kohl den Beleg hinzugefügt: „Ein ſo bunt bekramter Tiſch“, in der Bedeutung: mit allerlei Kram verſehen, beſetzen, füllen, voll ſtopfen (voll kramen), dem ſich unſere Stelle anreiht.

4. „Gegenüber der murkſenden Redeweiſe unſerer Naturaliſten iſt das Geſpräch in dieſem Stück in beſtändigem Fluſs begriffen“, vgl.: „murkſen . . . ein verhaltenes Knurren hören laſſen, z. B. von der Stimme des Eichhorns, des Haſen ꝛc.“ mein Wörterb. II S. 349c; Ergänz.-Wörterb. S. 361c.

Zu einem Aufſatz: „Annette v. Droſte-Hülshoff und Levin Schücking“ v. M. L.

(National-Ztg. 47, 210.)

1. „Dort der geiſtige Austauſch zweier gereifter, bedeutender [ſtatt: gereiften, bedeutenden, ſ. Hauptſchw. S. 351] Perſönlichkeiten, . . ., hier das Bild eines Verhältniſſes zwiſchen zwei Menſchen, wie ſie ungleich gearteter [ſtatt: ungleicher geartet, ſ. Hauptſchwier. S. 262b ff., beſonders S. 264b] nach Alter, Charakter, Lebensanſchauung und Bildungskreis kaum denkbar ſind.“

2. „Gedichte überhaupt ſind wunderbare Sache, von deren Entſtehen man recht keinen Begriff hat.“ (Aus einem Briefe Schücking's) ſt.: eine wunderbare Sache . . . keinen rechten Begriff.

3. „Sonſt wäre es mir viel lieber und bequemer, mir innerlich allein Etwas vorzudichten.“ Aus einem Briefe Annette's (vgl. mein Wörterb. I S. 291b; Ergänz.-Wörterb. S. 145a). Zumeiſt dichtet (vgl.: ſingt ꝛc.) man Andern Etwas vor, während hier die Dichterin ausſprechen will, daſs ſie es vorzöge, nicht für Andere, ſondern nur für ſich allein (in ihrem Innern) dichteriſch ihre Gefühle auszuſprechen. Da

auch in meinem Ergänz.-Wörterb. ein derartiges Beiſpiel nicht angeführt iſt, ſo habe ich dies hier nachtragen wollen.

4. „Die Heirath zwiſchen Schücking und Luiſe Gall fand noch im Oktober 1843 Statt", vgl.: die (eheliche) Verbindung zwiſchen Beiden; zumeiſt im bloßen Genitiv: Die Heirath Schücking's und Luiſe Gall's.

Wie.

In der National-Ztg. 46, 232 (Abend-Ausgabe vom 12. April) iſt eine Rede Bismarck's mitgetheilt, wobei ich hervorhebe, daſs es in der Einleitung ausdrücklich heißt: „worauf dieſer [Bismarck] etwa Folgendes erwiederte". In der Rede, wie ſie in der vorliegenden Faſſung lautet, finden ſich nun zwei Stellen, die ich hier herſetze als beachtenswerth für die Unterſcheidung des auf einen Komparativ folgenden wie, je nachdem dadurch die Verſchiedenheit oder die Übereinſtimmung in der Vergleichungsſtufe ausgedrückt werden ſoll (vgl. Zeitſchr. VII S. 48 Nr. 2). In der erſten Stelle heißt es:

„Wenn aber Hamburg dieſe ſchweren Verhältniſſe mit Leichtigkeit zu überwinden wuſste, ſo ſehe ich daraus, daſs in der Hamburger Bürgerſchaft eine Triebkraft ſtecken muſs, die nicht überall zu finden iſt. Die Stadt liegt in einer günſtigen Lage für den Verkehr" [vgl.: in einer für den Verkehr günſtigen Lage], „aber es giebt doch noch günſtiger gelegene Städte, wie Altona, Glückſtadt, Harburg. Warum ſchritt Hamburg vor, während die andern Städte zurückblieben?"

und etwas weiterhin, in der zweiten Stelle lautet es:

„Ich war verantwortlicher Miniſter und es iſt Das ein übles Gewerbe, wo man mehr Feindſchaft wie Freundſchaft findet ꝛc.", —

wo regelrecht und richtiger — für das wie — nicht bloß nach dem vorausgehenden mehr, ſondern auch in Bezug darauf als zu ſetzen wäre, wenn die Verſchiedenheit in der Größe der Feindſchaft im Vergleich zu dem der Freundſchaft (das Überwiegen der Feindſchaft) ausgedrückt werden ſoll. Dagegen wäre es durchaus ſinnwidrig, wenn in der erſten Stelle für das hervorgehobene wie, das nur hinter dem Komparativ günſtiger ſteht, ohne darauf bezogen zu ſein, d. h. ohne die Verſchiedenheit in der Vergleichungsſtufe zu bezeichnen, als geſetzt würde, vgl.: Es giebt doch noch günſtiger gelegene Städte als Hamburg, wie [= ſo z. B.] Altona, Glückſtadt, Harburg ꝛc.

Dieſe beiden Sätze ſcheinen mir ganz beſonders geeignet, den wiederholt in der Zeitſchr. beſprochenen Unterſchied zwiſchen dem vergleichenden

Bindewort, das nur neben und nach einem Komparativ ſteht (wie, vgl. franz. comme, engl. as) und dem, das wirklich davon abhängt (als, vgl. franz. que, engl. than) ins rechte Licht zu ſtellen. Ähnliche Sätze ſollen gelegentlich im weitern Verlauf mitgetheilt werden.

Ein Brief von P. L. Ipſen in Kopenhagen an den Herausgeber und deſſen Antwort auf die einzelnen Punkte.

Hochgeehrter Herr Profeſſor!

Ich möchte Sie um Aufklärung über ein paar Stellen bitten, die mir nicht ganz klar ſind:

1. Im vierten Geſang von Platen's Abaſſiden [V. 297, Ausg. in 5 Bdn, Bd. IV. S. 321] heißt es:

> Die Wellen
> Wälzen meilenlang beſchäumte Kämme,
> Wie ein Heer zur Schlacht gereiht, dem Schiffskiel
> Dumpf entgegen . . .;

im 6. Geſang [V. 91 ff. S. 338/9]:

> Dann, mit Ruderhilfe, ward das Steuer
> Nach dem Strand, der Kiel ins Meer gewendet
> Emſiglich . . .

und im 9. Geſang [V. 209, S. 382]:

> Vorn am Kiele ſtand ein bunter Herold.

In der erſten Stelle kann Schiffskiel „für das Schiff ſelbſt" (wie Sie in Ihrem Wörterbuch ſchreiben) gebraucht ſein; aber in den beiden letzten Stellen ſcheint Kiel die Bedeutung: „Vorderſteven, Steven" zu haben, was auch in der erſten Stelle einen guten Sinn geben dürfte; der Ausdruck dürfte kein gut ſeemänniſcher ſein. Was meinen Sie dazu?

Im ſiebenten Geſang desſelben Gedichtes [V. 97 ff., S. 352] ſteht:

> Unterdeſſen, wie man oft im Norden
> Schwanenhälſige Schlitten pfeilgeſchwind ſieht
> Gleiten übers Schneegefild und luſtig
> Glöckchen wehn hört um den Hals der Pferde.

Wehen ſcheint hier von dem Laut gebraucht, etwa = klingeln, klingen.

— — —

Ihren vorſtehenden Bemerkungen (denen ich nur, zur leichtern Auffindung, in eckigen Klammern Vers- und Seitenzahl hinzugefügt habe) kann ich nur vollſtändig zuſtimmen. Ich hätte, wenigſtens in meinem Ergänz.-Wörterb., die Stellen, in denen Platen Kiel im Sinne von Steven, Vor- oder Vorderſteven gebraucht, nicht unerwähnt laſſen ſollen, obgleich ich den Gebrauch — ſo weit meine Erfahrung reicht — als einen nicht in der Seemannsſprache begründeten nicht billigen kann. Aufmerkſam machen möchte ich bei dieſer Gelegenheit nur auf eine Stelle in Platen's

Gedicht, in den Schlussversen des 6. Gesanges [S. 348], worin der Dichter Kiel in dem allgemeinen üblichen Sinne verwendet:

Seewärts
Wird das Schiff gedreht; und durch der Sterne
Wiederschein, der aus dem Wogen glänzte,
Gräbt der schneidende Kiel beschäumte Furchen,

vgl. auch (s. mein Ergänz.-Wörterb.) die Stelle aus Dahn's Kampf um Rom: „Dass auf allen Meeren kein Gothenkiel mehr schwamm."

Der Gebrauch von wehen in der zuletzt angeführten Stelle hat in der gehobenen Sprache, zumal des Dichters, wohl kaum etwas Auffälliges. Höchstens liegt eine leise Umstellung vor, vgl. auch in der gewöhnlichen ungebundenen Rede: Man hört die um den Hals der Pferde lustig wehenden Glöckchen ꝛc.

— — —

2. In Schiller's Reuterlied steht im letzten Versgebinde:

„Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf! eh der Geist noch verduftet."

Ist „der Geist" hier in der in Ihrem Wörterbuch unter 4 und 5 angegebenen Bedeutung aufzufassen, etwa = Lebensgeister?

Allerdings; ich habe unter Geist in Nr. 4 gesagt: „vielfach übertragen auf Das, was als Ausdruck oder Ausfluss des wesentlich in Etwas Wirksamen, des sich darin Regenden, es gleichsam Belebenden erscheint" und besonders angeführt: Geist im Wein: das Unsichtbare, Belebende, Erwärmende, Stärkende im Wein — und in Nr. 5 die Verse aus Schiller's Punschlied angeführt: „Tropfen des Geistes | gießet hinein [Arrack in den Punsch]. | Leben dem Leben | giebt er allein", — woran sich als Schlussvers schließt: „Eh es verduftet, | schöpfet es schnell! | Nur wenn er glühet, | labet der Quell." Hinzufügen möchte ich noch, aus C. A. Buchheim's vortrefflicher Ausgabe von Schiller's Wallenstein in den Foreign Classics, was er in der Anmerkung zu den von Ihnen angeführten Versen sagt: „youth ferments, the cup of life is foaming . . ." „verduftet, evaporates, that is, before the loss of the exuberance of life."

3. In der Erzählung „Wunderkinder des Ghetto" von Franzos (Aus der großen Ebene. 2. Bd. S. 25 flgd.) tritt der Verfasser als Quintaner auf (S. 32: „mein Quintanerstolz"). Er scheint aber eine ziemlich erwachsene Person zu sein. Nach Ihrem Fremdwörterbuch bezeichnet die Prima auf katholischen Schulen die unterste, auf protestantischen die oberste Klasse. Ich möchte Sie fragen, wie das Verhältnis in dem angeführten Fall aufzufassen ist, wie viele Klassen die deutschen Schulen gewöhnlich haben, wie alt ungefähr ein Quintaner — je nachdem — ist, wie lange ein Schüler regelmäßig in einer Klasse bleibt.

Um dem Anfragenden eine genaue und ganz zuverläſſige Auskunft geben zu können, wandte ich mich an Karl Emil Franzos ſelbſt, aus deſſen freundlicher Antwort ich hier das Folgende herſetze:

„Die öſterreichiſchen Gymnaſien zählen (ſeit 1850) acht Klaſſen; in jeder Klaſſe verbleibt der Schüler zum mindeſten ein Jahr. Die unterſte Klaſſe heißt Prima, die zweite Secunda u. ſ. f., die oberſte alſo Octava. Mein erſter Unterricht war, da ich eine Kloſterſchule beſuchte, ein etwas unregelmäßiger; ich kam erſt als elfjähriger Knabe aufs Gymnaſium, war daher als Quintaner etwa ſechzehn Jahre alt. Ein Quintaner kann geſetzlich nicht jünger als fünfzehnjährig ſein, da zur Aufnahme in die Gymnaſien das vollendete zehnte Lebensjahr gefordert wird; eine Altersgrenze nach oben iſt natürlich nicht leicht zu geben."

Anzeige der eingeſandten Bücher.

(Beſprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Julius Elias, Max Hermann, Siegfried Szamatólski, Jahresberichte für neuere deutſche Litteraturgeſchichte. 2. Bd. (Jahr 1893). Stuttgart, G. J. Göſchen'ſche Verlagsbuchhandlung 1893, geheftet 12 Mk. 60 Pf., gebunden 14 Mk. 60 Pf.

Berichte des Freien deutſchen **Hochſtiftes** zu Frankfurt a./M. Jahrg. 1894. Heft 2. Frankfurt a./M. Gebrüder Knauer.

Aus dem Inhalt hebe ich hier hervor:

Prof. Dr. B. Valentin: Das künſtleriſche Hauptproblem in Schiller's Jungfrau von Orleans.

Dr. O. Heuer: Fauſt in der Geſchichte, Sage und Dichtung.

Derſ. Zur Bibliographie des Spieſiſchen Fauſtbuches.

Prof Dr. M Koch: Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VIII.

Fritz Lemmermayer: Friedrich Hebbel als nationaler Dichter.

Freytag's Schulausgaben klaſſiſcher Werke für den deutſchen Unterricht:

Gottfr. Ephr. Leſſing, Laokoon . . . Für den Schulunterricht herausgegeben von Dr. Martin Manlik. Mit einer Abbildung. Preis geb. 60 Pf. (128 S.) Leipzig. Verlag von G. Freytag 1894.

Hermann v. Pfiſter, Idiotikon von Heſſen durch Vilmar und Pfiſter. 2. Ergänzungs-Heft durch Hermann v. Pfiſter, Marburg, N. G. Elwert'ſche Verlagsbuchhandlung 1894. 50 S. 1 Mk. 20 Pf.

Öſterreichiſches Litteraturblatt, herausgegeben durch die Leo-Geſellſchaft, redigiert von Dr. Franz Schnürer. Preis 5 fl. (= 9 Mk.) 3 Jahrg., Wien I Annagaſſe Nr. 9.

Wiſſenſchaftliche Beihefte zur Zeitſchrift des allgemeinen deutſchen **Sprachvereins.** Heft VI. Verlag des allgemeinen deutſchen Sprachvereins. Friedr. Kluge, Über die Entſtehung unſerer Schriftſprache. Otto Behaghel, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit. G. Amſel, Unterſuchungen über die Häufigkeit der Wortformen der deutſchen Sprache.

Rud. Ullrich, Präfekt an der k. k. Thereſianiſchen Akademie. Die Neue Schrift I. Th. Allgemeine Laut-Schrift (Phono-Stenographie). Mit 4 autogr. Tafeln. Pr. 40 Kr. = 80 Pf. 2. Aufl. Wien 1893. Selbſtverlag VII/2, Breitegaſſe 21.

Briefkaſten.

Herrn **Dr. Ludw. A.** in Dresden. In Bezug auf Ihre Bemerkungen zu dem kleinen Aufſatz in der Zeitſchr. VIII S. 18/9 möchte ich namentlich auf Stellen in Luther's Bibel aufmerkſam machen, wie:

„DEnn werden Zween auff dem Felde ſein | EJNer wird angenommen, UND der ander wird verlaſſen werden. ZWO werden mahlen auff der Müle | EJNE wird angenommen UND die ander wird verlaſſen werden" Matth. 24, 40/1, — womit Sie die Überſetzung von van Eß vergleichen wollen: „Alsdann werden Zwei auf dem Felde ſeyn; der Eine wird angenommen, der Andere zurückgelaſſen werden. Zwei werden auf einer Mühle mahlen; die Eine wird aufgenommen, die Andere zurückgelaſſen werden —" und in der griechiſchen Urſchrift: *Τότε δύο ἔσονται ἐν τῷ ἀγρῷ, ὁ εἷς παραλαμβάνεται, καὶ ὁ εἷς ἀφίεται. Δύο ἀλήθουσαι ἐν τῷ μύλωνι μία παραλαμβάνεται, καὶ μία ἀφίεται,* und in der Vulgata (Ausg. von 1519): Tunc duo erunt in agro unus aſſumetur et unus relinquetur. Due erunt molentes in mola: una aſſumetur et una relinquetur, worauf dann noch der Zuſatz folgt: Duo in lecto: unus aſſumetur et alter relinquetur, — und dann: Vigilate ergo ꝛc.

Herrn **Alfred Bauer** in Paris: Beſte Grüße. Zeit- und Raummangel zwingen mich, die Antwort noch etwas hinauszuſchieben. Ihre weitere Zuſchrift habe ich mit Dank erhalten.

Herrn Prof. **Ferdinand Maria** in Linz: Verbindlichen Dank für die freundliche Mittheilung Ihres höchſt anregenden und lehrreichen Aufſatzes: „Kann der Unterricht in der Gabelsberger'ſchen Stenographie zur Koncentration des Unterrichtes beitragen?" in den „Öſterreichiſchen Blättern für Stenogr." 36. Jahrg. S. 46 ff. vom 15. April. Ich möchte hiermit unter meinen Leſern diejenigen, die ſich mit der Überbürdungsfrage beſchäftigen, und ganz beſonders alle Lehrer darauf aufmerkſam machen.

Herrn **Friedr. Püſel** in Berlin. Es wäre mir natürlich ſehr erwünſcht geweſen, wenn ich Ihren ſchönen Aufſatz über den am 8. Juni 1794 geſtorbenen Dichter Bürger ſchon im Juniheft meiner Zeitſchrift hätte mittheilen können; aber dazu habe ich ihn nicht rechtzeitig genug empfangen und ich muſs ihn wegen Raummangel fürs nächſte Heft zurücklegen, überzeugt, daſs der ſo etwas verſpätete meinen Leſern immer willkommen ſein wird.

Herrn Hofjuwelier **Eugen Friedeberg** in Berlin. Mit freundlichſtem, herzlichſtem Gruß für Sie und den Kreis der Ihrigen danke ich Ihnen für die gewünſchte Zuſendung Ihres ſo ungemein lehrreichen Aufſatzes, den ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis für meine Zeitſchrift zu verwerthen gedenke.

Herrn **C. Herlach** in Zehlendorf, Kreis Teltow: Aus meinem Wörterbuch Bd. I S. 575c können Sie erſehen, daſs das Hauptwort Entgelt einerſeits zwiſchen dem männlichen und dem ſächlichen Geſchlecht und anderſeits zwiſchen d und t als Auslaut ſchwankt. Sie finden unter den Belegſtellen die folgende aus K. H. Nicolai: „[Ein Schatz], der dem ſiegenden Lothar | ein prächtiges Entgeld [Lohn] für Piſens [Piſa's]

Hilfe war", — wie denn auch Leſſing: „ohne Entgeld" ſchreibt; dagegen ſchreibt Johann Heinr. Voß in ſeiner Homer-Überſetzung: Ohn' allen Entgelt und ferner (in der Verlängerung):

„Das Zeus Kronion dem Tros einſt
Gab zum Entgelte des Sohns Ganymedes

u. ſ. w.", vgl. Sie auch a. a. O. ein ähnliches Schwanken des Geſchlechts ſowohl wie des Auslauts für das Hauptwort Vergelt. Das Richtigere und Empfehlenswerthere iſt jedenfalls für beide — nicht unmittelbar von dem Hauptwort Geld, ſondern von den Zeitwörtern ent- und vergelten herzuleitende — Wörter das männliche Geſchlecht und der Auslaut t, nicht d — und demgemäß auch: unentgeltlich, nicht: unentgeldlich.

Herrn Premier-Lieutenant **Kannenberg** im Thüringſchen Feld-Art. Reg. Nr. 19 in Torgau: Sie werden meine briefliche Antwort und darin meinen herzlichſten Dank erhalten haben für die handſchriftliche Zuſendung Ihrer „Trapezuntiſchen Tanzlieder", die Sie im Anſchluſs an Ihren in Dr. Rich. Andree's Globus veröffentlichten Aufſatz in eben dieſer Zeitſchrift: „Ein Forſchungsritt durch das Stromgebiet des unteren Kiſil Irmak (Halys)" erſcheinen laſſen wollen. Wenn ich nun auch wegen Arbeitsüberbürdung zu meinem lebhaften Bedauern Ihre für mich ſo ehrenvolle Aufforderung habe ablehnen müſſen, Ihrem ſo belehrenden und mit großem Vergnügen von mir geleſenen Aufſatz eine Einleitung hinzuzufügen, ſo kann ich mir doch nicht verſagen, hier im Briefkaſten auf dieſen Ihren demnächſt erſcheinenden Aufſatz diejenigen unter meinen Leſern aufmerkſam zu machen, denen davon Kenntnis zu erhalten erwünſcht iſt.

Herrn Kammergerichtsrath **H. Keyßner** in Berlin. Beſte Grüße und freundlichen Dank für Ihren Aufſatz, der im nächſten Hefte zum Abdruck gelangen wird.

Herrn **Feodor L. . . .** in Danzig: Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie in der dem Abgeordnetenhauſe mit dem Nachtragsetat zugegangenen Denkſchrift den im 3. Abſatz ſich findenden Satz:

„Den unmittelbar unter dem Miniſter ſtehenden Eiſenbahndirektionen obliegt die obere Leitung der Verwaltung ꝛc."

für unrichtig erklären.

Es müſste richtig heißen: „. . . liegt die obere Leitung . . . ob", ſ. unter obliegen mein Wörterbuch und hier in der Zeitſchr. S. 52 Nr. 31, vgl. die Inhaltsverzeichniſſe der früheren Jahrgänge. Der Fehler iſt nicht geringer, als wenn man ſchreiben wollte: „Den Direktionen . . . aufliegt die Leitung ꝛc." ſtatt: ‚liegt die Leitung . . . auf". Grade die oberſten Staatsbehörden ſollten mit „gutem Deutſch" allen Staatsangehörigen als Muſter vorangehen.

Alle für die Zeitſchrift ſelbſt beſtimmten Zuſendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altſtrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umſchlag oder als Beilagen beſtimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn ſenden.

Beiträge fürs nächſte Heft müſſen jedes Mal bis ſpäteſtens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers ſein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältniſſe der Zeitſchrift im Auge zu halten.

Unter römiſchem Himmel. Roman von Konrad Telmann.

(National-Ztg. 47, 163 ff.)

1. „Einen ſchwarz umzoddelten Frauenkopf“, in niederdeutſcher Form ſtatt des eigentlich ſchriftdeutſchen umzottelt, ſ. mein Wörterb. III S. 1780a; Ergänz.-Wörterb. S. 680c.

2. „In einem der Neben- und Hinterhäuſer dieſes verwickelrelten und durch einander gethürmten Rieſengebäudes“, wohl nur Druckfehler ſtatt: verwickelteren.

3. (Nr. 166): „Dazwiſchen ein Brodeln und Bräzeln“, ſ. mein Wörterb. I S. 1970: „bräteln intr. (haben) und tr. ein wenig braten“ und in der Anm. als Nebenformen: „brägeln, bratzeln, britzeln, brutzeln“ und S. 198b aus Heinr. König den Beleg: „Hörſt du nicht aus der Küche das Brätſeln?“

4. „Eine Katze . . ., die mit leiſem Miauen, aufgehobenen Schwanzes durch die Spalte der Tapetenthür hereinſtrich“, vgl. ſtatt des Genitivs der gehobenen Sprache, etwas einfacher: die mit aufgehobenem Schwanze, leiſe miauend ꝛc.

5. „Füllte ſich einen tiefen Teller mit Maccaroni . . . Mit einer Gabel geſchickt das weiche Geſchlinge aufwindend“, — als ein willkommener weiterer Beleg für die allgemeine Bedeutung: „ein Ganzes ſich durch einander ſchlingender Theile“ (ſ. mein Wörterb. III S. 961a Nr. 2 (vgl. dagegen Nr. 4); Ergänz.-Wörterb. S. 453a.

6. „Sind wohl gewohnt, bei Doney zu ſpeiſen oder ſonſt in 'uer Fremdenfalle?“ — vgl. mein Wörterb. I S. 399c/400a und beſonders Ergänz.-Wörterb. S. 187, wo unter den Zuſammenſetzungen von Falle in Nr. 6 z. B. ein Beleg angeführt iſt: „Eine Engländerfalle errichtet“, mit der Erklärung: „Hôtel zum Einfangen zu prellender engliſcher Touriſten.“

7. (Nr. 179): „Der zuerſt Eingetretene war eine zierliche und elegante Geſtalt mit kleinem, nach aufwärts gedrehtem ſchwarzem Schnurrbärtchen, beweglicher, bezwickerter Naſe ꝛc. . . . Der nach ihnen Kommende bildete mit ſeiner ſchäbigen, kaum mehr anſtändigen Kleidung, die überdies ſeiner Zeit einem Kleidermagazin für Landleute entnommen ſein mußte, und ſeiner derben, gedrungenen, vierſchrötigen Geſtalt den vollkommenſten Gegenſatz zu ihm“, wo es am Schluſs wohl deutlicher heißen müſste: zu Jenem (oder: zu dem erſt Eingetretenen ꝛc.). Die bezwickerte Naſe für: die mit einem Zwicker (ſ. d. Nr. 6 in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb.) verſehene — fehlt noch — ſo

weit ich ſehe, in allen bisherigen Wörterbüchern, bedarf aber auch bei der in meinen Wörterbüchern getroffenen (nicht rein alphabetiſchen) Anordnung (wie die unerſchöpfliche Anzahl der nach Ähnlichkeit zu bildenden Ausdrücke) keiner Erklärung und keiner beſondern Aufführung. Nebenbei habe ich durch die Druckeinrichtung hier auf den bei Telmann ſchwankenden Gebrauch der Dativ-Endung für die Einzahl der nebengeordneten Beiwörter noch einmal aufmerkſam machen wollen, vgl. in den Inhaltsverzeichniſſen der Zeitſchr.: „Dativ der Eigenſchaftswörter", z. B. VII S. 388/9 ꝛc.

8. „‚Bei dir heißt's auch: Gram und Sorgen blähen den Menſchen auf, wie 'n Schlauch!' — ‚Kummerſpeck' verſetzte Max Höhnert kauend, während er einen ſchwermüthigen Blick an ſeiner vollen Geſtalt herabgleiten ließ." Die hier in heiterer ſchalkhafter Selbſtverſpottung von dem fettbäuchigen Sprecher gebrauchte Zuſammenſetzung von Speck (vgl. Nr. 316: Kummerſpeck wächſt nach) fehlt noch in meinem Ergänz.-Wörterb.; ähnlich wäre auch das als zielloſes Zeitwort von dem Berliner Fettbauch gebrauchte abmergeln nachzutragen: „Denn iſt's kein Wunder, wenn du abmergelſt bis zum Jerippe ꝛc." (ſ. 9).

9. (Nr. 175): Hier wäre beſonders die mehr oder minder ſich in der Mundart gehen laſſende und außerdem mit dem Berliner Ausdruck als „ſchnoddrig" zu bezeichnende Redeweiſe des in Rom „bummelnden" Berliner Malers Höhnert zu erwähnen (ſ. ſchon Nr. 8 und namentlich in Betreff der durch Sperrdruck hervorgehobenen Ausdrücke mein Wörterb. nebſt der Ergänzung dazu), z. B.: „Machen wir 'mal ſo 'n ganz kleinen Nachmittagsbummel zur Verdauung ꝛc.", vgl. weiterhin: „Dann Luft kneipen auf 'm Pincio; und nachher einen ſoliden Oſterienbummel. Sonſt glaubt dieſer neue Kunſtjünger am Ende noch, er iſt hier in 'ne unſolide Bummelblaſe 'reingerathen"; ferner: „Na, das [Atelier] ſuchen wir Ihnen. Davor [ſtatt: dafür] ſind wir da." — „Hört 'mal gleich mit Eurem Gequatſch auf!" — „Spiel dich man bloß nicht auf'n Moralſatzke auf!" — Derartiges mag der Schriftſteller wohl ſeinen Perſonen in den Mund zu legen einigermaßen berechtigt ſein; aber ich werde im Folgenden darauf nicht oder doch nur ausnahmsweiſe zurückkommen.

10. „Seinen Mund umflirrte dabei ein Lächeln", ſ. Wörterb. I S. 466a = umſpielte ein flirrendes (leicht vorüberhuſchendes ꝛc.) Lächeln.

11. Nr. 181: „Er trat mit trotzig-entſchloſſener Miene einem Herren entgegen, der ꝛc.", üblicher einſilbig: einem Herrn, ſ. mein Wörterb. I S. 747c, Anm.

12. Nr. 185: „Der Schwabe fing wieder an zu erläutern, daſs gerade die Kontraſte zwiſchen dem modernen Rom und den Überreſten der

Vergangenheit heute viel ſchroffer und ſtimmungmehrender ſeien.“ Die Schlußworte lauteten wohl einfacher und ungeſuchter: [Daſs die Kontraſte oder Gegenſätze . . .] viel ſchroffer wären und die Stimmung erhöhten. Nebenbei bemerkt liegt ſchon in dem Zeitwort mehren der höhere Steigerungsgrad, ſo daſs es von dem ungewöhnlichen ſtimmungmehrend keiner weiteren Steigerung bedürfte.

13. „Glaubſt du etwa, ich wäre kein trinkfeſter Mann mehr?“ — in meinem Ergänz.-Wörterb. neben ähnlichen Zuſammenſetzungen von feſt nachzutragen = ich könne nicht mehr vertragen (trinken).

14. Nr. 191: „Die Kranich ſah unmöglicher aus als je. Sie hüllte ſich immer in ſackartige Gewänder ꝛc.“, — vgl. mein Wörterb. II S. 323c ff. und Ergänz.-Wörterb. S. 358b, wo unmöglich erklärt iſt = „nicht (und in weiterem Sinne: kaum) möglich“ oder mit andern Worten: „ſo daſs man es nicht (oder kaum) für möglich halten ſollte“, vgl. z. B. in Spielhagen's Sonntagskind 43, S. 97: „In einem immerhin noch auffallenden, doch nicht unmöglichen Promenadenkoſtüm ꝛc.“ [ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 196a].

15. Nr. 193: „Es iſt ſchon Mancher angefeiert worden, nachdem er erſt glücklich verhungert war“ (ironiſch).

16. „Ich fühlte mich ſterbensunglücklich“, vgl. todesunglücklich, (z. B. Telmann, Götter ꝛc. 2, 210) u. ä. m.

17. „Den ſternüberblitzten Himmel“ vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 85a und hier die folgende Nr.

18. Nr. 195: „Abends packte ihn es manchmal wie ein Fieber“ ſtatt der gewöhnlichen Stellung (von der eine Abweichung hier durch Nichts begründet iſt): Abends packte es ihn ꝛc. — „Wo man auf deckenüberſpreiteten Kiſten kauerte.“ ebd. Derartige Zuſammenſetzungen von Mittelwörtern mit Hauptwörtern (vgl. Nr. 17 und 31) gehören wohl weniger der ſchlichten Erzählung als der gehobenen Sprache an, vgl.: „auf Kiſten mit darüber gebreiteten Decken“, ſ. auch Nr. 23.

19. Nr. 199: „Eine deutſche Ruſſin, nicht bloß ſchön — ça ce n'est pas son mérite, aber ſehr geſcheit und das gutеſte Herz von der Welt“, ſ. Hauptſchwier. S. 289a — hier im Munde der radebrechenden Ausländerin ganz an der Stelle.

20. Nr. 203: „Der Herr malt nur ein furchtbar großes Bild. In Deutſchland ſagen ſie: einen Rieſenſchinken“, vgl. mein Wörterb. III S. 928a (Schinken Nr. 3).

21. „Weſshalb ſollte dieſe Summe von wirklichen Einzelheiten, wenn das Ganze auch keine Kopie der Natur iſt, als Ganzes nicht wahr ſein? Ich hoffe, ſie iſt wahr; ich will, daſs ſie wahr werde. Aber die nackte

Wirklichkeit ist noch lange nicht die ausschließliche Wahrheit. Wahrheit und Wirklichkeit ist nicht Dasselbe. Nichts auf dem Bilde da ist unwirklich oder soll es werden, Alles ist genau so da, nur in anderer Zusammensetzung. Warum sollte das Bild also nicht künstlerisch wahr sein? Wenn die Kunst keine höhere Aufgabe hat als die Photographie, brauchen wir sie nicht. Die Kunst ist nicht identisch mit der Wirklichkeit, sie ist da, um die Illusion der Wahrheit zu erwecken, wahr zu wirken ꝛc." Ich habe diese Sätze hier so ausführlich hergesetzt, um bei dieser Gelegenheit auf die Beispiele hinzuweisen, die mein Wörterb. unter wahr, Wahrheit, wirklich, Wirklichkeit enthält.

22. „Ich bin zu aufrichtig, nicht wahr? Aber es war mir wirklich ein Schmerz, dies ungeheure Bild zu sehen. Es wird ihn erdrücken, mußt' ich denken, warum malt er nichts Kleineres? Das ist so dumm, ich weiß. Es hat Sie gezwungen, Sie konnten nicht anders ꝛc." (Nr. 205). Zu dem hervorgehobenen es vgl. man, was ich in meinen Hauptschwier. S. 127 unter dem Titelkopf „Eintheilung der Zeitwörter" über das Subjekt „es" der sogenannten unpersönlichen Zeitwörter als Bezeichnung einer geheimnisvollen, unbekannten nur aus der bekannten, offenbaren Wirkung zu erkennenden wirkenden Kraft gesagt habe, s. auch in der Zeitschr. V S. 449 über eine ganz ähnliche Anwendung des es in einem andern Roman von Telmann. Statt des „Es hat Sie gezwungen" könnte es — nur viel schwächer und minder ausdrucksvoll — auch etwa heißen: Sie waren (oder: Sie fühlten Sich) gezwungen u. Ä. m., vgl. auch Nr. 18.

23. „Max Höhnert war wirklich ein Künstler. Hilmar hatte einige von seinen kleinen, sonnenüberzitterten Landschafts- und Architekturbildern gesehen — es machte einen fast grotesken Eindruck, den riesigen Mann in rothem Fez und Schlappschuhen, die Hemdärmel aufgestreift, als ginge es an die Hobelbank, mit seinen gewaltigen Händen an seiner kleinformatigen Leinwand pinseln zu sehen — und hatte Respekt vor seinem Können und vor der Sauberkeit seiner Ausführung bekommen." Man vergleiche zu diesem Satz Das, was ich in meinen Hauptschwier. S. 244b ff. unter dem Titelkopf: „Satzeinschaltungen" in Nr. 3 gesagt. Hieße es: „Hilmar hatte einige von seinen . . . Bildern gesehen und hatte Respekt vor seinem Können . . . bekommen", so wäre gegen die Übersichtlichkeit Nichts einzuwenden gewesen; aber indem die beiden durch und an einander geknüpften Sätze durch eine so lange Zwischenschaltung aus einander gerissen sind, hat der Leser oder Hörer doch fast vergessen, dass er nach den „und" das Subjekt Hilmar ergänzen soll. Nur nebenbei sei bemerkt, dass für kleinformatig (gebildet oder vielmehr zusammengestellt aus einem Fremdworte mit deutschem Bestimmungswort und deutscher

Endſilbe) hier das einfache klein genügt haben würde, und zu der Zuſammenſetzung: „ſonnenüberzitterte“, die ich hier als nicht ganz unberechtigt bezeichnen möchte, verweiſe ich auf die Bemerkung in Nr. 17, vgl. auch bei Telmann in Nr. 213 der Nat.-Ztg.: „Von den fliegenumſurrten Holztiſchen“ und Nr. 219: „Ihren ſchleierumwundenen... Hut.“ Die „moosumwachſenen Fontänen“ u. ä. m.

24. (Nr. 213): „Wenn nicht dazwiſchen ihr Lachen dröhnend von der niedrigen Wölbung des Raumes znrückgehallt hätte“, ſ. mein Wörterb. I S. 665b; Ergänz.-Wörterb. S. 248b und vgl.: Das Lachen hat zurückgehallt — und mit Hervorhebung der Bewegung auch: Es iſt von der Wölbung zurückgehallt, ſ. Hauptſchwier. S. 163b ff.

25. (Nr. 216): „Das bringt ſich nie mehr ein“ [läſſt ſich nicht nachholen] ſ. Ergänz.-Wörterb. I S. 1071.

26. (Nr. 219): „Als Reiſemaler. Ich ſollt' Alles aufpinſeln, was den Miſſes unterwegs gefiel ꝛc.“ — verächtlich für: malen, ſkizzieren ꝛc., eine in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. nachzutragende, freilich keiner Erklärung bedürfende Zuſammenſetzung von pinſeln, — vgl. ähnlich ebd.: „Ihm war ſchwül zu Sinne geworden trotz der kalten kellerigen Luft, die in dem Raum geherrſcht hatte“, ſ. die in meinem Wörterb. S. 298c mit Belegen aufgeführten Eigenſchaftswörter kellerhaft und kellerlich.

27. (Nr. 222): „Er hat ſich ja bis jetzt vor uns verſteckt; immer war er ſchon wieder weg, wenn wir ihn 'mal ausbaldowert hatten; ſo ſchämt er ſich. Nun werd' ich die ganze Blaſe heute Abend zuſammentrommeln ... Weglaſſen dürfen wir ihn nicht wieder, ſonſt ſchrammt er gleich aus“, Worte eines in der niedrigſten Volksſprache ſich bewegenden Berliner Malers in Rom, ſ. zu dem erſten, hervorgehobenen Ausdruck mein Fremdwörterb. I S. 127b, woraus ich das Folgende herſetze: „Baldower (hebr.) m. —s; —s: (ſ. Baal) bei den Spitzbuben, — der die Gelegenheit zu Diebſtählen Auskundſchaftende; dazu: Der Gartenkönig hat baldowert. Gartenlaube 16, 123b“, was — wie die Zuſammenſetzung ausbaldowern aus der Gaunerſprache durch die Gerichtsverhandlungen in die Berliner Volksſprache eingedrungen iſt; ferner ſ. in meinem Wörterb. I S. 149c: „Blaſe: ... 3, burſchikos: eine zuſammengehörige Geſellſchaft, Klicke ꝛc.“ (ſ. Nr. 9: Bummelblaſe) und III S. 1004b: „Ausſchrammen (vgl. auskratzen 2 ꝛc.): ſich heimlich von der rechten Bahn entfernen“ mit Belegen aus Arnim und Tieck. Als bezeichnend für die Berliner Mundart mag hier noch aus den Worten des Malers der bedauernde Ausruf ſtehen: „Armer Deibel!“ [ſt. Teufel] und weiterhin heißt es: „Wenn er man [ſtatt: nur] wird gehen wollen! ...

Wir müſsten ihn ſchon mit Gewalt auf 'n Schub bringen. Und in Berlin, was ſoll er da? Da wird das Sumpfen mit verſtärkten Kräften losgehen", vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 544c: „Geſumpf... das Sumpfen",... d. i. Saufen: Gegen das Geſumpfe | ſpielt die höchſten Trumpfe | die Behörde. Berliner Montags-Ztg. 19, 23 . . .: „Er ſumpfte Nachts, am Tage ſchlief er. Münchener Fliegende Blätter Nr. 1855 S. 50b." ſ. auch Nat.-Ztg. Nr. 228 im Munde desſelben Sprechers: „Gute Kerle, bloß nicht ſehr fein, mehr klumpatſchig" (vgl.: klumpig, klotzig). „Ein kleines Mächen" [ſt. Mädchen]. „Wozu willſt du noch in 'n Farbentopf ſtippen und anderer Leute Stuben anſtreichen?" (ſ. Wörterb. III S. 1220b; Ergänz.-Wörterb. S. 527a). „Reitet mich alſo der Teufel und ich bilde mir ein, ein Maler könnt' ich werden, nämlich aber 'n richtiger, kein Weißbinder mehr", ſ. über dieſe Bezeichnung für den Tüncher, Anſtreicher oder, wie man in Norddeutſchland zumeiſt ſagt, Stubenmaler zur Unterſcheidung von den Jüngern der Malerkunſt als Künſtler, wofür z. B. Adam Olearius die Zuſammenſetzung Kunſtmaler verwendet, mein Wörterbuch I S. 142a; II S. 219a; Ergänz.-Wörterb. S. 77a. „Höhnert's Max muſs uns Das beixeln, Das verſteht kein Menſch in der Welt ſo, wie Höhnert's Max" — hier von einer etwas kunſtvolleren Arbeit als der des gewöhnlichen Weißbinders, — eigentlich von den Holzarbeiten mit der „Deichſel" oder dem Dachsbeil (Texel, Deißel), ſ. mein Wörterb. I S. 275c; Ergänz.-Wörterb. S. 140a und vgl. in beiden Wörterbüchern in ähnlicher Bedeutung: raſteln, boſſeln ꝛc.; und dann weiter in Nr. 231: „Wenn ich dann nach Hauſe kam, manchmal mit 'n ganz gelindem Zacken" [mit einem ganz gelinden Rauſch]. „Sie meinte, ich wäre wohl ſo 'n ganz klein bischen bruſtſchwach im Kopf" [berliniſch für verrückt], „Na, Schwamm drüber!" u. Ä. m.

28. (Nr. 234): „Der Mond wurde von fahlem Dunſtgeflock eingeſchleiert" ſ. mein Wörterb. I S. 466c: Geflock und Zuſammenſetzungen, wie Glanz-, Purpurgeflock, nach deren Ähnlichkeit ſich viele andere, keiner Erklärung bedürfende, wie das hervorgehobene bilden laſſen. — „Und meine Frau — paſſen Sie auf! — wird ſich im letzten Augenblick nicht wollen ſcheiden laſſen, bloß um mir die Sache zu verpurren" (ſ. mein Wörterb. II S. 150a (unter Loch 3) und 607b), vgl. die Bemerkungen in Nr. 25 und hier z. B.: „Man muſs zum mindeſten erſt ſo viel intus haben, daſs man ſchlafen kann", wo (burſchikos) das lateiniſche Wort in dem Sinne gebraucht iſt: ſo viel Getränk („Stoff") im Leibe (= getrunken, zu ſich genommen) haben.

29. (Nr. 237): „Ne, es iſt gräſslich, wie Sie Sich verritten haben", ſ. mein Wörterb. II S. 729c Nr. 6. — „Sollte man's glauben?

Tatata! — So was! Tzſch! — Aber Das! — Äh, nicht möglich! — Ei! Hei! und ähnlich ging es fort", — wo auf die vielen hervorgeſtoßenen Empfindungslaute nicht erſt beſonders aufmerkſam gemacht zu werden braucht.

30. (Nr. 243): „Ihre Schönheit war ihm wie etwas Unalterndes vorgekommen", ſ. mein Wörterb. I S. 27a (altern" 1d).

31. (Nr. 246): „Den taubenumflatterten Poſeidon der Fontäne" ſ. Nr. 18. — „Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich ihn einen genialen Menſchen nenne. Es war wohl ſo Etwas von dem Nietze'ſchen Übermenſchen in ihm", ſ. mein Wörterb. II S. 291a.

32. (Nr. 249): „Ich bin ſeitdem heimatfremd geworden", vgl: heimatsfremd in meinem Wörterb. I S. 491b bei Wh. v. Humboldt und S. 728c über: Heimat(s)- als Beſtimmungswort in Zuſammenſetzungen und Hauptſchwier. S. 329c/30a unter dem Titelkopf: „Weibliche Hauptwörter" Nr. 2.

33. „Die Tramontana fegte markerſchauernd durch die Straßen," vgl. das ungewöhnlich als zielend gebrauchte Zeitwort erſchauern auch bei Trinius: „Ein die Seele erſchauerndes Knacken" National-Ztg. 47, 203, eine Anwendung, die mir nicht nachahmungs- und empfehlenswerth erſcheint, ſ. Zeitſchr. S. 109.

34. „Ich ging ſchließlich in meinem Kater [= Katzenjammer, ſ. mein Wörterb. I S. 877a und 834c] mit . . . Denken Sie Sich mit dem Blechſchädel" [ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 439b].

35. „Man verliert ja ſonſt ſein ganzes bischen Lebensvergnügen," ſtatt des üblichen Lebensluſt, ſ. dies in meinem Wörterb. II S. 184b erklärt durch: „Freude am Leben und Verlangen zu leben", daneben auch: „Luſt, die das Leben gewährt." Wahrſcheinlich ſoll hier Lebensvergnügen in dieſem letztern Sinne aufgefaſſt werden.

36. (Nr. 251): Die Geiſter drängten und ſtießen ſich hier [in Rom] nicht, wie dort; die Vollempfindung, mitten im breiten, reißenden Strom der lebendigen Gegenwart zu ſtehen." = die Einen voll und ganz erfüllende Empfindung, vgl. bei Telmann, Götter 2, 150: „Vollempfindung des Friedens" ꝛc.

37. (Nr. 254): „Zu dieſem Zweck wurden [von den Malern] die älteſten und werthloſeſten ‚Kitſch-Sachen' hervorgeſucht" —, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 303b unter Kitſch, woraus ich Folgendes herſetze: „Den nichtsnutzigen Kitſch" [Schund von Bildern]. Schalk 3, 211b, vgl.: „Die kleinen Genrebilder werden mit fabriksmäßiger Oberflächlichkeit hergeſtellt, werden ‚gekitſcht'. Leixner (Bürger-Ztg. 14, 236 A.), vgl. darüber hinhuſchen und plattdeutſch -kitſchen (Brinkmann 228), durch-

(dörch- 284), vorbei- (vörbi-) kitſchen, ähnlich wie flitzen (ſ. d.), wiſchen, huſchen ꝛc." — ſ. auch einige Zeilen weiter bei Telmann: „Eigens zum Zweck, die Atelierbeſuche, anzulocken, kleine Sachen ‚hinzubürſten', die nach Etwas ausſahen ꝛc."; ſ. davon verſchieden in dem weiterhin in der Zeitſchr. zur Beſprechung gelangenden „Marſchallſtab" Roman aus dem Bergiſchen: Von W. Schulte vom Brühl: mit der Spitze des Küchenmeſſers die Augen aus den Kartoffeln „kitſchen".

38. „Alle dieſe Künſtler waren viel zu ſehr, je [vgl.: jeder] von ſeinen eigenen Ideen, eingenommen und verengt ꝛc.," vgl.: Sie waren .. zu ſehr von den eigenen Ideen eingenommen und dadurch war ihr Geſichtskreis zu ſehr verengt (beſchränkt) ꝛc.

39. (Nr. 257): „Als ob er ihm hätte helfen können, ihm nicht helfen gewollt hätte", ſ. über die Doppelformen der Hilfszeitwörter in den Mittelwörtern der Vergangenheit beſonders ausführlich meine Schrift: Satzbau und Wortfolge § 26 S. 108 ff. Der obige Satz bietet unmittelbar neben der dem Infinitiv gleich lautenden Form des einen die eigentliche Form des Mittelwortes von dem andern. Der Gleichmäßigkeit halber hätte es auch am Schluſs wohl beſſer gelautet: „Als ob er . . . ihm nicht hätte helfen **wollen**."

40. (Nr. 260): „Saſcha Petrowna fort! Einer von den wenigen Menſchen, zu denen er ſich hier innerlich hingezogen gefühlt hatte." ſ. Zeitſchr. S. 67 Nr. 32 zu dem Satze von Ida Boy-Ed: „Sie war eine von den wenigen Menſchen, die zu würdigen wiſſen" mit der ſinngemäßen Fügung ſtatt der „viel härtern und ſteifern, mit ſtrenger Feſthaltung des grammatiſchen Geſchlechts": „Sie war einer von den wenigen Menſchen, die ꝛc."

41. „Es war ihm immer ein ſeltſam beruhigendes und anheimelndes Empfinden geweſen, dies talentvolle, verkrüppelte Geſchöpf nebenan unter ihren Blumen und Bildern an ihrer Staffelei walten zu wiſſen," — ſ. über den hier von wiſſen abhängigen „Accuſativ mit dem Infinitiv" die Beiſpiele in meinen Hauptſchwier. S. 16a und vgl. in gewöhnlicherer Ausdrucksweiſe: . . . „zu wiſſen, daſs dies . . . Geſchöpf nebenan . . . walte."

42. „Es ſchauerte Hilmar kalt an, als er oben neben dem Kreuz ſtand," vgl. einen ähnlichen Beleg für das unperſönliche anſchauern mit dem Accuſativ der Perſon bei Varnhagen in meinem Wörterb. III S. 898c: „Einen ſchauert es wie Eiſeskälte an."

43. (Nr. 263): „Bei meiner elendiglichen Geſundheit", vgl. mein Wörterb. I S. 363c über die volksthümlichen Verlängerungen des Eigenſchafts- und Umſtandswortes elend: elendig, elendiglich, das letztere

z. B. auch bei Heine, Herder, Grimm als Umſtandswort und im Komparativ bei Jer. Gotthelf und, wie in dem vorliegenden Satze, als Beiwort auch bei Gottfr. Keller: „Spielte einen elendiglichen Trauermarſch.“

44. „Es war bloß ſo eine Paranthese“ ſtatt des gewöhnlichen Parentheſe (ſ. mein Fremdwörterb. II S. 179b), wofür hier auch füglich das deutſche: „eine Zwiſchenbemerkung“ hätte geſetzt werden können.

45. (Nr. 266): „Ich meinerſeits, glaube faſt, daſs er es bei ſeiner rieſenſtarken Natur noch einmal wieder durchholen wird,“ ſ. über das eigentlich niederdeutſche „es durchholen“ (⏑—⏑) = „es durchhalten“ Zeitſchr. VI, S. 259 Nr. 27 zu einer ganz ähnlichen Stelle, gleichfalls von Telmann.

46. „Hilmar bot ſich ihm [nach ſeinem Schwindelanfall] zur Begleitung an. Aber nun wurde der Alte wüthend. ‚Warum nicht gar? Bin ich ein ſolcher Stacker?‘ Unterſtehen Sie Sich!“ —, vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 503a das ſich anſchließende niederdeutſche Zeitwort „ſtackern intr. ſich mit (ſtangenartig) ſteifen Beinen bewegen“ mit Belegen aus Winterfeld, auch für die Zuſammenſetzungen.

47. „Mit auf dem Rücken verſchränkten Händen ſchritt er . . . durch den engen Raum,“ beſſer: Die Hände auf dem Rücken verſchränkt, ſchritt er ꝛc., ſ. die Inhaltsverzeichniſſe der Zeitſchr. unter „Zuſammenſtoß von Präpoſitionen“. (Schluſs folgt.)

Über Edelſteine und Perlen.

Vortrag des Herrn Hofjuweliers Eugen Friedeberg, gehalten in der Sitzung des Vereins für deutſches Kunſtgewerbe in Berlin am 14. März 1894.*

Meine Damen und Herren! Höchſt verſchiedenartig ſind die Anforderungen, welche an den Juwelier der Jetztzeit geſtellt zu werden pflegen. Man ſieht in ihm den Goldſchmied, den Edelſteinhändler, den Juwelenhändler, den Beſitzer einer Juwelenhandlung, auch den Bijouterie-Fabrikanten und den Faſſer von Edelſteinen, ſo wie jeden Arbeiter, der in einem Juwelier-Atelier beſchäftigt iſt. Meines Erachtens verdient den Titel Juwelier nur

* Als ich den in Nr. 7 der „Verhandlungen des Vereins für deutſches Kunſtgewerbe zu Berlin“ veröffentlichten Vortrag las, wünſchte ich lebhaft, ihn auch den Leſern meiner Zeitſchrift mittheilen zu dürfen, ſowohl um ſeines allgemein anregenden und belehrenden Inhalts wegen als auch im Beſondern als eine zuverläſſige Ergänzung und Erweiterung der bisherigen deutſchen Wörterbücher. Mit der mir bereitwilligſt ertheilten Erlaubnis des Herrn Friedeberg darf ich hier ſeinen Aufſatz meinen Leſern vorlegen.

Der Herausgeber.

Der, der die Juwelierkunſt praktiſch betreibt, d. h. mit anderen Worten, der Arbeiter oder der Faſſer, der das Kleinod oder Bijou herſtellt. Die Franzoſen unterſcheiden genauer als wir. Der Bijoutier iſt der Verfertiger des Bijous, der Joaillier der Juwelenhändler, der Orfèvre iſt Gold- und Silberſchmied und hat mit der Juwelierkunſt Nichts zu thun. So findet ſich in Paris auch eine ziemlich ſtrenge Trennung der Geſchäfte: man unterſcheidet ſolche, die nur Juwelen, und ſolche, die nur Gold- und Silberwaren führen. Bei uns iſt der Juwelier der Repräſentant aller dieſer Kategorieen. Er ſoll Edelſteine kennen, über ihre Herkunſt, ihren Schliff Auskunft geben, er ſoll dieſelben nach ihrem Werth ſchätzen, ihr Gewicht in der Faſſung taxieren können, ferner ſoll er für eine geſchmackvolle Art der Faſſung Sorge tragen und dabei in den uns aus den verſchiedenen Kunſtepochen überkommenen Formen Beſcheid wiſſen. Ferner ſoll er entweder ſelbſt die Juwelierkunſt als Kunſthandwerk betreiben, oder ſie ſo weit betrieben und gelernt haben, um dem Arbeiter Anleitungen zur Herſtellung eines Gegenſtandes geben zu können. Auch von der Gold- und Silberkunſt muß er Verſtändnis haben. Alle dieſe Eigenſchaften finden ſich aber ſelten in einer Perſon vereint, wenn auch dieſe Anſprüche bei uns an den Juwelier, hier im Sinne des Vorſtehers eines größeren Juweliergeſchäfts geſtellt werden. Er wird eben von Allem ein wenig wiſſen und Leute zur Seite haben, die in den einzelnen Fächern zu Hauſe ſind. Das Ergebnis iſt Arbeitstheilung, und in einem gut geführten Juweliergeſchäft giebt es immer eine Kraft, der der Einkauf der Steine und das Ausſuchen derſelben für den Arbeiter unterſteht, und eine andere, die ſich mit den Entwürfen ꝛc. und mit dem Betriebe beſchäftigt. Durch meine Hände ſind nun viele Edelſteine gegangen, und ich will verſuchen, die Reihe derjenigen Steine mit Erläuterungen über Urſprung, Farbe, Härte, Gewicht und Preis vorzuführen, welche hauptſächlich zur Herſtellung kunſtgewerblicher Erzeugniſſe verwendet werden. Ich will hier gleich bemerken, daſs ſich im Handel mit Edelſteinen Ausdrücke und Benennungen gebildet haben, die nur die Eingeweihten kennen, ich werde dieſelben beim Vorkommen erläutern.

In erſter Linie unter den Edelſteinen ſteht der Diamant oder auch Brillant genannt, Letzteres iſt eigentlich falſch; der Stein ſelbſt heißt Diamant, brillant zu ſein iſt erſt eine Eigenſchaft des Diamants, nachdem er geſchliffen worden iſt. — Alle Edelſteine unterliegen einer Bearbeitung, wodurch ſie eine Form erhalten, in welcher ihre werthvollſten Eigenſchaften am ſchönſten hervortreten. Die Edelſteinſchleiferei iſt eine Kunſt, die am meiſten in Amſterdam, Antwerpen und zum Theil auch in Paris und London gepflegt wird. Neuerdings giebt es auch Schleifereien in Hanau a/M.

Der Diamant kommt aus Oſtindien, Braſilien und ſeit Anfang der 70er Jahre auch aus Südafrika, wo die Minen am Kap der guten Hoffnung aufgefunden wurden. Von dort rührt auch die Bezeichnung Kapſteine her. Man hört häufig die Unterſcheidung zwiſchen alten und neuen Steinen. Unter „alten Steinen“ verſteht man Steine aus Oſtindien und Braſilien aus der Zeit vor Auffindung der Kapſteine, und man erkennt ſie meiſtens entweder an ihrer intenſiv weißen Farbe oder an ihrem Schliff. Die große Ergiebigkeit der Diamantminen am Kap hat natürlich ſehr auf den Preis gedrückt, und die Diamanten ſanken in den 70er Jahren, als noch der ſogenannte „Krach“ hinzukam, beinahe auf die Hälfte ihres früheren Werthes. Kein Wunder, daſs in Anbetracht der größeren Billigkeit des Rohmaterials ein größerer Werth auf die Schönheit des Schliffs gelegt wurde. Die ſogenannten Alten begnügten ſich bei der Seltenheit des Diamants und in Folge ſeines hohen Preiſes damit, nur ſo viel abzuſchleifen, als gerade nöthig war, um ſeinen Glanz und ſeine Durchſichtigkeit hervortreten zu laſſen, während man heute mehr auf ſchöne, runde, regelmäßige Form ſieht. Daher kommt es, daſs die alten Steine meiſtens eckig und dick ſind und daſs ſich ſelten zwei Steine aus früherer Zeit gleichen. Es war eine große Schwierigkeit, zwei größere Steine, die man Solitäre nennt, zu Ohrringen zuſammenzuſtellen, und eine beliebte Redensart des Juweliers war es, daſs es leichter ſei ein Paar Menſchen zuſammenzufinden, die zu einander paſſen, als ein Paar Brillanten. Ein anderes Merkmal iſt, wie ich ſchon vorher erwähnte, daſs die meiſten indiſchen und braſilianiſchen Diamanten heller oder weißer ſind als die Kapſteine im Allgemeinen; das Kap fördert aber auch Steine an den Tag, die den alten nicht nur gleichkommen, ſondern ſie vermöge ihres beſſeren Schliffs und ihrer ſchöneren Form noch übertreffen. Bei der Beurtheilung von Diamanten ſpricht man von ihrem Waſſer, von ſehr hellen klaren Steinen ſagt man, ſie ſeien vom reinſten Waſſer. Man ſpricht auch von blauweißen Steinen und giebt ſolchen den Vorzug, die bei intenſivem Weiß einen bläulichen Schimmer haben. — Eine ſchwere Aufgabe für den Juwelier, hier im Sinne des Faſſers, iſt es nun, Steine zu finden, die die für den Gegenſtand nöthige Größe haben. Iſt z. B. ein Schmuck zu einem feſtgeſetzten Preiſe beſtellt, ſo muſs auch vorher beſtimmt werden, wie viel die Steine wiegen dürfen und welcher Qualität ſie für den Werth ſein können. In dieſer Beziehung hat ſich der Handel in Edelſteinen dem Bedarf des Juweliers konform entwickelt, indem die Händler bereits die Steine, zuerſt nach ihrer Qualität, dann aber auch nach ihrer Größe und ihrem Gewicht ſortiert anbieten. Intereſſant iſt es, daſs bei der Mannigfaltigkeit der Nationen, die unter ſich in Sprache, Münze, Maß und

Gewicht verſchieden ſind, das Gewicht für Edelſteine, nämlich das Karatgewicht, international iſt. Karat heißt der getrocknete Schotenkern des Johannisbrods, er wiegt ſo viel wie $^1/_5$ Gramm. Das Karat wird in 4 Grän getheilt, jedes Grän hat wiederum $^8/_{32}$ oder $^{16}/_{64}$ und man hat Gewichtstheile bis herunter zu $^1/_{64}$. Gold wird auch nach Karaten gewogen und Sie wiſſen, daſs man von 18 kar. und 14 kar. Golde ſpricht. Dieſe Feinheitsbeſtimmung, das ſogenannte Probiergewicht, iſt nur ideell, indem die Karate eben nur das Verhältnis zwiſchen dem Brutto-Gewicht und dem Feingewicht bezeichnen, als Zähler eines Bruchs, deſſen Nenner ſtets 24 iſt.

Der Juwelier kann nun Diamanten je nach ſeinem Bedarf kaufen; es werden ihm ſogenannte Partieen angeboten, ſei es von kleinen Steinen von $^1/_4$ Karat bis zu einem $^1/_{64}$, alſo eine Miſchung verſchiedener Größen, welche auch demgemäß Mélange genannt wird, ſei es von Steinen gleicher Größe, wo alſo alle in einem Papier befindlichen je $^1/_2$ Karat oder $^3/_4$ oder 1 Karat wiegen und ſo fort. Der Werth ſteigt mit dem Gewicht, ſo koſtet z. B. ein Stein, welcher 1 Karat wiegt, beinahe dreimal ſo viel, wie viele kleine Diamanten von gleichem Gewicht. Eine Norm für die Preisbeſtimmung läſſt ſich ſchwer aufſtellen, weil ſich der Werth zu ſehr nach der Qualität oder nach dem „Waſſer“ richtet und es viele verſchiedene Nuancen giebt. Steine, welche gelblich ſind, unrein erſcheinen, Flecke und Riſſe haben, nennt man Beiwaſſerſteine. Der Ausdruck rührt wahrſcheinlich daher, daſs zu dem reinen Waſſer, das der Diamant haben ſoll, etwas unreines beigekommen iſt, daher Beiwaſſer. — Der geſchliffene Diamant, alſo der Brillant, hat die Form von zwei gegeneinander geſtellten Pyramiden, von denen an der oberen die Spitze fortgenommen iſt. Die hierdurch entſtandene Fläche nennt man die Tafel, die Stelle des größten Durchmeſſers, alſo wo Ober- und Unterkörper zuſammenkommen, nennt man Rundiſte; es iſt dies der äußere runde Rand, was darüber nennt man Krone und was darunter Untertheil oder Külaſſe. Die Faſſung, ſei es nun in Krappen oder in Käſten, geſchieht an der Rundiſte, ſo daſs das Untertheil unter der Faſſung verſchwindet. Um nun bei ſchönen Steinen möglichſt wenig durch Metall zu verdecken, greift man zur Faſſung à jour, bei der man auf der Rückſeite des Gegenſtandes auch den Stein frei ſieht. Silber und Platina ſind zum Faſſen der Diamanten vortheilhafter als Gold, weil letzteres einen gelblichen Schimmer verleiht. Weniger ſchöne und fehlerhafte Steine werden oft in Käſten gefaſſt, wobei man Zinn- und Silberfolie unterlegen kann, um einen größeren Effekt zu erzielen und um Riſſe und Wolken zu verdecken. Oft umgiebt man größere Steine in der Faſſung mit kleineren (man nennt dies Karmoiſieren), um Farbe

oder Glanz des Hauptſteins zu erhöhen. Es geſchieht dies faſt immer zur Hebung der Farbſteine, von denen ſpäter die Rede ſein wird. Zum Karmoiſieren bedient man ſich entweder jener kleinen, vorher erwähnten Steine aus den Meléepartien, welche ebenſo geſchliffen ſind, wie die großen mit zahlreichen Facetten. Man hat aber zu dieſem Zwecke noch zwei andere Gattungen von Schliff. Es giebt Brillanten, denen der Schleifer am Untertheil nur 4 Facetten verleiht, dieſe nennt man in der Juwelierſprache Kapgut, und ferner giebt es Steine, die unten flach ſind, alſo kein Untertheil haben, ſondern an der Rundiſte aufhören, dieſe nennt man Roſen. Es ſind dies oft winzig kleine Steine, die man kaum mit bloßem Auge ſehen kann, dieſelben haben aber noch in ihrer Krone 16 Facetten, und es gehen 1000 und mehr auf 1 Karat. Schön geſchliffene Roſen nennt man auch gekrönte Roſen. Im Publikum hat ſich hierfür der Ausdruck „Splitter“ gebildet, und ich habe in meiner Praxis oft ſagen hören, daſs derartige Splitter doch Nichts koſten! Dies iſt aber ein Irrthum, die Stufenleiter iſt hier in entgegengeſetzter Richtung zu derjenigen großer Brillanten. Je kleiner die Roſe, je mehr nämlich auf 1 Karat gehen, deſto theuerer ſind ſie. — Dies wird aber wieder dadurch eingebracht, daſs Roſen an und für ſich leichter wiegen, weil ſie keinen Unterkörper haben und ſich daher zum Karmoiſieren am beſten eignen, wenn man für die Umrahmung eines Steines nicht viel Geld anlegen will. Auch dieſe Roſen bringt der Händler ſortiert nach Größe, z. B. Papiere, in denen 50 auf 1 Karat kommen, 100 per Karat und ſo fort.

Der Diamant wird ſchon in der Bibel erwähnt unter dem Namen Schamir bei Jeremias als Graviergriffel; Adamas, der Unbezwingliche, hieß er bei Griechen und Römern. Plinius führt ihn als das edelſte und werthvollſte unter allen menſchlichen Gütern auf. Viele der durch Schönheit und Größe ausgezeichneten Diamanten haben ihre Geſchichte, daher mag es wohl auch kommen, daſs der Juwelier beim Anpreiſen eines werthvollen Geſchmeides immer eine Geſchichte zu erzählen weiß. Berühmt ſind die Diamanten, welche ſich im Beſitz der Kronen verſchiedener Souveräne befinden. Der Kohinur iſt der bekannteſte unter ihnen, ſeit 1850 im engliſchen Kronſchatz und im Tower von London zu ſehen. Er wiegt jetzt $106^{1}/_{16}$ Karat, ſoll aber urſprünglich 672 Karat gewogen haben. Außerdem hört man auch oft von Régent oder Pitt aus dem franzöſiſchen Kronſchatz. Er heißt Pitt, weil er durch den Engländer Pitt dem Herzog von Orléans, als damaligem Prinzregenten von Frankreich, verkauft wurde. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ſoll er bei einem Kaufmann Treskow in Berlin verpfändet geweſen ſein. Er wiegt $136^{3}/_{4}$ Karat. Einen Preis für derartige große Steine zu beſtimmen, iſt ſchwer. Der Orlow, an der

Spitze des ruſſiſchen Kaiſerſcepters, ſoll 450 000 Silberrubel gekoſtet haben. Neben den weißen und gelblichen Diamanten giebt es auch noch ſogenannte Phantaſiebrillanten mit ſeltenen und ſchönen Farben, wie Saphirblau, Roſa, Braun, Grün und Goldgelb, ja auch ſchwarze Diamanten, für welche Liebhaberpreiſe gelten. — Die bekannteſten unter ihnen ſind der blaue Diamant von 44 Karat im Beſitz des Bankiers Hope in Amſterdam und der grüne von 40 Karat in Dresden, welchem das Grüne Gewölbe ſeinen Namen verdankt.

Alle dieſe berühmten Steine werden aber durch die neueren Funde am Kap der guten Hoffnung in den Schatten geſtellt. Mancher unter Ihnen wird ſich des großen Diamanten erinnern, der auf der letzten Pariſer Weltausſtellung zu ſehen war. Er wiegt 180 Karat und iſt ohne jeden Fehler und blauweiß. Er wurde Diamant Impérial getauft, weil man ihn einer Kaiſerkrone für würdig hält, nicht zum mindeſten mit Hinblick auf die deutſche, und ich glaube, daſs nur die beſcheidene Forderung von 4 Millionen Mark dem Ankauf hinderlich war. Nun iſt aber auch dieſer Stein, der vor dem Schliff 380 Karat wog, durch den am 30. Juni 1893 gefundenen Stein von 970 Karat roh übertroffen. Derſelbe heißt Excelſior, und man erwartet, daſs er nach dem Schliff 500 Karat wiegen wird. Über die Farbe und Reinheit ſind Vorausbeſtimmungen nicht zuverläſſig. Er entſtammt der bekannten de Beers-Mine, und es iſt intereſſant, daſs dieſer große Stein 10 Minuten vor Ablauf des Kontraktes der damaligen Pächter gefunden wurde; zehn Minuten ſpäter wäre ein andere Firma Beſitzer geworden.

Schwer iſt die Frage zu beantworten, welchem Stil augenblicklich in der Juwelierkunſt gehuldigt wird. Es herrſcht eine allgemeine Stilloſigkeit. Die Beſtrebungen hervorragender Lehrer des Kunſtgewerbes, an der Spitze Herr Prof. Luthmer, Frankfurt a/M., die deutſche Renaiſſance auch in das Gebiet des Schmuckes einzuführen, haben nur einen kurzen Erfolg gehabt. Vor einigen Jahren wurden in Brillanten faſt nur Thiere gefaſſt: Fliegen, Bienen, Käfer, Schmetterlinge, Vögel, Salamander, Katzen, ja auch Affen und Bären, ſo daſs es damals in der Pariſer Juwelierwelt, die dieſe Stilform aufgebracht hatte, hieß, wir lebten im Siècle des animaux. Jetzt iſt man wieder auf Himmelskörper verfallen, Sonne, Mond und Sterne müſſen herhalten, auch Blumen und Blätter, ganze Zweige mit Knoſpen ꝛc. werden gefertigt, und ich glaube, es wird mit der Anlehnung an die Natur noch lange nicht ſein Bewenden haben. Die Ausführung des Ornaments tritt hierbei in den Hintergrund.

Ich komme nun zu den edlen Korunden, nämlich Rubin und Saphir, die dem Diamant an Härte und Werth am nächſten ſtehen. Von ihnen

wird der Rubin in fehlerfreier Qualität immer seltener und übertrifft den Diamant heutzutage sogar an Werth. Er ist meistens roth und kommt aus Birma und Ceylon. Es ist schwer, und es gehört schon eine ziemliche Kennerschaft dazu, die Echtheit eines Rubins festzustellen, besonders in der Fassung, wenn also Versuche auf seine Härte oder sein specifisches Gewicht ausgeschlossen sind, weil er so viele Nebenbuhler hat in ähnlich aussehenden Steinen, wie den rothen Spinell, der in allen Welttheilen gefunden wird, den Turmalin aus Ceylon, Sibirien, Brasilien und Österreich, Granaten, Almendinen, Hyacinthen u. a. m. Alle diese letztgenannten Steine können wie echte Rubine aussehen, und daher mag es wohl auch kommen, dass selbst Kenner häufig darüber streiten, welche rothe Farbe der Rubin eigentlich haben soll. Der Engländer spricht von pigeon blood, der Rubin soll aussehen wie Taubenblut, der Franzose wiederum spricht von sang de boeuf, Ochsenblut, und giebt Steinen dieser Farbe den Vorzug; wir, die wir fern vom Edelsteinmarkt, der nun einmal in Paris und London ist, leben, haben uns noch für kein Blut irgend eines Thieres entschieden. — Die farbigen Steine werden eben so wie die Diamanten in Facetten geschliffen, nur bedürfen sie noch einer besonderen Politur zur Erhöhung des Glanzes. Während aber Diamanten immer nur in Facetten geschliffen werden, werden farbige Steine auch ohne diese nur mit einer glatten runden Wölbung nach oben geschliffen. Man nennt diese Art des Schliffes en cabochon, eine deutsche Bezeichnung hierfür ist mir nicht bekannt.* Ein Stein, der beinahe nie anders behandelt wird, ist der Opal. Der orientalische Rubin ist heute der theuerste Stein, den es giebt. Das Beiwort orientalisch bezeichnet in diesem Fall das Vaterland, es wird aber in der Juwelierspräche auch dem ohngeachtet angewandt, um einen besonderen Grad der Schönheit eines Steines zu bezeichnen. Für fehlerfreie Rubine werden geradezu Phantasiepreise gezahlt; während ein schöner Brillant von 1 Karat schon für 3—500 Mark erhältlich ist, kostet ein Rubin dieses Gewichts zuweilen 1000—1200 Mark. Steine über 3 Karat gehören schon zu den Seltenheiten, noch größere, wenn sie

* In meinem Fremdwörterb. I S. 584a habe ich als Verdeutschung aufgeführt: Edelsteine mit mugligem Schnitt, unter Hinweis auf mein deutsches Wörterbuch, aus dem (II S. 339c) ich das Folgende hier wiederhole:

„Mug(e)lig a. nicht grade, sondern gewölbtflächig, namentlich von der Bahn eines Hammers, z. B. des Spanhammers. Krünitz, Encyklopädie 21, 328 (auch ‚muchlich') und (Steinschneid.): Der muglige Schnitt (en cabochon) mit kugelförmig oder ellipsoïdisch gewölbten Flächen. Karmarsch, Technisches Wörterb. 2. Aufl. 3, 408, vgl.: Edelgesteine, die zugespitzt und zugemügelt sind, als vom Steinschneider zu geschehen pflegt." Mathesius Sarepta (19. Predigt).

Der Herausgeber.

überhaupt vorkommen, und nicht, wie es meiſtens der Fall, voller Riſſe und Flecken ſind, werden mit Gold aufgewogen. — Trotz alledem kommt der Rubin, wie auch die übrigen Farbſteine, erſt zu wahrer Geltung in Verbindung mit Diamanten, und wir finden ſie in den meiſten Schmuckgegenſtänden von Diamanten umgeben. Letztere theilen ihnen etwas von ihrem Glanze mit, für ſich allein haben ſie nicht genug Leben.

Dem Rubin verwandt iſt der Saphir, wenn er ihm auch an Werth bedeutend nachſteht: es werden eben viel mehr blaue Saphire gefunden als Rubine, und hier bewahrheitet ſich wieder das alte Geſetz von Angebot und Nachfrage. Es iſt mehr Angebot vorhanden als Nachfrage, und es kommen fehlerfreie Exemplare, auch von großem Gewicht, in großer Menge auf den Markt; ich kenne Steine bis zu 200 Karat. Trotzdem erfreut ſich der Saphir einer großen Beliebtheit und ſpielt eine Hauptrolle in jedem Schmuck. Auch hier haben ſich, was die Farbe betrifft, Liebhabereien gebildet. Die Saphire aus Birma ſind meiſtens dunkelblau und ſehen bei Lampenlicht ſatt, beinah ſchwarz aus. Dieſe Steine finden mehr Abſatz in England und Frankreich, während man bei uns eine Vorliebe für etwas hellere Steine hat, die meiſtens von Ceylon kommen und ihr Blau auch bei Lampenlicht behalten. Eine Eigenthümlichkeit des Saphirs iſt es, daſs manche Steine in dieſer Beleuchtung einen violetten Schein annehmen, ſo daſs ſie beinahe wie Amethyſte ausſehen. Sowohl im Rubin wie im Saphir findet man zuweilen gewiſſe Lichtſcheine, die man beſonders bei dem Cabochonsſchliff beobachten kann. Dieſer Schein bildet oft ſechs regelmäßige Strahlen, daher nennt man ſolche Steine Sternrubine oder Sternſaphire, weil im Innern ein Stern deutlich erkennbar iſt.

Was den Werth betrifft, ſo hätte ich eigentlich den Smaragd mit ſeiner ſchönen grünen Farbe gleich nach dem Rubin erwähnen müſſen. Er gehört aber nicht zu den Korunden, ſondern zur Gattung der edlen Beryllе; indeſſen ſind die Meinungen hierüber verſchieden, denn viele rechnen den orientaliſchen Smaragd auch zu den edlen Korunden. Die Eigenthümlichkeit des Smaragds iſt ſein leichtes, ſpecifiſches Gewicht. Diamant, Rubin und Saphir ſind beinahe doppelt ſo ſchwer, ſo daſs ein Smaragd, der z. B. ein Karat wiegt, im Vergleich zu den anderen Steinen wie ein Stein von zwei Karat erſcheint. Will man alſo, wie es für den Schmuckgegenſtand manchmal erforderlich iſt, vier Steine von gleicher Größe zuſammenſtellen, und man hat hierzu einen Brillant, der ein Karat wiegt, ſo werden Rubin und Saphir je $1^1/_4 - 1/_2$ Karat wiegen, weil ſie ſpecifiſch ſchwerer ſind, als der Diamant, während der Smaragd höchſtens $^3/_4$ Karat wiegen wird. Man nennt dies: der Stein muſtert groß, und es iſt ein Vorzug des theueren Smaragds, daſs er groß muſtert. Deſshalb ſpricht

man auch bei den anderen Edelsteinen von gestreckten Steinen, nämlich solchen, welche nicht zu viel Unterkörper haben, sondern flach sind und daher leichter wiegen, ohne dass sie aber deshalb von ihrem Feuer einbüßen dürfen. Ist ein Diamant zu flach, so wird er leicht gläsern, und die Juweliere in ihrer Räubersprache nennen einen solchen Stein „lax". Es ist dies ein wenig gebräuchliches, aber gut deutsches* Wort für matt, unbestimmt, schlaff, also ganz passend für einen Stein, der wenig Leben hat. Die wichtigsten Fundstätten des Smaragds liegen in Südamerika und Birma, dann auch in Sibirien und im Ural. Über die Farbe, die der Smaragd haben soll, herrscht kein Zweifel, er soll ein tiefes Sammetgrün haben, und Steine dieser Farbe ohne Risse, also ganz rein, stehen fast in ebenso hohem Werth wie Rubine. Grasgrüne und ins Gelblich schimmernde Smaragde werden weniger hoch bezahlt. Auch der Smaragd wird in Facetten und en cabochon geschliffen.

Eine Abart des edlen Berylls ist der Chrysoberyll oder Alexandrith, der selten ganz rein ist. Klare Steine zeigen oft ein tiefes schönes Smaragdgrün, besonders bei Tage, während, wenn das Licht brennender Kerzen darauf fällt, sie blutroth durchsichtig erscheinen. Dieser Stein ist besonders in Russland beliebt, und da Grün und Roth die Farben der russischen Flagge bilden, so verdankt der Stein seinen Namen Alexandrith wohl diesem Umstande. Er ist daher auch in Russland sehr geschätzt, und es werden dort gern 100—200 Mark per Karat dafür gezahlt.

Während die bisher betrachteten Steine nur in durchsichtigen Krystallen als Schmucksteine Verwendung finden, giebt es auch nicht krystallisierende Steine, die auch noch zu den Edelsteinen gerechnet werden. Hierhin gehört der Opal und der Türkis.

Der Hauptfundort des Opals befindet sich im Eperiesgebirge in Ungarn in Gruben, die von der Regierung verpachtet werden. Außerdem werden Opale in Mexiko und in Südaustralien gefunden. Der edle Opal soll aus einer milchweißen Substanz heraus in allen Regenbogenfarben schimmern. Man spricht von seinen Flammen, das Farbenspiel muss vorherrschend rosenroth sein, mit einem Wort, er soll „opalisieren", worunter das bunte Farbenspiel verstanden wird. Seine Form ist meistens oval, mandelförmig oder auch rund, und der Schliff ist immer rundlich „mugelich", also en cabochon. Die schönsten Opale sind die ungarischen, zwar haben auch die südaustralischen viele Flammen, aber ihre Substanz ist meistens

* genauer: ein aus dem Lateinischen ins Deutsche aufgenommenes, sich dem deutschen Gepräge bequem anschmiegendes Wort.

Der Herausgeber.

bräunlich und das Farbenſpiel zu grün. In Mexiko werden auch Opale von ſchwarzer Subſtanz gefunden. Es kommen ſehr große Exemplare zu Tage, die größten werden in der Schatzkammer des Wiener Hofmuſeums aufbewahrt. Eine hervorragend ſchöne Sammlung von Opalen mit Steinen bis zu 200 Karat befindet ſich im Beſitz der Frau Großherzogin zu Sachſen. Die Preiſe ſchwanken auch hier je nach Qualität und Größe; feine Steine bis zur Größe von 4—6 Karat koſten 80—150 Mark per Karat.

Der Türkis ſoll ein reines Himmelblau zeigen. Er iſt aber wenig beſtändig, bleicht allmählich am Sonnenlicht aus, verändert ſich leicht, zuweilen ſchon durch den Schweiß des Körpers, und wird unfehlbar zerſtört durch ſcharfe Säuren. Die orientaliſchen Türkiſen ſtammen aus Perſien aus Klüften von Trümmergeſtein. Auch der Türkis wird faſt nur en cabochon geſchliffen. In größeren, flachen, unreinen Stücken findet man oft Sprüche aus dem Koran eingeſchnitten und mit Gold ausgelegt; dieſe Steine nennt man Talisman* und ſie ſollen dem Beſitzer Glück bringen. Beim Opal herrſcht in Rußland und Polen das Vorurtheil, daſs er Unglück bringe, er findet daher in dieſen Ländern wenig Abſatz. Dagegen iſt der Türkis dort ſehr beliebt, und für alte perſiſche Steine werden Phantaſiepreiſe gezahlt. Während alle bisher erwähnten Steine nach Karaten gewogen und gehandelt werden, geht der Preis bei dem Türkis nach dem Stück; es läſſt ſich alſo keine Norm aufſtellen.

Kaum ein anderer Stein iſt ſo vielen Nachahmungen ausgeſetzt, wie der Türkis, es iſt für den Laien ſehr ſchwer, einen echten Türkis z. B. vom Zahn- oder Beintürkis zu unterſcheiden. Letztere ſind nicht von altem perſiſchen Stein, ſondern es ſind Körper organiſchen Urſprungs von blauer Farbe, die aber dem echten Türkis ſehr ähnlich ſind; und neben dieſen zirkulieren noch eine Menge künſtlicher Nachahmungen. Es werden auch Türkiſen gefunden in Amerika und beſonders in Ägypten, die unter dem Namen ägyptiſche Türkiſen zirkulieren, und von denen behauptet wird, daſs ſie noch ſchneller grün werden, als die perſiſchen. Es iſt nicht leicht, den Urſprung eines Türkis mit Beſtimmtheit feſtzuſtellen; bei vieler Praxis erhält man ein gewiſſes Gefühl dafür, das ſelten irre leitet. Es herrſcht aber ein Miſstrauen gegen Türkiſen, und es iſt daher rathſam, ſolche Steine immer nur bei einem bekannten, vertrauenswürdigen Juwelier zu kaufen. Die meiſten Orientreiſenden bringen Türkiſen mit nach Hauſe und, wie ſie glauben, zu ſehr billigen Preiſen, um ſich bei ihrer Rückkehr zu überzeugen, daſs ſie gefälſchte Steine gekauft haben.

---

* Vgl. mein Wörterb. III S. 1283 a. Der Herausgeber.

Hiermit wäre die Reihe der Ganzedelsteine erschöpft, und es würde zu weit führen, wollte ich nun noch die Halbedelsteine, deren es mehr als 100 verschiedene Arten giebt, besprechen. Dieselben haben auch mehr Interesse für den Goldschmied, da nur einige von ihnen, wie der Amethyst, der Topas, der Spinell, das orientalische Katzenauge und der Mondstein für werth erachtet worden, als Mittelstein eines Juwelenstücks zu dienen und in Brillanten gefasst zu werden. Die übrigen bekannteren Steine, wie Onyx, Jaspis, Lapis-Lazuli, Blutstein u. s. w. dienen vielfach zu Siegelringen und Manschettenknöpfen, größere Stücke in Kugelform zu Stockknöpfen und kleinen Kunstgegenständen, die dann auch wieder mit Edelsteinen verziert werden. Der Edelsteinhändler führt selten Halbedelsteine. Auch hier ist wieder der Marchand de pierres précieuses zu unterscheiden von dem Lapidaire. Bei uns findet man die Halbedelsteine vielfach in Geschäften, die zugleich die für die Juwelierkunst nöthigen Utensilien verkaufen.

Ich kann meinen Vortrag nicht schließen, ohne der edlen Perle zu gedenken, die sich schön geformt und glänzend, wie sie ihre natürliche Bildungsstätte verlässt, zum Schmuck darbietet. Direkt aus der Muschel mit anderen Perlen zusammengereiht, kann sie den Hals jeder Dame schmücken, sie bedarf nicht, wie die Edelsteine, erst eines künstlichen Schliffs, um ihre schöne Wirkung auszuüben. Auch der Perle wird schon in der Bibel gedacht; in den Sprüchen Salomonis werden die Weisheit und ein tugendsames Weib als edler gerühmt denn köstliche Perlen. Jedenfalls gehört die Perle zu dem am längsten bekannten Schmuck. In den ruhigen Theilen des Meeres wohnen die Perlmuscheln, in der Nähe der Küste, in Indien bei Ceylon, im persischen Meerbusen, im ganzen großen Ozean, im Golf von Panama und an der Küste von Westaustralien. Taucher holen die Muscheln aus dem Meeresgrund, indem sie sie mit einem Messer ablösen. Ein Taucher schafft täglich 2—3000 Muscheln an die Oberfläche. Die ersten Europäer, die die Perlfischerei betrieben, waren die Portugiesen. In der Regel werden die Muscheln der Fäulnis überlassen und dann erst ausgewaschen. Die Perle ist ein krankhaftes Erzeugnis der Muschel. Rückert fasst Dies in die schönen Worte:

„Dass sie die Perle trägt, Das macht die Muschel krank,
Dem Himmel sag für Schmerz, der dich veredelt, Dank."

Die Perle ist ein Produkt des organischen Widerstandes des Muschelthieres gegen einen fremden Eindringling. Sie ist aufzufassen als eine übermäßige Absonderung von Perlmutter an einer bestimmten Stelle, an welcher auf den Organismus ein ungewöhnlicher Reiz ausgeübt wird, der durch Eindringen fremder Körper in die Muschel entsteht, seien

es Steine, Würmer oder Sand u. dergl. Wenn ſich dieſe Eindringlinge in der Subſtanz des Mantels der Muſchel feſtſetzen, ſo entſtehen die ſchönſten, runden, ringsum freien Perlen, wenn aber der fremde Körper an der Innenfläche der Schale anliegt, ſo entſtehen Perlen, welche mit einer mehr oder weniger breiten Baſis aufſitzen, und die man im Handel mit Boutons bezeichnet. Von kleinen Perlen findet man oft bis zu 80 in einer Muſchel, während die größeren mehr einzeln vorkommen.

Die Farbe richtet ſich nach dem Inneren der Muſchel; ſie iſt entweder bläulich-weiß oder gelblich, oder, wenn am ſchwärzlichen Rande der Muſchel entſtanden, ſchwärzlich, grau und zuweilen auch ganz ſchwarz. Es giebt auch hier eine ganze Skala von Farben, und die bunten gemiſchten Perlen zirkulieren im Handel unter dem Namen Phantaſieperlen. Die ſchönſten Perlen kommen aus Indien, und man ſpricht auch hier wieder von „orientaliſchen“ Perlen, wenn man die Schönheit derſelben hervorheben will. Der Ausdruck von ſchönem, reinem Waſſer iſt von den Diamanten auf die Perlen übertragen. Das Bohren der Perlen war ſchon den alten Indern bekannt; ſie drückten die Perlen in die Löcher eines hölzernen Blockes, benetzten ſie mit Waſſer und durchbohrten ſie mittelſt eines Nadelbohrers, den ſie durch einen Bogen drehten. Ähnlich wird es auch heute noch gemacht, und dieſes, wie das Halbieren der Perlen, um halbe Perlen herzuſtellen, ſind die einzigen Manipulationen, welche von Menſchenhänden an Perlen vorgenommen werden. Beim Durchſchneiden der Perle ſieht man wie beim Baumſtamm die verſchiedenen Schichten und Kreiſe, aus denen ſie gebildet iſt. Ganz durchbohrt werden die Perlen, die man zu Schnüren braucht, wobei man ſich eines doppelt oder dreifach geflochtenen Seidenfadens bedient; nur an einer Stelle angebohrt werden Perlen, die in einem Schmuckgegenſtand gefaſſt werden ſollen, wobei man gewöhnlich einen Schraubenſtift mit Kitt verwendet.

Den höchſten Werth haben die eigenthümlich glänzenden, etwas durchſcheinenden, ſilberartig milchweißen Perlen, die meiſtens von Ceylon kommen. Wer Farben und Arten des Glanzes kennen lernen will, Der muſs ſie ſehen. Gelbliche Perlen ſind weniger geſchätzt und kommen aus dem Perſiſchen Meerbuſen, auſtraliſche Perlen haben einen erhöht weißen Glanz, es fehlt ihnen aber das eigentliche „Orient“, von dem man bei Perlen ſpricht, und die Panamaperle iſt milchweiß, matt, ohne viel Glanz. Bei Perlen ſpricht man auch von ihrer Haut: reine, glatte Haut beſitzt die Perle, wenn ſie frei von Eindrücken oder Höckern iſt. Unregelmäßige, höckerige Perlen nennt man Barockperlen und, wenn es große Stücke ſind, auch Monſtreperlen. Letztere werden weniger zum Schmuck, als in der Goldſchmiedekunſt verwendet bei Herſtellung von Nippgegenſtänden und

kleinen Figuren, wo die Perlen je nach ihrer Form dem Körper des darzuſtellenden Menſchen oder Thieres einverleibt werden. Im Lichthofe des Kunſtgewerbemuſeums findet ſich unter den aus Amerika erworbenen Silbergegenſtänden ein Pokal, der mit Barockperlen beſetzt iſt, die wie Knospen aus den ziſelierten Blättern hervortreten. Die Barockperlen ſtehen den regelmäßig geformten Perlen an Werth nach.

Auch die Perlen werden nach dem internationalen Karatgewicht gewogen, und der Handel hat ſich auch hier in der Weiſe entwickelt, daſs die Perlen ſortiert nach Größe, Farbe und Qualität angeboten werden. Der ſchönſte Schmuck iſt meines Erachtens eine ſchöne Perlenſchnur, und es iſt eine Kunſt, Halsbänder von Perlen zuſammenzuſtellen, die in Form und Farbe gleichmäßig ſind. In Paris, dem Markt auch für Perlen, bildet jene Kunſt den Erwerbszweig vieler Frauen, die ihr Auge hierzu geſchult haben, und es werden 100 bis 300 Francs für das Zuſammenflechten und Aufreihen eines Colliers gezahlt. Wenn auch die Perlen oft ſchon aufgereiht aus Indien kommen, ſo bleibt es doch dem geübten Auge des europäiſchen Juweliers überlaſſen, aus einer großen Partie diejenigen herauszuſuchen, die zuſammen paſſen, und mancher Händler hat ſchon ſeine eigenen Perlen zu weſentlich höherem Preiſe zurückgekauft, nachdem ſie durch geſchicktes Zuſammenſtellen und Aufreihen ein anderes Ausſehen gewonnen hatten.

Wegen der zahlreichen Qualitäten möchte ich von einer Werthbeſtimmung der orientaliſchen Perlen am liebſten abſehen, ihr Werth iſt in anhaltendem Steigen begriffen. Wie beim Diamanten iſt auch eine ſtarke Progreſſion des Preiſes mit dem Anwachſen des Gewichts verbunden. Wenn eine Perle von 1 Karat heute 80 bis 100 Mark werth iſt, ſo koſtet eine ſolche von 2 Karat gleicher Qualität ca. 400 Mark, von 4 Karat 12—1500 Mk. Runde Perlen über 5 Karat gehören ſchon zu den Seltenheiten, größere Exemplare kommen am häufigſten in Birnenform vor. Schwarze Perlen ſind ſelten und es gelten Liebhaberpreiſe dafür.

Große berühmte Exemplare ſind weniger bekannt, als bei den Diamanten. In Spanien hatte man im 16. Jahrhundert eine Perle, die unter dem Namen „Peregrina“, die Fremde, Unvergleichliche, berühmt war; ſie war birnenförmig, in der Größe eines Taubeneies, und man reiste nach Sevilla, um ſie zu ſehen. Sie iſt heute im Beſitze des ruſſiſchen Fürſten Youſſupoff. Die Süßwaſſerperle verhält ſich zur orientaliſchen Perle wie der Halbedelſtein zum Ganzedelſtein. Am bekannteſten ſind die Elſterperlen und die Schottenperlen, die in den Fluſsperlmuſcheln gefunden werden. Den Fluſsperlen fehlt der orientaliſche Glanz, ſie ſtehen daher in geringem Werth; jedoch werden für regelmäßige ſchöne Schottenperlen anſehnliche Preiſe gezahlt.

Ich kann nur zum Schluſs meinen früheren Kollegen wünſchen, ſie möchten recht viele Edelſteine und Perlen verkaufen, denn ein großer Bedarf an Juwelen iſt immer ein untrügliches Zeichen für den Reichthum und das Wohlergehen eines Landes.

Ein Hühnerhund wird zu kaufen geſucht.

(ſ. S. 12 ff.)

Herr Alfred Bauer in Paris ſchreibt mir in Bezug auf Herrn Ipſen's Aufſatz das Folgende:

„Der Artikel von Ipſen hat mir viel Kopfzerbrechen verurſacht. Wenn man ins Franzöſiſche überſetzen wollte, ſetzte es etwas ungemein Komiſches ab: un chien est cherché à acheter, — il est cherché un chien à acheter. Klar iſt, daſs das eigentlich grammatiſche Objekt von kaufen das Wort Hund iſt: on cherche à acheter un chien. Dem Sprechenden aber ſchwebt ein Objekt ſowohl zu kaufen wie auch zu ſuchen vor: man ſucht einen Hund — und: man will einen Hund kaufen. Aber die vom Geſichtspunkt der Logik aus mit Recht beanſtandete Wendung findet ſich doch — namentlich in Anzeigeblättern — ſehr häufig. Könnte man nicht dieſen Widerſtreit zwiſchen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit durch eine Art Attraktion erklären, wie ſie auch in andern Sprachen vorkommt und wie ſie in dieſem Falle durch den Umſtand begünſtigt wird, daſs im weiblichen und ſächlichen Singular und im Plural aller drei Geſchlechter Nominativ und Accuſativ zuſammenfallen?“

Darauf hätte ich Folgendes zu erwiedern:

Meiner Anſicht nach ſollte man einem einreißenden oder ſchon eingeriſſenen Miſsbrauch entſchieden entgegentreten, um ihn nicht weiter um ſich greifen zu laſſen, ſondern ihn zunächſt zurückzudrängen und allmählich aus dem Gebrauch zu verdrängen. In dieſem Sinne habe ich gleich in dem erſten Hefte des erſten Jahrganges dieſer Zeitſchrift S. 33–37 einen Aufſatz veröffentlicht mit der Überſchrift:

Ein auch bei guten Schriftſtellern nicht ſelten vorkommender grober Fehler wider die Sprachlehre

und mit dem Wahlſpruch aus Goethe:

Der Irrthum wiederholt ſich immerfort in der That; deſswegen muſs man das Wahre in Worten unermüdlich wiederholen.

Der „grobe Fehler“, gegen den ich damals meine Warnung richtete, war die Weglaſſung des Dativ-n in Verbindungen wie: „aus (oder in) aller Herren Ländern“

und ich glaube kaum zu irren, wenn ich ausſpreche, daſs ſeit jener erſten und dann von Zeit zu Zeit wiederholten Warnung das falſche:
aus (in ꝛc.) aller Herren Länder
freilich durchaus noch nicht ganz aus dem Gebrauch verſchwunden, aber doch weſentlich zurückgedrängt iſt, weil eben das Fehlerhafte darin Vielen zum Bewuſſtſein gekommen iſt.

Man vergleiche damit, was ich ebenfalls in dem 1. Jahrgang der Zeitſchr. (S. 328/9) über einen „Fehler bei Satzverkürzungen im Infinitiv mit ‚zu'" geſagt, welcher Fehler durch das Zuſammenfallen in der Form der Participien bei den ſogenannten Hilfszeitwörtern mit dem Infinitiv veranlaſſt und ſo auch zu erklären, vielleicht auch zu entſchuldigen, aber doch keinesfalls zu rechtfertigen und gut zu heißen iſt, ſelbſt nicht durch den Vorgang eines Sprachkenners wie Jakob Grimm, der geſchrieben hat:

„Doch nicht einmal aus ihrer [der mittelhochdeutſchen Dichtungen] Fülle ſcheinen alle grammatiſchen Entdeckungen von Gewicht müſſen hergeleitet zu werden"
ſtatt: hergeleitet werden zu müſſen ꝛc. und vieles Ähnliche.

Um nun aber auf den Satz in der Überſchrift zurückzukommen, ſo möchte ich aus meinem Aufſatz in dem 2. Jahrgang dieſer Zeitſchrift mit der Überſchrift: „Über das Paſſiv der Zeitwörter ſuchen und verſuchen, ſo fern davon ein Infinitiv mit zu abhängt" (S. 240 ff.) wenigſtens das Folgende (auf S. 242) wiederholen:

„Ich ſuche einen ſchönen, großen Garten, nicht zu kaufen, ſondern zu miethen, — paſſiviſch: Es wird von mir ein ſchöner großer Garten nicht zu kaufen, ſondern zu miethen (vgl.: nicht zum Kauf, ſondern zur Miethe) geſucht."

In dieſem Satz iſt der Accuſativ: einen ſchönen großen Garten das unmittelbar von ſuchen abhängige Objekt, das ſprachrichtig bei der Umwandlung ins Paſſiv zum Subjekt im Nominativ wird. Dergleichen Beiſpiele mögen mit zur Erklärung und vielleicht auch zur Entſchuldigung für Sätze dienen wie: „Ein Hühnerhund wird zu kaufen geſucht"; aber ſprachrichtig iſt ein ſolcher Satz nicht; wer ſich denk- und ſprachrichtig ausdrücken will, wird im Aktiv ſagen:

Ich ſuche — oder: der Unterzeichnete (oder man) ſucht, einen im 3. Felde ſtehenden Hühnerhund zu kaufen
und hier die Umwandlung in die nicht ſprachübliche paſſiviſche Wendung unterlaſſen, die ſprachrichtig (aber allerdings nicht ſprachüblich) wenigſtens lauten müſste: Es wird (von mir) gefucht, einen Hühnerhund zu kaufen.*

* S. in meinen Hauptſchwier. unter dem Titelkopf: „Eintheilung der Zeitwörter" Nr. 7 (S. 129b) andere Fälle, in denen die Umwandlung ins Paſſiv unüblich iſt, z. B.: „Die Sache nimmt ihren ruhigen Gang, Verlauf, eine andre Wendung" u. ſ. w.

Es gilt hier Ähnliches, wie Das, was ich in den Hauptſchwier. S. 328 ff. (ſ. o.) gegen einen Satz aus der „Gegenwart“ geſagt habe, der lautet:

„Dann thut es mir leid, Sie einen ſonderbaren Schwärmer genannt zu haben, haben nennen zu müſſen.“

Meine Bemerkung dazu lautet:

„Hier hat ſich der Schreiber durch die Infinitivform des Particips müſſen (ſtatt gemuſſt) und die Stellung im unverkürzten Satze verführen laſſen. In dieſem kann es nicht bloß heißen, ſondern heißt es gewöhnlich:

Dann thut es mir leid, daſs ich Sie einen ſonderbaren Schwärmer genannt habe, habe nennen müſſen — ſtatt: nennen gemuſſt habe, aber müſſen iſt und bleibt hier immer ein Particip, vor welches das allein dem Infinitiv als Begleiter gebührende zu nicht geſetzt werden darf. Wollte der Schreibende nicht (was ſtiliſtiſch in derartigen Fällen immer den Vorzug verdient) die Satzverkürzung vermeiden, ſo müſste er wenigſtens ſprachlich richtig ſetzen:

„Dann thut es mir leid, Sie einen ſonderbaren Schwärmer genannt zu haben, nennen gemuſſt zu haben ꝛc.“

Ähnlich muſs ich zum Schluſs von dem uns hier beſchäftigenden Satze ſagen: „Ein guter Hühnerhund wird zu kaufen geſucht“ — kommt vor: aber ſprachrichtig und nachahmungswerth iſt die Wendung nicht — ſtatt: Man ſucht einen guten Hühnerhund zu kaufen.

Falſcher Gebrauch eines Particips.

Vor dem fehlerhaften Gebrauch eines Mittelwortes, das unabhängig in einem Satze ſteht, ohne ſich auf deſſen Subjekt zu beziehen, iſt oft und viel gewarnt.

Ein ſehr auffälliges Beiſpiel dieſes Fehlers findet ſich in E. Wertheimer's Buch: „Die drei erſten Frauen des Kaiſers Franz“ (Leipzig, Duncker und Humblot), wo er von der dritten Frau ſchreibt:

„Es war ſchwer, mehr Grazie und mehr Liebenswürdigkeit mit mehr Bildung und Urtheilskraft zu vereinen. Beſtochen von ihrer Lieblichkeit und Anmuth, wie von dem Zauber ihrer Unterhaltung, erweckte ſie, wo immer ſie erſchien, Gefühle des Entzückens und der Begeiſterung. Goethe hat ihr ſein ganzes Leben hindurch ſchwärmeriſche Hingebung bewahrt ꝛc.“

Das hervorgehobene beſtochen kann ſich nach den Regeln der Sprachlehre nur auf das Subjekt des Satzes, ſie, d. i. die dritte Gemahlin des Kaiſers Franz beziehen; aber Das hat offenbar der Verfaſſer nicht ſagen

wollen, ſondern vielmehr, daſs ſie in den von ihrer Lieblichkeit und Anmuth, wie von dem Zauber ihrer Unterhaltung Beſtochenen (worunter z. B. unter Andern auch Goethe gehörte) — wo ſie auch immer erſchien — Gefühle des Entzückens und der Begeiſterung erweckte.

Ich habe geglaubt, dieſem Satz als einem vor dem gerügten Fehler eindringlich warnenden Beiſpiele hier in der Zeitſchrift einen Platz einräumen zu müſſen.

Der Marſchallſtab.

Ein Roman aus dem Bergiſchen. Von W. Schulte vom Brühl. (Vom Fels zum Meer XIII S. 441 ff.)

1. „Minna, die Köchin, ſaß auf einem Stuhl, einen Kumpf Kartoffeln auf dem Schoße. Sie ſchälte ſie ſorgſam, kitſchte geſchickt mit der Spitze ihres Häppchens, des ſcharfen Küchenmeſſers, die Augen aus den Erdäpfeln und ließ dieſe dann, einen nach dem andern, mit einem lauten ‚Plumps‘ in den neben ihr ſtehenden mit Waſſer gefüllten Eimer fallen.“ S. 442a/b.

Bei dieſem „Roman aus dem Bergiſchen“ iſt es meine Abſicht, die Aufmerkſamkeit der Leſer namentlich auch auf die mehr oder minder mundartlichen Ausdrücke hinzulenken; doch werde ich der Kürze halber ſie meiſt — ſo weit die Bedeutung aus dem Zuſammenhang klar iſt — nur durch geſperrten Druck hervorheben, ohne im Einzelnen anzugeben, wie weit die Ausdrücke in meinem Wörterbuch und deſſen Ergänzung bereits Aufnahme gefunden oder noch nachzutragen ſind. Nur ausnahmsweiſe verweiſe ich hier zu Anfang für Häppchen (als Küchenmeſſer ſ. auch Nr. 4) auf mein Wörterb. I S. 741c und 765c unter Hippe = Gärtner-, Winzermeſſer mit gebogener Klinge ꝛc. (Dem Worte Hippe in der Bedeutung „Ziege“ ebd. werden wir weiter unten begegnen, ſ. Nr. 20, 29.) Das Zeitwort kitſchen für das Ausſtechen der Kartoffelkeime fehlt noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 303b, wo es nur in der Bedeutung des Hinhuſchens und namentlich als Malerausdruck (ſ. auch Zeitſchr. VIII S. 127/8 Nr. 37 in Telmann's Roman: „Unter römiſchem Himmel“ Nr. 35) aufgeführt iſt. Derartige Hinweiſe werden, wie geſagt, im Folgenden meiſt übergangen werden, indem ich es im Allgemeinen dem Nachſchlagen in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. überlaſſe.

2. „Wie er nun jetzt ſo am Sprungherd ſtand und die Lampe auf der erkalteten Platte niedergeſetzt hatte ꝛc.“ S. 442b. Ob hier unter Sprungherd eine beſondere Art von Sparherd (ſ. d. u. Kochherd) zu verſtehen ſei und welche, wüſste ich nicht zu ſagen und würde für eine freundliche Belehrung dankbar ſein.

3. „[Er] holte dann von der Wand einen Rapier, der ꝛc.“ . . . Er hing [hängte] den Rapier wieder an ſeinen Ort. S. 443a, als ein weiterer Beleg für das männliche Geſchlecht von Rapier (ſ. mein Wörterb. II S. 640a) neben dem gewöhnlichen ſächlichen.

4. „Angeödet von der Nüchternheit der Geſchäftsräume.“ S. 443a.

5. „Sie müſſen Sich die Fabrikation [der Meſſerſchmiede ꝛc.] recht ordentlich anſchauen und . . . dabei ſehen, wie hier in der Schmiede ein Patentkropf ans Meſſer geſchmiedet, dort im Schleifkotten [ſ. Nr. 10 und 19] eine Klinge gepliestert [ſ. Nr. 16], wie eine Schere genietet und ein Häpchen [ſ. Nr. 1] gereibet wird.“ S. 443b.

6. „Kanzle nur ſo weiter; denn hübſch zu ſchreiben iſt etwas von dem Wenigen, das du verſtehſt . . . Das Buchſtabenmalen . . . Hoffentlich wirſt du auch bald lernen, etwas flüſſiger zu ſchreiben.“ S. 444b — vgl.: Kanzleiſchrift. — „Der auf Seidenpapier oft recht klatſchig kopierten Korreſpondenz.“ ebd.

7. „Wenn er zugleich mit Amſel, Droſſel ꝛc. — als Frühlingsbote anſchwirrte“ [ſchwirrend angeflogen kam]. S. 445a.

8. „Als die Mutter . . . erſchien, um . . . dem Sohne auf einem Teller ein ‚Zehnührchen‘ zum Imbiſs zu bringen.“ S. 445a [das um 10 Uhr Morgens zu genießende Frühſtück].

9. „In naturgetreuen Farben kolorierte er alsdann die Zeichnungen und hinterlegte den Grund . . . kräftig mit ſchwarzer Tuſche.“ S. 446a.

10. „In einem ein Stündchen Weges entfernten Schleifkotten“ [ſ. Nr. 3] S. 446a.

11. „Dem Zwang des Komtoirdienſtes, den er am erſten Tage ſchon in ſeiner ganzen Nüchternheit durchkoſtet hatte.“ S. 446a.

12. „Die um die Weihnachtszeit auftauchenden aus Mürbteig gebackenen Nikolaſſe mit ihren irdenen Pfeifen und den aus Korinthen beſtehenden Augen.“ S. 446b.

13. „‚Da trinkt einmal von dem Klaren!‘ Ich danke, ich trinke keinen Schnaps.“ S. 446b.

14. „He kallt plattdütſch mit der hudütſchen Tong. Sprecht nur, wie Ihr es gewohnt ſeid. Wir verſtehen auch Hochdeutſch.“ S. 447a.

15. „Ihr ſeid mir zu kniſtig“ [geizig, knauſerig] S. 447a, vgl.: „Ein Kerl, der aus Kniſterei keinen Schoppen zahlt.“ ebd. b.

16. „Eine Plieſterſcheibe aus Holz, mit Leder bezogen, ruhte ſich dort von ihrer Dreharbeit aus.“ S. 447a, ſ. Nr. 5.

17. „Des Büchleins Titel lautete: ‚Wie ein großer Sünder das Heil erwarb. Schriften der Wupperthaler Traktatgeſellſchaft.‘ Der Feine

da drinnen hat dich wohl in die Lehre genommen?“ —, ſ. über die Bezeichnung: „die Feinen“ für Pietiſten mein Wörterb. unter fein Nr. 11.

18. „Wir halten ihn [den Otter] zum Spaß noch ein paar Tage gefangen, dann ſchlagen wir ihn vor den Deez [Kopf] und verkaufen das Fell in Solingen.“ S. 447b.

19. „Ehe es einer von den Teufels merkt . . . Die ekligen Kerls im Kotten [ſ. Nr. 5]“ S. 448a.

20. „Wo eine weiße Ziege weidete. ‚Ich laſſe hier unſere Hippe [ſ. Nr. 1] freſſen.‘“ S. 448a.

21. „Er wundert ſich wahrſcheinlich, daſs Ihr nicht mehr ſo toll auf dem Gebühn herumſpektakelt“ [Raum unterm Dachboden] S. 448b.

22. „Eine Flaſche auserleſenen Winkler Haſenſprungs [Wein] . . . Solche Pichelei geſtattete er ſich . . . Ein feines Gabelfrühſtück mit einer guten Burgunderin einzunehmen.“ S. 498a.

23. „Selbſt die heimatlichen ‚Kiweſtüter‘ verleugnete er in der ſchönen Weltkurſtadt und zwang ſeinen Hals in einen modernen Stehkragen.“ S. 498.

24. „Von dem heimiſchen Puffertskuchen“ S. 499a [Art Auflauf].

25. „Daſs Sie bei mir mit Ihren Vorwitzigkeiten kein Glück haben“ S. 499b.

26. „Da wäre es doch wirklich ſehr nett von dir, wenn du etwas hülfeſt.“ S. 500a/b, ſ. über den Konjunktiv des Imperfekts von helfen, Hauptſchwier. S. 193a.

27. „Über der Packſtube befand ſich der Kiſtenſöller.“ S. 500b.

28. „Er klaubte dann aus der Weſtentaſche ein kleines Röllchen Primtabak hervor, von dem er auf der Hobelbank mit einem Beitel ein Stückchen abſtach . . . Man ſuggelt es ja nur aus . . . Der Tabak priemt.“ S. 500b/1a.

29. „Und dem Pitter ſein Vater, der Strauhannes, handelt mit Strau für die Hippen [ſ. Nr. 1]. Er wohnte im Weidenhüsken.“ S. 501b.

30. „Das, was tüchtig und gut in dem Geköch iſt, Das ſchwimmt als Fettauge bald wieder obenauf.“ S. 501b.

31. „Großes Blotſchenlaufen der Jünglinge, Jungfrauen und Kinder. Hauptpreis: Jünglingsrennen ein Ferkel ꝛc. . . .
Manch Einer krötſcht op der Nos heröm
Und ſchleit [ſchlägt] em Gras ’nen Tummeleut [Purzelbaum, fallend],
Verliert de Blotſchen und flogt [flucht] un ſchreit.“ ꝛc.,
ſ. über Blotſchen Nr. 34 und 35. (Schluſs folgt.)

Über das Wort „abſetzen“.

Über dies in der Rechtsſprache in der Verbindung: „ein Urtheil abſetzen“ vorkommende Zeitwort ſ. hier in der Zeitſchrift VII S. 295 den Aufſatz vom Reichsgerichtsrath Daubenſpeck.

Der Reichsgerichtsrath O. Bähr hatte die Verbindung als „nicht richtiges Deutſch“, ſondern nur als „Juriſten-, insbeſondere preußiſches Juriſtendeutſch“ bezeichnet und hinzugefügt:

„Im gewöhnlichen Deutſch ſagt man: ein Urtheil wird abgefaſſt oder aufgeſetzt. Schiebt man nun beide Wörter in einander, ſo erhält man ab-geſetzt. Jedenfalls ſollte, wenn einmal mit dem Juriſtendeutſch aufgeräumt werden ſoll, auch dieſes unverſtändliche Wort auf den Index geſetzt werden.“

Daubenſpeck giebt zu, daſs das Wort in dieſem Sinne der preußiſchen Rechtsſprache angehöre und daſs es vielleicht beſſer ſei, davon keinen weitern Gebrauch zu machen, aber er bezeichnet die ſchon ſehr alte Verbindung als durchaus „ſprachlich richtig gebildet“, von dem ſinnverwandten „aufſetzen“ dadurch unterſchieden, daſs darin zugleich „die Erledigung der Angelegenheit angedeutet“ ſei, und ihm ſchließt ſich der Herausgeber an, indem er auf ſein Wörterbuch verweiſt, worin es unter abſetzen heißt:

„Rechtsſprache: mit den Satzſchriften abſchließen (zum Urtheil).“

Zur Erklärung der fraglichen Verbindung möchte ich unmaßgeblich ein Scherflein beiſteuern. Es bieten ſich dafür zwei Wege dar:

Abſetzen kann einerſeits mit Geſetz, Satzung zuſammenhängen (vgl. Grimm, Von der Poeſie im Recht. Zeitſchr. für geſchichtliche Rechtswiſſenſch. II S. 30), alſo: die Gründe ſetzen, beſtimmen; es kann aber andrerſeits auch das Abſetzen eine lediglich räumliche Bezeichnung ſein. „Einen Abſatz machen“ iſt für jeden Abſchreiber ein Ausdruck, gegen den der Vorwurf eines „Provinzialismus“ nicht erhoben werden kann. Nach der Erzählung des Thatſächlichen (des Thatbeſtandes) folgen die Entſcheidungsgründe. Ihr Beginn wird durch einen Abſatz gekennzeichnet. „Abſatz“ oder „Abſetzen!“ lautet die Weiſung des Richters an den Schreiber, dem er das Urtheil in die Feder ſagt (Sanders, Verdeutſchungswörterb. im Wort „diktieren“). So könnte man zu der Wendung: „die Gründe eines Urtheils abſetzen“ gelangen.

Berlin. Kammergerichtsrath Hugo Keyßner.

Zur Stellung im Satze.

Hierzu möchte ich folgende Sätze aus der National-Ztg. der Beurtheilung der Leſer unterbreiten:

1. Im Jahrgang 46 heißt es in Nr. 217 in einer der so lehrreichen Mittheilungen des leider zu früh verstorbenen G. van Muyden:

„Zwar ersetzt er [der elektrische Strom], wie gefordert wird, die bisherigen Hilfsdampfmotoren noch nicht sämmtlich," wofür ich als Änderung vorschlagen würde: „Zwar ersetzt er noch nicht, wie gefordert wird, die bisherigen Hilfsdampfmotoren sämmtlich."

2. In derselben Nummer schreibt H. L. in einem Aufsatze über eine neue Biographie Gaspard's v. Coligny:

„Da wenig auf die Würdigkeit zum geistlichen Amt gesehen wurde, so erhoben sich überall Klagen über die Pflichtvergessenheit der Kleriker. Allein hieran trug nicht bloß das Konkordat Schuld; denn schon um 1500 ist eine ganze Reihe von Beispielen sittlicher Anstöße, welche die Geistlichkeit gegeben, zu erweisen. Roheit und Raufluft, Trunk und Unkeuschheit erscheinen nicht bloß in den Klagen der Moralisten oder der Gegner; allgemein ist die Klage über schreiende Unwissenheit."

Der Schlußsatz sollte doch wohl lauten: „Nicht bloß Roheit und Raufluft . . . erscheinen in den Klagen der Moralisten oder der Gegner; allgemein ist die Klage über schreiende Unwissenheit."

3. In Nr. 221 lesen wir:

„Haarsträubende Fälle . . ., in welchen die . . . Polizeibeamten theils gegen Angeklagte und Zeugen die ausgesuchtesten Martern zur Erpressung von Geständnissen angewandt, theils willkürlich freisprechende Richtersprüche umgestoßen haben sollen."

Hier würde das hervorgehobene willkürlich, das der Leser im ersten Augenblick zu dem unmittelbar darauf folgenden freisprechende ziehen könnte, wohl deutlicher und besser vor umgestoßen gesetzt sein.

4. In Nr. 495 schreibt Kurt Grottewitz:

„Zwar ging er [Rathke] natürlich von einem einzelnen Organe aus, suchte dasselbe in seiner Entwicklung vom Ei-Stadium des Thieres bis zum voll entwickelten Organismus zu verfolgen; allein tiefere Aufschlüsse über die Bedeutung dieser Organe waren, wie er wusste, doch erst zu erlangen, wenn man ein Organ bei einer großen Anzahl anderer Thierarten eben so beobachtete und dann diese Beobachtungen mit einander verglich. Erst dann konnte man ja sehr oft die Bedeutung eines Organs verstehen."

Der Schlussatz lässt in dieser Stellung dem Wortlaut nach kaum eine andere Deutung zu, als: Erst dann konnte man ja sehr oft (wenn auch nicht immer) die Bedeutung eines Organs erkennen. Der Vf. hätte meiner Ansicht nach für die von ihm auszusprechenden Gedanken etwa die Stellung wählen sollen:

Sehr oft konnte man ja erst dann die Bedeutung eines Organs erkennen.

Ein Brief an den Herausgeber.

Von Dr. A. Landau in Wien.

Wien, 21. Mai 1894.

Hochgeehrter Herr Professor!

Gestatten Sie mir, Ihnen eine kleine Nachlese von vereinzelten Bemerkungen mitzutheilen, die sich mir bei Durchsicht des 7. Jahrganges Ihrer Zeitschrift ergeben haben.

S. 61. „Feinputzerei" bedeutet in Wien kein Putzgeschäft; und eine „Feinputzerin" ist keine Putzmacherin, sondern eine Feinwäscherin, eine Blanchisseuse de fin. Kragen, Manschetten u. dgl. werden in Wien nicht „gewaschen", sondern „geputzt".

S. 71, 12. Als Seitenstücke zu den „gräulichen Wörtern" Freibühnist und Rosist möchte ich anführen die „radistischen Arbeiten" (für Radirungen oder Radirer-Arbeiten) von denen v. B. (Berlepsch?) in der Beilage der Münchener Allg. Ztg. vom 16/12 1893 spricht und das in der österreichischen Militärsprache jüngst aufgetauchte „Geniest" (Offizier oder Soldat der Genietruppe), bei dem noch das Räthsel zu lösen ist, warum der Erfinder, der dieses schöne Wort offenbar nach Infanterist, Kavallerist u. dgl. gemodelt hat, das End-e, das die Musterwörter abgeworfen haben, beibehalten hat.

S. 105, 6. Zu dem Ausdruck „beim Schock" verweisen Sie auf das englische by three scores. Läge es nicht ebenso nahe, an die zahlreichen Verbindungen von bei mit Pluraldativen und Zahlwörtern (wie bei Paaren, bei Dutzenden, Tausenden u. s. w.) zu denken, für welche das Grimm'sche Wörterbuch I, 1354, 13 zahlreiche Belege von Luther bis Goethe bietet?* Es ist wohl nicht allzu gewagt, in diesem „beim Schock" einen Nachklang aus einer (mitteldeutschen?) Mundart zu vermuthen, in welcher ähnliche Wendungen noch vorhanden sein könnten.

Zu S. 337. Einen unrichtigen Dativ der Apposition citiert Socin im Litteraturblatt für german. und roman. Philologie 13, 377 aus einer Freiburger Inaugural-Dissertation von 1891: Die Sprache des jungen Herder von Theod. Längin: „. . . kommt er auf die Sprache zu sprechen, als der Grundlage der Litteratur."

---

* Da es sich a. a. O. um eine Entlehnung aus der Illinois Staats-Zeitung handelt, so lag es doch wohl am nächsten, auf das englische by three-scores zu verweisen.
Der Herausgeber.

Zu „unterſchreiten", S. 338 und 478 (das, nebenbei bemerkt, im abecelichen Inhaltsverzeichnis fehlt) habe ich einen bezeichnenden Beleg nachzutragen: „Das Überſchreiten oder Unterſchreiten einer als zuläſſig erkannten Papierdicke wird durch Stifte . . . markiert." Techniſche Briefe. Beilage der Münchener Allg. Ztg. vom 16/1, 1894.

Das „dichtbeſiedeltſt" S. 343, 2 giebt mir Anlaß auf einen Superlativ zu verweiſen, den ich weder in Ihrem, noch im Grimm'ſchen Wörterbuche und auch nicht in den Hauptſchwier. gefunden habe: „Die edelgeborenſten Jungfrauen" in Wielands Krates und Hipparchia (Werke, Leipzig 1839—40. 21, 119.)

Unter den „Eleſantenbeinen der Billards" S. 376, 1 ſind meines Erachtens nicht die elfenbeinernen Bälle, ſondern die Beine oder Füße der Billards zu verſtehen, deren Plumpheit damit gekennzeichnet werden ſoll.

„Verglich" S. 396, 22 iſt mir nicht als öſterreichiſch bekannt und dürfte nur ein Druckfehler für Vergleich ſein.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenſter

Dr. A. Landau.

Ein Spaziergang im Speſſart. Von H. Uhrberg.

(Sonntags-Beilage Nr. 16 und 17 zur Nat.-Ztg. 1894.)

1. „Bevor ich von dem anmuthigen und hiſtoriſch intereſſanten [vgl.: geſchichtlich beachtenswerthen] Städtchen Abſchied nahm, beſtieg ich, um mir das Bild ſeiner Lage und Umgebung vor Augen zu führen, nach Durchſchreitung des Ortes, den rechts von der Straße liegenden Valentinsberg mit dem Kapellchen des heiligen Valentin, von dem aus man einen bequemen Überblick über Stadt und Landſchaft genießt."

Sprachlich tritt hier nicht klar und unzweideutig hervor, auf welches der drei vorangehenden Hauptwörter das hervorgehobene bezügliche Fürwort dem bezogen werden ſoll, ob auf den Valentinsberg oder auf das Kapellchen oder endlich auf den heiligen Valentin ſelbſt, man vergleiche im 7. Jahrgang der Zeitſchr. S. 143—145. Ganz beſtimmt und unzweideutig hätte der Vf. etwa ſchreiben können: „Beſtieg ich . . . den einen bequemen Überblick über Stadt und Land gewährenden, rechts von der Straße liegenden Valentinsberg ꝛc."

Es wird vergönnt ſein, hier gleich aus derſelben Nr. der Sonntags-Beilage, aus einem Aufſatze von Dr. Johannes Müller-Liebenwalde den folgenden Satz anzureihen:

„Das Staunen ob dieſer Entdeckung war groß, da die Präriehunde, Bewohner ebener Gelände Nordamerika's, die zwiſchen Zieſel und Murmelthier ſtehen, von Figur unſerm Meerſchweinchen nicht unähnlich, ausgemachte Pflanzenfreſſer ſind."

Hier wird allerdings jeder denkende Leſer das hervorgehobene die nicht auf die unmittelbar davor ſtehende Mehrzahl Gelände beziehen wollen, ſondern ſich ſagen, daſs der Verfaſſer es nur auf die Präriehunde oder Bewohner kann bezogen wiſſen wollen; aber trotzdem werden doch viele Leſer einen ſprachlichen Anſtoß in der gewählten Stellung finden und vielleicht wird der Vf. ſelbſt eine Änderung wie die folgende als Verbeſſerung anerkennen:

„da die zwiſchen Zieſel und Murmelthier ſtehenden, von Figur unſerm Meerſchweinchen nicht unähnlichen Präriehunde, welche ebene Gelände Nordamerika's bewohnen, ausgemachte Pflanzenfreſſer ſind."

Andere ähnliche Beiſpiele bleiben einer gelegentlichen ſpätern Mittheilung vorbehalten.

2. „Es liegt in dieſer nicht durch fremdartige Elemente, Felspartien oder dergleichen geſtörten Reinheit und Ungebrochenheit des Laubwaldes eine ruhige Kraft und Fülle, die ſich mit Nichts vergleichen läſſt."

Zu dem hervorgehobenen Worte möchte ich auf mein Wörterb. I S. 204b und Ergänz.-Wörterb. S. 100c ff. verweiſen, wo ſich Belege nicht nur für Gebrochenheit und Ungebrochenheit finden, ſondern auch für Abgebrochenheit (bei Heine auch in der Mehrzahl), Niedergebrochenheit, Ununterbrochenheit und Zerbrochenheit, vgl. auch in der Bibel-Überſetzung von 1466 in der Stelle Römer 2, 7: „Ehre und vnzerbrochenkeit", wofür es bei Luther „unvergängliches Weſen" heißt und z. B. bei van Eß: „Unſterblichkeit".

Irre ich nicht ſehr, ſo fällt durch eine derartige zuſammenfaſſende Behandlung des innerlich Zuſammenhängenden auf alles Einzelne ein helleres Licht, als es ſich bei einer rein und ſtreng abecelichen Auseinanderreißung des Zuſammengehörigen erreichen läſſt.

3. „Die Inwohner ernähren ſich hauptſächlich durch Holzarbeit", vgl. über dieſe Form ſtatt der allgemein üblichen Einwohner mein Wörterb. III S. 1652c und Ergänz-Wörterb. S. 649c.

4. „Beinahe eine Viertelſtunde gebrauchte ich, um das langgeſtreckte Dorf zu paſſieren" [zu durchſchreiten], wofür ich das einfache brauchte vorziehen würde, ſ. mein Wörterb. I S. 199a.

5. (Nr. 17) „Das . . . Jagdſchloſs . . . mit dem ſchrägbalkigen Treppenhauſe" — hier aufgeführt als Nachtrag zu den in meinem Wörterb. I

S. 72b und Ergänz.-Wörterb. S. 34c beispielsweise verzeichneten Zusammensetzungen von balkig (und bälkig).

6. „Nach etwa 20 Minuten kamen wir an einem Waldsprung und dann zu einer Lichtung ꝛc.“ Zahlreiche Zusammensetzungen von Sprung finden sich in meinem Wörterb. III S. 1158c – 1159b und weitere in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 499c; aber das hier hervorgehobene Wildsprung findet sich darunter nicht und doch hätte es nicht fehlen sollen, da es wohl einer besondern Erklärung bedarf, wobei ich zugleich auch für eine allerdings aufgenommene Zusammensetzung eine übergangene Bedeutung nachzutragen habe. Wildsprung bezeichnet hier nämlich Dasselbe wie das weidmännische Übersprung, worüber es z. B. in Hartig's Lexikon für Jäger ꝛc. (2. Aufl. 1861) S. 554 heißt:

„Übersprung ist eine niedrigere Stelle in Zäunen oder Hecken, über die Wild zu einer verdeckten Fallgrube einspringen soll, s. auch Einsprung“ [auch in meinem Wörterb. unter Nr. 2, mit Belegen aus Laube und Winkell].

Ich füge hierzu für Übersprung (wofür ich in meinem Wörterb. nur Belege in der Bedeutung eines sprunghaften Überganges gegeben habe) zur Vervollständigung noch die folgenden Belege aus älteren weidmännischen Schriften, und zwar buchstäblich in der veralteten Schreibweise.

„Neues und wohl eingerichtetes Forst-, Jagd- und Weidewercks-LEXICON . . . von Johann August Großkopff, der Kayserl. freyen Reichs-Stadt Mühlhausen mit bestallter Forst- und Jagd-Bedienter in Saalfeld. Langensaltza, 1759 bey Johann Christian Martini“
lautet der Titel des Buches, worin es auch S. 321/2 heißt:

„Überspringe, es werden offtmahls bei einem Jagen zum plaisir weisgeschälte Stangen auf dem Lauffte gegen den Leib-Schirm auf Fähle geschlagen, damit die vorgejagten Hirsche im vorbey lauffen allda übersetzen und einen Sprung thun müssen, welches lustig anzusehen und der Herrschaft ein Vergnügen macht, zumahlen wenn sie während dem Übersetzen gefället werden, heißt ein Übersprung.“

Damit stimmt dem Inhalte nach Christian Wilhelm von Heppe in der zweiten Auflage seines „einheimisch- und ausländisch-wohlredenden Jägers“ (Regensburg, 1779) überein, woraus ich deßhalb nur die Anmerkung herſetze:

„Not. Wenn die Hauptjagen nicht lange stehen dörfen, geben die Übersprünge einen Spaß, indem der Hirsch immer übersetzen muß; allein wenn das Wild müde und matt, stürzet es bey den Übersprüngen, ja setzet auch wohl gar nicht über.“

Aber Heppe führt noch eine weitere weidmännische Anwendung an:

„Überſprünge, werden genennt:
Der Sprenkel zum Vogelfangen."

Dieſer Vervollſtändigung meines Wörterbuches habe ich geglaubt, bei dieſer Gelegenheit einen Platz einräumen zu dürfen oder vielmehr zu müſſen; doch komme ich nach dieſer längern Abſchweifung zu dem Satz von Uhrberger zurück, indem ich aus meinen Hauptſchwier. S. 192a das Folgende herſetze:

„Wohin kommen . . ., gelangen — und: wo ankommen, anlangen, eintreffen. Vereinzelt: Wo kommen (Goethe 12, 88). Komm hier! 11, 49; Bürger 14b; 15a; 29a; Voß Briefwechſel 2, 259 und demgemäß: Als wir vor dem Hafen kamen. Boie (Chandler, Kleinaſien). Als im Hafen Schiffer kommen. A. W. Schlegel Gedichte 1, 178; Claudius 4, 58 ꝛc. Die Stücke, die in dem 7. Bande kommen ſollen. Goethe an Karl Auguſt 1, 152. Daſs auf dem Titelblatte des Werkes Ihre Firma kommt. Heine 20, 188. Die andern Sachen kamen im Laden [ſtatt: in die Lade] des Kaſtens oder des Tiſches, bis der Arzneiſchrank fertig wäre. Stifter, Stud. 2, 57 ꝛc. Dieſe Fügung, die ſich bis aufs Gothiſche hinauf begründen läſſt, widerſtrebt dem heutigen Gebrauch" u. ſ. w.

Beſonders auffällig iſt in dem obigen Satze von Uhrberger, daſs unmittelbar auf die dem Wo? entſprechende Fügung durch das gleichſetzende und verbunden, eine dem Wohin? entſprechende folgt: „Kamen wir [wo?] an einem Wildſprung und dann [wohin?] zu einer Lichtung." Vielleicht aber liegt nur ein bloßer ſog. Druckfehler vor, wonach zu leſen wäre: „an einen Wildſprung" ꝛc.

7. „Das reizend umheckte Forſthaus", ein weiterer Beleg zu den in meinem Wörterb. 1 S. 720 und Ergänz.-Wörterb. S. 264c gegebenen für umhecken in der Bedeutung: mit einer Hecke umfriedigen.

Vereinzelte beim Leſen niedergeſchriebene Bemerkungen.

1. Falſche Zuſammenziehung.

„Es gereicht ihm zu großer Befriedigung, erklären zu können, daſs auch der Finanzminiſter im Princip vollkommen mit ihm einverſtanden iſt, daſs aber die augenblickliche Finanzlage Schwierigkeiten bietet" Nat.-Ztg. 46, 168. Von den beiden hier gleichmäßig durch daſs eingeleiteten Sätzen kann doch nur die Ausſage des erſten dem Redner zur Befriedigung gereichen, während das im zweiten Ausgeſagte im Gegentheil der Befriedigung Abbruch zu thun geeignet iſt. Es ſollte ſtatt des

zweiten daſs (mit nachfolgendem aber) etwa heißen: wenn auch oder obgleich ꝛc.; oder ſonſt hätte nach „einverſtanden iſt“ ſtatt des abhängigen Satzes ein unabhängiger, ein Hauptſatz treten müſſen, z. B.: „Freilich bietet die augenblickliche Finanzlage Schwierigkeiten.“

2. Doppelt ſo lang ꝛc.

„Dies ſei eine doppelt ſo lange Zeit, welche je auf die Berathung irgend einer wichtigen Maßregel verwendet worden ſei“ Nat.-Ztg. 46, 489. Hier fehlt das dem ſo entſprechende wie, vgl. richtig etwa: „eine doppelt ſo lange Zeit, wie die längſte, welche ꝛc.“

3. Von . . . von.

„Von 584 Wahlen war geſtern das endgültige Ergebnis von 411 bekannt“ Nat.-Ztg. 46, 491 (Leitaufſatz). Beſſer wäre hier ſtatt des erſten von ein anderes Verhältniswort geſetzt worden, etwa unter (vgl. Hauptſchwier. S. 9a/b Nr. 7n).

4. Doppelſteigerung.

„Die Qualität der Produkte iſt entſchieden minderwerthiger.“ Nat.-Ztg. 46, 681 ſtatt: minderwerthig, da die höhere Steigerungsſtufe ſchon zur Genüge in dem minder ausgedrückt iſt, ſ. u. Nr. 8.

5. Sammelnamen.

„Dieſe Handvoll Plattdeutſcher wurden zu Vollſtreckern der Idee ihres Einberufers ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 499 (Wh. Röſeler), ſ. dazu Hauptſchwier. S. 442b/3a, woraus ich den Anfang herſetze:

„Sammelnamen: Entweder erſcheint der zuſammenfaſſende Einheitsbegriff als Hauptbeſtimmung; dann bezeichnet der Genitiv oder von das Abhängigkeitsverhältnis der untergeordneten einzelnen Weſen und Dinge. Oder dieſe erſcheinen als Hauptbegriff und ihre Zuſammenfaſſung als nebenſächlich; dann tritt davor das Kollektiv nach Art adjektiviſcher Zahlwörter ohne Einfluſs auf die Rektion. Demgemäß auch Verbindung mit Singular oder Plural ꝛc.“

Genauer ſtände danach alſo in dem Satz von Röſeler ſtatt des von dem Sammelnamen Handvoll abhängenden Genitivs (Plattdeutſcher) der Nominativ (Plattdeutſche) entſprechend der Mehrzahl des Zeitworts ꝛc. (wurden zu Vollſtreckern), vgl.: Dieſe Handvoll (Plattdeutſcher ward zum Vollſtrecker ꝛc.)

6. Entlohnen.

„Was die Dichtungen Mickiewicz durch meine Übertragungen eingebüßt haben, Das wird die Muſik Paderewski's dem Zuhörer reichlich

entlohnen" Alfred Noſſig (Über Land und Meer 70, S. 18c), nicht gut ſtatt erſetzen ꝛc. vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 345a.

7. Kein.

„Sie hatte in Schleſien drei Rittergüter und kein unbeträchtliches Baarvermögen." Roman-Ztg. 30, 4, 915 ſtatt: ein nicht unbeträchtliches Vermögen.

8. Superlativ.

„Daſs Das, was wir an Weizen . . . gebrauchen, von den meiſt begünſtigſten Staaten . . . eingeführt wird." Nat.-Ztg. 46, 699. Der höchſte Steigerungsgrad würde in richtiger Schreibweiſe lauten müſſen: den begünſtigteſten, aber nach der in dem vorgeſetzten meiſt liegenden Steigerung genügt vollkommen der Poſitiv: „von den meiſt begünſtigten", ſ. o. Nr. 4.

9. Genitiv oder Dativ?

„Hätte der Schatz der geſammten Mutterliebe der Welt helfen können?" Nat.-Ztg. 46, 700. Das hervorgehobene der Welt ſoll hier der von der Schatz abhängige Genitiv ſein, aber der Leſer könnte ihn auch als einen von dem nachfolgenden helfen abhängenden Dativ auffaſſen, vgl. unzweideutig etwa: „Hätte alle Mutterliebe auf der ganzen Welt hier helfen können?" ꝛc.

10. Unterlaufen.

„Dazwiſchen unterläuft aber die Gegenfrage, ob ꝛc." Nat.-Ztg. 46, 701 (aus der Wiener Neuen Fr. Preſſe). Hier iſt unterlaufen als untrennbar zuſammengeſetztes Zeitwort (⏑⏑⏓⏑) jedenfalls nicht an ſeiner Stelle (vgl. Zeitſchr. VII S. 85 Nr. 8 und das dort Angezogene); aber auch die trennbare Zuſammenſetzung ″unterlaufen wäre nicht richtig; gemeint iſt dem ganzen Zuſammenhang nach: Es fragt ſich hauptſächlich, ob . . ., aber ehe man dieſe Frage entſcheiden kann, iſt noch die dazwiſchen tretende Frage zu beantworten, ob ꝛc."

11. Rückbezügliches Zeitwort mit einem zweiten Zielfall.

„Es liegt im Weſen der Karikatur, daſs man ſie nicht maſſenweiſe zu ſich nehmen kann, daſs man ſie ſich bald ſatt ſieht." Nat.-Ztg. 46, 706 Eug. Zabel ſtatt des üblichen: daſs man ſich bald ſatt daran ſieht, ſ. mein Wörterb. III S. 858b (Nr. 2a) und S. 1061b. In der erſten Stelle habe ich hinzugefügt, daſs ſich ſtatt des Verhältniswortes an ſeltener (z. B. bei Luther) der Genitiv findet, alſo hier: „daſs man ſich ihrer bald ſatt ſieht"; aber der von Zabel hier gebrauchte Zielfall wird ſich neben den im Zielfall (Accuſ.) ſtehenden ſich ſchwerlich rechtfertigen laſſen,

vgl. ferner: daſs man ihrer (oder ſie) bald ſatt iſt oder wird, ſie (oder ihrer) bald ſatt bekommen hat ꝛc., vgl. auch die als „ſelten“ in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 474b aus der Zeitſchr.: Über Land und Meer angeführten Verſe: „Ich hatte mich an all den Schätzen | . . . übergeſehen“ (war ihrer überdrüſſig geworden ꝛc.).

12. Wie, als.

„Gefalle ich dir? . . . Beſſer wie damals, als wir uns zuletzt im Salon deiner Prinzipalin ſahen?“ Nat.-Ztg. 46, 708 (Georg Hartwig). Mit der bloßen Umänderung des wie nach der höheren Steigerungsſtufe in als wäre der Satz noch nicht ganz tadellos; es müſste dann — mit Rückſicht auf den Wohllaut — das kurz darauf folgende zeitliche Bindewort als etwa in da umgeändert werden.

13. All.

„Ein Tagebuch, in das man ſich alle möglichen, auch unerhebliche Dinge einſchreibt“ Nat.-Ztg. 46. 708. Dieſen Satz habe ich hier ausgehoben, um auf den Unterſchied der ſtark- und der ſchwachformigen Eigenſchaftswörter nach alle aufmerkſam zu machen. Durchaus richtig heißt es: „alle möglichen [ſchwachformig, nicht: mögliche] Dinge“ und eben ſo richtig ſtarkformig: unerhebliche, nicht: unerheblichen, weil dies Beiwort nur nach alle ſteht, aber nicht damit zu verbinden iſt: alle möglichen Dinge, auch wenn es unerhebliche ſind, vgl. ähnliche Stellen, in denen auf ſchwachformige Beiwörter unmittelbar ſtarkformige folgen, in meinen Hauptſchwier. S. 94a unter dem Titelkopf: „Deklination der Eigenſchaftswörter“ Nr. 3.

14. Gewähren.

„Beide [Wege] gehen durch Felder und Wieſen und gewähren einen guten Rundblick, aber auch wenig Schatten und viel Staub ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 708 (Albert Dresdner). Hier paſſt das Zeitwort gewähren (nach meinem Wörterb. III S. 1461b = „etwas Gewünſchtes oder Wünſchenswerthes zukommen, zu Theil werden laſſen“) nicht zu dem letzten Objekt, da viel Staub für den Wanderer im Gegentheil etwas Unerwünſchtes iſt. Der Schreiber hätte ſtatt gewähren etwa das allgemeinere bieten ſetzen ſollen.

15. Fürwörter der 1. und 3. Perſon.

„Es hat für mich einen eigenen Reiz, ſich ſein Leben ſelbſt zu machen.“ Über Land und Meer 71, S. 34b (Robert Miſch), wo richtiger entweder — ſtatt des ſich — mir mein zu ſetzen oder ſonſt das für mich zu ſtreichen geweſen wäre.

16. Apposition.

In der Zeitschrift: „Über Land und Meer“ Bd. 71 S. 30c findet sich ein Aufsatz „Von Dr. G. M., Museumsbevollmächtigter in München.“ Richtig müsste es heißen: Museumsbevollmächtigtem.

17. Indirekte Rede.

„[Da] meldeten die Missionare, dass in . . . Massansa sich seit Jahren eine arabische Kolonie angesiedelt habe, die starken Sklavenhandel treibe und im Jahre zuvor allein 600 Sklaven nach Tabor und der Küste gebracht haben. Die zu Handelszwecken über den See kommenden Wayanda **wagen** sich nicht dieser Ansiedelung zu nähern, da man sie dort ihrer Frauen und Kinder beraube, auch **würden** dort große Mengen von Waffen und Munition verkauft.“ Nat.-Ztg. 46. 714. Die hier durch Sperrdruck hervorgehobenen Zeitwörter stehen in der indirekten oder abhängigen Rede (s. Hauptschwier. S. 380b/1a Nr. 4) in der deutlich erkennbaren Form des Konjunktivs im Präsens oder Perfekt. Am Schluss aber steht (was ich durch fetten Druck hervorgehoben) nicht werden (was in der Form mit dem Indikativ zusammenfiele), sondern würden: „Auch werden dort große Mengen . . . verkauft“, klänge wie die Erzählung des Schriftstellers, nicht wie Etwas, das er nur dem Berichte der Missionare nacherzählt. So hätte dann aber auch füglich das (durch fetten Druck hervorgehobene) **wagen** in **wagten** umgesetzt werden sollen, woran freilich der Konjunktiv auch nicht aus der Form, aber doch die abhängige Rede wenigstens einigermaßen aus der Zeitform zu erkennen ist.

Zur Nachricht.

Über das Thema meines im vorigen Hefte angekündigten Aufsatzes „Gottfried August Bürger als Lehrer der deutschen Sprache in Göttingen“ ist kurz vor dem Abschluss meiner Arbeit in der Rudolf Hildebrand zu Ehren herausgegebenen Festschrift ein Aufsatz von Julius Sahr erschienen, der den Gegenstand so gründlich und geschmackvoll behandelt, dass ich mich entschlossen habe, meine Arbeit vorläufig zurückzuhalten. Ich hoffe, den Lesern der Zeitschrift in einem der nächsten Hefte aus demselben Gebiete einen Ersatz geben zu können.

Friedrich Düsel.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Dr. H. Amsel, Untersuchungen über die Häufigkeit der Wortformen der deutschen Sprache. Sonderabdruck aus dem Wissenschaftl. Beiheft VI zur Zeitschr. des allgem. deutschen Sprachvereins 12 S. [s. Zeitschr. S. 118].

Prof. **Dr. Hermann Junger,** Kinderlieder und Kinderſpiele aus dem Vogtlande. Zweite, vermehrte Aufl. XII und 194 S. brosch. Mk. 1,50. Plauen i. V. F. E. Neupert.

Germania, a monthly Magazine for the study of the German Language and Literature. A. W. Spanhoofd, E. Spanhoofd, Editors. Vol. VI. Nr. 1 May 1894 48 p. Boston, publisted by Spanhoofd 120 Tremont Street, Price, 20 cents, $ 2,00 per year.

Le Maître Phonétique. Organe de l'Association Phonétique des Professeurs de Langues vivantes. 1 Abonnement, 1 an 4 fr. 92, rue de Longchamps, Neuilly-St.-James.

Otto Lyon, Feſtſchrift zum 70. Geburtstage Rudolf Hildebrand's. Lpzg. B. G. Teubner 1894. 364 S.

Briefkaſten.

Fräulein **Ida A . . . .** in Altbrandenburg: Über die Härte des Zuſammenſtoßes zweier unmittelbar auf einander folgenden Präpoſitionen finden Sie das Nöthige in meinen Hauptſchwierigkeiten S. 232b ff. Ganz beſonders iſt es natürlich zu vermeiden, daſs ein und dasſelbe Verhältniswort unmittelbar zweimal nah hinter einander geſetzt werde, wie in dem folgenden Satze von Eugen Zabel:

Von ihm rührt auch ein großes Illuſtrationswerk her, das den Titel „In Wald und Feld" führt und in in Weiß und Schwarz ausgeführten Aquarellen eine Reihe von Landſchaften mit dem dazu gehörigen Thiervolke enthält. (Nat.-Ztg. 46, 231.)

Bei einer nochmaligen Durchſicht des Niedergeſchriebenen, wozu freilich dem Zeitungsſchreiber oft die Muße fehlt, würde ein ſo gewandter Schriftſteller wie Zabel leicht eine Änderung gefunden haben, z. B. etwa: „und in weiß und ſchwarz ausgeführten Aquarellen" oder: „und in Aquarellen (, die) in Weiß und Schwarz (ausgeführt ſind)", — wobei das Eingeklammerte auch wegbleiben konnte ꝛc.

Auch das von unmittelbar vor einem zu dem Eigennamen gehörenden den Adel bezeichnenden von wird ſich meiſt mit Leichtigkeit vermeiden laſſen, alſo z. B. nicht: „In dem Kosmos von von Humboldt", ſondern bloß: „von Humboldt" oder — wenn der Schreibende die Adelsbezeichnung nicht weglaſſen will — mit Zwiſchenſchiebung des Vornamens: „von Alexander von Humboldt"; ſo auch nicht: „In dem von von P. verfaſsten Buche", ſondern: „In dem von Herrn von P. verfaſsten Buche" oder: „In dem Buche des Herrn von P." u. ä. m.

Herrn **Dr. Wilh. Br . . . .** in Dresden: In meinem Wörterb. I S. 680b habe ich in der Anmerkung zu Hanf geſagt: „H. entſpricht nach der Lautverſchiebung dem — aus dem Orient entlehnten griech., lat. cannabis, vgl. Kannevas", vgl. Sie damit Kluge's Etymolog. Wörterb. (4. Aufl.) S. 130a, woraus ich das Folgende aushebe: „Warum ſollen die Germanen nicht auf ihrer Wanderung von Aſien nach Europa beim Durchzug durch Südruſsland den dort wild wachſenden Hanf und die Hanfkultur kennen gelernt haben? und zwar von demſelben Volke, das den Griechen unmittelbar oder mittelbar das Wort *κάνναβις* lieferte . . . Auch bei den Perſern findet ſich das Wort (perſ. kanab). Es ſcheint nicht recht indogermaniſch zu ſein." Für das Geſchichtliche muſs ich — mit Rückſicht auf den Raum — Sie auf Victor Hehn's „Kulturpflanzen und Hausthiere" 2. Aufl. S. 166 ff. verweiſen.

Herrn **Wilh. Br . . .** in Erfurt: Allerdings ſteht in dem Aufſatze aus München in der Abendausgabe der National-Ztg. vom 6. Juni (47, Nr. 343) gedruckt:

Die Socialgeſetze, vor Allem das „Waggerlgeſetz“ (Invaliditätsverſicherung).

Wenn Sie nun aber von mir Auskunft darüber wünſchen, wie ſo das Geſetz in Baiern zu der wunderlichen Benennung des „Waggerlgeſetzes“ komme, ſo muſs ich Ihnen antworten, daſs grade das hervorgehobene Wort nur auf einem Druckfehler beruht und daſs der Name richtig Wapperlgeſetz lautet, entſprechend dem bairiſchen Zeitwort wäppeln, wappeln, deſſen Bedeutung Schmeller in ſeinem bairiſchen Wörterbuch erklärt: „mit einem Wappen, Siegel, Stempel, Flecken bezeichnen“, vgl. Sie mein Ergänz.-Wörterb. S. 608a. Ohne Druckfehler heißt es auch in der National-Ztg. 46, 393: Des . . . Alterverſorgungs, des ſogenannten „Wapperl“-Geſetzes, vgl. Sie Nr. 350: Der Gerichtsvollzieher belegte die Feuerſpritze mit Beſchlag und „bewappelte“ [ſie] ꝛc.

Herrn **Hermann Rösner,** Docent an der königlichen ſerbiſchen Hochſchule in Belgrad: Über das Wort thürſtiglich in Luther's Bibel (Spr. Sal. XIV. 16) finden Sie kurze Auskunft ſchon in meinem Handwörterbuch der deutſchen Spr. S. 180a unter: Durſt (f) 2 und durſtig 2, ausführlicher in meinem dreibändigen Wörterb., aus dem ich für die von Ihnen erbetene „eingehende Auskunft“ hier wenigſtens das Folgende herſetze:

„Dürfen . . . I. In dies unregelm. Zeitwort ſind zwei Stämme zuſammengefloſſen, das mit darben verwandte goth. tharf, althd. und neuhd. darf und das veraltete tar, welches bedeutet: ich getraue mich (vgl. Duſt I; getroſt; dreiſt) ꝛc.“

„I Durſt (Thurſt) f.; o: veraltet und alterthümelnd, (ſ. dürfen I) dreiſtes Wagen, Kühnheit, Vermeſſenheit. Weil ſie die hellen Worte des Herrn . . . deuten aus eigenem Th. und Frevel auf ihren Traum. Luther 8, 179a; 5, 493b. Was wüſsten wir von Helden | und ihrer Th. zu melden. Logau (ſ. Leſſing 5, 290 und 346).

Anm. Hierzu gehört das unter dürfen I und II mehrfach erwähnte thüren, thürſten ꝛc.; ferner: durſtig ꝛc. adj. kühn, vermeſſen, z. B.: Gingen in die Stadt thürſtiglich und erwürgten Alles. 1 Moſ. 34, 25. Toben wider Gott thürſtiglich. Hiob 126. Die Dürſtigen werden ihn erhaſchen. 18, 9. [Hier folgt dann die von Ihnen angeführte Stelle] Spr. 14, 16; dürſtiglich 5; 1. Kor. B. 1 ff.; Phil. 1, 14; 2. Petr. 2, 10. Seine thürſtige, frevele Gebot. Luther 6, 126. Da iedermann ſtill ſchwieg und Niemand torſtig war ihn zu antworten. Schaidenreißer 5b u. o., ſ. z. B.: Durchglübt von turſtiger Kampfluſt. Droyſen, Ariſt. 3, 484 ꝛc. (ſ. Schmeller, Bair. Wörterb. 1, 458).“ Beiſpiele für das männliche „Eintrag“ im Sinne von Eintrag habe ich in meinem Wörterbuch angeführt, ſ. auch das Handwörterbuch. Ihr angekündigter Beitrag für die Zeitſchrift wird mir — möglichſt bald — ſehr willkommen ſein. Beſten Gruß!

Alle für die Zeitſchrift ſelbſt beſtimmten Zuſendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altſtrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umſchlag oder als Beilagen beſtimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn ſenden.

Beiträge fürs nächſte Heft müſſen jedes Mal bis ſpäteſtens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers ſein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältniſſe der Zeitſchrift im Auge zu halten.

Goethe bei Napoleon in Erfurt am 2. Oktober 1808.

I. Aus Goethe's eigenen Aufzeichnungen.

In den „Annalen oder Tag- und Jahresheften von 1749 bis 1822" (Bd. 27 der 40bändigen Ausgabe) findet sich hierüber eine Skizze (S. 260 ff.), die ich hier einrücke:

„Den zweiten [Oktober].

Marschall Lannes und Minister Maret mochten günstig von mir gesprochen haben.

Ersterer kannte mich seit 1806.

Ich wurde um eilf Uhr Vormittags zu dem Kaiser bestellt.

Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an, zu verweilen.

Die Menge entfernte sich.

Präsentation an Savary und Talleyrand.

Ich werde in das Kabinett des Kaisers gerufen.

In demselben Augenblick meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird.

Ich zaudere deshalb.

Werde nochmals gerufen.

Trete ein.

Der Kaiser sitzt an einem großen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er sich über die Kontributions-Angelegenheiten unterhält.

Der Kaiser winkt mir, heranzukommen.

Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen.

Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: vous êtes un homme. Ich verbeuge mich.

Er fragt: wie alt seid ihr?[1]

Sechzig Jahr.

Ihr habt euch gut erhalten. —

Ihr habt Trauerspiele geschrieben.

Ich antwortete das Nothwendigste.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun musste, einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Litteratur

[1] wohl im Anschluss an das französische Anredefürwort vous, das wir heute in einem Falle, wie der vorliegende, wohl durch „Sie" wiedergeben würden.

Notiz genommen, wie er denn auch in der lateiniſchen wohlbewandert und ſelbſt Herausgeber des Horaz war.

Er ſprach von mir wie etwa meine Gönner in Berlin mochten geſprochen haben, wenigſtens erkannte ich daran[2] ihre Denkweiſe und ihre Geſinnung.

Er fügte ſodann hinzu, daſs ich auch aus dem Franzöſiſchen überſetzt habe,[3] und zwar Voltaire's Mahomet.

Der Kaiſer verſetzte: es iſt kein gutes Stück und legte ſehr umſtändlich aus einander, wie unſchicklich es ſei, daſs der Weltüberwinder von ſich ſelbſt eine ſo ungünſtige Schilderung mache.

Er wandte ſodann das Geſpräch auf den Werther, den er durch und durch mochte ſtudiert haben. Nach verſchiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewiſſe Stelle und ſagte: warum habt ihr Das gethan? es iſt nicht naturgemäß, welches er weitläufig und vollkommen richtig aus einander ſetzte.

Ich hörte ihm mit heiterem Geſichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln, daſs ich zwar nicht wiſſe, ob mir irgend Jemand denſelben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und geſtehe, daſs an dieſer Stelle etwas Unwahres nachzuweiſen ſei.[4] Allein, ſetzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er ſich eines nicht leicht zu erkennenden Kunſtgriffs bediene, um gewiſſe Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

Der Kaiſer ſchien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte ſehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer, der die tragiſche Bühne mit der größten Aufmerkſamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet, und dabei das Abweichen des franzöſiſchen Theaters von Natur und Wahrheit ſehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schickſalsſtücke mit Miſsbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schickſal? die Politik iſt das Schickſal.

Er wandte ſich ſodann wieder zu Daru und ſprach mit ihm über die großen Kontributionsangelegenheiten; ich trat etwas zurück und kam

[2] Genauer wohl: darin = in Dem, was er ſprach, ſ. mein Wörterb. I S. 895c unter erkennen, wo es in Nr. e heißt: „In einem Gegenſtand oder in einer Perſon Etwas erkennen, es als darin liegend wahrnehmen ꝛc.“, dagegen in Nr. c: „das für die Beſchaffenheit des Gegenſtandes ꝛc. unterſcheidende Merkmal mit an: Einen am Gang, Schritt, an der Stimme, an einer Narbe erkennen, wieder erkennen ꝛc.“

[3] Vgl. in der deutlicher erkennbaren Form des Konjunktivs vom Imperfekt: hätte, ſ. meine Hauptſchwier. S. 181a Nr. 4 und hier die folgende Fußanm.

[4] Vgl. die vorige Fußanm.: aber ich fände ihn ganz richtig und geſtände ꝛc.

gerade an den Erker zu ſtehen, in welchem ich vor mehr als 30 Jahren zwiſchen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daſs rechts von mir nach der Eingangsthür zu Berthier, Savary und ſonſt noch Jemand ſtand. Talleyrand hatte ſich entfernt.

Marſchall Soult ward gemeldet.

Dieſe große Geſtalt mit ſtark behaartem Haupte trat herein, der Kaiſer fragte ſcherzend über einige unangenehme Ereigniſſe in Polen und ich hatte Zeit mich im Zimmer umzuſehen und der Vergangenheit zu gedenken.

Auch hier waren es noch die alten Tapeten.

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalie gehangen, im Redouten-Anzug, eine ſchwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildniſſe von Statthaltern und Familiengliedern alle.

Der Kaiſer ſtand auf, ging auf mich los und ſchnitt mich durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich ſtand.

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir ſprach, fragte er, ob ich verheirathet ſei, Kinder habe und was ſonſt Perſönliches zu intereſſieren pflegt. Eben ſo auch über meine Verhältniſſe zu dem fürſtlichen Hauſe, von Herzogin Amalia, dem Fürſten, der Fürſtin und ſonſt; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weiſe. Er ſchien zufrieden und überſetzte ſich's in ſeine Sprache, nur auf eine etwas entſchiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muſs ich überhaupt bemerken, daſs ich im ganzen Geſpräch die Mannigfaltigkeit ſeiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte: denn ſelten hörte er unbeweglich zu, entweder: er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder er ſagte oui oder c'est bien oder dergl.; auch darf ich nicht vergeſſen zu bemerken, daſs, wenn er ausgeſprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: Qu' en dit Mr. Göt?

Und ſo nahm ich Gelegenheit, bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne —, die er bejahend erwiederte und[5] ich dann ohne Weiteres meinen Abſchied nahm."

Dem ſich anreihenden kurzen Schluſs der Skizze glaube ich hier auch noch eine Stelle einräumen zu müſſen.

„Den dritten [Oktober].

Mancherlei Beredung wegen einer in Weimar zu gebenden Vorſtellung. Abend's Ödip.

[5] Dies und ſchließt in Bezug auf die vorangegangene Anknüpfung durch das bezügliche Fürwort die eine Ausweichung aus der Satzfügung in ſich (ſ. darüber meine Hauptſchwier. S. 81 ff. und mehrfach hier in der Zeitſchrift). Sie hätte ſich ſehr leicht vermeiden laſſen durch die Änderung des und etwa in worauf.

Den vierten

nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters.

Den ſechsten

große Jagd. Die franzöſiſchen Schauſpieler kommen an mit ihrem Direktor. Abends Tod des Cäſars.[6] Miniſter Maret und Angehörige logierten bei mir.

Den ſiebenten.

Marſchall Lannes und Miniſter Maret, umſtändliches Geſpräch wegen der bevorſtehenden ſpaniſchen Expedition. Von der jenaiſch-apoldiſchen Jagd Alles zurück und weiter. Hofrath Sartorius in Göttingen und Frau ſprechen bei mir vor.

Den vierzehnten.

Ich erhalte den Orden der Ehrenlegion. Talma und Frau und Miniſters Maret Sekretär de Lorgne d'Idonville finden ſich bei mir zuſammen."

II. Aus Adolf Stahr's Buch: Weimar und Jena.
(Berlin, J. Guttentag. 2. Aufl. 1871, S. 65 ff.)

Jena, im Auguſt 1851.

Die ſo eben erſchienenen Denkwürdigkeiten des verſtorbenen Kanzler v. Müller[7], leider nur ein Fragment der von dem ausgezeichneten Staatsmanne vorbereiteten Lebenserinnerungen, — geben unter Anderm auch den erſten vollſtändigen Aufſchluſs über das Zuſammentreffen der beiden größten Menſchen des Jahrhunderts, über die Zuſammenkunft Goethe's mit Napoleon in Erfurt am 2. Oktober des Jahres 1808.

Wie bedeutend ſelbſt den ſtolzen Franzoſen dieſe Begegnung erſchien, erhellt wohl am beſten daraus, daſs Talleyrand in jener Zeit den Wunſch an Müller richtete, ihm eine Memoire über die Unterredungen Napoleon's mit Goethe und Wieland in jenen Tagen zu entwerfen, ein Verlangen, dem der gewandte Deutſche geſchickt auszuweichen wuſste. Goethe ſelbſt konnte erſt wenige Jahre vor ſeinem Tode durch den Kanzler Müller dazu vermocht werden, eine immer noch ſehr lakoniſche Notiz über ſeine Unterredung mit dem Gewaltigen niederzuſchreiben[8], die im zwanzigſten Bande ſeiner nachgelaſſenen Werke, dem ſechzigſten der Geſammtausgabe, ſich gedruckt findet. Dieſe Niederſchrift hat nun der ſeit dem 21. Oktober 1849 gleichfalls dahingeſchiedene Freund des Dichters aus deſſen mündlichen Mittheilungen ergänzt, und wir erfahren bei dieſer Gelegenheit denn

[6] Im Geiſte der deutſchen Sprache mehr ohne das beſtimmte Geſchlechtswort: der Tod Cäſar's — oder: Cäſar's Tod.

[7] Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813.

[8] Im Jahre 1824. (S. Müller's Unterhaltungen mit Goethe S. 80—81.)

endlich auch, was es eigentlich mit jenem äſthetiſch-kritiſchen Urtheil Napoleon's über Goethe's Werther auf ſich hatte, welches der Dichter, aus wunderlicher Luſt am Geheimnis, ſelbſt ſeinen Vertrauteſten vorenthielt, und um das ihn noch in ſeinen letzten Jahren ſein Eckermann vergeblich befragte. In der That iſt die Äußerung Napoleon's gerade eine ſolche, welche dem kritiſchen Scharfſinne des Helden zur großen Ehre gereicht.

Es war in jenen verhängnisvollen Oktobertagen des Jahres 1808 zu Erfurt, wo Talma „vor einem Parterre von Königen" ſpielte, und der wachthabende Officier einſt bei der Anfahrt des Königs von Würtemberg den — nur für die beiden Kaiſer beſtimmten — dreimaligen Trommelſchlag der Wache mit einem heftig dazwiſchen fahrenden: Taisez vous, ce n'est qu'un roi! verſtummen machte, — es war in jenen Tagen tiefſter Demüthigung des Stolzes der deutſchen Fürſtenhoheit, daſs der Stolzeſte der Stolzen dem deutſchen Dichterfürſten ſeine Huldigung darbrachte. Nicht Goethe war es, der ſich an Napoleon drängte; ſondern Napoleon hatte kaum durch Maret von Goethe's Anweſenheit in Erfurt gehört, als er ihn ſogleich am 21. Oktober zu ſich einladen ließ. „Die Audienz, ſagt Müller, dauerte eine volle Stunde." Und Das war in einer Zeit, in der Könige und Fürſten oft vergebens um wenige Minuten Gehör bei dem Gewaltigen bitten muſsten, der in dieſem Augenblicke auf dem Höhenpunkte ſeiner Macht ſtehend, gerade in dieſen Tagen die Angelegenheiten Europa's vom Tajo bis zum Pregel und von der Meerenge Sicilien's bis zu dem Dünenſtrande der Nordſee entſchied und ordnete.

„Ich hatte, erzählt der Kanzler v. Müller, Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da ſeiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieſer Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethe's Eintritt in das kaiſerliche Kabinet kam auch noch der General-Intendant Daru hinzu. Der Kaiſer ſaß an einem großen runden Tiſche, frühſtückend. Zu ſeiner Rechten ſtand Talleyrand, zu ſeiner Linken Daru, mit dem er ſich zwiſchendurch über die preußiſchen Kontributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe'n, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerkſam betrachtet hatte, nach ſeinem Alter. Als er erfuhr, daſs er im ſechzigſten Jahre ſtehe, äußerte er ſeine Bewunderung, ihn noch ſo friſchen Anſehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethe's Trauerſpielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, ſich näher über ſie auszulaſſen und überhaupt Goethe's dichteriſche Werke zu rühmen, namentlich auf ſeine Überſetzung von Voltaire's Mahomet. „Das iſt kein gutes Stück," ſagte der Kaiſer, und ſetzte umſtändlich aus einander, wie unſchicklich es ſei, daſs der Weltüberwinder von ſich ſelbſt eine ſo ungünſtige Schilderung mache. Werther's Leiden verſicherte Napoleon, ſiebenmal geleſen

zu haben (bekanntlich fand ſich dieſes Werk nach Bourienne unter den wenigen Büchern, welche Bonaparte auf ſeinem Zuge nach Ägypten mitnahm). Zum Beweiſe ſeiner Kenntnis dieſer Dichtung machte er ſofort eine tief eindringende Analyſe des Romans, wobei er jedoch an gewiſſen Stellen eine Vermiſchung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenſchaftlichen Liebe tadelte. „Das iſt nicht naturgemäß und ſchwächt bei dem Leſen die Vorſtellung von dem übermächtigen Einfluſs, welchen die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie Das gethan?“

„Goethe (fügt hier der Erzähler hinzu) fand die weitere Begründung dieſes Tadels ſo richtig und ſcharfſinnig, daſs er ihn ſpäterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunſtverſtändigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel ſehr bald die fein verſteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiſer erwiederte er: es habe ihm noch Niemand dieſen Vorwurf gemacht, allein er müſſe ihn als richtig anerkennen. Einem Dichter jedoch dürfe zu verzeihen ſein, wenn er ſich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunſtgriffes bediene, um eine gewiſſe Wirkung zu erringen, die er auf einfacherem natürlichem Wege nicht hervorbringen könne.

Napoleon kam jetzt auf das Drama zurück und machte darüber mehrfache, ſehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daſs er die tragiſche Bühne mit der größten Aufmerkſamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des franzöſiſchen Charakters von Natur und Wahrheit empfand. Die Schickſals-Tragödien miſsbilligte er alle höchlich. „Sie haben einer dunklen Zeit angehört — was will man jetzt mit dem Schickſal? Die Politik iſt das Schickſal!“

Hierauf ſprach er lange mit Daru über die Kontributionsangelegenheiten, während deſſen der Marſchall Soult eintrat, den der Kaiſer ſcherzend über einige unangenehme Ereigniſſe in Polen anſprach. Auf einmal ſtand Napoleon auf, ging auf Goethe zu, und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethe's Familie und ſeinen Verhältniſſen zu den verſchiedenen Perſonen des herzoglichen Hauſes. Die Antworten, die er erhielt, überſetzte er ſich ſogleich, nach ſeiner Weiſe, in entſchiedenere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerſpiel zurückkommend, ſagte er: „Das Trauerſpiel ſollte die Lehrſchule der Könige und der Völker ſein, das iſt das Höchſte, was der Dichter erreichen kann. Sie zum Beiſpiel, Sie ſollten den Tod Cäſar's auf eine vollwürdige Weiſe ſchreiben, großartiger als es Voltaire gethan. Das könnte die ſchönſte Aufgabe ihres Lebens werden. Man müſste der Welt zeigen, wie Cäſar ſie beglückt haben würde, wie Alles

ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelaſſen hätte, ſeine hochſinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanſchauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Jedesmal, wenn er über Etwas ſich ausgeſprochen hatte, ſetzte er hinzu: „Qu'en dit Monsieur Goet?"

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiſer bedeutſam zu Berthier ſagen: „Voilà un homme!"

Der Kanzler v. Müller erzählt dann noch weiter, wie Goethe lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieſer Audienz beobachtet, ja wie er ſelbſt den Fragen ſeines Herzogs über den Inhalt der Unterredung auf geſchickte Weiſe auszuweichen verſtanden habe. Zum Theil lag dieſes Geheimnisweſen in Goethe's Charakter. Er liebte es Verſtecken zu ſpielen, und ſelbſt in kleineren Anläſſen die Leute mit ihrer Neugier über gewiſſe Dinge in fortdauernder Unwiſſenheit und Spannung zu laſſen. Aber dieſer Charakterzug erklärt doch eben ſo wenig als Goethe's „Beſcheidenheit und Delikateſſe", welche Müller hier als Gründe anführt, das räthſelhafte Schweigen des Dichters. Wahrſcheinlicher iſt, daſs die Äußerungen Napoleon's, welche ihm, wie Müller ſagt, „einen mächtigen Eindruck hinterließen", ihn in einem der tiefſten Punkte ſeines Weſens trafen, daſs ſie das Dämoniſch-Titaniſche ſeines Geiſtes und mit ihm allerhand Entwürfe und Betrachtungen wunderbarer Art über ſein eigenes Schickſal als deutſcher Dichter wach riefen. Ihm hatte ſeine Nation Nichts entgegengebracht, keinen nationalen Heros, keine nationale Großthat, keine nationale Geſchichte. Hier ſtand ihm der größte Held der modernen Welt gegenüber, und dieſer Held — war der Beſieger ſeines Vaterlandes, der perſönliche Feind ſeines fürſtlichen Freundes! und dieſen ſelben Helden ſah ſich Goethe gedrungen, bewundernd zu verehren! Dazu kam die Aufforderung: nach Paris zu kommen, um dort, „von einer größern Weltanſchauung umgeben, die höchſte poetiſche Aufgabe ſeines Lebens auszuführen."

So viel iſt gewiſs, und Müller beſtätigt es uns, daſs dieſe Einladung Napoleon's Goethe'n lange Zeit hindurch lebhaft beſchäftigt hat. „Er fragte mich (heißt es in den Erinnerungen Seite 241) mehrmals nach dem ungefähren Betrage des Aufwandes, den es wohl erfordern würde, nach den verſchiedenen, für ihn nöthigen Einrichtungen in Paris, Zeitabtheilungen u. ſ. w. Später mochte ihn wohl die Erwägung mancher nicht zu beſeitigenden Unbequemlichkeit in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben."

Goethe hat bekanntlich Paris nie geſehen. Wie hoch er aber für einen nationalen Dichter den Vortheil anſchlug, in ſolchem Mittelpunkte

der modernen Bildung zu leben, und von dem dort koncentrierten Volksgeiſte getragen, empfangend zu geben, gebend zu empfangen, Das hat er noch in den letzten Jahren ſeines Lebens, im Hinblick auf die traurige Vereinzelung der Geiſter in Deutſchland, gegen ſeinen treuen Eckermann klagend ausgeſprochen.

Als der Herzog von Weimar während jener Erfurter Tage Napoleon nebſt all den verſammelten Fürſten nach Weimar zu einem Feſte zu laden ſich genöthigt ſah, beauftragte er Goethe'n, etwas auszuſinnen zur Verherrlichung dieſer für Weimar ſo merkwürdigen als bedeutungsvollen Tage. Goethe gab auch wirklich, wie Müller erzählt, mehrere höchſt großartige Vorſchläge. Theils aber hätte ihre Ausführung zu viel Zeit erfordert, theils erſchienen ſie in der That zu gigantiſch. Man ſieht auch hieraus, wie in der Seele des Dichters jener Eindruck der erſten Begegnung mit dem Manne des Jahrhunderts noch nachdröhnte. Napoleon hatte mit ihm noch einmal eine längere Unterredung während des Balles, den der Herzog im Saale des Weimar'ſchen Schloſſes veranſtaltet hatte. Wieder war es die tragiſche Kunſt, welche den Gegenſtand der Unterhaltung bildete. Napoleon ſprach ihm ſein lebhaftes Intereſſe an Veredlung der tragiſchen Kunſt aus. Er wiederholte dabei, „daſs man das Trauerſpiel nicht nur für die würdigſte Schule der Fürſten und Staatsmänner achten müſſe, ſondern daſs es in gewiſſer Hinſicht ſelbſt weit über der Geſchichte ſtehe.“ Schwerlich wuſste er, daſs er damit die Anſicht des erſten und tiefſten Denkers über die Tragödie, das Ariſtoteliſche: „Die Tragödie iſt gedankentiefer und erhabener als die Geſchichte“, ausſprach.

Ich hatte in der letzten Zeit in irgend einem aus der Weimarſchen Bibliothek entliehenen Buche, deſſen ich mich durchaus nicht mehr erinnern kann, zu meinem Erſtaunen geleſen, daß einige preußiſche Officiere in jenen Tagen dem Kaiſer heimlich nach dem Leben getrachtet. Als Napoleon nach der vom Herzog auf dem Schlachtfelde von Jena veranſtalteten Jagd am 7. Oktober 1808 im Wagen nach Weimar zurückkehrte, hätten ſie ſich in dem Gehölze des Webicht mit Feuerwaffen poſtiert gehalten, und nur der Umſtand, daſs ein preußiſcher Prinz — ich glaube, Prinz Wilhelm, Bruder des Königs — neben Napoleon geſeſſen oder an ſeiner Seite neben dem Wagen geritten, habe die Verſchworenen abgehalten, ihre Mordgewehre auf den Kaiſer abzufeuern. Jetzt erſehe ich aus den Müller'ſchen „Erinnerungen“, daſs der Sache wirklich ein Thatſächliches zum Grunde liegt. Napoleon hatte bekanntlich ſeine franzöſiſche Schauſpielertruppe von Erfurt nach Weimar kommen laſſen, um dort Voltaire's Tragödie la mort de César aufzuführen. Man ſieht, daſs er den gegen Goethe

geäußerten Gedanken nicht aus den Augen verloren hatte, und daſs er durch die ſeltſame Wahl gerade dieſes Stückes den größten deutſchen Dichter wieder an jenen Gedanken und an die daran geknüpfte Aufforderung, dasſelbe Süjet würdiger zu behandeln, erinnern wollte. Müller erzählt nun ausführlich, wie bei den Worten Cäſar's gegen Antonius, der ihn vor den Senatoren warnt:

Je les aurais punis, si je les pourrais craindre;
Ne me conseillez pas de me fair haïr.
Je sais combattre, vaincre, et ne sais point punir.
Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
Sur l'univers soumis régnons sans violence!*

ein elektriſcher Funke mächtig alle Zuſchauer durchzuckte. Dann fügt er am Schluſſe der Erzählung hinzu: „Hatte die Aufführung des franzöſiſchen Trauerſpiels la mort de César immerhin etwas ſeltſam Ominöſes gehabt, ſo muſste es auf Diejenigen, welche perſönlich dieſen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erſchütternden Eindruck machen, als ſie erfuhren, wie wenig gefehlt hätte, daſs dieſe Aufführung wirklich zum größten Trauerſpiele der neueren Weltgeſchichte geworden wäre. Es hatte ſich nämlich eine kleine Anzahl verwegener preußiſcher Officiere, das Unglück und den troſtloſen Zuſtand ihres Vaterlandes tief empfindend und von glühendem Haſſe gegen deſſen Unterdrücker erfüllt, verſchworen, den Kaiſer Napoleon bei ſeinem Heraustreten aus dem Theater zu erſchießen. Sie hatten die Lokalität auf's genaueſte erkundet, Voranſtalten zu eiliger Flucht nach vollbrachter That getroffen (das hat Staps ſpäter nicht gethan), und ſich zum größten Theile in Weimar unbemerkt verſammelt, als noch im letzten Momente einer der Mitverſchworenen ausblieb. Sei es, daſs dieſer Umſtand die Übrigen erſchreckte, oder daſs ſie Reue empfanden; genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Gräuel das Gelingen ſo grauſiger That unmittelbar und zunächſt für Weimar nach ſich gezogen hätte, iſt kaum zu ermeſſen.“

Jena, 10. Auguſt 1851.

Geſtern beſtiegen wir den Landgrafenberg, auf deſſen Höhe Napoleon in der Nacht vor der Jenaer Schlacht inmitten ſeiner Garden bivouakiert hatte, nachdem er ſeine Geſchütze durch die unwegſamen Schluchten auf die

* Etwa:
Ich hätte ſie geſtraft, wenn ich ſie fürchten könnte.
Ertheil mir nicht den Rath, daſs ich verhaſſt mich mache.
Es iſt der Kampf, der Sieg, nicht Strafen meine Sache.
Mild — nicht auf Rachegeſchrei, nicht auf Verdächtigung hör' ich.
Die Welt gehorchet mir, nicht ihren Frieden ſtör' ich.
Der Herausgeber.

von den Preußen unbeſetzt gelaſſene wichtige Poſition dieſes alle Wege beherrſchenden Hochplateau's hinaufgeſchafft hatte. Hier auf derſelben Stelle, wo er drei Jahre zuvor Preußen vernichtet hatte, wurde ihm zu Ehren die zuvor erwähnte Jagd — es war eine „Haſenjagd"(!) — veranſtaltet, weil der Übermüthige gewünſcht hatte, dem Kaiſer von Rußland und den übrigen Königen und Fürſten, welche zu Erfurt ſeinen Hofſtaat bildeten, das Siegesfeld zu zeigen und zu erklären! An der Stätte wo damals ſein Zelt geſtanden hatte war ein Tempel mit Säulen und zwei Altären hergerichtet, deſſen Eingangspforte der Jenaer Profeſſor Eichſtädt mit folgendem lateiniſchen Akroſtichon* geſchmückt hatte, das lateiniſch verfaſſt in ſeinen Buchſtaben die Jahreszahl 1808 zeigte:

Praesentes DIVos nVnC prIsCa ThVrIngIa IVnXIt
En noVVs attonItos IVnget aMor popVlos.

Das heißt etwa zu deutſch:

Wie hier die Höchſten der Welt das alte Thüringen vereinigt,
So ſchlingt Liebe hinfort feſt neu um die Völker das Band.

Wir wiſſen jetzt, was aus dieſer akademiſchen Schmeichelprophezeiung geworden iſt, die mir ein achtzigjähriger Greis mittheilte, der ſie als Jenaer Student ſich abſchrieb.[9] Derſelbe war Augenzeuge des auf dieſer Stelle veranſtalteten Haſenjagdſchauſpiels, mit dem der boshafte Übermuth des Siegers es angemeſſen fand ſeinen zu Boden geſchmetterten Gegner zu verhöhnen. Es fehlte nur noch, daſs er den König von Preußen gezwungen hätte, dieſem Jagdvergnügen beizuwohnen! Bezeichnend aber für die Stimmung der damaligen Menſchen iſt es, daſs Niemand an dieſer grauſamen Verhöhnung und Erniedrigung Preußens und Deutſchlands Anſtoß nahm. Der Landgrafenberg ward ſeitdem vielmehr zum „Napoleonsberge" umgetauft, und Goethe ſchickte ſeinem Freunde, dem Preußen Zelter, einige Wochen ſpäter einen Kupferſtich mit der Abbildung der Örtlichkeit, wobei er hinzufügte: „Der Punkt wo der Tempel ſteht iſt der fernſte, wohin diesmal Napoleon gegen Nordoſt gekommen iſt. Wenn Sie uns beſuchen, ſo will ich Sie auf den Fleck ſtellen, wo hier das Männchen mit dem Stocke in die Welt deutet." Ich finde nicht, daſs der Preuße Zelter die Ausſicht auf dies Vergnügen mit Entrüſtung von ſich gewieſen hätte.

Dies führt mich auf die Stellung, welche Goethe überhaupt Napoleon gegenüber eingenommen hat. Doch dieſe Betrachtung verdient ein beſonderes Kapitel.

(Schluſs folgt.)

---

* Gemeint iſt Eteoſtichon oder Chronoſtichon.

[9] Der Archivrath Chr. Wallber in Gotha.

Unter römiſchem Himmel. Roman von Konrad Telmann.

(National-Ztg. 47, 163 ff.)

(Schluſs.)

48. „Sie quälte, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, hervor: ‚Sie konnten es nicht glauben‘ ꝛc.“, vgl. unter den Zuſammenſetzungen von quälen in meinem Wörterb. II S. 612c z. B.: „Ein aus der Bauchhöhle mühſam heraufgequälter Ton“ u. ä. m. (auch Ergänz.-Wörterb. S. 398c ff.)

49. (Nr. 269) „Er ſchüttelte ſich. Aber das Grauſen, das in ihm war, vermochte er nicht abzuſchütteln. Seit wann es ihn angeflogen hatte, wuſste er nicht ꝛc.“ Ich benutze dieſen Satz, um über die Fügung von anfliegen mit dem Dativ oder dem Accuſativ einige Worte zu ſagen, anknüpfend an mein Wörterb. I S. 462b/c, woraus ich Folgendes herſetze: „Anfliegen: I intr. (ſein): a) . . . — b) ſich fliegend wo anſetzen, einen Anflug (ſ. d.) bilden . . . — c) dabei kann ein Dativ der Perſon ſtehen: Ihr bürſtet ſorglich die Kleider | unſrer Autoren und wem fliegt nicht ein Federchen an? Xenien 236; namentlich im Sinne des plötzlichen Anwandelns: Wie meiner guten Mutter dieſer traurige Zuſtand anflog, weiß ich nicht. Gutzkow Ritter von Geiſt 2, 117; 3, 252. Allen fliegt die Bräune an. Jean Paul 1, 89. Einen thörichten Einfall, der ihm ſo von ungefähr angeflogen komme. Wieland 19, 165 ꝛc. Vgl.: Das verfliegt wie es angeflogen iſt. Immermann Münchh. 4, 277 und ſ. 2b. 2 tr.: a) . . . — b) vgl. 1b und c: Es machte mir Nichts Vergnügen als, was mich anflog [was ich ohne Mühe lernte]. Goethe 21, 120. Ganze Strecken ſind mit Weiden und Pappeln angeflogen 23, 221. Daſs ſie nur darum ein graues Haar [ſ. d. 1g] anflöge! 35, 28. Wunderliche Erinnerungen flogen ihn an. Eichendorf Lärm. 23. Wer weiß, was ſo einen alten Käuſi angeflogen kömmt über Nacht. Gotthelf, Geld und Geiſt 243 [ſ. u.]. Wenn ſie [die Unart] jemals wieder mich anflöge. Wlh. Humboldt, Sonette 14. Flog euch [Dativ oder Accuſativ?] nicht ein ſüßer Schauer der Entzückung an? Novalis 1, 151. Plötzlich flog ihn eine Freude an. Jean Paul 24, 44 ꝛc.“

Dieſe Fügung des tranſitiven oder zielenden Zeitworts findet ſich auch in der obigen Stelle aus Telmann, wofür es in andrer Weiſe auch heißen könnte: „Seit wann es [das Grauen] ihm angeflogen war ꝛc.“ Hinzuzufügen wäre aber noch, daſs ſich vereinzelt auch eine Vermiſchung beider Fügungen findet, ſ. o. in 2 den Satz aus Gotthelf: „Was ſo einen alten Käuſi angeflogen kömmt“, worin die Verbindung „angeflogen kommen“ dem Intranſitiv angehört, während der abhängige Accuſativ oder Zielfall auf ein tranſitives oder zielendes Zeitwort hinweiſt.

Ein Beleg, wie etwa z. B.: „Seit wann das Grauen ihn angeflogen war“ ist mir augenblicklich nicht zur Hand; aber ich verweise auf meine Hauptschwier. S. 43a, wo ich unter „ankommen“ in Nr. 2 gesagt: „Etwas kommt Einen an, so und so an; heute fast überwiegend: Einem, vgl. ganz transitiv: anwandeln ꝛc.; daneben: Etwas ist Einen und Einem angewandelt (s. mein Wörterb. III S. 1478c) ꝛc.“

50. (Nr. 275) „Auch noch Dank erwarten? Von den Menschen? Ach, du lieber Himmel! Eine göttlich grüne Idee!“ —, vgl. mein Wörterb. I S. 632a, woraus ich hier Folgendes aushebe: „Grün als Bezeichnung des Unreifen, eigentlich und übertragen . . . So auch in Bezug auf jugendliche Unerfahrenheit, Jungenhaftigkeit, geistige Unreife ꝛc.“ mit zahlreichen Belegen.

51. (Nr. 278) „Er war erstaunt, dass die Kranich darauf zurückkam. Er war auch gerade in der Stimmung, sich für dergleichen zu interessieren. Man sollte ihn ungeschoren lassen . . . Diese ganze deutsche Vereinsmeierei war ihm ein Gräuel; und nun gar sich in eine Narrenjacke stecken und mit der Schellenkappe klingeln, — Das hätte ihm fehlen sollen,“ — hier hauptsächlich ausgehoben als Beispiel der sogenannten Ironie oder des Schalkspottes, wonach der Sprechende dem Wortlaut nach grade das Gegentheil von Dem sagt, was er meint: „Er war auch gerade in der Stimmung“ = (umgekehrt oder im Gegensinn) er war durchaus nicht in der Stimmung, „Das hätte ihm fehlen sollen“ = Das war ihm zum Überdruſs. — Über Bildungen, wie Vereins-, Heul-Meier ꝛc. mit den Fortbildungen auf -Meierei s. mein Wörterb. II S. 272c und Ergänz.-Wörterb. S. 352a/b.

52. (Nr. 287) „Der Maler William Koch, ein Deutsch-Engländer mit dem Aussehen und den Manieren eines brittischen Lords, der durch sein Raffinement in der Reklame und durch seinen Geschäftssinn eben so berühmt war, wie durch sein übertünchtes Gentlemanthum ꝛc.“, vgl. in der Zeitschr. III S. 315, 1 wo ich zu der Wendung:

„dass es auch einen innern Feind giebt, der im versteckten Schleier einhergeht ꝛc.“

die Bemerkung gemacht: „es wäre statt des hervorgehobenen leidentlichen Mittelwortes das Mittelwort der thätigen Gegenwart zu setzen: im versteckenden Schleier; denn streng genommen, ist nicht der Schleier versteckt, sondern dazu bestimmt, den Feind zu verstecken (verschleiern, verstecken). So wie der Satz gedruckt vorliegt, erinnert er an das geflügelte Wort aus Seume von „Europens übertünchter Höflichkeit“, die nach einer ganz richtigen — irre ich nicht: zuerst von Gildemeister ausgesprochenen — Bemerkung vielmehr eine übertünchende heißen sollte.“ So auch hier:

nicht das Gentlemanthum ist übertüncht, sondern vielmehr das angenommene Gentlemanthum soll die dem Gentlemanthum widersprechende (gemeine oder pöbelhafte) Gesinnung übertünchen, ihr als verhüllende Tünche dienen.

53. (Nr. 293) „Weichherzig und ein bischen verträumt", vgl. mein Wörterb. III S. 1359c über dies (mit verschlafen verglichene) eigenschaftswörtliche Particip unter verträumen 5.

54. (Nr. 295) „Mit Eifersucht wachte sie über ihm, über seinen Fortschritten, über seiner Lebensweise", s. über wachen mit Dativ oder Accusativ Zeitschr. VII S. 106 Nr. 4a und das dort Angezogene.

55. (Nr. 297) „Sie würden . . . rückhaltlos den Stab über ihn brechen, über ihn und seine Frau, die ihm vertraute, und über Dem, was geschehen war, wenn es ihm nicht gelang," s. meine Hauptschwier. S. 297a und Wörterb. I S. 203 über die Fügung: den Stab brechen über mit abhängigem Dativ oder Accusativ (auch mit bloßem Dativ ohne das Verhältniswort über). Wenn aber auch danach die beiden Biegungsfälle, abhängig von über, berechtigt erscheinen können, so doch jedenfalls nicht, wie hier, der Übergang aus dem dreimal wiederkehrenden Accusativ in den durch das gleichstellende und angeknüpften Dativ, es hätte vielmehr heißen müssen: „und über Das, was geschehen war" oder sonst: „den Stab über ihm brechen, über ihm und seiner Frau, die ihm vertraute, und über Dem, was" ꝛc. Ich will noch gleich eine weitere Bemerkung über die Stellung des von dem Schriftsteller an den Schluss gesetzten Bedingungssatzes anknüpfen. Dieser hätte richtiger seine Stelle weiter hinauf finden müssen oder sonst hätte der Infinitiv brechen unmittelbar dem Bedingungssatz vorangehen müssen, also entweder: „Sie würden . . ., wenn es ihm nicht gelang, rückhaltlos den Stab über ihn brechen ꝛc." oder sonst: „Sie würden . . . rückhaltlos über ihn, über ihn und seine Frau, die ihm vertraute, und über Das, was geschehen war, den Stab brechen, wenn es ihm nicht gelang."

56. (Nr. 303) „Sie saßen etwas abseits vom Musikplatz in einem der Bosketts, die sonst nur von den Seminarzöglingen in ihren farbigen Talaren, die, halb in ihre Gebetbücher vertieft, halb den Klängen eines Walzers lauschend, hier auf und nieder wandeln, belebt zu werden pflegen." Hier wäre gegen die in einander geschachtelten Relativsätze Verschiedenes zu bemerken: Das zweite der hervorgehobenen die soll sich nicht auf das unmittelbar davor stehende Hauptwort in der Mehrzahl beziehen, nicht: „in ihren . . . Talaren, die ꝛc.", sondern auf das davon entferntere: „Von den Seminarzöglingen, die ꝛc." Außerdem macht die Ineinanderschachtelung der Beziehungs- (oder Relativ-)Sätze schwerfällig und unübersichtlich, zumal die beiden anknüpfenden bezüglichen Fürwörter in derselben

Form (die) auftreten. Ich würde folgende Abänderung des Satzes vorschlagen: „Sie saßen . . . in einem der Bosketts (oder Gebüsche), welche sonst nur von den Seminarzöglingen belebt zu werden pflegten, die in ihren Talaren, halb in ihre Gebetbücher vertieft, halb den Klängen eines Walzers lauschend, auf und nieder wandeln."

57. (Nr. 311) „Größeres, als die Älteren bei der Schwerfälligkeit ihrer Formengebung je erreicht und erreichen gekonnt", vgl. am Schluss, mit Hinzufügung des ausgelassenen Hilfszeitwortes haben: . . . je erreicht haben und haben erreichen können.

58. (Nr. 319) „Ich bin auch fest überzeugt davon, dass Fritz Degenhardt sich aus ganz anderen Gründen damals und überhaupt nicht erklärt hat, als Sie annehmen und ihm ohne Weiteres in tapferer Selbstironie aufreden." — In meinem Wörterb. II S. 687c habe ich „Einem Etwas aufreden" (in Nr. 2) mit aufschwatzen verglichen, mit der Erklärung: „ihn durch Reden zur Annahme desselben bewegen" und zwar in den Anwendungen: „a) es ihm aufdringen, b) Einem Etwas aufheften." Erst in dem Ergänz.-Wörterb. S. 412a habe ich dazu noch einen Beleg von Gödeke gefügt, worin dieser statt des persönlichen Dativs einen sachlichen setzt: „Armseligkeiten eine Bedeutung aufreden", mit der Erklärung: „durch Reden beilegen". Daran schließt sich einigermaßen der obige Satz von Telmann an; aber ich möchte doch sagen, dass die Anwendung in diesem Sinne namentlich mit einem persönlichen Dativ besser zu meiden wäre, z. B.: aus andern Gründen, als Sie ihm — „beimessen" oder: „zuschreiben, unterschieben, Schuld geben, zur Last legen" ꝛc.

59. (Nr. 321) „Es blieb schließlich Nichts übrig, als ihn sitzen zu lassen, denn drei Männer hätten ihn schwerlich mit vereinten Kräften vom Stuhle in die Höhe gebracht, und ihn der Fürsorge des Wirths zu empfehlen." Warum hat Telmann die beiden gleichmäßig von: „es blieb Nichts übrig als" abhängenden und zusammengehörigen Infinitive mit zu durch einen zwischengeschobenen Satz getrennt? und noch dazu, ohne die Zwischenschiebung für den Leser etwa durch Einklammerung von vorn herein bemerklich zu machen. Dadurch wäre wenigstens das Verständnis erleichtert, obgleich dem Missstand nicht ganz abgeholfen, wie etwa durch die Änderung: „Drei Männer hätten ihn schwerlich mit vereinten Kräften vom Stuhle in die Höhe gebracht; es blieb also schließlich Nichts übrig als ihn sitzen zu lassen und der Fürsorge des Wirthes zu empfehlen."

60. (Nr. 323) „Die hervorgeschrillten Schlussworte" = die schrill hervorgestoßenen.

61. „Nun verzischten" [verlöschen zischend] „die letzten Wachslichter im Wasser".

62. „Wiederſehen habe ich ſie nicht können, — es war mir zu ſchämerig" — mundartlich (hier berliniſch) für das Fremdwort genierlich, wie bei Otto Ludwig (thüringiſch, ſ. mein Wörterb. III S. 889a, vgl. dort und Ergänz.-Wörterb. S. 441a/b unter ſchämelich, ſchämerlich, ſchämig, ſchämiſch, ſchämlich, geſchämig ꝛc.). In der Schriftſprache ſagt man dafür meiſt etwa: „es war mir zu ſchamerregend, zu beſchämend oder: ich ſchämte mich zu ſehr ꝛc."

63. „Konnte er ſie denn wirklich trotz Allem, was ſie ihm geſagt, nicht mit der Kraft ſeines koncentrierten Willens zwingen, zu kommen, ſelbſt gegen ihren Willen? Ließ ſich ein Gedanke nicht auf den andern Menſchen übertragen? Doch, man muſste es können. Es war etwas Verzweiflungsvolles, zu glauben, daſs es anders ſei. Und er mühte ſich, ſie herzudenken, jetzt in dieſer Stunde" = ſie durch ſeine Gedanken (ſein Denken an ſie) zu ſich her bannen, beſchwören ꝛc.

64. (Nr. 325) „Ein angſtvoller Ausdruck ſchattete über ihr Geſicht" —, vgl.: überſchattete ihr Geſicht, flog wie ein (dunkelnder) Schatten über ihr Geſicht ꝛc., vgl. mein Wörterb. III S. 893c/4a; Ergänz.-Wörterb. S. 442a/b.

65. „Sie hatte ſich geſtellt, als erkannte ſie Das nicht oder als ob es ſie Nichts kümmerte ꝛc.", wo regelrecht nach dem als ob oder als (vgl. als wenn, ſ. Hauptſchwier. 34b ff.) der Konjunktiv ſtehen müſste, vgl.: Sie hatte ſich geſtellt, als erkennte [Konjunktiv des Imperfekts] (oder: als erkenne, Konjunktiv des Präſens) ſie Das nicht oder als ob es ſie Nichts kümmerte (in der Form mit dem Indikativ zuſammenfallender Konjunktiv des Imperfekts oder: kümmere, von dem Indikativ ſich deutlich unterſcheidender Konjunktiv des Präſens), ſ. auch Hauptſchwier. S. 192b/3a unter „Konjunktiv des Imperfekts" Nr. 1e und 1g.

66. „In ſeinen Augen flammte es auf, ſeine Lippen umglitt ein ſtolzes, ſieghaftes Lächeln." ſ. mein Wörterb. I S. 597c, vgl. ſtatt der zielenden (tranſitiven) Zuſammenſetzung gewöhnlicher das zielloſe gleiten mit dem abhängigen Verhältnisworte um: um (vgl. über) ſeine Lippen glitt ein . . . Lächeln.

67. (Nr. 327) „Daſs gerade jenes Burſchikoſe und Formloſe, was [ſtatt: das] ſie zur Schau zu tragen pflegte, als etwas ihrem Innerſten nicht Entſprechendes betrachtet werden muſste", (ſ. was in den Inhaltsverzeichniſſen der Zeitſchr.).

68. „Dann trat eine Pauſe ein, nach Ablauf welcher [üblicher: nach deren Ablauf, ſ. Hauptſchwier. S. 76b/7a Nr. 6a] Degenhardt zu huſten anfing."

69. „Wie geht es Ihnen? . . . Oh, wieder Alles beim Alten . . . Dank Ihrer", — ſ. Hauptſchwier. S. 89a, wonach von dem präpoſitionsartig gebrauchten Dank ſtatt des abhängigen Dativs vereinzelt (aber nicht empfehlenswerth) ſich auch der Genitiv findet, aber, wie ich hinzufügen möchte, doch nicht leicht (wie hier) von einem perſönlichen Fürwort, vgl.: Dank Ihnen (nicht leicht: Ihrer) oder: Dank Ihren Bemühungen, wofür man zuweilen auch: Dank Ihrer Bemühungen hört.

70. (Nr. 329) „Um mein ganzes bischen Lebensglück hat mich dieſe dreimal ſuperweiſe Pytherich beſtohlen, zur höheren Ehre der Wiſſenſchaft." Das hervorgehobene männliche Hauptwort iſt eine Scherzbildung, entſprechend dem weiblichen Pythia (ſ. mein Fremdwörterb. II 383b), mit der deutſchen Endung -erich (wie in Enterich, Gänſerich, Täuberich), für einen „orakelnden" Arzt, der für ſeine Ausſprüche Untrüglichkeit beanſprucht, wie die vom Dreifuß herab weisſagende Prieſterin des delphiſchen Gottes. „Unfehlbarkeitsheuchler" wird er kurz vorher genannt.

71. „Und die Kranich ſagte gleichfalls kein Wort, ſie muſsten ihr gänzlich ausgegangen ſein." Man beachte in dieſem Übergang aus der Einzahl (Wort) in die Mehrzahl: ſie [die Worte] muſsten die Fügung nach dem Sinn, ſ. unter dieſem Titelkopf meine Hauptſchwier. S. 159 Nr. 2 und z. B. in Goethe's Egmont (40bänd. Ausg. 9, 179): Sie iſt ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daſs ſich Alles unter ihr ſanftes Joch ſchmiegte.

72. „Was ſoll denn das Herumgezerre?" — ſ. mein Wörterb. III S. 1731 Belege für das einfache Gezerr(e) und z. B. bei Bürger die Zuſammenſetzung: Prunkgezerr.

73. (Nr. 334) „Drunten der reißende Fluſs. Ein brauſender Gertenhieb, ein jähes Zügelzerren nach rechts. — Nun ein verklingender Schrei, ein erſticktes Wiehern, dann ein Fall, ein dumpfes Rohren — und die wirbelnden Waſſer haben ſich geſchloſſen und ziehen weiter" —, vgl. mein Wörterb. II S. 778a, wo röhren in der Bedeutung „ſchreien, brüllen" mit Belegen aus Abraham a Sta. Clara und Spindler aufgeführt iſt, mit der Bemerkung: „ahd. rêrên, rêran, ſ. Schmeller 3, 120; niederdeutſch: raren [mit Belegen aus Rollenhagen], angelſ. rarjan, engl. roar.* Hochd. gewöhnlich nur vom Hirſchgeſchrei" (mit Belegen), ſ. auch Ergänz.-Wörterb. S. 427c, wo auch noch Belege für röhren vom brüllenden Vieh gegeben ſind.

---

* Vgl. plattdeutſch (z. B. in Mellenburg) auch: Dat Jör rohrt = das Kind brüllt, ſchreit, heult ꝛc.

In der Stelle von Telmann scheint mir das mundartliche Wort, das hier doch wohl das Rauschen des reißenden Flusses, in den Ross und Reiterin hineingestürzt sind, bezeichnen soll, nicht am Orte; „ein dumpfes Rauschen“ würde meiner Ansicht nach passender und zugleich allgemein verständlicher sein.

Eine englische und eine französische Schulausgabe von Schiller's Jungfrau von Orléans.

Die 1890 erschienene englische Ausgabe unter der Clarendon Press Series von dem vortrefflichen C. A. Buchheim ist im 4. Jahrgang dieser Zeitschrift (Heft V S. 214) und die in diesem Jahr erschienene französische von Émile Henry, Agrégé de l'Université, Professeur au Lycée de Clermont-Ferrand im laufenden Jahrgang der Zeitschr. Heft 2 S. 79 angezeigt.

Herr Émile Henry schrieb mir bei der Übersendung:

„Hiermit beehre ich mich, Ihnen eine soeben erschienene, von mir verfaßte Schulausgabe der Schiller'schen ‚Jungfrau von Orléans‘ zuzusenden. Lange Zeit und eifriges Bemühen habe ich derselben gewidmet, auch wurde sie von meinen französischen Amtsgenossen aufs freundlichste aufgenommen. — Sie werden aus dieser meiner Arbeit — falls Sie dieselbe gelegentlich durchblättern mögen — wohl ersehen, wie ernsthaft wir im deutschen Unterricht die Erörterung Ihrer großen Klassiker bei unsern Gymnasiasten befördern. Möchte Ihnen dabei das Buch als Probe einer édition classique dienen. Und eben weil das Werk ein classique sein sollte, so mußte es auch nebst dem theoretischen einen praktischen Zweck erstreben und zum Leitfaden des Lehrers sowohl wie zum Handbuch des Schülers werden.

Behandeln Sie also das Buch nicht als eine wissenschaftlich-kritische, sondern einfach als eine klassische Schulausgabe; mir wäre es eine große Freude, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollten, Ihr Urtheil darüber in Ihrer bei uns in Frankreich so sehr geschätzten Zeitschrift mitzutheilen ꝛc.“

Auf diesen Wunsch im Einzelnen einzugehen, muss ich mir allerdings bei dem beschränkten Umfang meiner Zeitschrift versagen; aber so viel kann ich in Kürze mit voller Überzeugung aussprechen, dass — eben so wie ich Das bei Buchheim's Ausgaben wiederholentlich ausgesprochen und begründet habe, — dass, sag' ich, eben so Émile Henry's Ausgabe nicht bloß seinen jungen Landsleuten, sondern auch Deutschen aufs angelegentlichste zu empfehlen ist, die tiefer in das Verständnis unserer mustergültigen Schriftsteller, unserer Muttersprache und zugleich der fremden Sprache einzudringen den Wunsch und den Trieb haben.

Um aber die Leſer ein ſelbſtändiges Urtheil ſowohl über die franzöſiſche wie über die engliſche Ausgabe gewinnen zu laſſen, werden wir je einen Abſatz aus der einen wie aus der andern hier in deutſcher Überſetzung folgen laſſen, und zwar den über Johanna's Charakter.

Hierüber ſagt der franzöſiſche Herausgeber S. XXI ff.:

In Schiller's Trauerſpiel iſt der Charakter, der den größten Antheil in Anſpruch nimmt, zugleich aber auch die meiſten Erörterungen erheiſcht und in ſeiner Entwicklung am ſchwierigſten durchzuführen iſt, der der Hauptperſon, Johanna's ſelbſt.

Man hat geſagt, daſs im Grunde die Jungfrau von Domremy keine Perſon für die Bühne ſei, und als Grund angeführt, daſs, was über das menſchliche Maß hinausgeht, ſich wohl für das Heldengedicht, aber nicht für das Schauſpiel eigne.[1] Die Kunſtrichter ſind im Allgemeinen dieſer Anſicht beigetreten und wir ſelbſt ſind nicht geſonnen, ſie zu bekämpfen. Aber, da nun einmal Schiller verſucht hat, einen Stoff, der ſich vielleicht beſſer für ein Heldengedicht geeignet hätte, als Bühnenſtück zu behandeln, ſo wollen wir ſehen, wie er, ſo weit es Johanna betrifft, ſeinen Plan ausgeführt hat.

Im Allgemeinen hat an die Stelle des einfachen graden Charakters unſerer „guten Lothringerin", die ohne Schwanken ihre göttliche Sendung vollbringt, der Trauerſpieldichter, beeinflusſt, wie es ſcheint, durch den Philoſophen, einen ſehr verwickelten Charakter geſetzt. Er zeigt uns ein Geſchöpf, das zugleich menſchlich und göttlich iſt, das zwiſchen der wirklichen und einer übernatürlichen Welt ſchwankt und folglich unaufhörlich im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt iſt: bald gehorcht ſie blindlings dem Geſchick, das ſie treibt, bald zweifelt ſie, ſchwankt ſie und wird ſchwach. Einzig der Seelenſchmerz, die Prüfung und der Kampf, indem er in dieſer ſonſt ſo hohen und reinen Seele die Willensſtärke erweckt und ihr ſo zu ſagen das volle Bewuſſtſein der Opfer giebt, die ihre Sendung ihr auferlegt, laſſen ſie über ihre innern Kämpfe ſiegen und ſchließlich zur Apotheoſe gelangen.

Die Jeanne d'Arc des Vorſpiels entfernt ſich in der That nicht zu ſehr von der, welche die Überlieferung uns ſchildert: ſie iſt eine Dörflerin, die, vollkommen entſchloſſen, die ihr von Gott anvertraute Sendung zu vollbringen und, vielleicht ſich einer Judith oder Deborah vergleichend,[2] nichts deſto weniger mit Schmerz aus der Heimat ſcheidet, in der ſie ihre

---

[1] A. Boſſert, Goethe und Schiller, Kap. 15.

[2] „Ich möchte nicht Jael ſein, aber wohl Deborah, läſſt Joſeph Fabre ſie ſprechen." (Jeanne d'Arc, Prolog, Sc. II.)

Jugend verlebt hat und an die ſie ein rührendes Lebewohl richtet. Wenn man ihr Selbſtgeſpräch lieſt, ſo kann man nicht umhin, an das Standbild des Bildhauers Mercier zu denken, das ihr ſoeben auf dem Platz von Domremy errichtet worden iſt: die heldenhafte Jungfrau in ihrer ländlichen Kleidung horcht den Stimmen, die ihr davon zu ziehen gebieten. Dieſe Stimmen ſind in dem Werke des Künſtlers durch einen Ritter vertreten, der mit der einen Hand Johanna ein Schwert reicht und mit der andern ihr den Feind zeigt. Aber gleichzeitig blickt das junge Mädchen ſeitwärts nach ihrem Dorfe, das ſie mit Schmerz verläſſt; ſie hat ihren Spinnrocken fallen laſſen, der zu ihren Füßen neben einem kleinen Lamme liegt, deſſen Vorderpfoten, auf ihrem Kleide ruhend, ſie zurückhalten zu wollen ſcheinen. Das iſt die geſchichtliche Johanna, dieſelbe, welche die Eröffnung unſeres Stückes uns ſo getreulich vorführt. Wir finden ſie im franzöſiſchen Lager wieder, in Chinon: hier erſcheint ſie ſo wie in der Geſchichte als Franzöſin, gottgläubig und königstreu, wie man es im funfzehnten Jahrhundert war, gottbegeiſtert, den König erkennend, ohne ihn früher geſehen zu haben, ihm die Gebete enthüllend, die er im Geheimen an Gott gerichtet, einem engliſchen Herold den Tod des Feldherrn verkündend und ihm die Befreiung Orléans' und die Niederlage der Feinde vorausſagend; endlich bewundern wir in ihr die unerſchrockene Kriegerin, ſo wie ſie von Jules Roullon in Chinon dargeſtellt iſt, in ihrer weißen Rüſtung, auf ſchwarzem Roſſe, an der Seite das Schwert der heiligen Katharina und in der rechten Hand die weiße Standarte, geſchmückt mit dem Bilde Gottes und der Engel.

Aber bald entſtellt uns Schiller die geſchichtliche Jungfrau. Die wahre geſchichtliche Johanna glaubt ſich von Gott nur entſendet, um das Vaterland zu erretten, indem ſie durch ihren eigenen Muth den Franzoſen wieder Muth einflößte, und in der That hat ſie niemals das Schwert gegen einen Feind gezückt. Bei dem Dichter dagegen erſcheint ſie in dem Auftritt mit Montgomery gefeſſelt durch die unauflöslichen Bande eines unbezwinglichen Verhängniſſes, das ihr nicht einmal Milde zu üben geſtattet; ſie gehört ſich nicht mehr an, „der Pfeil muſs fliegen | wohin die Hand ihn ſeines Schützen treibt“ (2. Aufz., 4. Auftr., V. 1517/8); ſie ſcheint ohne menſchliches Gefühl zu ſein; ſagt ſie nicht ſelbſt: „Und dieſer Panzer deckt kein Herz“ (2. Aufz., 7. Auftr., V. 1611) und in einem auffälligen Widerſpruch fügt ſie die befremdlichen Worte hinzu: „In Mitleid ſchmilzt die Seele und die Hand erbebt, | als bräche ſie in eines Tempels heil'gen Bau, | den blühenden Leib des Gegners zu verletzen“ (2. Aufz., 8. Auftr., V. 1680/2). Muſs man in dieſen Worten einen Einſpruch des Weibes erblicken, das ſich gegen das aufgezwungene Heldenthum auflehnt, oder

ein dunkles Vorgefühl, daſs ſie ihre Sendung nicht fehlerlos werde zu Ende führen können? Sie erreicht jedoch den Höhenpunkt ihres Ruhms, ſie führt den Herzog von Burgund dem franzöſiſchen Vaterlande wieder zu, ſie verſöhnt ihn ſogar — und dieſer Sieg erſcheint ſogar vielleicht etwas zu leicht errungen — mit dem Mörder ſeines Vaters; ſie ſteht auf dem Punkt, den König nach Reims zu führen; ſie hat bisher nur ihrer inneren Stimme gehorcht. Aber nun tritt der ſchwarze Ritter dazwiſchen, eine geheimnisvolle Erſcheinung, die mitten in ihrem Siegeslauf ſie aufhalten zu wollen ſcheint. „Was heißeſt du in Mitte meines Laufs | mich ſtille ſtehen und mein Werk verlaſſen?“ (2. Aufz. 9. Auftr. V. 2426/7.) Man hat — ſei es mit Recht oder mit Unrecht — in den Worten des Geiſtes den Ausdruck Deſſen erblickt, was Schiller anderwärts (im Ring des Polykrates) als „der Götter Neid“ bezeichnet hat: ſie allein können ein Werk vollſtändig glücklich zu Ende führen; ſie allein können vollſtändig glücklich ſein; wenn ein menſchliches Weſen ſich bis zu ihrer Höhe erheben und ein göttliches Werk vollbringen will, ſo zögern ſie nicht, ſeinen Stolz zu ſtrafen („Es leben Götter, die den Hochmuth rächen.“ Maria Stuart, 3. Aufz., 4. Auftr., V. 2264) und ihn zu erinnern, daſs er ein unvollkommenes, beſchränktes Weſen iſt. Die Liebe, die Johanna für Lionel empfinden wird, wäre dann alſo die Strafe für ihre Erfolge.

Aber man kann auch etwas Anderes in dieſer Liebe ſehen: eine Verletzung von Johanna's Gelübde. Schiller hatte, indem er bis dahin Johanna den Bedingungen des irdiſchen Lebens entrückt hatte, indem er ſie nur wie das willenlos leidende Werkzeug des göttlichen Willens dargeſtellt, unwillkürlich ſeine Heldin unſerem Mitgefühl weniger zugänglich gemacht. In der That wendet ſich der Antheil und das Mitgefühl der Menſchen nur dem Menſchen zu und nicht Weſen, die alles menſchliche Gefühl verleugnen. Schiller ſelbſt hat geſagt: „Nur das Leiden ſinnlich moraliſcher Weſen, dergleichen wir ſelbſt ſind, kann unſer Mitleid erwecken.“ (Über die tragiſche Kunſt § 37.) Er muſste deſshalb, um ſeiner Lehre treu zu bleiben, ſeine Heldin dem Mittelmaß der Menſchen annähern; er muſste ihr Gefühl und Leidenſchaften, die den unſern ähnlich ſind, leihen, ſeine Gottesbotin einen ganz menſchlichen Fehler begehen laſſen, z. B. ihr ein Gefühl der Liebe einflößen. Unglücklicherweiſe aber ließ er hierbei Johanna grade gegen die einzige Leidenſchaft verſtoßen, die ihr vor Allem heilig ſein und ihr ganzes Herz ausfüllen mußte, die Liebe zu dem von den Engländern geknechteten Vaterlande. Dieſe befremdliche Liebe der franzöſiſchen Heldenjungfrau für einen engliſchen Feldherrn erſcheint uns nicht nur als ein geſchichtlicher Widerſinn, als eine das Gefühl verletzende Unwahrſcheinlichkeit, ſondern auch als eine Schändung und wahre

Entweihung des Allerheiligſten.[3] Ich will es kurz ausſprechen: Dieſe unvorhergeſehene, plötzliche Liebe hat nur die Dauer eines Blitzes; aber Johanna's Hand hat ſich geweigert, den Feind zu treffen; dieſes Schwanken allein ruft nach ihrem Glauben den göttlichen Zorn auf ihr Haupt herab; auch wird ſie ſofort die Beute der Gewiſſensbiſſe.

Vergebens lehnt ſie ſich in den bewundernswerthen Stanzen des 4. Aufzuges — gegen ihr Geſchick auf.

Konnt' ich dieſes Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend ſchuf?
Willſt du deine Macht verkünden,
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Sie hat jedoch durch die bloße Thatſache dieſer (allerdings ſofort bekämpften) Neigung ihr Gelübde verletzt und ſie fühlt ſich alſo ſchuldig; aber das Gefühl ihres Fehlers zieht ſie mit ſich fort und ſie geht ſogar ſo weit, ſich vor Agnes Sorel zu demüthigen mit den uns empörenden Worten:

Du biſt die Heilige! Du biſt die Reine (4. Aufz., 11. Auftr., V. 2711.)

Sie weigert ſich eine Zeit lang, ihre Fahne, worauf das Bild der heiligen Jungfrau gemalt iſt, zu tragen, indem ſie ſich beſchuldigt, deren heiligen Namen entweiht, geläſtert zu haben (4. Aufz., 3. Auftr. V. 2745/6), und ſchilt ſich Verrätherin, während ſie doch den König und das Vaterland gerettet hat.

Zu ihren Schweſtern ſagt ſie:

Und büßen will ich's mit der ſtrengſten Buße,
Daſs ich mich eitel über euch erhob (4. Aufz., 9. Auftr., V. 2937/8)

indem ſie alle bisherigen kriegeriſchen Erlebniſſe als einen bloßen ſchweren Traum betrachtet, den ſie von ſich abſchütteln möchte, um als Hirtin in das heimiſche Dorf zurückzukehren und ihnen als niedere Magd zur Buße für ihre eitle Selbſtüberhebung zu dienen.

Um all dieſen innern Kämpfen ein Ende zu machen und Ruhe und Frieden wieder zu finden, bedarf ſie einer ſie mit Gott verſöhnenden Buße. Daher ihr hartnäckiges Schweigen gegenüber der falſchen Anklage, die ihr

---

[3] Hier möchte ich doch — wie ich es ſchon in meiner Geſchichte der deutſchen Litteratur (S. 135a Nr. 21) gethan — die Verſe Platen's (Ausg. in 5 Bdn II S. 277) anführen:

„Etwas weniger, Freund, Liebſchaften! So wärſt du beliebt zwar
Weniger, weil doch ſo ſehr Thekla gefallen und Max.
Eins doch find' ich zu ſtark, daſs ſelbſt die begeiſterte Jungfrau
Noch ſich verliebt, furchtbar ſchnell in den brittiſchen Lord."

Vater gegen ſie erhebt, gegenüber dem Bitten und Flehen ihrer Freunde, gegenüber der Verbannung, die der König ihr ankündigen läſſt.

Sicherlich iſt hier das Band zwiſchen dem wirklichen Vergehen und der Sühne nicht ſcharf genug hervorgehoben.

Nicht weil Johanna Lionel geliebt und ihn verſchont hat, — ein Vorgang, der keinen Zeugen gehabt — läſſt das Volk ſie im Stich; vielmehr weil zu fünf verſchiedenen Malen trotz aller Ermahnungen ſie ſich in ein Schweigen hüllt, das die Anweſenden als ein ſchweigendes Zugeſtändnis deuten. Aber dieſe ungerechte, widerſpruchlos hingenommene Verdammung, dieſe in keinem richtigen Verhältnis ſtehende Verbindung von Vergehen und Strafe hebt mit beſonderer Schärfe hervor, was in Johanna's Sühne rein Freiwilliges liegt. Und Dank dieſer Sühne, welche die ſtrengſte Gerechtigkeit nie hätte fordern können, wird ſie wieder der Gunſt des Himmels würdig; der innere Friede tritt in ihre Seele; ſie gewinnt wieder Vertrauen zu ihren Kräften, durch ihren auf Überlegung gegründeten Willen iſt ſie ihrer ſelbſt ſo ſicher geworden und ſo feſt in ihrem Entſchluſſe, als ſie es früher in ihrer kindlich gläubigen Begeiſterung geweſen. Das ſichert ihr den ſchließlichen Triumph; ſie kann alſo Raimond das Ende ihrer Prüfungen ankündigen und, wenn durch ein letztes Wunder ſie ihre Ketten gebrochen hat und zur Rettung ihres Königs hinausgeſtürmt iſt, hat ſie das Glück, ihre Sendung zu vollenden und in einem ruhmvollen Tode die Verſöhnung mit Gott zu finden: denn ſie erblickt die heilige Jungfrau, die ihr die Arme entgegenſtreckt. „Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude" ſind ihre letzten Worte. Sie ſtirbt, in ihrer Hand die Fahne, die ſie treu getragen, eingehüllt von den Fahnen des ſiegreichen Frankreich's, mitten in einer Apotheoſe, dem Vorſpiel künftiger Apotheoſen.

Zum Schluſs! Wenn Johanna, wie Schiller ſie uns vorführt, ſich von der geſchichtlichen unterſcheidet, ſo kann man doch nicht die ſittliche Größe eines Charakters verkennen, der vielfach, zumal in der zweiten Hälfte des Stücks den großen Grundſatz des klaſſiſchen Trauerſpiels, den ſiegreichen Kampf der Pflicht gegen die Leidenſchaft darſtellt.

* * *

Ich laſſe hier nun ohne Weiteres Das folgen, womit der vortreffliche engliſche Herausgeber Buchheim in ſeiner Ausgabe S. XXXV ſeine Analysis of the Characters eröffnet, wobei ich jedoch an einzelnen Stellen Kürzungen vornehme und an andern manche Andeutungen etwas weiter ausführe.

„Deutſche Kunſtrichter," heißt es dort, „heben mit beſonderer Befriedigung die Thatſache hervor, daſs Schiller als einen weitern Beweis

ſeiner religiöſen Duldſamkeit, ſo kurze Zeit, nachdem er ein rührendes Gemälde von einer anziehenden, aber ſündigen katholiſchen Königin gegeben, eine römiſch-katholiſche Heldenjungfrau verherrlichte. Für Die, welche mit der Entwicklung ſeines Geiſtes bekannt ſind, ſcheint ein ſolcher Beweis unnöthig. Schiller war ſo zu ſagen der proteſtantiſchte Dichter Deutſchland's, aber er war nach Leſſing und Goethe auch der menſchlichſte und duldſamſte und er achtete jeden Glauben und jedes Volksthum in ſeiner Eigenart. Außerdem betrachtete er als Dichter Alles aus dem rein künſtleriſchen Geſichtspunkte und, wenn ein Gegenſtand ihn anzog, ſo war er bereit, ihn in ſeinem Geſang zu verherrlichen.

Der Gegenſtand der Jungfrau von Orléans muſs von Anfang an eine beſondere Anziehungskraft auf ihn geübt haben, beſonders zu einer Zeit, wo ſein Geiſt in Folge der Bühnendarſtellung der Maria Stuart ſanfteren Gefühlen offen war. Wie auch immer ſeine Anſichten über den Urſprung und die Ausdehnung von Jeanne d'Arc's Thätigkeit geweſen ſeien, ſo muſs er — wie oben nachgewieſen — einen hohen Begriff von ihrem Charakter und der Biederkeit ihres Strebens gehabt haben und Mitgefühl mit ihrem tragiſchen Geſchick. Die Thatſache, daſs ihr Andenken von einem berühmten Landsmann verunglimpft war, ſtachelte in ihm den ritterlichen, allen edlen Gemüthern eignenden Geiſt an, ſich der unſchuldig Leidenden anzunehmen. Shakeſpeare's Bühnendarſtellung desſelben Gegenſtandes erregte ſeinen Unwillen nicht ſo ſehr, theils, weil er in einem engliſchen Dichter, der bloß den zu ſeiner Verfügung ſtehenden Quellen folgte, es verzeihlich gefunden haben mag, ein vorurtheilvolles Gemälde zu entwerfen, theils auch, weil bei ſeinem kunſtrichterlichen Scharfſinn, er gewichtige Zweifel gehegt haben mag, ob das als der 1. Theil von König Heinrich VI. uns vorliegende Stück ganz von Shakeſpeare herrühren könne. Jedenfalls war es hauptſächlich Voltaire's Gedicht, welches er im Auge hatte, als er ſeine dichteriſche Ehrenrettung: „Das Mädchen von Orléans“ ſchrieb, und ſo ſprach er ſich auch bei Überſendung ſeines Stückes an Wieland aus: Sie werden mir zugeſtehen, daſs Voltaire ſein Äußerſtes gethan hat, dem künftigen Dramatiker ſeine Arbeit zu erſchweren. Wenn er ſeine Pucelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, ſo habe ich vielleicht die meinige zu hoch erhoben; aber es gab kein anderes Mittel, wenn der Schmutz, den er auf die ſchöne Heldenjungfrau geworfen hatte, beſeitigt werden ſollte.

Um dies Ziel zu erreichen, entſchloſs ſich Schiller, Johanna zur Hauptfigur des Stückes zu machen, wie er Körner in dem oben erwähnten Briefe vom 1. Juli 1800 mittheilte. Er entrollt daher vor unſern Augen in einem Rundgemälde den bemerkenswerthen Lebenslauf des Mädchens

(ſo wie er ihn auffaſste) in den verſchiedenen Abſchnitten und ſie feſſelt unſere Aufmerkſamkeit von dem erſten Augenblick an, wo wir ſie als niedere Schäferin, zurückhaltend und ſorglos, in einem ländlichen Auftritte erblicken. Wir ſehen ſie zugleich mit unterwürfigem und würdigem Schweigen den ungerechten Anklagen ihres Vaters begegnen und die erſten Worte, die ſie ausſtößt: „Mein iſt der Helm!“ haben einen kriegeriſchen Klang an ſich. Ihre vaterlandsliebenden Äußerungen erregen unſere Bewunderung; aber die wirkliche Tragweite ihrer himmliſchen Sendung enthüllt ſich uns erſt, wenn allein gelaſſen ſie ihre Seele in begeiſterten Verſen ausſtrömt. Ihr Selbſtgeſpräch legt in der That getreulich ſowohl die ihr durch göttliche Verfügung auferlegte Aufgabe wie ihr tragiſches Ende dar. So wird das Gefühl der Furcht, welches einen der Hauptbeſtandtheile des Trauerſpiels bildet, in uns erregt.

Die erſten Auftritte des erſten Aufzugs ſtellen uns ein treues Bild von dem beklagenswerthen Zuſtande Frankreich's und die gedankenloſe Unthätigkeit des Königs dar und zeigen ſo aufs nachdrücklichſte, wie dringend ein Retter nöthig ſei. Als des Landes Unglück ſeinen Gipfel erreicht hat, wird wunderbare, von einer kriegeriſchen Jungfrau kommende Hilfe angemeldet. Johanna erſcheint und giebt mit würdiger Beſcheidenheit Bericht über ſich und ihre Sendung. Und von jenem Augenblick bis zum Ende des Stücks iſt ſie beſtändig vor unſern Augen, ſei es in Perſon oder mittelbar, ſo daſs ſie durchweg die Hauptfigur auf der Bühne bleibt. Der König ſinkt ſofort in Unbedeutenheit neben ihr und ſo auch Agnes Sorel, deren Unfähigkeit, ihn aus ſeiner Starrſucht aufzuſtacheln und ſo zu ihres Landes Errettung beizutragen, nur der Jungfrau Thätigkeit und Einfluſs um ſo ſchärfer hervortreten läſſt.

Am Anfang des zweiten Aufzuges ſpiegeln ſich Johanna's Heldenthaten in der verzweifelten Stimmung der feindlichen Führer, die gegenſeitig einander ihre Schlappen Schuld geben, wie es gewöhnlich der Fall iſt, wenn verbündete Mächte eine Niederlage erlitten haben. Iſabeau's Erſcheinen dient noch mehr als das der Agnes Sorel, unſere Hochſchätzung der Jungfrau zu erhöhen. Der Königin ſchuldvoller Charakter und ihr unnatürlicher Haſs gegen den eigenen Sohn machen ſie ungeeignet, der Partei, der ſie ſich verbündet hat, Segen zu bringen, während die herzensreine Jungfrau mit ihrer edelmüthigen Begeiſterung der Schutzgeiſt der Sache wird, die ſie vertheidigt.

Der Auftritt mit Montgomery zeigt Johanna als eine wahre Kriegerin, deren Urbild Minerva als Kriegsgöttin war. Daſs der Dichter ſie in dieſem Lichte darzuſtellen wünſchte, wird erſichtlich aus der Schilderung ihres Charakters durch das ganze Stück; und deſshalb wünſchte er auch,

daſs ein Minervakopf als Vignette den das Trauerſpiel enthaltenden Band ſchmücken ſolle. Dieſer Umſtand wird vollſtändig das Auftreten Montgomery's rechtfertigen, das von einigen Kunſtrichtern getadelt worden iſt, bloß, weil ſie die Auffaſſung des Dichters von dem Charakter der Jungfrau unbeachtet ließen. Freilich nach den Chroniken hat die Jungfrau niemals ein menſchliches Weſen getödtet; aber Schiller wünſchte ſie als das willenloſe Werkzeug eines höhern Willens darzuſtellen, das, einmal in einen unheilbringenden Krieg verflochten, unvermeidlicherweiſe, wie ein aus einem Geſchütz geſchleudertes Geſchoſs, Verderben verbreiten muſs. Außerdem zeigt die Thatſache, daſs ſie den jungen wälſchen Krieger tödtet, während ſie dagegen Lionel's Leben ſchont, mit zwingender Gewalt vermittels des Gegenſatzes ihr darauf folgendes Übertreten des göttlichen Befehles, mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das ihr der Schlachtengott verhängnisvoll entgegenſchicke.

Der peinliche Eindruck, den Montgomery's Tod durch die Hand der Jungfrau hervorruft, wird beträchtlich vermindert durch die glänzendere Seite ihrer Sendung, indem ſie die Verſöhnung zwiſchen dem Herzog von Burgund und den Franzoſen zu Stande bringt (ſ. die erſten Auftritte im 3. Aufzug). Zugleich ſteigt ſie in unſerer Schätzung durch den Eifer, mit dem zwei ausgezeichnete franzöſiſche Feldherren ſich um ihre Hand bewerben, und durch die Weiſe, wie ſie die ſie ehrende Bewerbung der edlen Ritter zurückweiſt:

Nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen;
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die ehr'ne Waffenrüſtung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk.
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerin des höchſten Gottes
Und keinem Manne kann ich Gattin ſein.

Sie verlangt einzig nach Krieg und, als ſie hört, der Feind nahe, ruft ſie mit kriegeriſcher Begeiſterung aus:

Schlacht und Kampf!
Jetzt iſt die Seele ihrer Banden frei.

Daſs der Jungfrau vielleicht ein Unheil bevorſtehen möge, iſt in dem kurzen (8.) Auftritt des 3. Aufzuges vorgedeutet, worin Dunois und La Hire ihre Beſorgnis um Johanna's Sicherheit ausdrücken. In dem folgenden Auftritt zwiſchen Johanna und dem ſchwarzen Ritter wird ſie davor gewarnt, in ihrem kriegeriſchen Laufe weiter vorwärts zu gehn. Sie bleibt ſtandhaft, aber ihr Gemüth iſt offenbar erregt durch die geſpenſtiſche Erſcheinung, obgleich ſie ſich mit dem Gedanken zu tröſten ſucht:

Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerſpenſt'ger Geiſt,
Heraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn.

Als Lionel auftritt und ſie zum Kampf herausfordert, beſiegt ſie ihn, aber zugleich wird ſie von ihm beſiegt; ſie iſt von einer plötzlichen Liebe zu ihm erfaſſt, und damit hat ſie gegen den göttlichen Ruf geſündigt (ſ. Prolog, 4. Auftritt):

Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt

und, indem ſie ſein Leben ſchont, hat ſie den furchtbar bindenden Vertrag, der ſie dem ſtrengen, unverletzlichen Geiſterreich verpflichtet, alles ihr in der Schlacht Entgegentretende mit dem Schwerte zu tödten (ſ. o. den Auftritt mit Montgomery), verletzt und, als ihr Lionel die geweihte Waffe entreißt, als ein Zeichen, daſs er ſie wiederſehen werde, jenes Schwert, von dem ſie verſichert hat:

Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt,

iſt ihre göttliche Kraft, ihr Glaube an ſich ſelbſt von ihr gewichen, was einigermaßen an den Zuſtand Simſon's erinnert, nachdem ihm die geweiheten Locken genommen waren.

Der Auftritt mit Lionel iſt von manchen Kunſtrichtern ſehr heftig getadelt worden. Diejenigen, die feſt an den feheriſchen Charakter der gottgeſandten Jungfrau glaubten, fanden es fehlerhaft, daſs der Dichter einer Heiligen weltliche Gefühle geliehen, während Andere ihm das Fehlen eines allmählichen Überganges von der ſtarren Entſagung der Jungfrau auf alle weltlichen Gefühle zu dem plötzlichen Ausbruch ihrer Liebe zu Lionel zum Vorwurf machten. Beide Tadel ſcheinen unhaltbar; der erſte, weil Schiller nicht eine Heilige darſtellen wollte, ſondern ein herzensreines, edel und menſchlich fühlendes Geſchöpf, das uns durch ſeine Schwächen näher rückt und unſer Mitgefühl tiefer erregt.

Dem Menſchen iſt
Ein Menſch noch immer lieber als ein Engel,

ſagt Leſſing (Nathan, V. 163), und ein mit menſchlichem Gefühl begabter Menſch, obgleich er augenblicklich geirrt haben mag, wird unſer Mitgefühl in höherem Grade wachrufen, als einer, der über alles menſchliche Gefühl erhaben iſt. Der zweite Einwurf dagegen fällt zu Boden, wenn wir uns erinnern, daſs das Plötzliche in Johanna's Liebe zu Lionel durchaus ſeeliſch begründet iſt. Es liegt darin durchaus nichts Ungewöhnliches oder

Unnatürliches. Von Anfang an ist er als ein tapferer und kühner Ritter geschildert. Im Prolog (V. 249) heißt er „des Löwen Bruder“ und in dem Auftritt, in welchem die Befehlshaber der verbündeten Truppen im Streit über die Ursachen ihrer Niederlagen dargestellt werden, tritt seine Tapferkeit scharf hervor. Dass er ein schönes gewinnendes Äußere besaß, entnehmen wir aus der Rede der Königin Isabeau, die, auf ihn hinweisend, sagt:

Gebt mir diesen da,
Der mir gefällt, zur Kurzweil und Gesellschaft,
Und dann macht, was ihr wollt. (V. 1453/5.)

Würdevoll, tapfer und mit frommen Gefühlen begabt erscheint er auch in dem Auftritt vom Tode Talbot's (III, 6). Ehrfurchtsvoll mahnt er diesen in den letzten Augenblicken an den Schöpfer und dann folgt er dem gebieterischen Ruf zur Schlacht. All Dieses zeigt, dass der Dichter den englischen Befehlshaber mit den schönsten Eigenschaften geschmückt hat, die liebende Bewunderung einer Jungfrau zu erregen, und dass er vollständig einer Heldenjungfrau Liebe verdient.

Der erste Auftritt des vierten Aufzuges führt uns die schwankenden, widerspruchsvollen, in Johanna's Brust auf- und abwogenden Gefühle vor, zunächst die jubelnde Feststimmung aller Franzosen über das glücklich Errungene:

Erneuert ist der Glanz der alten Krone
Und Frankreich huldigt seinem Königssohne, —

doch — so setzt sie gleich hinzu —:

Doch mich, die all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück.
Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieser Festlichkeit zurück.
In britt'sche Lager ist es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde schweift der Blick,
Und aus der Freunde Kreis muss ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.

Diese ihre schwere Schuld ist es, dass sie, ihres Landes Retterin, in irdischer Liebe für ihres Landes Feind entbrannt ist. Die Beschönigung, dass diese Schuld doch nur ein Ausfluss des Mitleids und der Menschlichkeit sei, weist sie aber in reuiger Selbsterkenntnis zurück:

Arglistig Herz! Du lügst dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht! . . .
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott.
Mit blinden Augen musstest du's vollbringen!
Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen.

In den ſich anreihenden Versgebinden leugnet ſie nun auch ihre ſchwere Schuld nicht weiter; ſie bekennt offen und rückhaltlos, daſs ſie die ihr dargebotene Ruhmeskrone nicht verdient habe und nicht annehmen könne; nur beklagt ſie, daſs auf ihre Schultern eine Laſt gelegt worden ſei, der nicht die Kraft eines Menſchen, ſondern nur die eines übermenſchlichen Geſchöpfes gewachſen ſei. Damit, daſs von hier ab Johanna keine Rechtfertigung oder auch nur Entſchuldigung für ihre ſchwere Schuld verſucht, daſs ſie jede ihr zugedachte Ehre als unverdiente zurückweiſt, beginnt ihre innere Läuterung, Reinigung und Buße. Dies im Einzelnen durchzuführen fehlt der Raum und ſcheint auch kaum nöthig. Der Gipfelpunkt aller dieſer Prüfungen liegt im 11. Auftritt des 4. Aufzugs, worin der eigene Vater die ſchwere Anklage erhebt, daſs das verblendete Volk der Franken nicht durch eine Gottgeſendete, ſondern durch des Teufels Kunſt gerettet ſei. Auch dieſer Anklage ſetzt Johanna kein Wort des Widerſpruchs entgegen, ſondern nimmt ſie ergebungsvoll, als eine von Gott über ſie verhängte Prüfung auf ſich, und ſo wird ſie verbannt und ausgeſtoßen.

Es wird genügen, hier aus dem 4. Auftritt des 5. Aufzuges die folgenden Verſe herzuſetzen (V. 3139 ff.):

Raimond (erſtaunt): Ihr wäret wirklich keine Zauberin?
Johanna: Ich eine Zauberin!
Raimond: Und dieſe Wunder,
Ihr hättet ſie vollbracht mit Gottes Kraft
Und ſeiner Heiligen?
Johanna: Mit welcher ſonſt?
Raimond: Und Ihr verſtummtet auf die gräßliche
Beſchuldigung? Ihr redet jetzt — und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verſtummtet Ihr!
Johanna: Ich unterwarf mich ſchweigend dem Geſchick,
Das Gott, mein Meiſter, über mich verhängte.
Raimond: Ihr konntet Eurem Vater Nichts erwiedern!
Johanna: Weil es vom Vater kam, ſo kam's von Gott;
Und väterlich wird auch die Prüfung ſein . . .
Raimond: Konnt' ich träumen, daſs ein menſchlich Herz
Das Ungeheure ſchweigend würde tragen?
Johanna: Verdient' ich's, die Geſendete zu ſein,
Wenn ich nicht blind des Meiſters Willen ehrte?
Und ich bin nicht ſo elend, als du glaubſt.
Ich leide Mangel: doch Das iſt kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig;
Doch in der Öde lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Bruſt; ich war
Die Unglückſeligſte, da ich der Welt
Am meiſten zu beneiden ſchien. — Jetzt bin ich

Geheilt; und dieſer Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund,
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir iſt Friede. — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewuſſt. . . .

In Bezug auf die Abrundung von Johanna's Charakter wird es genügen, aus den Schluſs-Auftritten des 5. Aufzuges kurz Folgendes zu bemerken:

5. Auftr. Ergebungsvoll und ohne Widerſpruch läſſt ſich Johanna von der Königin Iſabeau gefangen nehmen und gefeſſelt ins engliſche Lager führen; und im 9. Auftritt hat ſie ihre frühere Schwäche ſo vollſtändig überwunden, daſs ſie auf Lionel's Aufforderung:

Sei die Meine
Und gegen eine Welt beſchütz' ich dich, —

nur die herbe Antwort hat:

Du biſt
Der Feind mir, der verhaſste, meines Volks.
Nichts kann gemein ſein zwiſchen dir und mir ꝛc.

Mit ihrer Sühne iſt ihr ihre Kraft wieder zurückgekehrt; ſie iſt wieder Gottes Kriegerin, und, als ſie hört, daſs der von ihr über Alles verehrte König in Gefahr ſchwebt (im 11. Aufzug), in Gefangenſchaft zu gerathen, zerbricht ſie nach einem rührenden, inbrünſtigen Gebete ihre Ketten und ſtürmt hinaus zu ſeiner Errettung. Der letzte (14.) Auftritt zeigt uns die Apotheoſe der Jungfrau; ſie hat ſich und den Feind beſiegt; der König iſt durch ſie befreit; ihre Aufgabe iſt vollbracht, und noch einmal ergreift ſie die Fahne, das Zeichen ihrer göttlichen Sendung und ihrer Siege, und mitten in einem himmliſchen Geſichte ſtirbt ſie mit den rührenden und tröſtenden Worten:

Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude.

Als paſſender Abſchluſs des Ganzen möge hier ſtehen, was Schiller am 3. April 1801 aus Weimar an Goethe geſchrieben, wobei ich nur einige entbehrliche Fremdwörter durch deutſche erſetze:

„Von meinem letzten Aufzuge verſpreche ich mir viel Gutes, er erklärt den erſten; und ſo beißt ſich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf ſich allein ſteht und im Unglück von den Göttern im Stich gelaſſen iſt, ſo zeigt ſich ihre Selbſtändigkeit und ihr Charakteranſpruch auf die Prophetenrolle deutlicher!“

Der Marſchallſtab.

Ein Roman aus dem Bergiſchen. Von W. Schulte vom Brühl. (Vom Fels zum Meer XIII S. 441 ff.)

(ſ. Heft 4. S. 145—147.)

32. „Fragte man ihn, was er für Dies oder Jenes geben wollte, ſo rief er [der Trödler] dienſteifrig: ‚Sayett on Garn on Weekegarn, Stoppnaulen [Stopfnadeln] on Fürdüsker‘“ [vgl. in meinem Wörterb. tüſchen]. S. 503a.

33. „Einen Ring, der . . . von allerlei Hinderniſſen [beim Botſchenlaufen] als Hürden aus Beſenginſter, kleinen Erdwällen und Gräben, einem hohen Staket und an einigen Stellen durch Anhäufung von ‚Muken‘, Wurzelſtöcken gefällter krüppelhafter Bäume unterbrochen war . . . Das Mukenhindernis.“ S. 503b, vgl.: „Die größte Hoffnung ſetzte man auf das ‚Mukeperd‘, einen etwa 25jährigen Burſchen, der als guter Renner galt, obgleich er nicht danach ausſah; denn ſein robuſter Körper mit den kurzen Beinen und langen, ſchlenkrigen Armen glich faſt einem verknorrten [ſ. Zeitſchr. VII S. 416 Nr. 70] Wurzelſtock, und ſein Haupt hatte eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dem Kopf eines ramsnaſigen Gaules, ſo daſs er ſeinen Spitznamen nicht mit Unrecht trug.“ S. 504a.

34. „Sechs Burſchen erſchienen dort auf dem Plan, alle vorſchriftsmäßig mit beſonders großen und ungefügen Holzſchuhen, ſogenannten Klumpen, [ſ. Nr. 31 und 35] an den Füßen . . . Die Burſchen . . . hielten den linken Fuß vorgeſtreckt und berührten mit der Spitze den „Aant“, jenen in den Raſen gekratzten Strich, der als Ausgangspunkt und Ziel galt.“ S. 504a.

35. „Ihre [der Wettläuferinnen] zumeiſt grasgrün angeſtrichenen Blotſchen [ſ. Nr. 31], eine leichtere Art von Holzſchuhen als die von den Männern gebrauchten Klumpen“ [ſ. Nr. 34. S. 504]; doch heißt es S. 504a auch von einem der männlichen Wettläufer: „Weil er dabei ſeinen Blotſchen verlor . . . Er fuhr aus den Blotſchen.“

36. „Er macht immer ſo eklige Augen an mich hin.“ S. 505b = er ſieht mich mit ſolchen Augen an.

37. „Er iſt der reine Ipekrätzer.“ S. 505b, hier zur Bezeichnung eines nichtsnutzigen Heuchlers, vgl. Nr. 49.

38. „‚Es iſt gewiſs ein Ziesken‘ . . . Nein, der Zeiſig macht didi didelei; es iſt ein Hänfling.“

39. „Wenn ich die Gans gekriegt hätte, nachher [ſo, ſ. Zeitſchr. VII S. 282 Nr. 4; 377 Nr. 11 und 15] hätte ſich das katzige Ding [die katzenfalſche Perſon] kaputt geärgert.“ S. 506b.

40. „Ein Mädchen, das Etwas auf ſich hält, macht ſolch einen Juchhe nicht mit.“ S. 506b.

41. „‚Ihr habt ja einen Laden‘ ... Nur einige Winkelswaare ... Einen Winkelsladen.“ S. 507b.

42. „Auf dem kleinen blankgeſcheuerten Ofen, der auf dem dreibeinigen Tacken ſtand.“ S. 508a.

43. „Die ſieht ja ſo ſauber aus wie ein friſch geſchrapptes Schweinchen.“ S. 545b, vgl. in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. ſchrapen ꝛc.

44. „Während ſich die Kleinſten hinzudrängten und in ſcheuſamer Ehrfurcht die Mäuler aufſperrten.“ 546a, wie in Heine's Romancero = „furchtſam voll banger Scheu“, ſ. mein Wörterb. III 912c, wo das Wort in dieſer Bedeutung als ſelten verzeichnet iſt. In meinem Ergänz.-Wörterb. findet ſich das Wort auch mit einem Beleg aus der Gartenlaube: „Eine ſcheuſame Perſon“, vor der man ſich zu ſcheuen hat.

45. „Du biſt eine förmliche Dame geworden ... Als du zuletzt bei uns zu Beſuch weilteſt, warſt du noch ein ſpirriges Ding.“ S. 546a = etwa: ein kleines, unbedeutendes, mageres ꝛc. — (mundartl., noch in meinem Ergänz.-Wörterb. fehlend).

46. „Eigentlich ſeien ſeine ehemaligen Tanzſchulenſchätze doch immer ein wenig gänſig geweſen.“ S. 456 = gänſehaft (nach Art der Gänſe, einfältig ꝛc.) ſ. mein Wörterb. I S. 538a; Ergänz.-Wörterb. S. 519c.

47. „Die Kleine iſt ja ganz hübſch, wenn ich auch dieſe roſige Art mit dem weißblonden Haar und den hellen Augenwimpern nicht recht verputzen kann.“ S. 546b mundartlich für die ſchriftdeutſchen Wendungen: Einen oder Etwas nicht leiden können, nicht leiden mögen oder bloß: nicht mögen ꝛc., wofür es z. B. in Meklenburg auch heißt: es nicht verknuſen können, ſ. m. Wörterb. I S. 951a.

48. „Das klingt ſo ſüß ins Ohr und hat etwas Vornehmeres, Fräuleinhafteres.“ S. 547b, vgl. hierzu was ich in meinen „Neuen Beiträgen zur deutſchen Synonymik“ S. 106—109 über die aus Hauptwörtern gebildeten Eigenſchaftswörter auf -gemäß, -mäßig, -haft aus einander geſetzt, welche gemeinſam bezeichnen: „in der Art des genannten Hauptworts, der Art und dem Weſen desſelben entſprechend, damit übereinſtimmend.“

49. „Hab' ich dich nun, du Schlauberger? — plaudert ſie mit dem Gefangenen [Eidechschen]. Brauchſt das Züngelchen nicht immer ſo herauszuſtrecken. Ich thu dir ja Nichts und brech' dir auch dein zippeliges, zappeliges Schwänzelchen nicht ab. Haſt wohl ein Ängſtchen, du kleiner Ipekrätzer ꝛc.“, wo ich nur auf die durch Sperr-

druck hervorgehobenen Wörter hindeute, die zum Theil zu meinen Wörterbüchern nachzutragen ſind. Vielleicht kann ein Leſer aus dem Bergiſchen über die Bezeichnung Ipekrätzer (vgl. Nr. 37) Näheres mittheilen, was ſehr erwünſcht wäre.

50. „Dieſe Burger Brezeln ſind ja nicht übel, aber einen richtigen weſtfäliſchen Stuten vermiſſe ich doch ſehr", ſ. über das niederdeutſche Stute(n) = Weißbrot ꝛc. mein Wörterb. III S. 1262b; Ergänz.-Wörterb. S. 541a.

51. „Ein angehender ‚Spielratz'" S. 55b, ſ. m. Wörterb. III S. 653b.

52. „tappelig" = etwa: täppiſch und kindiſch S. 552b, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 551a.

53. „Daſs ich nicht der Taugenichts und Leichtfuß bin, als welchen man mich bei dir verpetzt." S. 552b.

54. „Ohne zwingende Gründe möchte ich doch nicht von dem Hölzchen auf das Stöckchen ſpringen" S. 589b = umſatteln.

55. S. 590 ff. wird wiederholt die Sitte des „Seultabends" erwähnt, d. i. die abendliche Zuſammenkunft, der von der Köchin zum „Ströppen des Rübenmuſes" oder zum Befreien der Rüben von den Blattſtielen (dem ſogenannten Schnütel) eingeladenen Freundinnen und einigen Mannsperſonen, — ähnlich wie die Spinnſtuben ꝛc. (ſ. die folgende Nr.)

56. „Daſs auch der junge Herr nicht beim Seultabend (ſ. Nr. 55) herumſchneuken thät" = herumſchnüffle. S. 590b. ſ. Ergänz.-Wörterbuch S. 458c.

57. „Während die Mädchen das Lied ſangen, nahmen ſie eine Rübe nach der andern, ſtreiften, das Blatt jedesmal zwiſchen Daumen und Meſſerſchneide durchziehend, das Grüne mit einem ritſchenden Ton von den Blattſtielen" ꝛc. S. 591a.

58. „Wenn's vielleicht mal ein paar Thaler, ein paar Gereiden [ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 403b] und ein Häuschen zu theilen giebt, dann bleibt die Streiterei wenigſtens in der Verwandtſchaft. Da werden ſie dich mit der Zeit ſchon ins Döppen (in den Topf) thun." S. 592b [hier = dich einem Verwandten zur Frau geben].

59. „Wer hat mir in die Ohren gekrieſcht?" [gekreiſcht] S. 593a.

60. „[Der Hund] wedelte freundlich und ſchränkte bald neben Hulda her" S. 593b, als intr., wie gewöhnlich nur noch weidmänniſch, ſ. mein Wörterb. III S. 1004b/c Nr. 1.

61. „Kaffee und Gebäck aufgetragen . . . Die Kinder labten ſich an den zur Feier des Tages beſonders gefertigten Muzen und Muzenmändelchen."

62. „Muſs denn überall in der Welt fachgeſimpelt werden?“ S. 595b, vgl. zu dieſem burſchikoſen Ausdruck z. B.: Man ſimpelt eben, man ſimpelt Familie, wie man als Kouleurbruder auch Fechtboden ſimpeln kann ꝛc. Telmann, Götter 2, 176 u. ä. m.

Karnickel hat angefangen.

Von Dr. H. Schrader.

Eine Redensart, die ihren Urſprung in Berlin hat und hier ſehr beliebt iſt, wenn man im Scherz und auch wohl mal im Ernſt die Schuld einer Gewaltthat von dem ſtarken Schuldigen ab auf den ſchwachen Unſchuldigen wälzen will. Das Kaninchen, cuniculus, *κούνικλος*, beim Volke gewöhnlich Karnickel oder Karnuckel, mit dem furchtſamen Haſen einerlei Geſchlechts, ſoll hier der Störenfried ſein. In ſeiner Natur kann Das unmöglich begründet ſein. Darum liegt in dieſem Widerſpruche zwiſchen ſeiner Natur und unſrer Redensart ſchon ein Fingerzeig, daſs dieſe letztere auf einem abſonderlichen Vorkommnis beruhen muſs. Ein ſolches nun trug ſich hier in Berlin vor ſechzig bis ſiebzig Jahren zu und die damals durch das Diorama berühmte Handlung von Gropius hat es uns in Wort und Bild aufbewahrt. Beides befindet ſich zufälliger Weiſe noch jetzt in meinem Beſitz. Ein Herr geht mit ſeinem großen Jagdhunde über den Markt, wo ein Mann Kaninchen feil hält. Nimrod ſchüttelt dort einen Gegenſtand ſeiner Jagdluſt ſo herzhaft, daſs dieſer, wie man ſagt, daran glauben muſs. Der Verkäufer ruft einen Polizeibeamten, um den Herrn des Hundes zur Bezahlung des Schlachtopfers anzuhalten. Dies geſchieht, mit der Weiſung, daſs der Herr im Weigerungsfalle dem Beamten zu weiterer Vernehmung folgen müſſe. Der Herr macht Umſtände; da tritt ein Schuſterjunge vor und ſagt: Gehen Sie dreiſte mit, lieber Herr, ick gehe och mit; ick werd' es bezeigen, des Karnickel hat angefangt; der Hund is unſchuldig. — Dieſe verblüffende Auffaſſung der Sachlage war ſo eigenartig, daſs das Wort des Schuſterjungen zu einer geflügelten Redensart wurde. — Schon damals, vor etwa 70 Jahren, ward dies Wort zum Spott auch auf politiſche Verhältniſſe übertragen; ſo ward Griechenland, als es ſich endlich gegen die ſchauderhaften Bedrückungen der Türken zu wehren anfing, das friedenſtörende Karnickel genannt. Und in unſern Tagen verſtehen Franzoſen in Südoſt-Aſien und Nordafrika und die Engländer in allen Welttheilen meiſterhaft, den Ländern, nach deren Beſitz ſie lüſtern ſind, die Karnickelrolle aufzubürden. — Es iſt immer die alte Geſchichte. Der Wolf in der Fabel, der oben am Bache trinkt, ſieht weiter unten das Schaf ſeinen Durſt löſchen; er fällt es an und zerreißt

es, weil es ihm das Waſſer trübe. — Oder der Wolf ſpricht: Ich werde kein Narr ſein und mich von einem Schafe beißen laſſen.

Ich kann mir nicht verſagen, hier aus Büchmann's „Geflügelten Worten“ (16. Aufl. 1889) das Nachfolgende anzufügen, als Beſtätigung und Erweiterung des von mir Geſagten:

‚Der Karnickel hat angefangen‘ ſteht in folgender von dem Reimer und Kupferſtecher Heinrich Lami (1787—1849) in Verſe gebrachten Geſchichte: ‚Eigennützige Dienſtfertigkeit‘, ſ. Mixpickel (sic!) und Mengemus, eingemacht von H. Lami. Magdeburg 1828, S. 21 und 22. Der Pudel eines über den Markt wandelnden Herrn zerreißt ein lebendiges Kaninchen, das zu dem Kram einer Hökerin gehört. Obwohl der Herr ihr zehnfachen Erſatz bietet, beſteht die Verkäuferin, in der Abſicht, ihn zu prellen, darauf, daſs er mit ihr „auf die Obrigkeit“ gehen ſoll. Ein Schuſterjunge, der dem Streit zugehört hat, nimmt Partei für den Herrn und verſpricht, gegen ein Trinkgeld zu bezeugen, ‚dat der Karnickel hat angefangen‘ (daſs das Kaninchen angefangen hat). Der Ausdruck iſt jetzt auch ins Franzöſiſche übergegangen. Am Schluſs eines Artikels ‚Aménités‘ der Pariſer Zeitung: ‚Le Bien public‘ Nr. 66, 7. März 1877 heißt es: ‚Encore une fois, c'est le lapin qui a commencé!‘ —, wie denn dieſe Redensart auch in dem vortrefflichen (in dieſem Jahre im Langenſcheidt'ſchen Verlage erſchienenen) franzöſiſch-deutſchen Supplement-Lexikon von Sachs-Villatte p. 190 b aufgeführt iſt.

Um aber abſchließend auf das Deutſche zurückzukommen, namentlich in Bezug auf das mundartliche Karnickel und deſſen ſchwankendes Geſchlecht, verweiſe ich zunächſt auf Sanders Wörterb. I S. 862 b/c, wo in der Anmerkung zu Kanin n. (zumeiſt üblich in der Verkleinerung) eine Menge mundartlicher Nebenformen aufgeführt und belegt ſind, darunter auch: „ein Karnickelgen“ bei Chr. Weiſe; „dieſer Karnickel“ m. bei Tieck — und ganz beſonders auf des Genannten Ergänz.-Wörterb. S. 293 c — woraus ich (auch um des Sachlichen willen) das Folgende aushebe:

Das Kaninchen, welches [den Streit] angefangen. Nat.-Ztg. 33, 614; Das ‚Karnickel‘, das überall ‚anfing‘. Prutz, Zehn Jahre 2, 216 [Karnickel auch Bismarck, Briefe 137; Gegenwart 15, 312 b; Henſel, Mendelsſohn 3, 105; W. Mohr, Span. 143; Raumer, Frankf. 1, 352; Spielhagen, Reih. 5, 111 ꝛc.].

Vereinzelte beim Leſen niedergeſchriebene Bemerkungen.

1. Vorziehen als.

Über dieſe nach der Ähnlichkeit mit „lieber wollen als“ in einer Art ſinngemäßer Fügung nicht ſtreng ſprachrichtig gebildete Wendung ſ. Hauptſchwier. S. 307 b und im 3. Jahrg. der Zeitſchr. S. 127 Nr. 6; S. 131 und beſonders S. 181—183. In der letzten Stelle habe ich zu dem Satze: „Er zog den Tod einem ehrloſen Leben vor“ die Frage gefügt: „Wie verhält man ſich, wenn bei dem Zeitwort vorziehen an die Stelle, ſowohl des Dativs wie des Accuſativs, ein verkürzter Satz (ein Infinitiv mit dem anknüpfenden zu) tritt? Man erkennt ſofort die ſich hier einſtellende Schwierigkeit, wenn man an die Ausführung geht: Was zog er vor? — Er zog es vor, zu ſterben. Will man nun aber hieran den verkürzten Satz anknüpfen: ehrlos zu leben zur Bezeichnung Deſſen, dem er es vorzog, zu ſterben, ſo ſieht man, daſs Dies nicht ſo geht, weil es an einem Mittel fehlt, in dem verkürzten Satze das Dativverhältnis ſo zu bezeichnen, wie bei Hauptwörtern: Er zog den Tod einem ehrloſen Leben vor. Man wird zur Vermeidung oder Umgehung dieſer Schwierigkeit zu andern Wendungen greifen, z. B. für das Zeitwort vorziehen etwa die Verbindung lieber wollen mit nachfolgendem als ſetzen müſſen: „Er wollte lieber ſterben als ehrlos leben“, vgl. in umgekehrter Reihenfolge: Er wollte (oder mochte) nicht ehrlos leben, lieber wollte er ſterben — oder: lieber ſtarb er und ähnlich ohne das Hilfszeitwort wollen: Lieber, als daſs er ehrlos weiter lebte, ſtarb er u. Ä. m. Einige wenden nun wohl in einer Art ſinngemäßer Fügung das nach dem höhern Steigerungsgrade lieber durchaus berechtigte als auch nach dem Zeitwort vorziehen an.“ Die Belege dafür wiederhole ich hier nicht, mit Rückſicht auf den Raum, und erwähne auch nur kurz als „eine andere — etwas gefügere — Art die ſinngemäße Fügung mit (an)ſtatt an Stelle des als: Anſtatt (oder ſtatt) ehrlos weiter zu leben, zog er es vor, zu ſterben ꝛc.“ Herſetzen will ich nur einen Satz aus der National-Ztg. 46, 715, der mich eben zu der Wiederholung des bereits früher Geſagten veranlaſſt hat: „Eine Parſen-Prieſterin, die . . . es vorzieht, den Scheiterhaufen mit Brahma zu beſteigen als ſich durch ein Losſagen von ihm das Leben zu retten“ —, wozu ich noch einen Satz von Wh. Jenſen fügen will: „Ein Wanderer zog doch vor, in anderem Thal wieder zur Rhein-Ebene hinunter zu kehren als in dem geſtern ſchon durchſchrittenen.“ (Deutſche Dichtung von Franzos VI, S. 184 a.)

2. Verbot.

„Weil er . . . das Verbot anſtrebte, daſs Deutſche in Rakonitz auf den Straßen und in öffentlichen Lokalen deutſch ſprechen.“ National-Ztg. 46, 715 ſtatt: „Weil er . . . anſtrebte, daſs den Deutſchen verboten werden ſolle, in Rakonitz . . . deutſch zu ſprechen.“

3. Deſſen.

„In Folge Deſſen iſt die ſtrengſte Überwachung des Bahnhofes und deſſen [ſtatt ſeiner] Umgebung angeordnet.“ Nat.-Ztg. 46. 715 f. Hauptſchwier. S. 239a/b und „deſſen“ in den Inhaltsverzeichniſſen der verſchiedenen Jahrgänge der Zeitſchr.

4. Vom beſten.

„Schönleben, der große Karlsruher Meiſter, iſt durch ein Gemälde von der Felſenküſte der Riviera nicht vom beſten vertreten.“ Nat.-Ztg. 46, 716 ſtatt: zum beſten.

5. Sich ſammeln.

„Ende September . . . ward Lilli's Hochzeitsfeſt gefeiert. Ganz ſtill. Nur die Familie ſammelte ſich.“ Nat.-Ztg. 46, 718 ſtatt: verſammelte ſich.

6. „Wie“ nach der höheren Steigerungsſtufe ꝛc.

„Sie ſind noch ſchlimmer daran wie [ſtatt: als] ich“ ſchreibt ſogar Paul Heyſe (Familien-Blatt 14, 755b) oder läſſt ſo wenigſtens einen ungebildeten Hausknecht ſprechen, dem er auf derſelben Spalte die Worte in den Mund legt: „Ja, 's is 'ne verfluchtige [es iſt eine verfluchte] Sache mit der Verſchoſſenheit“ [= mit dem Verliebtſein].

7. Junger Mann.

Ich habe wiederholt hier in der Zeitſchr. darauf aufmerkſam gemacht, daſs im Allgemeinen, wenn die Zahl der Jahre beſtimmt angegeben iſt, die Hinzufügung des Beiworts jung zu Mann nicht tadellos iſt; doch ſchreibt ſogar ein ſo feinſinniger Stiliſt wie Heyſe: „Der eine, ein ſtattlicher junger Mann von vierundzwanzig Jahren, war von der benachbarten Univerſität zurückgekehrt.“ Hier hätte das „junger“ füglich wegbleiben können oder ſollen.

8. Drein (ſtatt drin).

„Ein Gärtchen klein | Salat und Kohl und Bohnen drein.“ Familien-Blatt 14, 758b ſtatt drin (E. Peſchkau), welche Verwechslung ſich freilich auch bei Goethe findet, ſ. Hauptſchwier. S. 87b.

9. „Man“ und „wir“.

„Aber will man den Burſchen [den Humor] hervorlocken, ihn betrachten und betaſten, ſo ſchlägt er uns ein Schnippchen ꝛc.“ Grenzboten 52, 2, 30, (vgl. Hauptſchwier. S. 202a Nr. 2 f.). Beſſer hieße es entweder: Will man . . ., ſo ſchlägt er Einem ꝛc. — oder ſonſt: „Aber wollen wir ꝛc.“

10. Drücken.

„Jeder weiß, wo dem [gewöhnlich: den Andern] der Schuh drückt.“ Nat.-Ztg. 46, 721, ſ. Hauptſchwier. S. 118a.

11. Schlanke f.

(als weibliches Hauptwort) = Schlankheit habe ich in meinem Wörterbuch III S. 947c als ſelten aufgeführt und nur mit einer Stelle aus Herder belegt: „Die Schlanke und Schnelligkeit ſeiner Glieder.“ Einen weitern Beleg finde ich in den Münchener „Fliegenden Blättern“ Nr. 2520 S. 180b, wo es in einem Gedicht von Heinr. Schäffer mit der Überſchrift „Rund“ heißt:

„Rund ſind des Liebchens Wängelein,
Ihr Wuchs bei aller Schlanke.“

12. Nachläufig

im Sinne von nachträglich (ſ. d. in meinem Wörterb. III S. 1351c) als ſeltner Gegenſatz zu vorläufig (ſ. ebd. II 55a): „Das Zwiegeſpräch des geſtrigen Abends mit ſeinem entſcheidenden Schluſs, beim Tageslicht aller Magie beraubt, verſetzte Harold noch nachläufig in die ſchlechteſte Laune.“ Nat.-Ztg. 46, 725 Gg. Hartwig.

13. Beſtehen.

„Einem ſolchen Vater zu beſtehen, gilt es, ſich mit tapferm Muthe zu wappnen.“ Grenzb. 52, 3, 78, gewöhnlich: „vor einem ſolchen Vater zu beſtehen“, ſ. mein Wörterb. III S. 1194c Nr. 8.

14. Begegnen.

„Mit offenbarem Spott, den [ſtatt des gewöhnlichem dem] man bei Wittekind nie oder nur ſelten begegnet.“ Gartenl. 41, 524b.

15. Keuchen. tr.

„Schon keucht mich der Schnellzug durch verſchneite Tannenwälder“ Nat.-Ztg. 47, 4 (Karl Böttcher), in gewagter Verwendung des zielloſen Zeitworts keuchen als eines zielenden ſtatt: „er trägt mich keuchend“.

16. Umbreiten.

„Nicht ein Hauch, der ſich getraut,
Daſs er kühlend mich umbreite." D. Saul.

Vom Fels zum Meer 13, 1, 75 (ſelten) = daſs er ſich ausbreitend mich umſpanne, ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 102c.

17. Schickſam.

„Es ſcheint mir nicht ſchickſam zur Würde der Philologie, wenn ſie durch einen vorgeſetzten Eigennamen . . . eingeengt wird." Vom Fels zum Meer 13, 1, 67, ſ. Wörterb. III S. 915c/6a; Ergänz.-Wörterb. S. 446c; Zeitſchr. VII S. 156 Nr. 11. Danach würde ich (meinem Gefühl nach) hier ſchicklich vorziehen oder noch lieber ſagen: Es ſcheint mir, ſich für die Würde der Philologie nicht zu ſchicken, daſs ſie . . . eingeengt werde.

18. Ohne . . . nicht.

„Alles Mauerwerk vom Sockel aufwärts beſteht ohne Ausnahme aus Aſche und zwar ohne Sandbeimiſchung auch beim Mörtel nicht." Meklb.-Strel. Landes-Ztg. 9. Jahrg. Nr. 5.

Das nicht am Schluſs wäre nach dem vorausgehenden ohne zu ſtreichen, ſ. Hauptſchwier. S. 221b.

19. Von.

„Der Künſtler ſelbſt hat die Taſſe nicht nach Weimar geſchenkt. Iſt ſie nun von ihm oder von einem Andern gekauft worden?" Nat.-Ztg. 47, 10, vgl.: „Von tranſitiven Zeitwörtern, die ſchon im Aktiv die Präpoſition von regieren, wird das Paſſiv leicht zweideutig ꝛc." (Hauptſchwier. S. 324b Nr. 4), beſſer: „Hat man nun in Weimar ſie ihm oder einem Andern abgekauft?"

20. Tadelhafte Ausweichung aus der Satzfügung. (Anakoluth.)

„Ohne mich in den ſo lange gangbaren Währungskampf wiſſenſchaftlich einmiſchen zu können; aber, wenn ich mein gelegentliches Goldſtück mit dem Landesherrn im Avers und dem kaiſerlichen Reichsadler im Revers anſehe und dabei an jene lächerlich peinliche Miſère der ſechziger Jahre zurückdenke, bin ich dem mir ſonſt politiſch nicht überall gleichgeſinnten Ludwig Bamberger aufrichtig dankbar." Nat.-Ztg. 47, 10, ſ. Hauptſchwier. S. 38b ff. und vgl. als Verbeſſerungsvorſchlag: Ohne . . . zu können, bin ich aber doch, wenn ich . . . zurückdenke, . . . Bamberger aufrichtig dankbar — oder ſonſt etwa: In den Währungskampf kann ich mich freilich wiſſenſchaftlich nicht einmiſchen; aber u. ſ. w.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Dr. Gotthold Böttticher, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium, und **Dr. Karl Kinzel,** Prof. am Grauen Kloster zu Berlin:
Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höhern Lehranstalten.
I. Die deutsche Heldensage 1. 3. verbesserte Aufl.; Hildebrand und Waltharilied nebst den Zaubersprüchen und Muspilli als Beigabe, übersetzt und erläutert 1894. VIII und 65 S. Halle a/S. Buchhandlung des Waisenhauses. 60 Pf.
I. 3. Das Nibelungenlied. 2. verbesserte Aufl. X und 178 S. ebd. 1 M. 20 Pf.
II. Die höfische Dichtung des Mittelalters. 1. Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling von Karl Kinzel 3. Aufl. ebd. VIII und 115 S. geb. 90 Pf.
Geschichte der deutschen Litteratur mit einem Abriss der deutschen Sprache u. Metrik. X und 174 S. ebd. geb. 1 M. 80 Pf.
Kinzel, Gedichte des 19. Jahrhunderts gesammelt, litterargeschichtlich geordnet und mit Einleitungen versehen. XIV und 264 S. ebd. 2 M.

C. A. Buchheim, German Classics. Clarendon Press Series edited with English notes, etc. Volume XI. Halm's Griseldis, Oxford, at the Clarendon Press 1894 LVI and 154 p. 3 s.

Freytag's Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Lessing, Abhandlungen über die Fabel für den Schulgebrauch herausgegeben von Hans Lambel. Leipzig, G. Freytag 1894. 146 S. Pr. geb. 70 Pf.

Briefkasten.

Herrn Prof. **Dr. C. A. Buchheim** in London: Herzlichen Dank für die freundliche Zusendung Ihrer vortrefflichen Ausgabe von Halm's „Griseldis". Vielleicht kann ich in einem der nächsten Hefte wenigstens das höchst beachtenswerthe Vorwort meinen Lesern mittheilen.

Herrn **Dr. A. Courtheau** Prof. nella Regia Scuola Superiore di Commercio, Bari (Puglio) Italia. Meine briefliche Antwort werden Sie erhalten haben; ich wiederhole, dass mir Beiträge für die Zeitschrift sehr willkommen sein werden.

Herrn **Max Lefeldt** in Bremen: Sie wünschen meine Entscheidung darüber, ob in dem Satze: „Ich habe mich auf . . . Bank neben ihn gesetzt" die durch die drei Punkte bezeichnete Lücke sprachlich richtig nur durch den Accusativ oder auch durch den Dativ des Geschlechtswortes (die oder der) ausgefüllt werden könne.

Die Antwort habe ich schon in meinem Wörterb. der Hauptschwier. (24. Aufl.) S. 197b gegeben, woraus ich für Sie hier Folgendes wiederhole:

„Jemand legt, setzt, stellt Etwas — wohin? — z. B. auf die Bank, wozu dann noch ein Verhältnis des Wo treten kann: — im Garten ꝛc. Das Verhältnis der Bewegung kann auch durch Adverbia ꝛc. bezeichnet werden oder in manchen Fällen unbezeichnet bleiben: Etwas hin-, nieder-, auf-, ein- ꝛc. legen, setzen, stellen — wo?

ſich wo feſt ſetzen ꝛc. Die Hühner legen (Eier) im Stall [sc. ins Neſt]. Er hat ſich [sc. ins Bett] in meiner Stube bin, nieder, ſchlafen gelegt, auch bloß: gelegt als Patient. Ein Ungeſchick, die Möbel auf dem Theater zu ſtellen [sc. an ihren Platz], verſchieden: aufs Theater ꝛc.“ Leſen Sie gefl. das Weitere a. a. O. nach. Hinzufügen will ich hier nur noch, daſs, wenn manche Klüglinge Schiller eines Sprachfehlers geziehen haben, weil er ſeinen Tell ſagen läſſt: „Auf dieſer Bank von Stein will ich mich ſetzen“, ſie nicht gehörig erwogen haben, daſs hier ſich ſetzen in dem Sinne ſteht von: ſich hinſetzen (um ſich auszuruhen); ſich ausruhen; vgl.: Auf dieſer [nicht: dieſe] Bank von Stein will ich mich ausruhn ꝛc.“

Herrn **Joſeph M . . . . r** in Wien: Ihrem Wunſche, aus den von Oskar Blumenthal in der „Neuen Freien Preſſe“ veröffentlichten „Aufrichtigkeiten“ den folgenden auch in meiner Zeitſchrift ein Plätzchen einzuräumen, komme ich hiermit an dieſer Stelle nach:

Das leidige Zierdeutſch,
Das trockne Papierdeutſch,
Die Putzſucht im Schreiben —
Ihr möcht ſie vertreiben.
Doch knotiges Scheindeutſch,
Verrohtes Gemeindeutſch,
Das ſolltet ihr laſſen
Den Helden der Gaſſen.

Was uns prahleriſch die krit'ſche
Jugend heut kredenzt als neu,
Iſt aus halb verſtandnem Nietzſche
Nur ein wolkiges Gebräu.

Auf allen Straßen die Jüngſten ſprechen:
„Zeit iſt's, mit alter Kunſt zu brechen.“
Die Brechmittel, die ſie dazu verwenden, —
Das ſind die Bücher, die ſie uns ſpenden.

Alle für die Zeitſchrift ſelbſt beſtimmten Zuſendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altſtrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umſchlag oder als Beilagen beſtimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn ſenden.

Beiträge fürs nächſte Heft müſſen jedes Mal bis ſpäteſtens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers ſein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältniſſe der Zeitſchrift im Auge zu haben.

Goethe bei Napoleon in Erfurt am 2. Oktober 1808.

(Schluſs.)

Goethe's Beurtheilung Napoleon's.a

Die Stellung, welche der größte deutſche Dichter während ſeines ganzen Lebens zu Napoleon und zur Beurtheilung dieſes Genie's der Gewalt genommen hat, iſt nicht nur für ſeine Widerſacher Gegenſtand heftiger Angriffe, ſondern ſelbſt für viele ſeiner Verehrer ein betrübender Stein des Anſtoßes geweſen. Es lohnt daher wohl der Mühe, einmal gründlich nachzuſehen, in wie fern und in wie weit die Empfindung und das Verhalten der einen wie der andern berechtigt war und iſt und ob es nicht vielleicht richtiger ſein dürfte, ſtatt Goethe's Sympathie und Bewunderung für den gewaltigen Bedränger und Unterdrücker Deutſchland's einfach zu verdammen oder ungenügend zu beſchönigen, lieber aus dem Weſen und der Natur des Dichters ſelbſt das Verhalten desſelben objektiv zu erklären und in ſeiner bedingten Berechtigung nachzuweiſen.

Goethe und Napoleon! Ein ſtärkerer Gegenſatz ſcheint kaum denkbar. Hier der Mann des Friedens, wie er ſelbſt ſich nannte, der Todfeind des Krieges und ſeiner Barbarei, der ausſchließliche Freund „ruhiger Bildung" der Menſchheit b zum Schönen und Guten durch die Mittel und Künſte des Friedens; dort der fleiſchgewordene Kriegs- und Schlachtengenius, deſſen Lebenselement die Werke des männermordenden, länderoerwüſtenden Ares, deſſen ganzes Leben ein ſteter Kampf war gegen alle Ideen und deren Vertreter und deſſen einziger Lebenszweck ſein Ich und die Ausbreitung ſeiner Herrſchermacht, die Erhebung ſeines Willens zum Regulator Europa's und der Welt! Wie war es möglich, daſs Goethe Sympathie und Bewunderung empfinden konnte für Napoleon? Und doch iſt dies Verhältnis eine unbeſtreitbare Thatſache und von Goethe ſelbſt in zahlreichen Äußerungen bezeugt. Bei ſeinem Widerwillen gegen die blutdürſtige franzöſiſche Revolution, welche ihm die Welt des Beſtehenden in Trümmern c zu zerſchlagen drohte, und bei ſeiner eigenartigen Natur, zufolge deren er nach ſeinem eignen Geſtändniſſe lieber eine Ungerechtigkeit begehen als chaotiſche Unordnung ertragen mochte[1], erſchien ihm zunächſt die Uſurpation der Kraft über das anarchiſche Chaos der Revolution durch Napoleon als eine rettende That. Dazu imponierte ihm das ununterbrochene Sieghafte in der aufſteigenden Laufbahn des Bändigers der Revolutionshydra d, der wie

[1] Werke 30, S. 321.

a Zu den mit a u. ſ. w. bezeichneten Stellen gehören die ſprachlichen Bemerkungen am Schluſs dieſes Aufſatzes, S. 221.

Goethe ſich gegen Zelter im März des Jahres 1806 ausdrückt, „ſagen konnte, an welchem Tage er kommen, ſehen und ſiegen wolle.“ Sehen wir genauer zu, ſo finden wir, daſs es eben das Naturbeſtimmte der Überkraft in der gewaltigen Erſcheinung Napoleon's war, was ihm Bewunderung abnöthigte. Sein Timur, den er im weſtöſtlichen Divan ausrufen läſſt:

„Wie? Ihr miſsbilliget den kräftigen Sturm
Des Übermuths! verlogne Pfaffen!
Hätt' Allah mich beſtimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geſchaffen —“

iſt kein Andrer als Napoleon, der moderne Welteroberer und Weltverwüſter.

Es iſt ein alter Satz, daſs es die Gegenſätze ſind, welche einander anziehen. Dieſe Wahrheit beſtätigt ſich in dem Verhalten Goethe's zu Napoleon. Es war grade Dasjenige, was ſeinem eignen Weſen fehlte, was wir ihn in dem Weſen und der Begabung ſeines Antipoden vorzugsweiſe bewundern ſehen. Er ſelbſt hat ſich darüber in ſeinen Unterhaltungen mit Eckermann wiederholt ausgeſprochen. Schon daſs Napoleon „die Welt wie ein Virtuos ſein Inſtrument behandelte“ mit einer Leichtigkeit, die jedem Zuſchauer wunderbar und unbegreiflich erſcheinen muſste — dieſe „Facilität“, das ſichere Kennzeichen eines großen Talents, die der Dichter ſelbſt auf ſeinem Gebiete ebenfalls beſaß, war Gegenſtand ſeiner Bewunderung. Weit mehr aber imponierte ihm an dem Gewaltigen jene nie mangelnde Entſchiedenheit ſeines Wollens und Thuns, die er ſelber in ſich vermiſste. Daſs Napoleon „zu jeder Stunde derſelbige war, vor einer Schlacht, nach einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, immer auf feſten Füßen ſtehend, immer klar und entſchieden, was zu thun ſei, immer in ſeinem Elemente, jedem Augenblicke und jedem Zuſtande gewachſen“, — darin vor Allem fand er die bewundernswürdige Größe dieſes Gewaltheros, dieſes „Kompendiums der Welt“, wie er ihn wohl zu nennen liebte. In dieſem „Angebornen der Natur“ ſtand ihm Napoleon unerreichbar da. Er pflegte es auch wohl als die Sicherheit einer „fortwährenden Erleuchtung“ zu bezeichnen, durch welche Napoleon vor allen andern Sterblichen ausgezeichnet geweſen ſei, während die Menſchen meiſtens über ihr Wollen und Nichtwollen im Dunklen tappten. „Da war der Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entſchieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um Das, was er als vortheilhaft und nothwendig erkannt hatte, ſogleich ins Werk zu ſetzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man wohl ſagen, daſs er ſich in einem Zuſtande fortwährender Erleuchtung befunden,

weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und auch vielleicht nach ihm nicht sehen wird." [1]

Man sieht: Goethe betrachtete die dämonische Erscheinung, wie der Naturforscher ein Naturphänomen, und zugleich, wie der Dichter, der das Gewaltige in seiner Erhabenheit auffasst, ohne an sittliche Zwecke und Absichten moralischer Art zu denken. Ja, er spricht das Letztere offen aus in seiner Charakteristik einer Schrift des preußischen Militärschriftstellers, des Obersten von Massenbach, der bei dem Ausbruche des Krieges von 1806 ein Pamphlet gegen Napoleon geschrieben hatte, in welchem der frühere phantastische Bewunderer des französischen Heros denselben jetzt auf das heftigste angriff. Massenbach wollte dasselbe in Jena drucken lassen. Goethe, von dem Drucker und einigen Jenaer Magistratspersonen dringend aufgefordert, verhinderte den Druck, welcher bei der Nähe des französischen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen musste. „Ich ließ mir, so erzählt er in seinen Tages- und Jahresheften, das Pamphlet übergeben und fand eine Folge von Perioden, deren erste mit den Worten anfing: Napoleon, ich liebte dich! die letzte aberf: ich hasse dich! Dazwischen waren alle Hoffnungen und Erwartungen ausgesprochen, die man Anfangs von der Großheit des Napoleon'schen Charakters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne sittlich menschliche Zwecke unterlegen zu müssen wähnte. Mit wenigen Veränderungen hätte man es in den Verdruss eines betrogenen Liebhabers über seine untreue Geliebte übersetzen können!" — Goethe hat diesen „Wahn", diesen Glauben an „sittlich menschliche Zwecke" bei Napoleon, nie getheilt. Er verhehlte es sich nicht, dass Ehrgeiz und Ruhmsucht die Haupttriebfeder seines Handelns und dass er geartet war, für seinen persönlichen Namensruhm die Welt in Stücke zu schlagen. „Ein Name ist nichts Geringes; hat doch Napoleon eines großen Namens wegen fast die halbe Welt in Stücke geschlagen!" [2] Und eben so richtig beurtheilte er das Hauptmittel, welches Napoleon zur Erreichung seiner Zwecke angewendet habe. Es war nicht allein die Gewalt seiner überlegnen Persönlichkeit, meint er, welche bewirkt habe, dass ihm die Menschen zufielen und anhingen; sondern „die Hauptsache bestand darin, dass die Menschen gewiss waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, so wie sie es Jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewissheit einflößt. Dies ist ein altes Märchen, das sich immer wiederholt. Die menschliche Natur ist einmal so eingerichtet. Niemand dient einem Andern aus freien Stücken; weiß

[1] Eckermann III, S. 226—227.
[2] S. Eckermann II, 104.

er aber, daſs er damit ſich ſelber dient, ſo thut er es gern. Napoleon kannte die Menſchen zu gut und er wuſste, von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Daſs aber dieſes Spekulieren des großen Egoïſten auf den Egoïsmus der menſchlichen Natur ſeine gefährliche und ſchädliche Seite habe, daſs aus Argem und Schlimmem nur Arges und Übles erwachſen könne, entging dem großen Kenner der Menſchennatur eben ſo wenig. Er hat über die Folgen dieſer Handlungsweiſe Napoleon's für das franzöſiſche Volk ein wahrhaft prophetiſches Wort ausgeſprochen. Es war bald nach der Julirevolution von 1830, als er bei Gelegenheit der in Paris fortdauernden revolutionären Zuckungen, zumal in der Jugend, äußerte: „Das Beiſpiel Napoleon's hat, beſonders in den jungen Leuten von Frankreich, den Egoïsmus aufgeregt; und ſie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufſteht, in welchem ſie das auf der höchſten Stufe ſehen, was eigentlich jeder von ihnen ſelber zu ſein wünſcht."[1] Die Erfüllung dieſer Prophezeiung liegt heute vor aller Welt Augen in dem Erfolge des Decembernapoleon's, der mit denſelben Mitteln arbeitete, wie der erſte Napoleon, und dem, um ſein Despotenthum länger als zwanzig Jahre zu erhalten und zu befeſtigen, Nichts fehlte als das Eine, daſs er kein Soldat war!; — eine Qualität, ohne welche, nach Goethe's richtiger Anſicht, ſelbſt Napoleon nie hätte auf die Dauer in ſeiner Tyrannenlaufbahn reüſſieren können.[2] Denn ein „Tyrann" war und blieb Napoleon in Goethe's Augen, und weit entfernt, ſein endliches Schickſal pathetiſch zu beklagen, wie Das ſpätere Poeten — obenan als Chorführer und Tambourmajor des Napoleonskultus H. Heine — bis zum Übermaße gethan haben, nannte er noch im Jahre 1830 dieſes Endſchickſal ein verdientes, ja vielmehr ein „noch ſehr mildes für einen Mann, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte"[3]. Karikaturen freilich auf den gefallenen todten Löwen mochte er nicht ſehen, weil ſolche Zerrbilder ſeinen ſittlichen, wie ſeinen äſthetiſchen Sinn beleidigten.[4]

Als ſich das Verderben in Napoleon's Geſtalt gegen Norddeutſchland heranwälzte, als die Schöpfung Friedrich's des Großen in der Jenaer Doppelſchlacht zerſchmettert, nicht nur der friedliche Muſenſitz Weimar der Schauplatz von Feuer, Schwert und Plünderung ward, ſondern der Zorn des Siegesgewaltigen ſich auch über dem Haupte von Goethe's fürſtlichem Herrn und Freunde vernichtend für deſſen Thron und Land zu entladen

[1] Eckermann a. a. O. S. 321.
[2] Eckermann a. a. O. S. 91.
[3] Eckermann a. a. O. S. 183.
[4] Müller: Unterhaltungen mit Goethe, S. 40.

drohte, da brach auch bei Goethe das empörte Menſchengefühl für ſein Vaterland und ſeinen Fürſten in hellen Flammen gegen den Vergewaltiger aus, wie uns Dies ein Zeitgenoſſe aus Goethe's weimariſcher Umgebung, der bekannte Johannes Falk, in ſeinem Buche über Goethe ſo beredt geſchildert hat.[1] „Steht denn Euer Kaiſerthum von geſtern ſchon auf ſo feſten Füßen, daſs Ihr keine, gar keine Wechſel menſchlicher Schickſale zu befürchten habt!“ rief er im bittern Zorne über des Siegers Verfahren gegen ſeinen Karl Auguſt aus; und er drohte den übermüthigen Franzoſen ſchwere Vergeltung von Deutſchland, wenn dasſelbe einſt, was nicht ausbleiben könne, über Das, was ihm noth ſei, zum Bewuſſtſein komme. Dazu aber war freilich damals noch ſehr wenig Ausſicht; und Napoleon's dämoniſche Energie und jene von Goethe bewunderte Sicherheit des Wollens und Vollbringens ſtrahlte durch die Folie der allgemeinen Schwäche und Haltloſigkeit ſeiner gekrönten Zeitgenoſſen auf Deutſchland's und Europa's Thronen nur noch leuchtender und überwältigender hervor. Goethe hatte jetzt den bisher nur von fern angeſtaunten Gewaltigen in unmittelbarer Nähe am Werke geſehn, er hatte von Augenzeugen, wie Müller, darüber Bericht erhalten und konnte ſich nicht enthalten, ihn und ſein Genie aufs Neue zu bewundern. „Wenn man“ — ſo ſchrieb er an Knebel dritthalb Monate nach der Jenaer Schlacht — „wenn man dieſen Kaiſer und ſeine Umgebungen mit Naïvetät beſchreiben hört, da ſieht man freilich, daſs Nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht ſein wird.“

Was in Goethe's Augen den glücklich zugreifenden Sohn und Erben der Revolution von den erſten Menſchen in dieſer Revolution unterſchied und ihn zugleich mächtiger als ſie alle machte, war ſeine abſolute Unbekümmertheit um die Meinung und Neigung der Menſchen, wenn er nur ſeinen Willen und ſeine Pläne durchſetzte. „Die erſten Menſchen in der Revolution,“ ſagte er einmal zu einem Freunde[2], „wie Lafayette und andere, waren noch eitel und wollten noch, daſs die Menge Etwas auf ſie halten ſolle. Napoleon hat ihnen gezeigt, daſs daran gar Nichts liege. Und Das iſt das Ungeheure, welches die Menſchen gar nicht klein kriegen können, daſs nämlich auch der Gegenſatz von Jenem h exiſtiere.“ Es iſt auch hier wieder das Bewuſſtſein des diametralen Gegenſatzes ſeiner eignen, durchaus auf Liebe und Theilnahme der Menſchen geſtellten und von der Rückſicht auf dieſelben oft bis zur Schwäche ab-

[1] Man findet die hierher gehörige Stelle aus Falk's Buche („Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt“) mitgetheilt in der Biographie Goethe's von H. Biehoff, Th. IV, S. 24—26.

[2] Riemer II, S. 713.

hängigen eignen Natur, welche dieſer ſtaunenden Bewunderung der abſoluten nach gar nichts fragenden Rückſichtsloſigkeit zum Grunde liegt.

Es kam dann die berühmt gewordene perſönliche Zuſammenkunft Goethe's mit Napoleon in Erfurt im Jahre 1808, nach welcher Napoleon den Dichter mit dem Orden der Ehrenlegion dekorierte und ihn demnächſt bei einer zweiten Unterredung im Schloſſe zu Weimar mit einer ſchmeichelhaften direkten Einladung, nach Paris zu kommen, beehrte.

An dieſem Vorkommniſſe haben nicht nur Deutſche vielfach Anſtoß genommen. Selbſt ein franzöſiſcher Schriftſteller, und zwar ein ſo edler und großgeſinnter wie der vortreffliche neueſte Biograph Napoleon's, dem Frankreich die erſte wahre, von der traditionellen Verherrlichung des großen Despoten entkleidete und von zahlloſen Fälſchungen befreite Geſchichte Napoleon's des Erſten verdankt, — ſelbſt Pierre Lanfrey, glaubt, den großen deutſchen Dichter um dieſes Schrittes willen tadeln zu müſſen. „Nach der politiſchen Demüthigung," ſagt er[1], „welche Deutſchland in Erfurt erfahren, wo die deutſchen Kronenträger glücklich und ſtolz waren, die unterwürfigen Höflinge des Königs der Könige zu ſein, kam eine noch härtere. Die Könige im Reiche des Geiſtes kamen, um ſich vor dem Cäſar zu verbeugen. Goethe und Wieland wurden Napoleon vorgeſtellt; ſie zeigten ſich an ſeinem Hofe und ließen ihren Ruhm dazu dienen, ſeinen Triumph zu ſchmücken. Der deutſche Patriotismus hatte in Erfurt ſtarke Prüfungen zu erleiden, aber keine wurde wohl ſo tief von den Deutſchen empfunden als die: zu ſehen, daſs der größte Genius ihrer Litteratur ſich mit den Gunſtbezeigungen des Unterdrückers ſchmückte. Wir können es dem Dichter erlaſſen, als Patriot zu handeln, aber nicht, als Patriot zu empfinden, wenn wir ihn nicht in den Rang gewöhnlicher Virtuoſen verweiſen ſollen. Ein Goethe aber, der herbeikam, Napoleon zu begrüßen und von ihm in Gegenwart des gedemüthigten Deutſchland's den Orden der Ehrenlegion annahm, war weder ein Gleichgültiger noch ein Neugieriger; er gab eine Zuſtimmungserklärung ab, er verließ die Haltung paſſiver Reſignation und führte einen empfindlichen Streich gegen Diejenigen, welche ſich rüſteten, für die Befreiung des Vaterlandes zu kämpfen."

Es iſt eine edle Empfindung, welche den franzöſiſchen Schriftſteller alſo ſprechen und ihn das Verhalten Goethe's, in welchem er ſonſt den großen Dichter und Menſchen anerkennt, in dieſem Falle als das eines gewöhnlichen „Kammerherrn" verdammen läſſt. Aber das Verdammungsurtheil ſelbſt iſt falſch und beruht auf unrichtigen thatſächlichen Vorausſetzungen.

[1] Histoire de Napoleon premier, Tom IV, p. 407.

Zunächſt: Goethe kam nicht freiwillig nach Erfurt, um Napoleon zu huldigen. Er hatte ſich vielmehr, wie der Kanzler von Müller in ſeinen Memoiren berichtet, „nach ſeiner eigenthümlichen Sinnesweiſe bisher ganz von der Nähe des Gewaltigen fern gehalten. Es war der Befehl ſeines Fürſten und Landesherrn, des Herzogs Karl Auguſt von Weimar, der ihn am 29. September 1808 zu ſich nach Erfurt berief.[1] Er ſuchte eben ſo wenig eine Audienz bei Napoleon, ſondern der franzöſiſche Kaiſer ſelbſt war es, der ihn durch ſeinen Miniſter Maret, Herzog von Baſſano, zu ſich entbieten ließ. Sich einer ſolchen Einladung zu entziehen, lag nicht in ſeiner Macht, — ſelbſt wenn er es gewollt hätte. Er würde durch eine ſolche Weigerung ſeinen Fürſten, deſſen Schickſal damals von der Gnade des Gewaltigen abhing, in die größte Verlegenheit gebracht, ja deſſen Intereſſen ſchwer geſchädigt haben. Noch weniger ſtand es in ſeiner Macht, den ihm verliehenen Orden zurückzuweiſen —, eine Beleidigung des Gewalthabers, welche ſich damals kein Herrſcher Europa's hätte erlauben mögen. Goethe konnte und durfte in der ihm verliehenen Auszeichnung mit Grund nur eine Huldigung ſehen, welche der Beſieger Deutſchland's oder vielmehr der deutſchen Fürſten — denn es gab damals kein Deutſchland — dem Genius des überwundenen Volks, wenn auch in eigennütziger Abſicht, darzubringen ſich bewogen fand. Goethe theilte übrigens dieſe Auszeichnung nicht nur mit Wieland, der (beiläufig bemerkt) gar nicht nach Erfurt gegangen iſt, und der die Ehre einer Unterredung mit Napoleon bei einem Hoffeſte zu Weimar erhielt, — ſondern noch mit drei andern weimariſchen Perſonen, denen ebenfalls damals von Napoleon der Orden der Ehrenlegion verliehen wurde."[2] Er ſelbſt ſchrieb über die ihm widerfahrene Ehre an ſeinen Freund Zelter (30. Oktober 1808) bloß die kurzen Worte: „Der Kaiſer von Frankreich hat ſich ſehr geneigt gegen mich erwieſen. Beide Kaiſer haben mich mit Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Beſcheidenheit dankbar anerkennen wollen." Es bleibt alſo von jenem harten Vorwurfe freiwilliger ſerviler Huldigung und bezeigter unpatriotiſcher Geſinnung durch Annahme des napoleoniſchen Ordens nichts übrig als höchſtens etwa Dies: daſs die ihm von dem gewaltigſten Manne des Jahrhunderts bewieſene Aufmerkſamkeit und Auszeichnung ihm einen angenehmen Eindruck gemacht hat und —, wenn wir gerecht ſein wollen, einen ſolchen Eindruck machen muſste. Es iſt allbekannt, daſs Napoleon unwiderſtehlich ſein konnte, wenn er Jemanden gewinnen wollte; hier wollte er es augenſcheinlich, und es müſste ein Wunder heißen, wenn es ihm, zumal einem phantaſiebegabten Dichter gegenüber, nicht gelungen wäre.

[1] Müller: Erinnerungen S. 236—237. Goethe: Werke Th. 60 S. 275 ff.

[2] Müller a. a. O. S. 254.

Es war ihm gelungen. Von dieſer Zeit an ſteigerte ſich jedoch nicht nur die Bewunderung für Napoleon bei Goethe, ſondern auch die Hoffnung und der Glaube an Dasjenige, was er für die eigentliche Beſtimmung und Aufgabe desſelben hielt. Er war und blieb „ein Kind des Friedens“ und, ſo ſeltſam es uns Spätergebornen über den wahren Charakter des unerſättlichen Eroberers ſo unendlich beſſer Unterrichteten auch klingt: Goethe ſah in Napoleon ein Werkzeug zur Herſtellung des von ihm ſo heiß erſehnten dauernden europäiſchen und damit des Weltfriedens! Er ſprach dieſen Glauben aus in dem Gedichte, welches er 1812, dicht vor dem Beginne des ruſſiſchen Feldzuges, an die Kaiſerin Marie Luiſe von Frankreich richtete. Anknüpfend an die Geburt des Königs von Rom, durch welche dem Gewaltigen das Einzige und Höchſte gegeben worden, was ihm noch gefehlt, der dauerverheißende Erbe ſeines Reichs, ſpricht er die Hoffnung aus:

„Zuſammen werden ſie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel ſchließen!“

Dies „letzte Glück“, das Glück des Friedens für die arme Menſchheit, erſehnt und erhofft er von dem Heros des Krieges. Denn:

„Der Alles wollen kann, will auch den Frieden!“

Mit dieſen Worten ſchließt das Gedicht. Dieſe Hoffnung ſöhnte den Mann des Friedens ſogar aus mit dem gewaltigen neuen Eroberungszuge gegen den noch unbezwungenen Norden. Was der geſtürzte Imperator auf ſeiner einſamen Felſenwarte von St. Helena ſpäter der Welt vorzuſpiegeln bemüht war, daſs dieſer abenteuerliche Zug nur habe dazu dienen ſollen, die Vereinigung Europa's in einen großen Bundesſtaat unter ſeinem Protektorate zu vollenden, und ihm ſelber die Möglichkeit zu gewähren, ſeine ganze Kraft auf die Förderung der Intereſſen friedlicher Entwicklung in dieſem ungeheuren Bundesreiche zu verwenden — es war eine Anſicht, die Goethe ſelbſt damals hegte und in jenem Gedichte offen ausſprach. Es war Dies die Erhellung der „im Düſterni bangenden Welt zu ewigem Sonnenſchein“, die er erhoffte! Ein ſchöner poetiſcher Traum, aber — eben nur ein Traum.

Nach dem ſchmählichen Ausgange des ruſſiſchen Feldzuges begann die Erhebung Norddeutſchland's gegen die fremden Bedränger und Unterdrücker. Und hier komme ich auf den Punkt, wo Goethe's Sympathie für Napoleon ein Fleck in ſeinem Bilde iſt und bleibt. Er theilte den herzerhebenden allgemeinen Aufſchwung nicht, mit dem ſich ſein Volk und vor Allem die Jugend freudig in den Kampf für die Befreiung des Vaterlandes ſtürzte. Er verſagte ſeinem dreiundzwanzigjährigen Sohne die Erlaubnis, ſich den Reihen der Tauſende freiwilliger Kämpfer gegen

die Fremdherrſchaft anzuſchließen. Er glaubte nicht an die Möglichkeit des Sieges über den von ihm bewunderten Rieſen. „Ja, ſchüttelt nur an Euren Ketten!“ rief er dem Vater Theodor Körner's zu; „der Mann iſt Euch zu groß, Ihr werdet ſie nicht zerbrechen, ſondern nur noch tiefer ins Fleiſch ziehen!“ Daß es „Ketten“ waren, die ſein Volk und Land belaſteten, leugnete er alſo nicht, wohl aber die Möglichkeit ihrer Zerbrechung gegenüber dem gigantiſchen Kettenmeiſter. Dieſe beklommene Hoffnungsloſigkeit, welche er nicht verhehlte, machte auf die todesmuthigen Eiſenſeelen der Stein und Arndt einen ſchmerzlichen Eindruck.[1] Unfähig, an dem erhebenden Aufſchwunge ſeines Volkes Theil zu nehmen, flüchtete er ſich in litterariſche Thätigkeit. Um der unmittelbaren Gegenwart zu entgehen, warf er ſich auf das Entfernteſte. Er ſtudierte die Geſchichte des — chineſiſchen Reichs! Als am Tage der Entſcheidungsſchlacht von Leipzig Napoleon's Bruſtbild in ſeinem Zimmer von der Wand fiel, und Goethe's Gattin, welche ſein Beiſpiel zu einer leidenſchaftlichen Verehrerin Napoleon's gemacht hatte, ſich verzweiflungsvoll vor Goethe niederwarf, tröſtete dieſer ſie, das Bild aufhebend, mit den Worten: „Sieh nur her, es iſt Nichts als der Rand gebrochen; dem Helden ſelbſt iſt man noch nicht zu Leibe gegangen!“ Später ließ er um den Rand des Bildes mit Anwendung eines Verſes des römiſchen Dichters Lucan die Worte ſetzen:

Scilicet immenso superest ex nomine — multum.

Als Napoleon nach der Leipziger Niederlage über den Rhein geworfen war und ſeine völlige Beſiegung in ſichere Ausſicht gerückt erſchien, ſtiegen die Hoffnungen der deutſchen Patrioten auf die Früchte des Kampfes für Deutſchland und deſſen Erhebung zu Einheit, Macht und Freiheit zu ihrer höchſten Höhe. Goethe, obſchon mit dem Endausgange des großen Kampfes zu Gunſten der Verbündeten wohl zufrieden, theilte dennoch nicht dieſe patriotiſchen deutſchen Hoffnungen. Wir haben darüber das ausführliche Zeugnis eines Mannes aus ſeiner nächſten Umgebung, des jenaiſchen Geſchichtsprofeſſors Luden, der damals eine gegen die franzöſiſche Gewaltherrſchaft Napoleon's gerichtete politiſche Zeitſchrift Nemeſis begründete, für welche er Goethe's Theilnahme perſönlich zu gewinnen ſich bemühte. Luden hat den Beſcheid, welchen er von Goethe erhielt, in ſeinen erſt nach des Verfaſſers Tode herausgegebenen Memoiren[2] genau verzeichnet. Dieſer mündlich abgegebene Beſcheid bezeugt den tiefen Einblick Goethe's in die Weltlage und die damaligen deutſchen Verhältniſſe. Er lautete im Weſentlichen folgendermaßen:

---

[1] E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben S. 191—196.

[2] Rückblicke in mein Leben von H. Luden (Jena 1847).

„Glauben Sie nicht, daſs ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Vaterland, Volk, Freiheit. Nein, dieſe Ideen ſind in uns, ſie ſind ein Theil unſeres Weſens; und Niemand vermag ſie von ſich zu werfen. Auch liegt mir Deutſchland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im Einzelnen und ſo miſerabel *im Ganzen* iſt. Eine Vergleichung des deutſchen Volks mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jede Weiſe hinwegzukommen ſuche; und in der Wiſſenſchaft und Kunſt habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man ſich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wiſſenſchaft und Kunſt gehören der Welt an und vor ihnen verſchwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Troſt, den ſie gewähren, iſt doch nur ein leidiger Troſt und erſetzt das ſtolze Bewuſſtſein nicht, einem großen, ſtarken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derſelben (leidigen) Weiſe tröſtet auch nur der Gedanke an Deutſchland's Zukunft. Ich halte ihn ſo feſt als Sie, dieſen Glauben. Ja, das deutſche Volk verſpricht eine Zukunft und *hat eine Zukunft*. Das Schickſal der Deutſchen iſt, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten ſie keine andern Aufgaben zu erfüllen gehabt als die, das römiſche Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu ſchaffen und zu ordnen, ſie würden längſt zu Grunde gegangen ſein. Da ſie aber fortbeſtanden ſind, und in ſolcher Kraft und Tüchtigkeit, ſo müſſen ſie, nach meinem Glauben, noch eine große Beſtimmung haben, welche um ſo viel größer ſein wird, als ihre Bildung jetzt höher ſteht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menſchliches Auge nicht vorauszuſehen und menſchliche Kraft nicht zu beſchleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwiſchen nur übrig, einem jedem nach ſeinen Talenten, ſeiner Neigung und Stellung, *die Bildung des Volks zu mehren*, zu ſtärken und nach allen Seiten durch dasſelbe zu verbreiten, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, ſondern wenigſtens hierin voraufſtehe, damit der Geiſt nicht verkümmere, ſondern friſch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, ſondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Dieſen Tag aber, den die Luden und ſo viele Andere damals bereits gekommen wähnten, ſah Er nicht. „Sie ſprechen" — ſagte er in Bezug darauf — „von dem *Erwachen* von der *Erhebung* des deutſchen Volks und meinen: Dieſes Volk werde ſich nicht wieder entreißen laſſen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft habe, nämlich die Freiheit! *Iſt denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag?* — — — Der Schlaf iſt zu tief geweſen, als daſs auch die ſtärkſte Rüttelung ſo ſchnell zur Beſinnung zurückzuführen

vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung. Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Ich spreche nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer; ich spreche von der Menge, von den Millionen. — Und was ist denn errungen und gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit. Vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht von dem Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr, und nicht mehr Italiäner; dafür aber sehe ich Kosacken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten, alle Gefahr nur von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie berufen sich zwar auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer.[1] Ja, ja! Ein Pferd! ein Pferd! ein Königreich für ein Pferd!"

Der alte weimarische Olympier hat leider grimmig Recht behalten mit seiner Prophezeiung. Die Jahre von Deutschland's tiefster Erniedrigung sollten erst nach Niederwerfung des fremden Despoten von seinen eignen „Herren" über das deutsche Volk gebracht werden. Schon im Jahre 1814 oder 1815 konnte Goethe dem deutsche Länder verschachernden und zerschneidenden Kongresse der in Wien versammelten siegreichen Fürsten den Fluch (freilich nur im Stillen) zurufen:

„Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht.
Ihm geb' es trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht!"

Wer kennt nicht die Zeilen, die ihm die traurige Wahrnehmung eingab, dass die hoffnungsfreudige Begeisterungsstimmung vorüber war, sobald die kleinen Tyrannen den großen überwunden hatten, und dass sein Epimenides eigentlich besser thäte, weiter fortzuschlafen als „zu früh zu erwachen", jene traurigen Verse, welche beginnen:

„Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen.
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen u. s. w."

Aber freilich, er hielt sich stille in seiner „Tonne", wie Sankt

[1] Es sind die bekannte Proklamation von Kalisch und die damaligen preußischen Verheißungen gemeint.

Diogenes ohne Unterlaſs das Faſs ſeiner ſtillen Studien und Arbeiten weiter wälzend. Er war eben nicht zum Volkstribunen von „Allah“ geſchaffen, ſo wenig wie etwa ein Bismarck zum Bannerträger demokratiſcher Freiheit und Univerſalrepublik, ſondern nur zum größten Dichter und Weiſen, wie dieſer zum gewaltigen Begründer der Macht und Einheit ſeines Volks und Vaterlandes. Ihm, dem Greiſe, dem „Kinde des Friedens“, ſchien „bei dem Lied und Reigen“, der ſich jetzt erhob,

„das Beſte: ruhn und ſchweigen!“

d. h. wenigſtens öffentlich ſchweigen. Denn ſeinen Nächſten verhehlte er nicht, wie er über den ſchmählichen Ausgang der großen Bewegung dachte: über die Napoleon'ſchen Grundſätze des Wiener Kongreſſes, wo es zuging wie bei dem großen Fiſchzugsfeſte, bei dem die Zahl der Gäſte ſehr, ſehr groß war, und wo

„Ein Jeder brachte ſein Schüſſelein mit.
Hier gab es keine Faule.
Die Gröbſten aber ſchlugen ſich durch,
Und fraßen's den Andern vom Maule.“

und über die „Engel“, die, als ſie den „Teufel“ und ſeine Heerſchaaren geſchlagen und beſiegt hatten,

„Natürlich fanden hinterdrein,
Es ſei recht hübſch, ein Teufel zu ſein!“ —,

über die guten Deutſchen, welche nichts Näheres zu thun hatten als ſich gleich nach der Befreiung vom Joche Napoleon's darüber zu ſtreiten, ob ſie ſich mit einem D oder mit einem T richtiger zu ſchreiben hätten:

„Verfluchtes Volk, kaum biſt du frei,
So brichſt du dich in dir ſelbſt entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutſch oder Teutſch, du wirſt nicht klug!“

Nach ihm waren eben die Deutſchen in der Lage jenes guten Geſellen, der die Gelegenheit ſtets verpaſſt:

„Daſs Glück ihm günſtig ſei,
Was hilft's dem Stöffel?
Und, regnet's Brei,
Ihm fehlt — der Löffel.“

Daſs ihm, wenn es „Brei regnet“ und er hungrig iſt, bei fehlendem Löffel ſeine beide Hände dafür Erſatz bieten können, — dieſe Weisheit war dem deutſchen Stöffel von damals verſchloſſen. Daſs ſich Goethe nicht mit der Idee befreundete, die ſchon 1814 im Werke war, auf dem Völkerſchlachtfelde vor Leipzig ein „Koloſſaldenkmal der Befreiung Deutſchland's“, einen „Siegesdom“, einen „Thurm“, einen Rundhügel mit koloſſalem Kreuze darauf, oder eine „Rieſenſäule“ zu errichten, läſſt ſich leicht denken. Er empfahl dafür etwas ganz Anderes ſeinen Landsleuten, denen er zurief:

„Wollet ihr in Leipzig's Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten, —

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn ſelbſt und Andre quälet,
Zu des runden Haufens Starrheit!
Nicht iſt unſer Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulen
Zu der Wallfahrt ſtillem Frieden,
Wie erhabne Rieſenſäulen
Wachſen unſre Pyramiden!"

Aber im vollen Ernſte lautete ſein Zuruf an die Deutſchen: im Hinblick auf die ſo eben ihnen in dem Befreiungskriege gegen Napoleon gelungnen Thaten endlich der Nothwendigkeit der Einigung und Einigkeit des Vaterlandes und Volks zu gedenken:

„Die Deutſchen ſind recht gute Leut',
Sind ſie einzeln, ſie bringen's weit.
Nun ſind ihnen auch die größten Thaten
Zum erſten Male im Ganzen gerathen.
Ein Jeder ſpreche Amen darein,
Daſs es nicht möge das letzte Mal ſein!"

Nun! es iſt nicht das letzte Mal geweſen. Wenig über ein Menſchenalter nach dem Tode ſeines großen Dichters hat ſein herrliches Wort, das er an ſein deutſches Volk richtete, ſich glorreich erfüllt, das Wort:

„Zuſammen haltet Euren Werth,
Und Euch iſt Niemand gleich!"

Überblicken wir die im Vorigen entwickelte Reihe der Motive von Goethe's Sympathie für die Geſtalt Napoleon's, ſo finden wir als beſtimmende Haupturſachen derſelben folgende drei:

Zunächſt und vor Allem die Wirkung und der Eindruck des Gigantiſchen von Napoleon's Erſcheinung und Thaten auf die Phantaſie des Dichters. Iſt doch ſelbſt das Böſe in ſeiner höchſten Potenz nicht ohne ſtarke Anziehungskraft für einen ſolchen —, wie Richard der Dritte beweiſen kann, — um wie viel mehr muſste dieſe um Recht und Unrecht, um Gut und Böſe unbekümmerte Willensenergie des modernen Gewaltheros in ihrer kaum jemals dageweſenen Mächtigkeit auf einen Dichter wie Goethe wirken. Das bekannte Gedicht:

„Am jüngſten Tag vor Gottes Thron
Stand endlich Held Napoleon" ꝛc.,

in welchem der dem Helden das Sündenregiſter vortragende Teufel von Gott Vater ſchließlich den Beſcheid erhält:

„Getrauſt du dich, ihn anzugreifen,
So magſt du ihn zur Hölle ſchleifen!“

iſt der richtigſte Ausdruck für die Stimmung und Empfindung des Poeten gegenüber der Mächtigkeit dieſer Erſcheinung.

Das zweite erklärende Motiv iſt der naïve Glaube Goethe's an Das, was der Neffe des Onkels in unſern Tagen als die napoleoniſche Idee zu feiern die Frechheit gehabt hat: der Glaube an die Miſſion und an die auf Herſtellung des allgemeinen Weltfriedens gerichtete Abſicht Napoleon's. Wir können dieſen Glauben belächeln, aber wir ſind nicht berechtigt, ſeine Aufrichtigkeit bei dem Manne des Friedens zu bezweifeln, für den ohnehin ſchon Napoleon als Bändiger der dem Dichter ſo widerwärtigen Revolution ein Gegenſtand der Verehrung war und ſein muſste. Und wenn wir nun ſehen, daſs Goethe in ſeiner Anſicht über Napoleon's Großheit bis an ſein Ende beharrte und daſs er ſich durch keine Gegenſtimmen und Gegenzeugniſſe, wie ſie ihm in den Memoiren Bourrienne's und in Walter Scott's Geſchichte Napoleon's entgegentraten, in dieſer ſeiner Anſicht irre machen ließ[1], ja wenn wir hören, daſs er den Haſs der Menſchen gegen Napoleon auf „die Frondierungsſucht der Menge gegen das Große“ oder auf Hypochondrie und Luſt an Afterreden zurückführte[2], ſo werden wir uns, um gerecht zu ſein, drittens erinnern müſſen, daſs zu Goethe's Lebzeiten Napoleon überhaupt noch lange nicht in ſeinem wahren Weſen und Charakter und in der tiefen Gemeinheit desſelben ſo erkannt war, wie wir ihn jetzt, nach Öffnung der echten hiſtoriſchen Quellen, z. B. aus einem Werke wie das des Hiſtorikers Lanfrey und vornehmlich aus ſeinen eigenen Briefen, kennen. Wir werden, ehe wir den Dichter des Fauſt wegen ſeiner Sympathie für Napoleon verdammen, uns die lebhafte Theilnahme ins Gedächtnis rufen müſſen, mit welcher noch einer der tiefſten hiſtoriſchen Forſcher und deutſcheſten Geſchichtſchreiber, Schloſſer, in ſeiner Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts Napoleon behandelt hat.

Es war aber recht eigentlich das Phantaſtiſche, — das Oſſianiſche, wie es ein franzöſiſcher Schriftſteller genannt hat, in Napoleon's Erſcheinung und Charakter, was Goethe's Intereſſe feſſelte. Goethe's Wort, daſs dieſer große Feind und Verächter der Idee, dieſer Leugner alles Ideellen ſelbſt recht eigentlich „ganz in der Idee lebte“ und fort und fort das Ideelle zu verwirklichen trachtete, iſt von großer Tiefe und wird durch das Urtheil von Männern wie Reinhardt und de Pradt, die Napoleon

[1] Eckermann III, S. 105.
[2] Eckermann I, 277. Riemer II, 701.

so nahe standen, durchaus bestätigt.[1] Unter dem „in der Idee leben" verstand Goethe, wie er erklärend hinzufügt: „das Unmögliche behandeln, als ob es möglich wäre." Diese titanische Neigung traf nach Goethe's Ansicht in Napoleon zusammen mit dem Charakter, Das heißt mit jenem entschiedenen Wollen ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut oder Böse, auf Wahrheit oder Irrthum; und aus diesem Zusammentreffen beider Elemente in einer und derselben Persönlichkeit entstanden Thaten und Ereignisse, welche die Welt in Staunen versetzten und versetzen mussten, wie die Persönlichkeit selbst auf die Phantasie des Dichters nothwendig einen gewissen Zauber der Anziehungskraft ausüben musste.

Wenn ich bisher versucht habe, Goethe's Verhältnis zu Napoleon und seine Beurtheilung dieser ungeheuren Erscheinung aus des Dichters eigenster Natur zu erklären, so kann damit natürlich nicht gemeint sein, dass ich jenes Verhältnis an und für sich zu rechtfertigen oder gar als ein solches anzusehen beabsichtige, das man im eignen Interesse des Dichters und seines Vaterlandes nicht anders wünschen möchte. Das hieße, meine Absicht eben so wohl wie das wirkliche Verhältnis gründlich missverstehen.

Im Gegentheil: es bleibt ein Schatten haften auf dem Bilde des großen Dichters. Es bleibt eine Schwäche, ein Mangel in seiner Natur und seinem Wesen, dass er das Unheil und Elend nicht, oder doch nicht tief genug, empfand, welches der von ihm bewunderte Weltvergewaltiger über Deutschland brachte. Und dieser Mangel fällt um so schwerer ins Gewicht, als Goethe Gelegenheit hatte, dieses Elend Deutschland's in seiner nächsten Umgebung, in dem weimarischen Lande, dem er angehörte und dem er viele Jahre lang als Minister seine Kraft und Thätigkeit gewidmet hatte, vollauf zu gewahren.

Oder war es nicht herzzerreißend für jeden patriotisch empfindenden Deutschen, dass nach der Jenaer Entscheidungsschlacht, welche das weimarische Land an den Rand des Abgrunds brachte, alle Kräfte dieses Landes, dessen Fürst einer der feurigsten deutschen Patrioten war, in den Dienst des fremden Überwinders gestellt werden, dass die weimarischen Landeskinder, die so eben noch für Deutschland gestritten hatten, ihre Waffen gegen ihre deutschen Brüder kehren und seitdem in allen Kriegen des großen Vergewaltigers ihr bestes Blut vergießen mussten? Zunächst war es der letzte Hort des bei Jena niedergeworfenen Preußen, die Festung Kolberg,

---

[1] S. G. v. Loeper in den Anmerkungen zu Goethe's Sprüchen in Prosa S. 77 (Werke Band 19 der Hempel'schen Ausgabe).

gegen die und ihre tapfern Vertheidiger Schill, Nettelbeck und Gneiſenau der korſiſche Überwinder die Truppen ſeiner neuen gezwungenen Bundesgenoſſen, der thüringiſchen Fürſten, ſendete. Kaum ein Jahr nachher wurden ſie gegen die Öſterreicher und ſodann gegen die treuen Tiroler gehetzt, wo ſie in den grauſen Kämpfen an der Eiſack gegen die Schaaren der für Heimat und Herd todesmuthig ſtreitenden Tiroler und deren Führer Hofer, Speckbacher und Haspinger für den Unterdrücker ihres eignen Vaterlandes ihr Blut vergießen muſsten. Und wenn ihre Leiden und Verluſte ſchon hier entſetzlich geweſen waren — denn der größte Theil des weimariſchen Kontingents war vernichtet oder gefangen worden —, ſo war die Kataſtrophe, der ſie im folgenden Jahre (1810) entgegengingen, als Napoleon mit andern deutſchen Truppen auch die weimariſchen in den Abgrund ſeines ſpaniſchen Greuelkrieges hineinriſs, noch bei Weitem gräſslicher. Man kann die darüber vorhandnen Aufzeichnungen eines deutſchen Militärgeſchichtſchreibers nicht ohne ſchaudernde Empörung leſen. Acht Monate nach ſeinem Einmarſche in Spanien hatte das geſammte thüringiſche Regiment nur noch einen dienſtthuenden Beſtand von vier Mann und einigen Officieren[1]; ſo hatten Schwert und Krankheit, Hunger, Strapazen und Noth jeder Art unter den deutſchen Schlachtopfern napoleoniſcher Herrſchſucht gewüthet; und auch von den Gefangenen war es nur ſehr wenigen vergönnt, ihr liebes Vaterland nach langen Jahren wieder zu ſehn! Dann kam der ruſſiſche Feldzug des Jahres 1812 und erneuerte dieſe Verluſte für das neugeſtellte weimariſche Kontingent, von dem im December nur noch zwanzig am Ende des Rückzugs den Niemen überſchritten.

Dies alles geſchah unter Goethe's Augen; dies fürchterliche Elend traf das Land, das er ſeine Heimat nannte, traf es durch die Schuld des Mannes, den er bewunderte, ohne in ſeiner Seele den zornigen Grimm des Patrioten und die Überzeugung zu erwecken, daſs der Sturz Napoleon's eine Nothwendigkeit und daſs es Pflicht jedes Deutſchen ſei, ihn zu wünſchen und dazu zu helfen!

Freilich war das ſo hingeopferte Blut deutſcher Soldaten anderer Art als heut zu Tage. Freilich beſtanden jene Kontingente, zumal im Anfange ihres Eintritts in den Dienſt Napoleon's, meiſt aus verlorenem Volke und geworbenem Geſindel aller Art, jedenfalls aus den „unterſten Volksſchichten", die man bei den Aushebungen eigentlich nur allein bedachte. Goethe ſelbſt, der ſeiner Zeit gegen Ende der ſiebziger Jahre des vorigen

[1] S. E. v. Heyne: Geſchichte des 5. Thüringiſchen Infanterieregiments Nr. 95. Seite 107.

Jahrhunderts und ſpäter dieſe Aushebungen im weimariſchen Lande geleitet hatte, wuſste davon zu ſagen, und mochte keine all zu große Theilnahme empfinden für eine Menſchenklaſſe, bei der noch im Jahre 1806 jedes kleinſte Vergehen mit Gaſſenlaufen und Krummſchließen der Gemeinen und Unterofficiere beſtraft wurde. Aber trotz alledem und alledem war es doch immer deutſches Blut, das gezwungen war, an dem Werke der Unterdrückung des Vaterlandes im Dienſte des fremden Zwingherrn mitzuhelfen, und das ſchon um deſſentwillen die Theilnahme jedes Deutſchen verdient hätte, während leider von Goethe geſagt werden muſs, daſs er ihm dieſe Theilnahme nicht gegönnt, ja, daſs er alle dieſer Dinge in keiner ſeiner zahlreichen Lebensaufzeichnungen, Briefe u. ſ. w. auch nur mit einem Worte erwähnt hat. — Amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas!

III. Aus Scherr's „Blücher" (Leipzig, 1863) Bd. II S. 316 ff.

Aber reich an Scenen von unvergänglichem Intereſſe war die Erfurter Haupt- und Staatsaktion, Das iſt wahr. Seht, am 2. Oktober wird unſer Dichterkaiſer zur Audienz beim franzöſiſchen Schlachtenkaiſer nach Erfurt beſchieden und haben ſich da die Beiden in Gegenwart von Talleyrand, Berthier, Savary und Daru eine volle Stunde unterhalten. „Wie alt iſt Monſieur Goet?" — „Sechzig Jahre, Sire." — „Ihr habt Euch gut erhalten. Ich habe Euren Roman Werther's Leiden ſieben mal geleſen, aber das Buch leidet an der Miſchung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der Liebesleidenſchaft. Das iſt nicht naturgemäß, ſchwächt bei dem Leſer die Vorſtellung von dem übermäßigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt, und läſſt keine reine poetiſche Wirkung zu. Qu' en dit Monsieur Goet?" Der Getadelte ſuchte den Vorwurf, daſs er einen äſthetiſchen Bock geſchoſſen, mit der Bemerkung zu entkräften, daſs ein Dichter mitunter, um eine gewiſſe Wirkung hervorzubringen, eines nicht leicht zu entdeckenden Kunſtgriffs ſich bedienen dürfe. Nachmals aber hat er zum Kanzler Müller geſagt, Napoleon ſei ihm vorgekommen wie ein „kunſtverſtändiger Schneider", welcher an einem „angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel ſofort die feinverſteckte Naht entdeckt". Man ſprach dann über die Tragödie, wobei Daru Veranlaſſung nahm, von Goethe's Trauerſpielen zu reden. Goethe erfuhr mit Erſtaunen, daſs der Gewaltige die tragiſche Bühne „mit der Aufmerkſamkeit eines Kriminalrichters" betrachtete. „Mit den Schickſalstragödien, die jetzt wieder Mode werden, iſt es Nichts" —, äußerte der Kaiſer. „Sie haben einer dunkleren Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schickſal? Die Politik iſt das Schickſal!" Soult trat herein und Napoleon neckte den Marſchall

mit gewiſſen unangenehmen polniſchen Erlebniſſen desſelben. Dann ſtand er auf, trat nahe zu dem Dichter hin, fragte freundlich den perſönlichen Verhältniſſen desſelben nach und ſagte, auf die tragiſche Dichtung zurückkommend, ſchließlich: „Das Trauerſpiel ſollte die Schule der Könige und der Völker ſein. Das iſt das Höchſte, was der Dichter erreichen kann. Sie, Monſieur Goethe, ſollten den Tod Cäſars auf eine vollwürdige Weiſe, großartiger als Voltaire ſchreiben. Das könnte die ſchönſte Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müſste der Welt zeigen“ — (ah, ha!) — „wie Cäſar ſie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelaſſen hätte, ſeine hochſinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris! Dort giebt es größere Weltanſchauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“ Der Dichterkaiſer nahm aus dieſer Audienz einen unermeßlichen Reſpekt vor dem Schlachtenkaiſer mit weg, einen Reſpekt, den er ſein Lebenlang nie verwunden hat. Napoleon ſeinerſeits kehrte ſich, als Goethe abtrat, zu ſeinen Marſchällen und Miniſtern und ſagte: „Voilà un homme!“ Vom Vaterland, vom armen Deutſchland war freilich bei dieſer Zuſammenkunft nicht mit einer Silbe die Rede geweſen und es muſste der Schlachtenkaiſer erſt bei Leipzig geſchlagen ſein, bevor der Dichterkaiſer ſich „bequemte, auf vornehme Manier auch patriotiſch zu ſein.“

Karl Auguſt von Weimar muſste dermalen ſich zu Herberem bequemen, nämlich den franzöſiſchen Machthaber von Erfurt nach Weimar zu Gaſte zu laden und den höflichen Wirth zu machen. Am 6. Oktober kam der ganze Kongreſstumult in die ſtille Muſenſtadt an der Ilm herüber. Nachmittags war große Hirſchjagd, d. h. man hatte etliche Hunderte von Hirſchen auf dem Ettersberg ins Garn getrieben und Napoleon ſchoß kreuz und quer unter den Rudel, wobei er ſich als ſehr ſchlechter Schütze erwies. Abends führte Talma's Truppe im Weimarer Schauſpielhaus Voltaire's „Mort de César“ auf. Das Orcheſter war mit einer Eſtrade überbaut, auf welcher die beiden Kaiſer auf Thronſeſſeln ſaßen. Im Parkett hatte man die Könige und Großherzoge untergebracht, im Parterre den übrigen Fürſtentroſs. Der Balkon war ausſchließlich den Damen vorbehalten. Von der Galerie herab ſchimmerten die Stickereien der Marſchälle, Generale, Miniſter und Hofwürdenträger. Talma entfaltete in der Rolle des Brutus ſein ganzes Génie, aber als Cäſar dem Antonius, der ihn vor den verſchworenen Senatoren warnt, die bekannte hochſinnige Antwort gab, welche mit den Worten ſchließt: „Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance! Sur l'univers soumis régnons sans violence“ — ging das Schauſpielen von der Bühne auf die glänzende Zuſchauermenge über und die Verſammlung brach, „von der beziehungsreichen

Stelle elektriſch durchzuckt", in einen Sturm huldigenden Beifalls aus. „Über den unterworfenen Erdkreis herrſchen wir ohne Gewaltſamkeit" — dieſe ungeheure Lüge wurde zu Weimar an derſelben Stelle, wo Schiller ſeine Jungfrau und ſeinen Tell vorgeführt hatte, von deutſchen Fürſten und deutſchen Frauen beklatſcht, — ein Zeugnis der Schmach, welches den ganzen Jammer der Zeit in ſich zuſammenfaſſt. Es iſt wahrhaft wohlthuend, daſs uns inmitten dieſes Elends wenigſtens ein Ton aufſtößt, und zwar ein Ton aus Frauenmund, welcher tröſtlich klingt. Auf dem Hofball, welcher dem Schauſpiel folgte, begegnete Napoleon einer jungen Dame, Frau von der Recke, deren Schönheit ihm auffiel. Auf ſein Befragen ſagte ſie ihm, daſs ſie in Erfurt wohne. „Ich hätte nicht geglaubt, daſs es in Erfurt ſo ſchöne Frauen gäbe. Aber ſind Sie denn eine geborene Erfurterin?" — „Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren." — „Alſo Preußin?" — „Ja, Sire, und Preußin von Herz und Seele!" Das brave Wort zwang dem Eroberer Achtung ab. „Gut, ſagte er, man muſs ſeinem Vaterland anhängen." Nachdem er dann den Zaren flüchtig begrüßt hatte, unterhielt er ſich lange mit Goethe und ſprach hierauf den Kanzler Müller an: „Wo iſt denn Wieland? Warum führt man mir ihn nicht zu?" Karl Auguſt ließ den Alten, den „deutſchen Voltaire", wie ihn die Franzoſen nannten, zu Hofe holen. Der Kaiſer empfing ihn ſehr freundlich und fragte: „Welches von Ihren Werken halten Sie für das beſte?" — „Sire, ich lege auf keins derſelben einen großen Werth. Ich ſchrieb, wie es mir ums Herz war." Das Geſpräch verbreitete ſich über weltgeſchichtliche Gegenſtände und Napoleon pries laut den Julius Cäſar, wie er denſelben ſchon dem Goethe gerühmt hatte. „Er wäre ohne Frage der größte Mann der Geſchichte, falls er nicht einen unverzeihlichen Fehler begangen hätte. Er kannte die Menſchen genau, die ihn auf die Seite ſchaffen wollten, und ſo hätte er ſie bei Seite ſchaffen müſſen." Über Geſchichtsſchreibung ſprach er einſichtsvoll, aber von Tacitus ſehr ſchlecht. „Die Geſchichte will keine Illuſionen; ſie ſoll aufklären und belehren, nicht bloß eindrucksvolle Gemälde entwerfen. Tacitus hat die Urſachen und die inneren Motive der Begebenheiten nicht genugſam entwickelt. Die römiſchen Kaiſer waren lange nicht ſo ſchlecht, wie er ſie uns ſchildert." Noch im Jahre 1812 äußerte er ſich gegen den Grafen Narbonne über Tacitus ungefähr mit denſelben Worten, wie hier gegen Wieland. Es iſt klar, Tacitus war ihm gar ſehr im Wege, und er fürchtete augenſcheinlich, auch für ihn könnte eines Tages ein Tacitus erſtehen, der ihn zeichnen würde, wie der römiſche den Tiberius gezeichnet hat. Sehr fein ſagte der Imperator, vom Chriſtenthum ſprechend, zu Wieland: „Ich finde darin eine bewundernswürdige Reaktion des griechiſchen

Geiſtes gegen den römiſchen. Griechenland, durch phyſiſche Stärke überwunden, eroberte ſich die geiſtige Herrſchaft wieder, indem es jenen wohlthätigen, jenſeits des Meeres ausgeſtreuten Keim in ſich aufnahm und pflegte. Übrigens — hier trat er ganz nah an Wieland heran und hielt die Hand ſo, daſs Niemand als der greiſe Dichter es hören ſollte, — übrigens iſt es eine große Frage, ob Jeſus Chriſtus jemals gelebt hat." Wieland beſtritt dieſen Zweifel, was den Gewaltigen „frappierte" und ihm „wohlgefiel".

Am folgenden Tage lud Napoleon den Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, und die deutſchen Fürſten zu einer auf dem Schlachtfeld von Jena veranſtalteten „Haſenhetze" ein und ſie kamen, kamen wirklich! Nur Karl Auguſt von Weimar hatte den Muth, ſich dieſem grauſamen Hohn auf Deutſchland zu entziehen. Aber es ſtellten ſich auch Jagdgenoſſen anderer Art ein, die nicht auf Haſen, ſondern auf Hochwild zu pirſchen beabſichtigten. Draußen vor Weimar im Webichtgehölz lauerten, auf guten Pferden ſitzend, zwei ehemalige preußiſche Officiere dem dort vorbeikommenden Sieger von Jena auf, um mittelſt des Inhalts der „Musquetons", die ſie unter ihren Mänteln trugen, die ganze ungeheure Rechnung zwiſchen Preußen und Napoleon zu quittieren. Leicht alſo konnte der „Mord Cäſar's", welcher geſtern zu Weimar geſpielt worden, am 7. Oktober von 1808 auf der Weltbühne zum zweiten Male Wirklichkeit werden. Aber wer einem Napoleon ans Leben will, darf ſich nicht dadurch abſchrecken laſſen, daſs ein beliebiger Prinz — diesmal Prinz Wilhelm von Preußen — neben demſelben im offenen Wagen ſitzt und möglicher Weiſe auch eine Kugel abbekommen könnte.[1] Die Musquetons im Webicht wurden nicht losgeſchoſſen, die beregte Quittung ward nicht ausgeſtellt, ſollte nicht ſo ausgeſtellt werden, ſondern, nachdem der korſiſche Wetterſtrahl vollbracht, was er zu vollbringen hatte „in dieſer Welt des Athmens", erſt jahrelang

[1] Mém. du r. Joseph, IV, 81; V, 127, 132. Kanzler v. Müller, Erinnerungen, 231, 237 fg. 247 fg. General v. Müffling, Aus m. Leben, 24, 27. Goethe, Nachgelaſſ. Werke, LX, 276 fg. Eckermann, Geſpräche mit Goethe, II, 115; III, 38. Graf v. Bismark, Aufzeichnungen, 45. Hormayr, Lebensbilder, Urkundenbuch, I, 230. Genaſt, Aus dem Tagebuch eines Schauſpielers, I, 37 fg. Gruber, Wieland's Leben II, 493 fg. Hinſichtlich des beabſichtigten Attentats auf Napoleon bin ich nicht dem Bericht des Kanzlers Müller gefolgt, welcher angiebt, die Attentäter hätten dem Kaiſer am Ausgang des Theaters aufgelauert, ſondern der Erzählung Müffling's, womit in der Hauptſache ſtimmt, was Steffens, freilich nebelnd genug, in ſeinem breitmäuligen Nebelbuch „Was ich erlebte" (VI, 171 fg.) über die Sache beibringt. Er ſah die von dem unausgeführten Attentat herkommenden „zwei Männer" in Halle und hörte von ihnen, der Umſtand, daſs auf der „ihnen zugewandten Seite" der Zar neben Napoleon „geritten", habe das Losfeuern ihrer Büchſen verhindert.

ſpäter, endgültig erſt bei Belle Alliance und durch Einen, der — ſo wunderſam verflochten ſich auch hier wiederum die menſchlichen Dinge — während Napoleon zu Erfurt und Weimar trunkenen Blicks auf der Zenithhöhe ſeiner Macht und Herrlichkeit ſtand, dort hinten im Pommerland zu Stargard in den Hallucinationen ſeiner Geneſungsſchwäche ſein prophetiſches Zornwort wiederholte: — „Er muſs herunter! Herunter muſs der Bonaparte!“

Sprachliche Bemerkungen zu dem Aufſatz von Stahr in Heft V S. 164 ff. und Heft VI S. 201 ff.

Zu S. 166: „Auf einmal ſtand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethe's Familie ꝛc.“, wogegen es in Goethe's Aufzeichnung heißt: „Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir ſprach, fragte er, ob ich verheirathet ſei ꝛc.“

Die Umſetzung des eigenſchaftswörtlichen Mittelworts (adjektiviſchen Particips) in die höhere Steigerungsſtufe (den Komparativ) iſt nicht richtig. In der vorangegangenen Unterhaltung mit dem Dichter hatte der Kaiſer mit der gewöhnlichen Stärke ſeiner Stimme geſprochen, da der Inhalt des Geſpräches auch den Anweſenden nicht abgeſchnitten werden ſollte; nun, wo er ſich mehr nach den häuslichen Verhältniſſen des Dichters erkundigte, ward die Stimme gemäßigt, nicht gemäßigter, vgl. mein Wörterb. II S. 255c und hier in der Zeitſchr. z. B. VII S. 229 Nr. 15; VIII S. 155 Nr. 4 u. ö.

Zu S. 201 (a): „Goethe's Beurtheilung Napoleon's.“ Der vorangeſtellte (oder ſächſiſche) Genitiv iſt hier ein ſogenannter ſubjektiver, der nachfolgende ein objektiver. Dieſe Zuſammenſtellung der beiden Genitive iſt hart und nicht tadelfrei. Beſſer hätte der Schriftſteller etwa geſetzt: „Goethe's Urtheil über Napoleon“ oder: „Napoleon in Goethe's Beurtheilung“ (oder: Auffaſſung).

Ebd. (b): „Der Todfeind des Krieges und ſeiner Barbarei, der ausſchließliche Freund ‚ruhiger Bildung‘ der Menſchheit zum Schönen und Guten durch die Mittel und Künſte des Friedens.“ Hier liegt ein kleiner Anſtoß in den unmittelbar auf einander folgenden Genitiven, von denen der zweite von dem erſten abhängt (ſ. Hauptſchwier. S. 2 Nr. 1): Der Anſtoß wäre beſeitigt, etwa durch eine Änderung wie die folgende „. . ., der ausſchließlich ‚ruhige Bildung‘ der Menſchheit . . . wünſchte und zu fördern ſuchte,“ ſ. d.

Ebd. (c): „Die Welt des Beſtehenden in Trümmern zu zerſchlagen,“ üblicher und beſſer: „in Trümmer“, ſ. Hauptſchwier. S. 295a.

Ebd. (d): „In der aufſteigenden Laufbahn des Bändigers der Revolutionshydra“ (ſ. o. b), vgl.: „In der aufſteigenden Laufbahn Deſſen, der die Revolutionshydra gebändigt.“

Zu S. 202 (e): „In dieſem ‚Angebornen der Natur‘ ſtand ihm Napoleon unerreichbar dar,“ wo das Schluſswort wohl ein Druckfehler ſtatt „da“ iſt.

Zu S. 203 (f): „Ich . . . fand eine Folge von Perioden, deren erſte mit den Worten anfing: ‚Napoleon, ich liebte dich!‘, die letzte aber [ ]: ‚ich haſſe dich!‘“ — Man ſieht, daſs hier an der von mir durch die eckigen Kammern bezeichneten Stelle ein Wort fehlt, wie etwa: „ſchloſs“. — Stahr hat freilich die Stelle ſo angeführt, wie ſie in Goethe's Annalen gedruckt ſteht: wen aber die Schuld an der Lücke trifft, ob Goethe ſelbſt, ſeinen Schreiber oder den Setzer, muſs ich dahin geſtellt ſein laſſen. Jedenfalls hat der Druckberichtiger hier ſeine Schuldigkeit nicht gethan.

Zu S. 204 (ff): „Dem . . . Nichts fehlte, als das Eine, daſs er kein Soldat war,“ — mit überſchüſſiger Verneinung (ſ. Hauptſchwier. S. 216a Nr. 4 ꝛc.), vgl.: „dem . . . Nichts weiter (oder: „nur das Eine“) fehlte, daſs er auch ein Soldat hätte ſein müſſen“ ꝛc. — oder kürzer: „der, um ſeine Gewaltherrſchaft länger als 20 Jahre zu erhalten und zu befeſtigen, nur noch ein Soldat hätte ſein müſſen, eine Eigenſchaft, ohne welche ꝛc.“

Ebd. (g): „Die Schöpfung Friedrich's des Großen“, wofür ich „Friedrich des Großen“ vorziehen würde, vgl. hierüber Hauptſchwier. S. 225a/b.

Zu S. 205 (h): „Die erſten Menſchen in der Revolution . . . waren noch eitel und wollten noch, daſs die Menge Etwas auf ſie halten ſolle. Napoleon hat [ihnen] gezeigt, daſs daran gar Nichts liege. Und Das iſt das Ungeheure, welches die Menſchen gar nicht klein kriegen können [, daſs nämlich auch der Gegenſatz von Jenem exiſtiere].“ In dieſem Satze aus Riemer's Mittheilungen hätte füglich das von mir in eckige Klammern Geſchloſſene wegbleiben können oder vielmehr ſollen. Das eingeklammerte Fürwort ihnen kann ſich dem Wortlaut nach nur auf „die erſten Menſchen in der Revolution“ beziehen; aber nicht dieſen allein, ſondern den Menſchen überhaupt hat Napoleon das Geſagte gezeigt. Und, was am Schluſs „der Gegenſatz von Jenem“ (oder — wie bei Stahr gedruckt iſt —: „von jenem“) bedeuten ſolle, iſt unklar. Bleibt der von mir eingeklammerte Schluſs weg, ſo wird der Leſer wenigſtens nicht auf eine falſche Spur geleitet; freilich bedürfte der Satz, wenn er ganz klar ausgeſprochen ſein ſollte, einer gründlichen Umgeſtaltung und andern Faſſung. Man vergleiche z. B. Schiller's Piccolomini I 4, wo Max über Wallenſtein urtheilt:

Geworden ist ihm eine Herrscherseele . . .
So weiß er, aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen

und weiterhin sagt, dass er „mit jeder Kraft zum Herrscher geboren“ sei,

und mit der Kraft noch oben drein,
Dem Herrschtalent den Herrschplatz zu erobern.

Zu S. 208 (i): „Es war Dies die Erhellung der ‚im Düstern bangenden Welt zu ewigem Sonnenschein‘, die er erhoffte!“ In dem Stahr'schen Buch steht das von mir durch Sperrdruck hervorgehobene Wort statt mit großem Anfangsbuchstaben mit kleinem, wodurch der Sinn entstellt ist.*

Ich setze aus Goethe's Gedicht: „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät. Juli 1812“ (40bändige Ausg. VI S. 283—285) die Schlussstrophe her:

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu sein,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein;
Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden! —
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Einem den Daumen halten, drücken.

Von Dr. H. Schrader.

(Für die zweite im Druck befindliche Auflage des Bilderschmucks bestimmt.)

Wie kommt dies sonderbare Wort dazu, dass Jemand, der einer Fährlichkeit entgegen geht, bittet: „halt mir den Daumen“ oder ein Anderer unaufgefordert ermuthigend ruft: „ich will dir (für dich) den Daumen halten“? Es liegt auf der Hand, dass das Wort eine symbolische Handlung bezeichnet, welche Glück, Gedeihen, Erfolg bringen soll. Aber, welches Bindeglied liegt zwischen Daumen und Glück? — Es ist an sich sehr schön und löblich, wenn man deutsche Redensarten aus deutschem Glauben und Wesen erklären will. Grimm sagt: „Man will den Alp festhalten, damit er nicht störend einwirke und den günstigen Verlauf hindere. Der freundlich Gesinnte legt dann den eigenen Daumen, einen oder beide, unter die

---

* Ich habe auch im Übrigen die sehr im Argen liegende Rechtschreibung und Satzzeichnung stillschweigend berichtigt und geregelt, s. z. B. auch S. 209, Z. 9, wo in Stahr's Buch gedruckt steht: „die todesmuthigen Eisenseelen den“ [statt: der] „Stein und Arndt“ ꝛc. und S. 213, Z. 6 v. u.: „müſste“ [statt: „muſste“].

Der Herausgeber.

anderen vier Finger und drückt ſie feſt darauf.“ — Aber wo iſt der Nachweis, daſs der Daumen den böſen Alp bedeute? Grimm ſtützt ſich auf ein ſiebenbürgiſches und ein bretoniſches Märchen, wo in dem einen die fünf Finger als Brüder, in dem anderen die zehn Finger als zehn dienende Zwerge bezeichnet werden. Aber der Schluſs daraus iſt doch ſehr gewagt, daſs hier die Finger als alpartige Geiſter gedacht werden. Dazu kommt in dem erſten Märchen der Daumen ſeinen vier Brüdern zu Hilfe. In beiden ſind in den Fingern wohlthätige Mächte, nicht unheilbringende gleichnisweiſe geſchildert. Und wenn Grimm von der Kraft des Daumens ſagt, ſie bezeichne Macht, Gewalt, Herrſchaft (Einem den Daumen aufs Auge halten, ſetzen, drücken), ſo bringt auch Das kein Licht in unſre Redensart; denn dann müſste man ja — bei geſchloſſenen vier Fingern — den Daumen hoch halten, um ſymboliſch die glückbringende Kraft des Daumens zu zeigen.

Es bleibt uns nichts übrig, als anders wo Aufſchluſs zu ſuchen. Und da bietet ſich ungezwungen das Lateiniſche dar. Darin liegt nichts Auffallendes; denn nicht bloß viele Wörter, ſondern auch manche Redensarten ſind aus dem Lateiniſchen ins Deutſche übergegangen. Da waren nun in Rom Gladiatorenkämpfe bei Hoch und Niedrig eine grauſame Luſtbarkeit. Nur kurze Zeit dauerten die Scheinkämpfe mit ſtumpfen Waffen. Bald wollte das Volk Blut ſehen. Ponite jam, hieß es, gladios hebetes, pugnatur jam acutis. Welcher Gladiator nun in dieſem Kampfe unterlag, konnte, wenn ihm die Wunde noch Hoffnung zum Leben ließ, durch Erhebung des Zeigefingers das Mitleid und die Gnade des Volks anflehen (exorare populum, provocare ad populum, misericordiam tentare). Dieſe Bitte hieß missio, Entlaſſung, Befreiung. Wollte man keine Gnade üben, ſo ſtreckte man den Daumen aus (vertere pollicem), in die Höhe (während die vier Finger ſich ſchloſſen), oder kehrte ihn wohl gegen die Bruſt, zum Zeichen und Befehl der ſofortigen Tödtung. Das wird ganz klar durch Juvenal (3, 36):

> Munera nunc edunt, et verso pollice vulgi
> Quemlibet occidunt populariter.

d. h. Leute, die reich geworden ſind, geben Fechterſpiele und, wenn der am Boden liegende Fechter um Gnade fleht und das Volk den Daumen zurückwendet, ſo laſſen ſie ihn unter Beifall des Volkes tödten. — Wollte dagegen das Volk Gnade üben, ſo hub man die geballte Fauſt mit eingezogenem Daumen empor. Das hieß pollicem premere, den Daumen drücken, feſthalten durch die vier Finger; alſo im Allgemeinen: Gnade üben, Gunſt Jemanden erweiſen. Daſs dieſer Ausdruck ſchon bei den Römern in übertragenem Sinne gebraucht wurde, erhellt aus Horaz (ep. 1, 18, 66):

Consentire suis studiis qui crediderit te
Fautor utroque tuum laudabit pollice ludum,

d. h. wenn dein Gönner nur erſt glaubt, daſs dir gefalle, was ihn ſelbſt erfreut, ſo wird er dein eigenes Spiel gar mit doppeltem Beifall (mit beiden Daumen) belohnen. Ja, der Ausdruck iſt geradezu ſprichwörtlich bei den Römern geworden: denn ſie ſagen ſelbſt: Pollices, quem favemus, premere etiam proverbio jubemur.

Nun, hier haben wir ja Alles, was wir zur Erklärung des Urſprungs und des Sinnes der Redensart bedürfen. Und wenn Jemand etwa noch wegen des römiſchen Urſprungs Bedenken tragen ſollte, Den erinnern wir an den lebhaften Verkehr, der zwiſchen Italien und Deutſchland bald nach der klaſſiſchen Zeit ſtatt fand, und daſs das ganze Mittelalter hindurch das Lateiniſche eine große Rolle in Deutſchland ſpielte. Da konnte gar leicht eine lateiniſche Redensart, um ſo mehr, da ſie mit einer ſinnbildlichen Handlung verknüpft war, in den allgemeinen Gebrauch beim deutſchen Volke übergehen.

Beiläufig noch einige andre Redensarten vom Daumen (vgl. die Wörterbücher von Grimm u. a.). Einem den Daumen auf dem Auge, aufs Auge halten, ihn in Schranken halten, unterjochen. Denn der Daumen als der kräftigſte Finger bezeichnet Macht, Gewalt, Herrſchaft. Weiber regieren gern; jedes will den beſſeren Daumen haben, die Obergewalt. Die Frauen zeigen gern, daſs ſie nicht unter dem Daumen ſeien. Einem in den Daumen fallen, wie ſonſt: in die Zügel, ihn an Gewaltthätigkeit hindern. — Den Daumen der rechten Hand öfters über den Zeigefinger führen iſt die Geberde des Geldzählens und der Ausdruck dafür. — Den Daumen rühren, Geld herausrücken, oder es geſchieht zum Betruge, wenn etwa ein Schlächter den Daumen aufs Fleiſch legt und ſeinen Druck mitwiegt. — Das Jucken des Daumens wird als Anzeichen gedeutet, daſs unerwartet etwas Unangenehmes kommt, oder auch, daſs man finden wird, was man ſucht. — Der Daumen fällt Einem in die Hand, vor Schreck, Angſt, Verlegenheit, weil man den Muth verliert. — Spitzbuben ſuchten früher ſich den Daumen eines gehängten Diebes zu verſchaffen, weil ſie meinten, dieſer Beſitz mache unſichtbar (Diebsdaumen). — Eine Daumſchraube war ein eiſernes Werkzeug, deſſen man ſich zum Foltern bediente. Bildlich ſagt man jetzt noch: „Einem Daumſchrauben anſetzen, aufſetzen“ im Sinne: ihn in Bedrängnis ſetzen. — Ein Däumling iſt nicht bloß jede Hülle um einen (verletzten) Daumen, etwa vom Handſchuh, ſondern in Märchen auch ein flinker, verſchmitzter Kobold, dann auch überhaupt ein ſehr kleiner, zwerghafter Menſch. Goethe ſtellt in der klaſſiſchen Walpurgisnacht Pygmäen (Fäuſtlinge),

Daktylen (Fingerlinge) und Däumlinge zuſammen und läſſt den Anaxagoras ſagen, um die Felſenſpalte des neu erſtandenen Gebirges zu bewohnen, würden alsbald erſcheinen

Pygmäen, Imſen, Däumerlinge
und andre thätig kleine Dinge.

Goethe's Heidenröslein.

Von Heinrich Stümcke.

In dem reichen, nie verwelkenden Kranze Goethe'ſcher Lyrik ragt von jeher das Lied vom Heidenröslein als eine beſonders duftige und bewunderte Blüthe hervor. Es iſt wohl das erſte Erzeugnis des Weimarer Altmeiſters, das die Jugend kennen lernt, lange bevor ſie ſich am Fauſt und Egmont begeiſtert, indem ſchon die Abece-Schützen es in der Schulſtube nach Schubert's oder Reichardt's volksthümlicher Melodie ſingen lernen; und daheim begrüßt von der Wand herab ſo Manchen Meiſter Kaulbach's berühmtes Bild, das die liebliche Pfarrerstochter von Seſenheim im Schäferkoſtüm auf blumiger Heide zeigt. Wie der „Erlkönig" und einige Heine'ſche Lieder hat auch das „Heidenröslein" immer wieder die Meiſter der Tonkunſt zu Kompoſitionen angeregt, von denen über 40 im Druck bekannt geworden ſind, darunter von Meiſtern wie Schubert, Schumann, Romberg, Brahms und Taubert.

Hat ſich das Lied ſomit wie wenige andere in die Herzen des deutſchen Volkes hineingeſungen, ſo hat es andrerſeits auch die Männer der Wiſſenſchaft in beſonderem Maße angezogen und einen gelehrten Streit erregt, der noch heute zu keinem allſeitig befriedigenden Abſchluſs gelangt iſt. — Die in weiten Kreiſen bisher gang und gäbe Auffaſſung war, das „Heidenröslein" ſei urſprünglich ein Volkslied und von Goethe etwas geſeilt und dann in ſeine Werke aufgenommen. Ängſtliche Gemüther wie der pſeudonyme Reinhold Wager oder Heinrich Düntzer haben ſolches Thun bedenklich gefunden, die Mehrzahl der Kunſtrichter hat aber mit Suphan, Biehoff und Schade den Dichter von jeder Schuld freigeſprochen und, wenn R. Hildebrandt Goethe als den „großen Nehmer" bezeichnet hat, der ähnlich dem bibliſchen Reichen gelegentlich das einzige Schäfchen eines Armen wie Pyra und Jacobi geſchlachtet, ſo wird darin Niemand den Scherz verkennen.

Die Frage kam aber erſt recht in Fluſs, als 1870 W. Freiherr von Biedermann in ſeinen „Anmerkungen zu Goethe's Gedichten" die Behauptung aufſtellte: „Das Heidenröslein dürfte wohl eine rein Goethe'ſche Dichtung ſein, für welche er nur den Kehrreim dem Volksliede entnommen habe." Er begründete Dies mit den Worten, „daſs Goethe ſich einen

Scherz erlaubte, indem er dieſes im Volkston gehaltene Lied von Herder unter einer Bezeichnung einführen ließ, die den Glauben erweckte, es liege ein wirkliches Volkslied vor."

Wir wiſſen aus Goethe's eignem Bericht in „Dichtung und Wahrheit", daſs er auf Herder's Anregung im Elſaſs nach Überlieferungen der Volkspoeſie ſuchte und „12 Lieder[1] aus den Kehlen der älteſten Mütterchen auf ſeinen Streifereien aufhaſchte." „Er verſuchte ſich damals wohl ſelbſt," meint Goedeke, „in dieſer Tonart" (Heidenröslein). 1773 druckte nun Herder in den „Fliegenden Blättern von deutſcher Art und Kunſt" unter der Überſchrift „Fabelliedchen" auch folgendes „Röslein auf der Heide" betiteltes Gedicht ab:[2]

[Es] ſah ein Knab' ein Röslein ſtehn, | [Ein] Röslein auf der Heiden. | [Er] ſah, es war ſo friſch und ſchön, | Und blieb ſtehn, es anzuſehn | Und ſtand in ſüßen Freuden. | Röslein, Röslein, Röslein roth | Röslein auf der Heiden.

[Der] Knabe ſprach: ich breche dich — Röslein auf der Heiden! | [Das] Röslein ſprach: ich ſteche dich, | Daſs du ewig denkſt an mich, | [Daſs] ich's nicht will leiden! Denn ich will's nicht leiden. | Röslein, u. ſ. w. wie 1. Strophe.

[Je]doch der wilde Knabe brach | [Das] Röslein auf der Heiden! | [Das] Röslein wehrte ſich und ſtach, | Aber er vergaß darnach | Beim Genuſs das Leiden! | Röslein u. ſ. w.

Herder erſcheint dieſes Gedicht nach ſeinen eignen Ausſagen als ein echtes rechtes Kinderlied, namentlich der Refrain deucht ihm recht kindiſch. Man wird dieſe Auffaſſung heute kaum theilen und wäre geneigt, darnach ein für Herder's Urtheilskraft ungünſtiges Urtheil zu fällen, wenn er nicht in einer brieflichen Mittheilung an Nicolai „der Aufſatz über Oſſian und die Nationallieder aller Völker (der eben das „Fabelliedchen" enthält) ſei das hingeworfenſte Stück, das aus einer menſchlichen Feder fließen könne", ſeine Flüchtigkeit ſelbſt eingeſtanden hätte. 1779 nahm Herder mit den oben vermerkten Änderungen das Röslein auf der Heide in ſeine Volksliederſammlung auf. Faſt 10 Jahre ſpäter erſchien es in der allbekannten Faſſung „Sah' ein Knab' ein Röslein ſtehn" in Goethe's Gedichten und wurde bis in die Ausgabe letzter Hand, wenn auch in anderer Einordnung, darin beibehalten.

Neben dieſen beiden Faſſungen findet ſich aber in dem ſogen. ſilbernen Buche der Karoline Flachsland noch eine dritte, die „Blüthe"[3] betitelt.

---

[1] Jetzt abgedruckt von Martin in den Straßburger Neudrucken und vorher in Herder's Nachlaß, ed. Herder und Düntzer.

[2] Das Eingeklammerte iſt ſpätere Korrektur Herder's, wenn auch von Karoline Herder bei der Abſchrift theilweiſe überſehen.

[3] Die Blüthe (in der erſten Faſſung). Ein Kinderlied.

1. Es ſah ein Knab ein Knöspgen ſtehn | Auf ſeinem liebſten Baume. | Das Knöspgen war ſo friſch und ſchön | Und blieb er ſtehn, es anzuſehn | Und ſtand in ſüßem Traume. | Knöspgen, Knöspgen friſch und ſchön, | Knöspgen auf dem Baume.

Auch wenn ſie nicht bereits 1772 in einem Briefe Karolinens an ihren ſpätern Gatten als ein Produkt Herder's erwähnt würde, wäre deſſen Autorſchaft in Folge des Untertitels „Ein Kinderlied" und der im letzten Verſe fauſtdick aufgetragnen Moral dieſes an botaniſchen Irrthümern und geſchmackloſer Ziererei (Knöspgen ſüßer Düfte) reichen Gevierſels außer Zweifel. Die unfreiwillige Komik dieſes Gedichts iſt nun aus Herder's einmal vorgefaßter Meinung, das „Fabelliedchen" ſei ein moraliſierendes Kinderlied, zu erklären, und es iſt uns unbegreiflich, wie Minor die „Blüthe" als eine ältere Faſſung des „Heidenröslein" und ſomit als ein Produkt des jungen Goethe auffaſſen konnte.

Als Quelle für alle drei Gedichte iſt allſeitig ein Gedicht aus dem Buche des Paul von der Aelſt „Blum und Ausbund allerhandt auserleſner weltlicher züchtiger Lieder und Rheymen. Deventer 1602" anerkannt worden. Uhland druckte in ſeiner Volksliederſammlung 1844, Dunger in Schnorr's Archiv Bd. X, R. M. Werner, Lyrik und Lyriker (S. 190) 7 Strophen und Vilmar in ſeinem Handbüchlein 5 Strophen ab. Eine genaue Abſchrift des ganzen Gedichts hat Julius Wahle für E. Schmidts' Separatdruck für die Diskuſſion der Heidenröslein-Frage in der Berliner G. f. d. L. 1891 beſorgt. Wir geben hier nur diejenigen Stellen an, die für uns als Beweis der Verwandtſchaft mit Goethe's Gedicht in Frage kommen.[1] Da das Aelſt'ſche Liederbuch nur in einem einzigen Exemplar auf der Weimarer Bibliothek erhalten iſt, Herder aber in ſeinen Noten zu den Volksliedern den Aelſt als Quelle für zwei andere Liedchen erwähnt,

---

2. Der Knabe ſprach: Ich breche dich | Du Knöspgen ſüßer Düfte | Das Knöspgen bat: verſchone mich, | Denn ſonſt bald verwelke ich | Und geb dir nimmer Früchte. | Knabe, Knabe laß es ſtehn | Das Knöspgen ſüßer Düfte.

3. Jedoch der wilde Knabe brach | Die Blüthe von dem Baume; | Das Blüthgen ſtarb ſo ſchnell darnach, | Aber alle Frucht gebrach | Ihm auf ſeinem Baume. | Traurig, traurig ſucht er nach | Und fand nichts auf dem Baume.

4. Brich nicht, Knabe, nicht zu früh | Die Hoffnung ſüßer Blüthe, | Denn ach bald verwelket ſie | Und dann ſiehſt du nirgends ſie | Die Frucht von deiner Blüthe. | Traurig, traurig ſuchſt du ſie. | Zu ſpät, ſo Frucht als Blüthe.

[1] 1. Sie gleicht wohl einem roſenſtock, | drumb gliebt ſie mir im Herzen, | ſie tregt auch einen roten rock, | kan züchtig, freundlich ſcherzen, | ſie blüet wie ein röſelein, | die bäcklein wie das mündelein; | liebſtu mich, ſo lieb ich dich, | röslein auf der Heiden!

2. Der die röslein wirt brechen ab, | röslein auf der Heiden, | das wirt wol tun ein junger Knab, | züchtig, fein beſcheiden. u. ſ. w.

4. Das röslein, das mir werden muß, | röslein auf der Heiden, | das hat mir tretten auf den Fuß | und geſchah mir doch nicht leide. u. ſ. w.

5. . . . gedenk an mich, wie ich an dich | röslein auf der Heiden!

6. . . . ſo ſtet mein Herz in freuden.

In 6 Strophen der Refrain: röslein auf der Heiden!

ſo liegt die Vermuthung nahe, daſs das erhaltene Exemplar aus Herder's Beſitz ſtammt und daſs es von ihm dem jungen Goethe mitgetheilt wurde, der es dann für ſein Gedicht benutzte.

Ob das Aelſt'ſche Buch die einzige Quelle war oder etwa ein Nürnberger Druck von 1586, der den Refrain „Rot Röslein auf der Heiden" enthält, oder eines der von R. M. Werner in ſeinem oben erwähnten Buche citierten Gedichte gleichfalls benutzt wurde, iſt freilich eine andere Frage. Solche Roſengedichte, die unter der Allegorie des Blüthenbrechens den Liebesgenuſs feiern, finden ſich übrigens in der damaligen Litteratur in Menge. (Vgl. auch Denaiſius: „Die Röslein muſs man brechen, dieweil der Frühling währt." Hallenſer Neudruck Nr. 15.) Diejenigen, denen das Fabelliedchen von 1773 das vermiſste Bindeglied zwiſchen dem Aelſt'ſchen Gedicht und Goethe's Heidenröslein von 1789 iſt, berufen ſich auf Herder's Zuſätze aus der mündlichen Sage und „ein älteres Gedicht", aber ohne ſubtile Interpretationskünſte wiſſen wir heute, daſs Herder mit dem Ausdruck „Sage" nicht den heute üblichen Begriff, ſondern den der mündlichen Mittheilung verband, und als Nachbildung des Aelſt'ſchen Gedichtes war das Fabelliedchen ja auch ein „älteres Gedicht". Wenn die Anhänger der Volksliedtheorie ſich ferner darüber entrüſten, daſs der junge Goethe nach Biedermann's Meinung mit dem hochverehrten Straßburger Lehrer und Freunde Herder ſich einen Scherz gemacht habe, Andere wiederum in ſeinem Benehmen eine mindeſtens leichtfertige Täuſchung ſehen wollen, ſo fallen beide Anklagen in ſich zuſammen. Da Herder ſowohl wie ſpäter Arnim und Brentano in ihre Volksliederſammlungen zahlreiche Gedichte aufgenommen, die zwar im volksmäßigen Ton gehalten waren, aber von bekannten Dichtern wie Luther, Dach, Alberti ſtammten, ſo brauchte auch Goethe ſich keines Unrechts bewuſſt zu ſein, wenn er Herder ein umgedichtetes Volkslied einſandte. Daſs es zu den im Elſaß gefundnen gehöre, hat er keineswegs behauptet. Biedermann hat in ſeinen Goetheforſchungen N. F. mit Bienenfleiß Alles zuſammengetragen, was ſich über Goethe's Beziehungen zum Volksliede nachweiſen läſſt, und gezeigt, daſs der Dichter in 26 Fällen alle Arten des Volkslieds bald frei nachbildete, bald umformte. Nur ſelten wie im „Klagegeſang der edlen Frauen des Aſſan Aga" hat er die Quelle angegeben.

Hinweiſen möchte ich auch auf das in dieſem Zuſammenhang noch nicht verwerthete treuherzige Geſtändnis Jung-Stilling's (Brief an de la Motte-Fouqué 1844): „Er habe alle ſeine Volkslieder ſelbſt gemacht." — Auf ſchwächeren Füßen ſteht der Einwand der Gegner, daſs das Fabelliedchen ſchon viel zu kunſtvoll für ein Volkslied ſei. Da es unter unzweifelhaft echten Volksliedern mehr oder minder geſchickt durchgeführte,

einfache und komplicierte giebt, kommt es auf den subjektiven Geſchmack an, unter welche Ordnung wir das Heidenröslein rechnen wollen. Die geſund-derbe Sinnlichkeit, die das Fabelliedchen namentlich im letzten Verſe athmet, zumal, wenn wir mit Dunger ſtatt des: „er vergaß darnach | beim Genuß das Leiden“ ein „es vergaß“ leſen, ſo würde es dem Geſchmack des mittelalterlichen Volkslieds wohl entſprechen. In dem Goethe'ſchen Gedicht von 1789 iſt das ſexuelle Moment zart verſchleiert; in Folge der Änderung in der Ausgabe letzter Hand: — half ihm doch kein Weh und Ach ſtatt „ihr“ — wird die Allegorie nirgends durchbrochen und in entzückender Einfachheit iſt hier wirklich ein Liedchen geſchaffen, das ohne kindiſch zu ſein, unbedenklich von Kindern geleſen und geſungen werden darf. Ob dieſe Änderungen nicht bloß aus äſthetiſchen Gründen vorgenommen wurden, können wir heute höchſtens mit Vermuthungen ſtützen. Wenn den Freunden der Volksliedtheorie der Sprung vom Fabelliedchen zum Heidenröslein von 1789 zu groß iſt und ſie mit Suphan behaupten, daſs Herder das Lied in ſeiner oſtpreußiſchen Heimath und gar in der Form der Blüthe kennen gelernt habe, ſo iſt dieſe Meinung durch lokale Liederſammlungen wie die Friſchbier's, der kein ſolches Lied im Volksmund gefunden hat, widerlegt und andrerſeits die Blüthe als Volkslied eben ſo wenig denkbar wie als Goethe'ſches Gedicht, ſelbſt wenn Suphan's ſchwache Stütze, in dem fälſchlich von 1769 datierten erſten Oſſianaufſatz Herder's habe die Blüthe geſtanden und nicht das Fabelliedchen von 1773, nicht längſt zuſammengebrochen wäre.

In unmittelbare Beziehung zu Goethe's Herzensleben unſer Gedicht zu ſehen bemühte ſich Adalbert Baier in ſeinem Buche: Das Heidenröslein oder Goethe's Seſenheimer Lieder in ihrer Veranlaſſung und Stimmung. (1877.) Nach Baier iſt das Heidenröslein das Auferſtehungs- und das Grablied der Seſenheimer Lyrik und unter dem Röslein, das der muthige Knabe trotz des Widerſtands gebrochen, keine andere gemeint als Friderike Brion. Die ſchon in Scherer's Recenſion getadelte Weitſchweifigkeit und Breite des Buches hat Baier's Beweisführung nicht unweſentlich beeinträchtigt. Auch ein Hauptargument, „die Geſchichte von dem Roſenheckchen, die meinem Großvater paſſiert iſt“, in einem Briefe Goethe's an Saltzmann, bietet der Interpretationsluſt unſers Erachtens zu freies Spiel, um als gewichtig gelten zu können. Hinter der harmloſen Bemerkung, die ſehr gut auf ein wirkliches Roſenheckchen und den gartenfreundlichen Großvater des jungen Dichters ſtatt auf dieſen ſelbſt und eine junge Mädchenblüthe zielen kann, hat man viel zu viel geſucht. — An Baier's Auffaſſung ſchließt ſich der Wiener Gnad in ſeinem Eſſay über Goethe's Lyrik (1891) an, indem er ſagt: „Wie wehmüthig zittert aus dem Heide-

röslein das bittre Gefühl der eignen Schuld gegen Friderike durch! War ja auch sie ein solch liebliches Heideröslein, das still und willig die Ruhe eines ganzen Lebens für den kurzen Frühlingstraum einer jungen Liebe tauschte, und das stolze Gefühl, von Goethe geliebt zu sein, mit gebrochnem Herzen zahlte." Auch die Novelle Arthur Zapp's, die Rose von Sesenheim, und der stimmungsvolle Liederkranz Günther Walling's (Heidenröslein in „Von Lenz zu Herbst" 1884) in dem Liebes-Lust und -Leid einer jungen Försterstochter geschildert wird, die sich einem flotten Maler ergeben, wurzelt in dieser Anschauung.

Man braucht nicht mit Froitzheim den jungfräulichen Kranz der Sesenheimer Pfarrerstochter pietätlos zu zerzupfen, um in dem Gedichte mehr zu lesen, als der Dichter uns in seiner Beichte in Prosa verrathen hat. Mit Recht hat man das reizende Gedichtchen „Gefunden", das einstimmig heute auf Christiane bezogen wird, in Parallele zum Heidenröslein gestellt. Desgleichen gehört das so ähnlich lautende „Im Vorübergehn" hierher. In beiden Gedichten sieht der sachte einherschlendernde Dichter ein Blümchen stehn und will es brechen und zur Zierde an den Hut stecken. Aber in beiden Fällen wehrt sich das Blümchen und sagt, dass es nicht zum Welken gebrochen sein dürfe, sondern verpflanzt werden müsse, und der Dichter gehorcht jetzt der Mahnung und

„Grub's mit allen | Den Würzlein aus. | Zum Garten trug ich's | Am hübschen Haus | Und pflanzt' es wieder | Am stillen Ort; | Nun zweigt es immer | Und blüht so fort."

Die liebliche schüchterne Feldblume von Sesenheim wurde von dem jungen in die Weite schweifenden, genussfrohen Dichter nicht erhört, die kleine Blumenfabrikantin, die mit schelmischer Bitte resolut den gefeierten Kavalier im Weimarer Park nahte, wurde nicht „zum Welken gebrochen", sondern „fein mit allen Würzlein" in den Garten am Frauenplan versetzt und starb in Ehren als glückliche Frau Geheimbde Räthin. Wir verstehen nun, warum der Dichter 1789 so zart und elegisch sein Lied ausklingen ließ „Half ihr doch kein Weh und Ach | Musst' es eben leiden", und warum er jede Spur einer möglichen Missdeutung mit liebevoller Hand in der endgiltigen Redaktion des Gedichtes tilgte.

Der Streit, ob unser Gedicht ursprünglich, d. h. 1773 ein Werk Goethe's oder ein Volkslied, sollte heute nach P. Schmidt's siegreich vertheidigten Thesen: „Heidenröslein 1773 von Goethe nach Aelst gedichtet, die Blüthe Kontrafactur Herder's", die die Meinung der beiden Hauptkämpfer in dieser Frage. Biedermann und Dunger, bestätigen, füglich zu Gunsten ersterer Auffassung beendigt sein. — Das deutsche Publikum hat sich durch diese Erörterungen mit Recht die Freude an unserm Gedicht

nicht trüben lassen, ist es ihm doch Das, wofür es die Einen und die Andern ausgeben: eine der duftigsten Poesien des Weimarer Altmeisters und zugleich ein Volkslied im edelsten Sinne des Wortes.

Zwei kurze sprachliche Bemerkungen zu O. Bähr's Aufsatz: „Das Ergebnis der Börsenenquete".

(In Nr. 7 des laufenden Jahrgangs der Grenzboten LIII. S. 321 ff.)

1. „Der gewandte Börsianer kann allerdings an der Börse sofort alle Chancen wahrnehmen und den größten Gefahren die Spitze abbrechen, indem er sich im richtigen Augenblick ‚dreht', d. h. Geschäfte auf das Doppelte und Dreifache in umgekehrter Richtung von seinen bisherigen Engagements macht." S. 323.

Das von mir hervorgehobene von hängt hier nicht von dem unmittelbar davor stehenden Hauptwort Richtung ab, auch kann man sprachrichtig nicht sagen: „in der umgekehrten Richtung von den Engagements". Vorgeschwebt hat dem Verfasser wohl eine Fügung wie etwa die folgende: „in einer Richtung, welche grade das Umgekehrte ist von der, die bei seinen bisherigen Engagements (oder Verpflichtungen) von ihm ins Auge gefasst worden war" oder Ähnliches, vgl. kürzer und durchaus sprachrichtig: „in der seiner bisherigen Richtung geradezu entgegengesetzten."

2. „Die schweren Folgen, die das Börsenspiel nach sich zieht, haben dahin geführt, dass von manchen Seiten dem Terminhandel überhaupt jede Berechtigung abgesprochen worden ist. Diese Ansicht ist auch in der Kommission vertreten gewesen. Nur zur Ausgleichung internationaler Zahlungsverbindlichkeiten, wurde gesagt, sei er von Werth; auf die hierzu geeigneten Werthpapiere könne man ihn beschränken. Auch so weit er zur Sicherung gegen die schwebenden Valutenverhältnisse andrer Länder diene, könne er aufrecht erhalten, im Übrigen aber [müsse er] ganz abgestellt werden. Die Mehrheit der Kommission hat sich für Aufrechthaltung des Terminhandels in seinem ganzen Umfange entschieden." S. 324.

Irre ich nicht sehr, so hätte das von mir in eckigen Klammern Hinzugefügte nicht wegbleiben dürfen, da die Ausschuss-Minderheit die Abstellung des Terminhandels (oder der Zeitgeschäfte) — abgesehen von den angegebenen Ausnahmen — nicht nur für möglich, sondern für geboten und nothwendig erachtete.

— — —

Wenn aber O. Bähr z. B. S. 334 aus dem Bericht des Ausschusses anführt:

„Es handelt sich nicht, wie beim Wucher, um lichtscheue Elemente, sondern um Personen, von einer gewissen äußern Ansehnlichkeit, denen die Erhaltung ihres Rufes durchaus nicht gleichgültig ist“
mit dem Zusatz: „‚von einer gewissen äußern Ansehnlichkeit‘ ist gut“,
so stimme ich dieser tadelnden Bemerkung vollkommen zu, gemeint sind in dem Bericht offenbar: Personen, die sich eines gewissen äußeren Ansehens erfreuen (ein solches genießen) ꝛc.

Ein Aufsatz von Karl Blind.[1]

Düsseldorf und das goldene Mainz mögen sich freuen! Jenseits des „großen Teiches“, auf der anderen Seite des atlantischen Ufers, wird für Heinrich Heine das Denkmal erstehen, das von seiner Geburtsstadt zurückgewiesen wurde und über dessen Errichtung man sich in der Nähe des Felsens, auf dem die schönste Jungfrau sitzet, noch immer nicht schlüssig machen kann. In Newyork hat sich ein Ausschuss von Deutschen gebildet, zu dessen Mitgliedern die im Vaterlande nicht ganz unbekannten Herren Karl Schurz und Hans Kudlich zählen. „Mehr als die irgend eines andern deutschen Dichters leben Heinrich Heine's Lieder“ — sagt der von dem Ausschusse erlassene Aufruf — „im Herzen und im Munde des deutschen Volkes. Wo immer die deutsche Zunge klingt, da klingen auch sie in den herrlichsten und mannigfaltigsten Tonweisen; ja, in allen civilisierten Sprachen werden sie gelesen und gesungen. Sie haben sich die Welt erobert. In Heinrich Heine's eigener Vaterstadt hat ein engherziges Vorurtheil seinem Denkmal eine Stätte verweigert. Soll nicht dieses Denkmal, ein Kunstwerk von seltener Schönheit, auf dem freien Boden Amerika's, unserer neuen Heimat, einen Ehrenplatz finden?“ Es wird dann mitgetheilt, dass es dem Ausschusse gelungen ist, mit dem Bildhauer Emil Herter in Berlin einen Vertrag abzuschließen, welcher der Stadt Newyork das Original des ursprünglich für Düsseldorf bestimmten Loreley-Brunnens sichert. Die Gesammtkosten des Ankaufes und der Errichtung werden sich auf 35000 Dollars belaufen. Das Aufbringen der Summe wird als eine Ehrensache für das gesammte Deutschthum Amerika's betrachtet; „was in den Vereinigten Staaten deutsch denkt und fühlt, soll Antheil nehmen an dem Werk.“ Es folgt in dem Aufrufe eine Schilderung des Denkmals, in welches das kolossale Hochbild Heine's, von Fichtenzweig und

[1] Diesen Aufsatz entlehne ich der „Neuen Freien Presse“, überzeugt, dass ihn auch in meiner Zeitschrift (vgl. Heft 1 S. 39) viele Leser mit regstem Antheil lesen oder wiederlesen werden.

Palme umgeben, eingefügt ist, während auf dem Sockel die Loreley, die volksthümlichste seiner poetischen Gestaltungen, sich erhebt. Aus dem Brunnenbecken tauchen zwei Nixen empor, deren eine — eine zarte Mädchengestalt, die dem Dichter huldigend eine Blume darreicht — das Liebeslied versinnbildlicht, während die andere — eine in kecker Haltung dasitzende, stachelschwänzige, von allerlei unheimlichem Seegethier umgebene Meerfrau — die satirische Kritik darstellt. Auf den anderen Seiten des Brunnens ist der Humor in einem auf einem Schwan reitenden, zur Leier singenden Amor mit einer Schellenkappe verkörpert, während des Dichters Neigung zur Romantik durch eine Psyche angedeutet ist, die, an eine Sphinx geschmiegt, den Räthseln derselben lauscht. „Das ist", sagt der Aufruf, „ein gemeißeltes Gedicht, bei dem uns allerlei Märchen aus alten Zeiten, der ruhig dahinfließende Rhein, die im Abendsonnenscheine funkelnden Gipfel seiner Berge, der Schiffer im kleinen Kahne und tausend andere Gestalten seiner Muse lebendig vor Augen treten, die der Dichter gebildet und die der Künstler ihm nachgedichtet mit feinem Verständnisse, mit poetischem Empfinden und mit mächtiger Gestaltungskraft." „Jeder gebildete Deutsch-Amerikaner," heißt es ferner in dem Newyorker-Aufrufe, „fasst die Erwerbung des vielumstrittenen Loreley-Brunnens als eine selbstverständliche Würdigung der Verdienste Heine's um die deutsche Dichtung auf. Man geht drüben in gewohnter Weise gleich frisch ans Werk. Wenn also das diesseitige Volk der Denker sich noch ein bischen mehr Zeit nimmt, als es schon gethan hat, so wird der Ruhm, einem unserer größten neueren Dichter zuerst ein Denkmal errichtet zu haben, den aus dem Vaterlande über den Ocean Ausgewanderten, zum Theile dahin Vertriebenen verbleiben. Da ist es wohl schwer, keine Satire über das Zopfwesen zu schreiben. Die stachelschwänzige Nixe am Loreley-Brunnen wird ihr Tintenfaß auf dem Kopfe nun doppelt stolz tragen.

Rothwälsch.

Als ich bei der Besprechung des spannenden Romans „Spitzen" (von Paul Lindau) hier in der Zeitschrift Jahrgang VII S. 171 ff.) auch einige Ausdrücke aus der Verbrechersprache aufführte (s. a. a. O. Nr. 27 und die dort weiter angegebenen Nrn.), gingen mir aus dem Kreise der Leser in den verschiedensten Gegenden über weitere Wörter aus dem „Rothwälsch" zahlreiche Anfragen zu, so dass ich wohl annehmen zu dürfen glaube, der nachfolgende Aufsatz aus den Münchener Neuesten Nachrichten, den ich einem Abdruck in der National-Ztg. (47, 419) entnehme, werde vielen Lesern meiner Zeitschrift willkommen sein. Ich habe nur zwei kurze

Fußanmerkungen hinzugefügt; einige andere rothwälſche Ausdrücke ſind in meinem Wörterb. aufgeführt. —

Jüngſt war große Razzia, bei welcher etwa 50 Stück lichtſcheuer Vögel eingebracht wurden, welche gemäß ihrer Konduite für kürzere oder längere Zeit der goldenen Freiheit Valet ſagen dürfen. Eine etwa aus zehn Köpfen beſtehende Lumpenkolonie, welche mit ſeltener Einheit das Vagantenweſen Deutſchland's, Öſterreich's und der Schweiz repräſentiert, harrt der richterlichen Aburtheilung. Nach einigen Tagen Haft werden die deutſchen Brüder nach allen Richtungen der Windroſe verſchubt und vielleicht jetzt ſchon iſt ein ſpäteres Rendezvous bei der Hopfenpflücke, der Weinleſe oder beim Kartoffelklauben vereinbart. Das Sprechen unter ſich iſt den Kunden[1] nicht erlaubt und ſie werden ſcharf von einigen Gensdarmen beobachtet; dafür hat der Mann der Landſtraße ſeine Zeichenſprache, die dem Kundigen oft mehr als Worte ſagt. Während der Erſte vor den Richtern ſteht, unterhält ſich die große Reſerve durch ein Gebärdenſpiel, bei welchem die Stellung der Finger eine Hauptrolle ſpielt.

Ein alter Stromer wird vorgerufen.

Richter: Sie ſind der 42jährige Johann Friedrich Gotthold Guſtav Jenkens aus Weſtpreußen?

Angeklagter: Kenn![2] Herr Rath!

Richter: Sie dürfen ungeniert Ihre Vagabundenſprüche machen, weil ich aus meiner Praxis ſo viel Jeniſch verſtehe, wie vielleicht Sie ſelbſt. Sie ſind ohne Gewerbe und vielmals vorbeſtraft.

Angeklagter: Mein jelerntet Jewerbe is Kattloff! Meine längſte Strafe ein Froſch.

Richter: Alſo ein Metzger wollen Sie ſein? Was ſoll der Froſch bedeuten?

Angeklagter: Nu, ſehen Sie, Das iſt falſch. Ich bin Schloſſer; der Metzger is' Katzkopp. Froſch iſt ein Monat, ein Jahr wäre ein Meter.

Richter: Ausweispapiere beſitzen Sie nicht, was auch wenig bedeutet, da dieſelben bei Ihresgleichen doch meiſtens gefälſcht ſind! Ebenſo ſind Sie mittellos und ein Streuner erſter Qualität.

Angeklagter: Da muſs ich widerſprechen. Ich komme auf gerader Linie um das ſchwäbiſche Meer von die Schweiz. Ich hatte die feinſte Fleppe mit Siegel und Unterſchrift für zwei Jahre In- und Ausland

[1] = Stromer, ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 325a unter Kunde I 2a.

[2] So iſt's; allerdings; richtig; Das ſtimmt ꝛc., ſiehe Geſenius Hebräiſches Wörterbuch unter נכן

und dieſe vom königlichen Amte garantierte Reiſezeit will ich ganz in der Ordnung ausgenützt wiſſen. Nu aber kommt Pech. Stellen Sie Sich einmal ein Hunderegenwetter mit Hagel, Donner und Blitz vor. Dazu ein Panorama mit vielem Wald, wo es zweimal regnet und eine Stunde im Vordergrund ein ſchwäbiſches Kaff (Dorf), keine Winde (Fechtgelegenheit), vor jedes Haus einen großen Rüffel (Hund), in der einzigen Penne (Schänke) der Putz (Gemeindediener) auf Lauer und der Pennebus (Wirth) hart wie Holz. Und die Handlung beginnt um 9 Uhr Nachts. Bis auf die Staude (Hemd) ſind Sie eingeſeift, die Trittlinge (Schuhe) quitſchen und gurgeln und der Obermann (Hut) iſt vom Sturme nach entfernten Regionen entführt. In Ihrer Handkaſſe klingeln eintönig acht deutſche Reichsboſcher (Pfennige) mit der Beſtimmung: fünf für Soroff (Schnaps), drei für Mehlthau (Brod). Nu will es das Geſchicke, daſs der Pennebus als Garantie für die miſerable Schlummerwinde (Liegerſtatt) die amtliche Fleppe in Pfand behält. Während ich das Trockenbrod kaue, bemerke ich in die Oſenbank einen Zinken mit drei Kreuze eingegraben, welche beſagen: Wanderer! hier eingetreten, laſſe alle Hoffnungen zurück! Auf dieſe Weiſe ſind meine amtlichen Rundreiſe-Atteſte in Schwaben hoffnungslos zurückgeblieben.

Richter: Mittel beſitzen Sie alſo keine?

Angeklagter: Wenn ich Kies (Geld) hätte, Herr Amtsrath, ſo würde ich eine Erholungsreiſe nach einem Seebade machen, mir zieht es nach Norden, im Süden habe ich Pech und nur Pech.

Richter: Dazu werden wir Ihnen Gelegenheit geben, allein zuvor erſcheint es zweckmäßig, Sie in einem Arbeitshauſe aufzuheben, damit Sie ſich wieder an eine ordentliche Beſchäftigung gewöhnen.

Mit einer Verbeugung und einem Schmunzeln, als wäre ihm eine große Schmeichelei geſagt worden, zieht ſich der Mann einige Schritte zurück und harrt der Sentenz. Das Urtheil lautete auf 14 Tage Haft und Überweiſung an die Landespolizei. Befragt, ob er ſich dem Urtheil unterwerfe, oder noch Bedenkzeit zu dieſer Erklärung haben wolle, erwiederte der Kunde: „Nee! Da ſage ich unbedenklich: immer man zu! Die 14 Tage Kitchen ſind ſchnell vorüber und der Trapp iſt dann eine Abwechslung — aber verdient habe ich nicht ſo viel, ſo wahr ich Johann Friedrich Gotthold Guſtav heiße!“

Borke = Borkenkäfer?

Bei der deutſchen Fachlehrerprüfung, die im Juli und Auguſt dieſes Jahres in Paris ſtattfand, findet ſich in der Aufgabe zum Überſetzen ins Franzöſiſche folgende Stelle:

„Und auf den luſtigen Wipfeln hackt der Specht, und unter den Rinden frißt die Borke, und das Sägerad der Zeit geht allerwege, und die Späne fliegen, im Frühlinge als Blüthen, im Herbſte als gedörrte Nadeln und Blätter.“

Das Stück iſt aus P. K. Roſegger entnommen, aus welchem Buche dieſes Schriftſtellers iſt nicht angegeben.

Die Borke kann hier nichts Anderes ſein als der Borkenkäfer (Bostrychus ligniperda); aber kein Wörterbuch giebt dieſe Bedeutung für dies Wort. Könnte vielleicht irgend ein Leſer der Zeitſchrift hier Auskunft geben?

Paris. Alfred Bauer.

Vereinzelte beim Leſen niedergeſchriebene Bemerkungen.

1. Jägerſchlag.

„Selbſt die hohen und höchſten Herren bemühten ſich, in die Kunſt des Weidwerks einzudringen, unterzogen ſich willig dem Jägerſchlag und nannten ſich ſtolz Mitglieder der grünen Gilde.“ Weidmann 25, S. 101a. Die hier hervorgehobene Zuſammenſetzung von Schlag konnte ich plangemäß in meinem Wörterbuch unerwähnt laſſen, da ſie ſich aus dem dort aufgeführten Ritterſchlag von ſelbſt verſteht und erklärt; aber hier mag ſie doch der Vollſtändigkeit halber nachgetragen werden.

2. Dativ und Genitiv.

„Er [Dr. Hermann Karſten] ſchrieb namentlich über die Flora von Kolumbien und deſſen Nachbarländer.“ Nat.-Ztg. 46, 485.

Dem doch wohl von dem hervorgehobenen von abhängenden und alſo ſprachlich richtig in den Dativ zu ſetzenden Schlußworte des Satzes fehlt am Schluſs ein n. Es ſollte heißen: Nachbarländern. So wie der Satz da ſteht, kann man den Regeln der Sprachlehre gemäß das Wort Nachbarländer nicht als einen von dem Verhältniswort von abhängigen Dativ, ſondern nur als einen von dem Verhältniswort über abhängenden Accuſativ auffaſſen. Um den Unterſchied ſich zu verdeutlichen vgl. man die beiden Sätze: „Er ſchrieb über die Flora Kolumbien's [Genitiv] und der [Genitiv, gleichfalls abhängend von Flora] benachbarten Länder“ — und: Er ſchrieb über die Flora [Accuſ.] Kolumbiens und die [= über die] benachbarten Länder.

3. Singſangen.

Über das Hauptwort: „der Singſang“ ſ. z. B. mein Wörterb. III S. 853c; aber das davon hergeleitete Zeitwort ſingſangen (in der

Bedeutung: einen Singſang anſtimmen, ertönen laſſen) fehlt auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. und, ſo weit ich ſehe, in allen bisherigen deutſchen Wörterbüchern. Es findet ſich in der illuſtr. Ztg. Über Land und Meer (Okt. 1892) Bd. 70, S. 783c, wo Eugen Salizer ſchreibt:

„Er ſingſangt ſpitzbübiſch und halblaut: ‚Sei's die Schwarze' ꝛc.?" Ich entſinne mich nicht, dem — durchaus verſtändlichen — Wort früher begegnet zu ſein, und habe ihm jedenfalls hier eine nachträgliche Erwähnung zukommen laſſen zu müſſen geglaubt.

4. Werkzeug.

In meinem Wörterb. III S. 1737c habe ich für dies Wort „Beiſpiele des in der Schriftſprache veralteten masc." gegeben, aus Lohenſtein, aber auch noch aus Johannes v. Müller und Wieland und dazu in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 671c/2a weitere gefügt aus dem Schleſier Butſchky und bairiſche aus Hans Sachs und noch aus dem 1880 verſtorbenen Herm. v. Schmid. Dazu füge ich hier noch, daſs in dem 3. Beiblatt von Nr. 2518 der „Fliegenden Blätter" (29. Okt. 1893) einem Flickſchuſter die Worte in den Mund gelegt werden: „So, den Werkzeug heb' ich mir auf ꝛc."

Anzeige der eingeſandten Bücher.

(Beſprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Dr. Otto Weddinger, Der deutſche Meiſtergeſang. Mit einer litteraturgeſchichtlichen Einleitung und Auswahl von Probeſtücken. 100 S. Berlin, Friedberg und Mode. 1894. Pr. 1 Mk.

Briefkaſten.

Fräulein **Sophie A. . . . u** in Berlin: Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie in dem Feuilleton-Aufſatz der Morgenausgabe der National-Ztg. vom 14. Juli den Satz: „Des Abends pilgerten wir hinaus nach Giebichenſtein und die nahen Berge ꝛc." als falſch bezeichnen; wahrſcheinlich liegt aber nur ein Druckfehler vor, doch muſs ich es dahingeſtellt ſein laſſen, ob — für das hervorgehobene die . . . Berge — den . . . Bergen zu ſetzen ſei oder ob vor dem die etwa ein in ausgefallen iſt.

Herrn Lehrer **Wilh. P . . . . .** in Kaſſel: Das Wort Drohne für die männliche, ſtachelloſe Biene habe ich (nach dem allgemeinen Gebrauch) in meinem Wörterbuch nur als weibliches Hauptwort aufgeführt, aber in der Anmerkung angegeben, daſs ahd. trëno, mhd. tröne männliches Geſchlecht haben. Ich füge hinzu, daſs auch noch Pictorius (Joſua Maaler) in ſeinem 1561 in Zürich erſchienenen Wörterbuch (S. 405b) ſetzt: der Trän und daſs in Muret's encyklop. engl.-deutſch. Wörterb. — wovon der I Bd. A—K jetzt vollendet vorliegt — ſich I p. 748c die Angabe findet:

„drone³ (dron) [altengl. drän, deutſch Drohne] I s. (s/m. auch in der Umgangsſprache)", aber Da biſt natürlich für das ſprachliche Geſchlecht der in der heutigen deutſchen Schriftſprache allein geltenden Form Drohne nicht ausſchlaggebend, wohl aber doch

die auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. nachzutragende Stelle aus Dr. Johannes Leunis Synopsis der Thierkunde 3. Aufl. von Dr. Hubert Ludwig (Hannover 1886) Bd. 2, S. 216:

„Die junge im alten Stock zurückgebliebene Königin fliegt in Begleitung der Drohnen aus, begattet sich mit einem derselben während des Fluges (Hochzeitflug) hoch in der Luft ꝛc.“,

wenn man hier nicht das männliche Geschlecht durch eine „Fügung nach dem Sinne“ erklären will (s. meine Hauptschwierigkeiten unter diesem Titelkopf). Eine unzweifelhaft ausschlaggebende Stelle für das männliche Geschlecht von Drohne (in Verbindungen wie: der Drohne ꝛc.) ist mir in Schriftstellern — so weit mein Gedächtnis reicht — bisher nicht aufgestoßen.

Fräulein **Henriette F . . .** in Spandau: Sie fragen nach der Bedeutung des Wortes abnießen, das sich in der National-Ztg. (Abendausgabe vom 31. Juli) findet, wo die Äußerung eines Anarchisten mitgetheilt ist:

„Wenn eure Kanonen sprechen, was geschieht da? Ihr müht euch, die Zahl der Gefallenen zu ermitteln oder ihr nießt das Terrain ab, das ihr langsam gewonnen habt ꝛc.“

Ich kann darauf nur antworten, daſs vermuthlich ein bloßer Druckfehler vorliegt, indem statt nießt — meßt (oder meſſt) zu lesen sein wird.

Herrn Lehrer **Christian G . . . .** in Danzig. Der Kürze halber setze ich Ihnen einen Satz aus dem so ungemein anregenden Buche von Rudolf Kleinpaul: „Sprache ohne Worte“ S. 97 buchstäblich her:

[So] „müssten sich dem Gesichte die sittlichen Triumpho odor Niederlagen ebenso gut absehen lassen, wie man einem Stand und Schicksal absieht.“

Hier wird gewiſs mancher Leser in Versuchung gerathen, beim ersten Blick das vor Stand stehende einem als das zu dem Hauptwort gehörende unbestimmte Geschlechtswort im Dativ anzusehen. Diesem Miſsverständnis wäre von vorn herein vorgebeugt, wenn es hieße:

„Wie man einem Menschen (oder auch: Jemand) Stand und Schicksal absieht“; aber auch ohne Änderung des Wortlauts, wenn nur dem hauptwörtlich gebrauchten unbestimmten Fürwort der den Hauptwörtern zukommende große Anfangsbuchstabe gegeben wäre:

„Wie man Einem Stand und Schicksal absieht.“

Dies wird Ihnen wohl (à bon entendeur demi-mot) genügen, Sich Ihre Frage selbst zu beantworten.

Herrn **Heinr. Hauers** in Dülken: Meine schriftliche Antwort auf Ihre Anfrage wird hoffentlich noch rechtzeitig in Ihre Hände gelangt sein.

Herrn Primaner **Wilh. K . . . .** in Leipzig: Sie haben vollkommen Recht, die Schreibweise „Gaëa“ (statt Gäa, s. mein Fremdwörterb. S. 418b) im Daheim 1894 S. 687b ist entschieden verwerflich, da sie gradezu zur dreisilbigen Aussprache des zweisilbigen Wortes verführt.

Herrn **R. Klahre** in Berlin: Wegen Raummangels habe ich Ihren Aufsatz für das nächste Vierteljahr zurücklegen müssen. Ob ich ihn vollständig im Oktoberheft bringen kann, steht dahin; ist es nicht möglich, so erfolgt der Schluſs im Novemberheft.

Herrn Prof. **Ad. Lasson** in Friedenau: Herzliche Grüße und besten Dank!

Herrn **Rud. R . . . . .** in Jena: Sie theilen mir aus dem Telegramm, das Bismarck am 31. Juli an den Festausschuſs Ihrer Stadt gesandt hat, die folgenden Sätze mit:

„Zu meinem Bedauern reichen meine Kräfte zur Zeit nicht aus für eine weitere Reise. Ich habe daher Euer Hochwohlgeboren Schreiben und Einladung meinem Sohne Herbert geſandt, von dem ich noch keine Nachricht habe, weil er nicht heimiſch war" und Sie fragen nun bei mir an, ob es ſtatt des hervorgehobenen Wortes ſprachüblicher nicht vielmehr daheim oder zu Hauſe heißen würde. Ihnen und mehreren Anderen, die ähnliche Anfragen an mich gerichtet, antworte ich, daſs allerdings „nicht zu Hauſe", „nicht daheim" das Gewöhnliche ſind, um eine zeitweilige Abweſenheit vom Hauſe zu bezeichnen, möchte Sie aber doch auf mein Wörterbuch Bd. I S. 729a verweiſen, wo ich unter dem Worte heimiſch aus Goethe V 150 [= Reineke Fuchs 3. Geſang] den Vers angeführt habe:

„[Reineke] trat in die Wohnung der Frauen und fand ſie nicht heimiſch."

mit dem eingeklammerten Zuſatz: „gewöhnlich: daheim." —

Bei dieſem Verſe möchte ich (was freilich nicht Ihre Anfrage berührt) in Bezug auf die Form: „der Frauen" (als Genitiv der Einzahl) auf mein Wörterb. I S. 487 in der Anmerkung verweiſen.

Herrn **Karl Knitmann** in London: Sie werden wohl durch den hoch verehrten Meiſter Max Müller in Oxford inzwiſchen erfahren haben, daſs Sie ihn miſsverſtanden haben. Er ſchreibt mir, daſs er ganz mit mir einverſtanden ſei.

Herrn **H. Stümcke** in Friedrichshagen: Für einen kurzen Ergänzungsaufſatz in dem von Ihnen angedeuteten Sinne wird ſich in einem ſpätern Hefte wohl noch ein Plätzchen finden. Andere Aufſätze in dem Rahmen und dem Umfang meiner Zeitſchr. aus Ihrer Feder werden mir willkommen ſein.

Herrn **Paul St.** in Mainz: Es iſt eben nur (wie Sie ſelbſt bemerken) ein ſcheinbarer Widerſpruch, wenn bei Goethe in „Hermann und Dorothea" I V. 128 der Apotheker von den Flüchtlingen ſagt, daſs ſie „mit unbeſonnener Sorgfalt", „die Ochſen und Pferde beſchwerend", „ſchlechte Dinge fortgeführt", „mit Bündeln ſich ſchleppend ... voll Sachen keines Gebrauches", während derſelbe Sprecher wenige Verſe vorher (V. 113 ff.) von der „mannigfaltigen Habe" geſprochen, „die ein

Guter Wirth an die rechten Stellen geſetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauch; denn Alles iſt nöthig und nützlich"

Die Sachen, die, von dem guten Wirth an die rechte Stelle geſetzt, um im Fall des Gebrauches immer ſofort dazu bereit zu ſtehen, als „nöthig und nützlich" bezeichnet werden, erweiſen ſich, wenn ſie mit unbeſonnener Sorgfalt auf der Flucht mit fortgeſchleppt werden, wo ſie nur die Zugthiere unnütz beſchweren, als „ſchlechte Dinge", als Hinderniſſe und als „Sachen keines Gebrauches". Vergleichen Sie noch in meinem Wörterb. I S. 198c unter Gebrauch die drei Stellen aus Goethe's Hermann und Dorothea.

Alle für die Zeitſchrift ſelbſt beſtimmten Zuſendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altſtrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umſchlag oder als Beilagen beſtimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn ſenden.

Beiträge fürs nächſte Heft müſſen jedes Mal bis ſpäteſtens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers ſein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältniſſe der Zeitſchrift im Auge zu halten.

Der Erlkönig.

Von Rudolf Klare.

Mit tiefen Erfindungen hat der Geist der germanischen Völker, was er von dem wunderbaren Leben und Weben der Natur ergriffen, gern in athmende Gestalten gebannt und diesen eine Geschichte gegeben, die ihre Wurzeln hinunter taucht bis in den Muttergrund alles Daseins. Das ewige Herüber und Hinüber der Gigantomachie zwischen Welt und Mensch, das ist in den Nebeln der Göttermythen der Kampf mit den immer und niemals bezwungenen Riesen. Erdgeboren wie sie, doch statt mit dem lodernden Trotze mit der langsam wägenden, zähe schaffenden, unfehlbar wirkenden Klugheit bewehrt, wohnen mit ihnen im Schoße der Erde die Zwerge oder schwarzen Elfen. Was an geheimnisvollen Lebenskräften in verborgenen Adern durch die Materie pulsiert, ist ihrem Auge offenbar und empfängt von ihm die Richtung seines Laufes. So überspannen sie den Menschen überall mit einem Zaubernetz, um bald durch Wohl, bald durch Wehe ihn seiner unentrinnbaren Gefangenschaft zu erinnern. Ein nicht ganz aufgeklärter Dualismus stellt diesen unheimlichen Geistern die Lichtelfen als lieblichere Geschwister gegenüber. In Alfheim, um eine Burg des Gottes Freyr haben sie auf Himmelshöhen ihre Wohnung und üben eine sanfte Herrschaft über Blumen und Gewässer, über Wälder und Wiesen. Als aber der neue, einsame Gott mit dem Blitz seines Kreuzes die ganze fröhliche Himmelsschar in die Hölle vertrieb, da mussten auch sie hinab, unter die Erde, entweichen. Bald wusste die Sage sie dort nicht mehr von ihren Brüdern zu scheiden; sie wurden beide eines Charakters mit einer geheimen Spottlust über Gott und die Menschheit als Grundzug. Noch immer sucht sie das Volk an ihren alten Lieblingsplätzen, auf stillen Kirchhöfen, an überschatteten Quellen und auf thauigen Waldwiesen. Dort tummeln sie sich im Mondschein und ziehen bei Gesang und Tanz ihren Reigen, wenn der Nachtwind ferne durch die erntereifen Halme rauscht. Sie sind ein geselliges Völkchen und bilden einen wohlgeordneten Staat unter eines Königs strengem Regiment. Muss doch nach isländischen Sagen der Statthalter jedes zweite Jahr nach Norwegen hinüber, um seiner elfischen Majestät die schuldige Rechenschaft vorzulegen.[1] Aber so nahe sie auch in ihren Gebräuchen sich mit denen der Menschen berühren, so wenig darf deren einer ungestraft ihre Spiele

[1] Irische Elfenmärchen übers. von den Brüdern Grimm. 1826. LXXXI.

Digitized by Google

ſtören oder ihre Neckereien mit gleicher Münze bezahlen. Dann ſchwillt der ganze Dämonsgroll in ihrem Herzen auf; ein Blick aus ihrem Auge bringt Fieber, Erblindung und Wahnſinn.[1] Der Speichel, ja der Hauch ihres Mundes blendet den Frevler, der ſie belauſcht,[2] und ein Geſchoſs aus ihrer Hand[3] ſchlägt ihn mit dem qualvollſten Tode.[4] Aber nicht nur aus Rache treten ſie den Menſchen feindlich gegenüber. Auch aus Leidenſchaft entführen ſie reizende, lockige Kinder und ſchöne Frauen, zumal, wenn ſich dieſe in geſegneten Umſtänden befinden; ſie verjüngen durch ihre Anweſenheit den elfiſchen Kreis.[4]

Das erzählt ſich das Volk von den Elfen und ſo viel mag auch der junge Goethe aus Volksmund oder zu den Füßen der märchenkundigen Mutter erlauſcht haben. Die Elfen ſind in ſeinen Dichtungen heimiſche Gäſte. Am früheſten begegnen ſie uns in einem Briefe an Frau von Stein vom 14. Oktober 1780 und verſinnlichen da den ſpielenden Zauber der nächtlichen Natur. Rein hört man noch das Volkslied wiederklingen, wenn ſie, ſcheu vor der Berührung mit Menſchen, in tiefer Stille der Mondnacht, am heimlichen Platz, ihre Spiele mit Tanz und Geſang begehen. Zum zweiten Male finden wir ſie in der Ballade „Der Erlkönig“. Das Dämoniſche in ihrem Weſen wird fühlbar. Es lebt in ihm die Übermacht räthſelhafter Naturgewalten über die Einbildungskraft eines Kindes. Keine von ihren Geſtalten tritt in ſcharfen Umriſſen aus dem Nebel heraus, der die ganze Handlung des Gedichtes überſchleiert. Im erſten Theile des Fauſt, im Walpurgisnachtstraum kehren ſie als das luſtige Völkchen wieder. Aber ihr Treiben ſchlingt ſich nur wie ein Reif um den Schatz von litterariſchen Liebenswürdigkeiten, die ſo freigebig da zur Vertheilung gelangen. „Oberon“ und „Titania“, „Puck“ und „Ariel“ mahnen an Shakeſpeare's Sommernachtstraum und Sturm. Jedoch von einem wirklichen Einfluſs[5] auf die Motive des Intermezzo iſt Nichts zu ſpüren, es ſei denn darin, daſs Ariel die führende Stelle im Heere der Geiſter erhält. Und glänzend iſt ihm dieſe beſchieden im II. Theil des Fauſt.[6] Hier iſt in den Elfen das heilende Walten der Natur dargeſtellt. In ihrem Schoße findet der Unglückliche die verlorene „Kindesruhe“ wieder und „reinigt ſein Inneres von erlebtem Graus.“ Mit der höheren geiſtigen

---

[1] Iriſche Elfenmärchen, überſetzt von den Brüdern Grimm. Leipzig 1826. CII.
[2] ebd. CIII.
[3] Elfbolt ebd. XLV.
[4] Iriſche Elfenmärchen CIV.
[5] Goethejahrbuch Bd. V 331 ff.
[6] S. den vortrefflichen Aufſatz von Dr. H. Schrader hier in der Zeitſchrift S. 22 ff. Der Herausgeber.

Weihe hat ihre ſinnliche Schilderung an plaſtiſcher Fülle gewonnen. „Anmuthige, kleine Geſtalten“ von „Geiſtergröße“, flattern ſie „auf grünumſchränktem Plan, in ſüßen Düften, von Nebel umhüllt“, in fröhlichen Scharen durcheinander. Sie wohnen in „Blumenkelchen“, „tief in den Felſen unter dem Laub“, und verſchenken ihre Hilfe aus bloßem Mitleid, gleichviel, ob der Gegenſtand ihrer Sorge gut oder böſe, es genügt, daſs er unglücklich ſei. Dabei ſteigen leiſe Erinnerungen an Terminologie und Motive in Wieland's Oberon herauf. Iſt bei dem älteren Dichter „der ſchöne Zwerg“ oder „der Geiſt“ eine Lieblingsbezeichnung des Elfenkönigs, ſo ſpricht Goethe von „kleiner Elfen Geiſtergröße“ und „anmuthigen kleinen Geſtalten“, und es bewegt ſich ihr Chor

„Einzeln, zu zweien und vielen, abwechſelnd und geſammelt“,

wie ſie den Geiſterfürſten Ob. X 14.

„Teils einzeln, teils in Ringen
. . . . überall begleiten und umſpringen.“

Ob. VI 85. bezieht ſich auf

. . . . „Die Elfenſchar,
Die meiſt verſteckt in Blumenkelchen war.“

und Fauſt II 1. Akt, 1. Scene gebietet Ariel:

„Schlüpfet zu den Blumenkelchen,
Tiefer, tiefer ſtill zu wohnen.“

Ob. VI 98 erfahren wir, die Elfen weilen zumeiſt:

„Wo im Blüthenhain die Zweige Balſam regnen.“

Bei Goethe aber erſcheinen ſie,

„Wenn der Blüthen Frühlingsregen
Über Alle ſchwebend ſinkt.“

Die Elfen haben in Goethe's Dichtung eine gewiſſe Lebensgeſchichte gehabt. Urſprünglich Repräſentanten unerklärlicher Naturſchönheit werden ſie zu Vertretern der überlegenen Naturgewalten, um ſchließlich die hohe, ſittigende Macht der reinen Natur zu verkörpern.

So iſt denn auch die Ballade „Erlkönig“ mit feinen Fäden in das Gewebe der Motiventwickelung bei Goethe verſchlungen, wenn gleich ihr Stoff aus der Sage eines fremden Volkes herübergetragen wurde.

Der „Erlkönig“ liegt zum erſten Male in dem Einzeldrucke der „Fiſcherin“ vor, der, von Glüſing in Weimar auf Koſten der Herzogin Anna Amalia in 150 Exemplaren fertig geſtellt, im Juli 1782 zur Vertheilung kam. Außerdem beſitzt die Großherzogliche Bibliothek in Weimar eine Abſchrift der Kompoſition Corona Schröter's zur Fiſcherin, und dieſe geht in ihrem Text auf eine ältere Faſſung zurück als der erſte Druck. Sie bietet an Varianten für unſer Gedicht in V. 1 „reit't“ in V. 15 „bleibe ruhig, Kind“ ſtatt der ſpäteren, metriſchen Beſſerungen. — In

Goethe's „Schriften" ſteht „der Erlkönig" im VIII. Bande von 1789 auf der 157. und 158. Seite unter den Gedichten und beſchließt eine Reihe von Naturliedern. Seit Goethe ſich aber im VII. Bande ſeiner „Neuen Schriften" 1800 eine eigene Abtheilung „Balladen und Romanzen" geſchaffen, findet man den Erlkönig dort zwiſchen dem „untreuen Knaben" und dem „Fiſcher."

Man nimmt als Entſtehungszeit der „Fiſcherin" das Frühjahr 1782 an und hat gemeint, die künſtleriſch vollendete Ballade durch einen größeren, zeitlichen Zwiſchenraum von dem übrigen, leichten Texte des Singſpieles trennen zu müſſen. Allein ſolche Beweisführungen ſind eben ſo wenig ſtichhaltig, wie diejenigen Lüttke's [1], der die Entſtehung des Erlkönigs während Goethe's Aufenthalt in Straßburg wahrſcheinlich zu machen ſucht. Man wird ſich ſchon mit der Feſtſtellung begnügen müſſen, daſs Goethe bei der Auswahl lyriſcher Einlagen in die „Fiſcherin" Herder's „Stimmen der Völker in Liedern" benützt und aus ihrem erſten, 1778 erſchienenen Theil drei Lieder: „Drei Fragen", „Lettiſches Brautlied" und „Luſtige Hochzeit" ohne weſentliche Änderung entnommen habe. In demſelben erſten Theile überſetzte Herder eine däniſche Zauberballade „Elvershöh" [2], die ſich mit dem „Erlkönig" in den Motiven des Geſanges und Tanzes, der Lockungen und Drohungen der Elfen berührt, durch Auflöſung des Zauberſpuks aber und humoriſtiſchen Ausgang ſich kräftig von ihm ſcheidet. Auch aus dem zweiten Theil der Herder'ſchen Sammlung iſt ein Gedicht, „Der Waſſermann" in den Text der „Fiſcherin" übernommen worden; die zweite von drei däniſchen Balladen, die Herder „durch eine fremde Hand (?!) aus den Kjämpe Viſern mitgetheilt" waren. Das letzte von dieſen Volksliedern „Erlkönig's Tochter" [3] behandelt einen auch ſchwediſchen [4] und maniſchen [5] Sagen geläufigen Stoff, und hier fließt die eigentliche Quelle des Goethe'ſchen Gedichtes! — Abgeſehen von wörtlichen Anklängen im erſten und letzten Verſe läſſt die Gemeinſamkeit der äußeren Form und der Motive darüber keinen Zweifel zu. In beiden Balladen ein nächtlicher Ritt, Begegnung mit den Elfen, lockende Verſprechungen aus dem Schatze der Elfenmutter, hier goldene Sporen und ein ſeidenes Hemd, dort ein gülden Gewand, in beiden Weigerung, Drohung und tödtlicher Schlag, in beiden liebevolle Sorge des nächſten Verwandten. Erinnert man ſich noch, daſs jene groteske Nachtſcenerie an der Ilm, für deren

[1] Goethe-Jahrbuch V 331.

[2] Herder's ſämtl. Werke, herausg. von B. Suphan. Bd. 25. Berlin 1885. S. 209.

[3] ebd. S. 443.

[4] Volkslieder der Schweden von Gottlieb Mohnike. I. Bd. Berlin 1830. S. 49 und 210 f.

[5] Iriſche Elfenm. CII.

Benutzung zu Beleuchtungseffekten die „Fiſcherin“ eigens gedichtet war, eine nicht geringe Ähnlichkeit mit der Örtlichkeit des „Erlkönigs“ zeigt, ſo wird man wohl als das Wahrſcheinlichſte annehmen, daſs die Entſtehung des Singſpiels und der Ballade in dieſelbe Zeit falle.

Den Träger aller Motive, die ihm die Quellen boten, hat Goethe zum Unterſchied von ihnen nicht in der verſtandesmäßigen Sphäre erwachſener Menſchen, ſondern in einem fiebernden Kinde gefunden. Immer noch kühn genug, läſſt er die nüchterne Verſtändigkeit durch den Mund des Vaters reden. Aber innige Sorge um den Knaben beſeelt ſein Wort! Stilles Grauen überſchleicht doch allmählich auch ihn; und ſo ſchwindet alle ſpitze Kälte aus ſeiner Vernünftigkeit. Ja! Nun dient ſie gerade zur Heraushebung des eigenſten Weſens der Goethe'ſchen Ballade, die ihren Gegenſtand ſo gerne in der Übermacht des Räthſelhaften über das leidende Gemüth des Menſchen ſucht. Und es iſt wunderbar, wie ſich das Wachſen dieſer unwiderſtehlichen Gewalt in dem ſtrengen Aufbau des Gedichtes abſpiegelt. Mit einem bewegten, aber doch ganz epiſchen Bericht umrahmen die erſte und die letzte Strophe den mittleren, dramatiſchen Theil in dialogiſcher Form, wie ſie ſich bei Goethe erſt ſeit genauerer Bekanntſchaft mit dem Volksliede des öfteren findet.[1] Sie ſind mit einander innerlich, durch die Reſponſionen in Vers 1 und 2 gegenüber 29, 30 und 32 verbunden. Giebt die erſte Strophe Darſtellung der Situation und Stimmungsanſchlag, die letzte Ausgang und Nachklang des Geſchehniſſes, ſo gliedert ſich die Schilderung der eigentlichen Handlung in vier, fein abgewogene Theile. Die zweite Strophe ſetzt, noch nicht ſo ſchwer, mit der Erſtehung des Trugbildes ein; man hört die bange Erregung des Kindes, die beruhigenden Worte des Vaters. Eine erſte Steigerung tritt in dem folgenden, zweiſtrophigen Theile ein: die geſpenſtige Erſcheinung beginnt auch zu reden. Und wenn nun noch in Strophe 5 und 6 neue Geiſtergeſtalten, des Erlkönigs Töchter, vor dem erſchreckten Auge aus dem Nebel auftauchen, wenn ſich der Erlkönig von Neuem ſchmeichelnder, drängender vernehmen läſſt, dann fühlt man in Strophe 7 mit tragiſcher Wucht die Fülle des Entſetzens hereinbrechen, da ſich Sehen, Hören, Erfaſſtfühlen, Angſtſchrei und Klage in vier Verſe zuſammenpreſſen.

Eben aus dieſem Drange nach Lebendigkeit iſt auch die Vertheilung der Strophen an die einzelnen Perſonen des Gedichtes geboren. Für die Reden des Kindes und des Vaters müſſen immer je zwei Verſe genügen; der Erlkönig bedarf zum Ausſtrömen ſeiner lockenden, drohenden Leidenſchaft größern Raum. Es fällt ihm zu zweien Malen eine ganze Strophe zu.

[1] Allgem. Conſervative Monatsſchrift Bd. 6, Juli-December 1881. S. 231.

Jedoch in der siebenten Strophe stoßen im rasenden Tempo der Handlung die Reden des Geistes und des Kindes zusammen. Der Vater reißt stumm in die Zügel des Pferdes und stürmt davon.

Und wo etwa Komposition und Strophenvertheilung noch Etwas zu thun gelassen, da bieten Syntax, Metrik und musikalische Malkunst ihre willigen Dienste im Kleinen. Alle Konjunktionalsätze fehlen; nur einmal vertritt die Stellung des Fragesatzes eine Bedingungspartikel.* Wie Hagelkörner prasseln Hauptsatz um Hauptsatz herein, gern mit kräftig wiederholtem Subjekt an der Spitze, und durch immerwährende Fragen wogt der Satzton unaufhörlich hinauf und hinab. (Schluss folgt.)

Zu Wilhelm Hauff's „Wirthshaus im Spessart".[1]

1. S. 15[31]: „Sie vertrugen sich unter sich selbst so schlecht, wie ein Hund und Kater," wo richtiger entweder das ein zu streichen oder vor Kater zu wiederholen gewesen wäre.

2. S. 20[9]: „Habe ja Zimmer genug in Hirschberg und dort soll sie absterben" — üblicher: bis zu ihrem Tode (seligem Ende) bleiben.

3. S. 28[8]: „Hielten sie ein fröhliches Bankett und in dem Weinmuth sagten sie sich zu" = im Weinrausch, in der durch den Wein gehobenen Stimmung ꝛc., s. mein Wörterb. II S. 357c: Bier-, Weinmuth ꝛc.

4. S. 24[31]: „Ich wollte, es wären tausend Haken, die ich hineinwarf, statt dem einen," mehr oberdeutsch als nach der allgemeinen Schriftsprache für: statt des einen; doch s. zahlreiche Belege für den Dativ in meinen Hauptschwier. S. 259.

5. S. 27[18]: „Dann aber saß er zu Pferd," hier = er setzte sich aufs Pferd, vgl. mein Wörterb. III S. 1109c unter sitzen 1a und b.

6. S. 28[25]: „Kleiner Dachs" als spöttische Anrede einer Person. Vgl.: „Ich war als junger Dachs von 19 Jahren in mein Regiment eingetreten." Gartenlaube 42, 196. Diese Anwendung des Wortes Dachs wäre noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 131c nachzutragen.

7. S. 31[28]: „Wenn es kein Hirschgulden wär. . . . Die sind abgeschätzt," s. mein Wörterb. III, 895b/c unter abschätzen 2 = schätzend abwürdigen (s. d.) von Münzen ꝛc. und dazu: abschätzig = geringen Werths ꝛc.

---

* Oder, wie der Vf. geschrieben: „vertritt ein invertierendes und die Stelle einer Bedingungspartikel." Der Herausg.

[1] Die Hinweise nach Seiten- und Zeilenzahl beziehen sich auf die hier in der Zeitschr. VII S. 38 angegebene Ausgabe in der Pitt Press Series, in der die Erzählung 197 S. umfasst. Nach dieser Angabe wird man die besprochenen Stellen leicht auch in jeder andern Ausgabe auffinden können.

8. S. 32[19]: „Jetzt erſt freut es mich, daſs wir die Zeit nicht mit Kartenſpielen verderbten.“ — Die ſchwache Abwandlung des zielenden Zeitworts verderben iſt ſtreng ſprachrichtig, aber die ſtarke, wie bei dem zielloſen Zeitwort, im Allgemeinen überwiegend, ſ. mein Wörterb. I S. 284b. Da hier von einem in der Gegenwart als vollendet abgeſchloſſenen Zuſtande die Rede iſt, ſo wäre üblich auch ſtatt des erzählenden Imperfekts das Perfekt zu ſetzen geweſen, wonach alſo die Stelle in der gewöhnlichen Ausdrucksweiſe gelautet haben würde: Jetzt erſt freut [präs.] es mich, daſs wir die Zeit [bisher] nicht mit Kartenſpielen verdorben [ſtatt des an und für ſich ſprachrichtigeren verderbt] haben.

9. S. 32[22]: „Gemerkt habe ich mir die Geſchichte, daſs ich ſie morgen meinen Kameraden erzählen kann, ohne ein Wort zu fehlen,“ — üblicher: ohne ein Wort zu verfehlen — oder: in einem Worte zu fehlen (mir einen Fehler zu Schulden kommen zu laſſen), vgl. mein Wörterb. I S. 424.

10. S. 32[28]: „Ich muſs ja doch beimgeben, was ich gehört habe“ = ich muſs doch meinen Beitrag an der Unterhaltung für Das, was ich mir habe erzählen laſſen, durch eine Erzählung meinerſeits abtragen, abzahlen, ſ. mein Wörterb. I S. 551c und beſonders Ergänz.-Wörterb. S. 222b.

11. S. 33[20]: „So laſs ich mir in keinem Wirthshaus ausbieten,“ ſ. mein Wörterb. I S. 130a unter ausbieten 4: „Einem oder Einen a.: ihn gehen heißen.“

12. S. 35[27]: „Das Stümpchen Licht,“ ſ. mein Wörterb. III S. 1255c, vgl. Stümpfchen 1256a.

13. S. 40[5]: „Wie angeſehen ſind die Glasmänner“ [Glasmacher], vgl. Glasmännlein S. 39[5]; 42[18] als Bezeichnung eines Waldgeiſtes.

14. S. 40[28]: „Die Flözer . . . Den einen oder den andern dieſer ‚Holzherren‘“ [reicher Holzhändler ꝛc.], vgl. andrerſeits: „Holzherr: ein über das Holzweſen geſetzter Rathsherr“ in meinem Wörterb. I S. 748b.

15. S. 41[14] ff.: „Er hatte unmenſchlich viel Geld,“ vgl. mein Wörterb. II S. 293a und I S. 621c unter grauſam, vgl. ſchrecklich, fürchterlich und ähnliche Ausdrücke namentlich die Volksſprache zur Bezeichnung des hohen Grades ſtatt des farbloſen ſehr.

16. S. 43[28]: „Wir werden bald ſpielen müſſen, wer Soldat wird“ = loſen, ſ. mein Wörterb. III S. 1140a Nr. 5 f. (vgl. S. 1139c Nr. 3a z. B. noch in Mecklenburg: Soldat ſpielen = als Militär dienen).

17. S. 44[10]: „Die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß [neutr.] auf“ ſ. mein Wörterb. I S. 468a und Ergänz.-Wörterb. S. 207c über das zwiſchen dem männlichen und

dem ſächlichen ſchwankenden Geſchlecht des hervorgehobenen Wortes und hier bei Hauff: „Wenn Ihr mich auch 'mal auf den Floß ließet“ S. 48 14. „Der Floß, mit dem er abgehen ſollt, hatte acht Glaich (Glieder)“ 20 f. und ſo männlich auch S. 49 7, 11, 17 und S. 50 6.

18. S. 46 16—26: „Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller . . . Sie gaben ihm Apfelwein zu trinken und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beſte Schwarzwaldſpeiſe, aufgeſetzt.“

Hierzu fügt der engliſche Herausgeber p. 224 die Anmerkung:

„Auerhahn, 'capercaillie', 'cock of the woods'; now very rare in Germany“,

vgl. dagegen mein Wörterb. I S. 658 b, wo ich als „mundartlich übertragen“ aus der Augsb. Zeitung (1853) unter „Auerhahn“ einen Beleg gegeben, den ich auch hier wiederholen will:

Dafür wird dort dem Geſinde zu Hauſe ein einfaches Mahl gegeben, d. h. „ein Auerhahn bereitet.“

19. S. 47 6: „Der Holländer Michel haut ſich heut Nacht ein neues G'ſtair (Floßgelenk) im Wald,“ vgl.: „Um Mitternacht bringen ſie dann die G'ſtair ins Waſſer“ 51 2, ein noch in meinem Ergänz.-Wörterb. nachzutragender mundartlicher Ausdruck.

20. S. 57 14: „Du haſt dem Flegel begegnet“ üblicher: Du biſt ꝛc, ſ. mein Wörterb. I S 555 c (Anm.) und Hauptſchw. S. 65 b/6 a.

21. S. 57 23: „Ich komme, um mich Raths zu erholen bei Euch“ ſ. Hauptſchw. 143 a/b.

22. S. 57 24: „Es geht mir gar ſchlecht und hinderlich“ ſ. mein Wörterb. I S. 764 a, mit Belegen aus Goethe und Stilling. Irre ich nicht, ſo iſt dieſe Ausdrucksweiſe mehr in Süd- als in Norddeutſchland üblich, wo man gewöhnlich etwa ſagen würde: Es geht mir gar ſchlecht und ich komme nicht recht vorwärts.

23. S. 60 20: „Mach ein Bot auf das Gewerbe,“ vgl.: mein Wörterb. I S. 192 b Nr. 3 (vgl. c) und III S. 1565 b/c, hier dem Sinn nach ſo viel wie: biete auf die zum Verkauf kommende Brotſtelle (die durch den Tod des Beſitzers frei gewordene Glashütte). Die von Hauff gewählte Ausdrucksweiſe iſt vollkommen richtig und tadellos, aber — wie das Ganze — doch mehr im Ton der Mundart als der allgemeinen Schriftſprache.

24. S. 61 19: „Bin ich doch was Anderes als Nachbarin Grete und Bete,“ eine durch den Gleichklang verbundene (wohl nur in Süddeutſchland) volksthümliche übliche Zuſammenſtellung zweier Namen, vgl.: in meinem Abriſs der Verskunſt (2. Aufl.) S. 60 ff. das Hauptſtück: „Vom Gleichklang“ und dazu Verbindungen wie: Henz und Benz;

Hinz und Kunz; Peter und Paul; Mine und Trine; Krethi und Plethi ꝛc.

25. S. 64 [2]: „Was nutzt mich die Hütte und all mein Glas?“ mehr oberdeutſch als dem heutigen allgemeinen Gebrauch der Schriftſprache entſprechend, in der es gewöhnlich heißen würde: Was nutzt (oder nützt) mir ꝛc.? ſ. mein Wörterb. II S. 456c und vgl. bei Hauff S. 166 [22]: „Im Winter nützt dir die Wärme Nichts.“

26. S. 71 [24]: „Geſchichte von Feien,“ ogl. 74 [24] und [30]; dagegen: „die Fee(n)“ S. 73 [9]; 75 [22], [24], [30]; 93 [15]; ſ. mein Wörterb. I S. 422b.

27. S. 80 [30]: „Said lebte in ſeinem Zelte mehr als Sohn denn als Diener“ ſ. meine Hauptſchwier. S. 308b ff.

28. S. 94 [19]: „Er hat . . . ſeinem Vetter . . . eine Fabel über dich erdichtet und angeheftet“ — üblicher: aufgeheftet, ſ. mein Wörterb. I S. 722b (Nr. 4).

29. S. 103 [31] ff: „Er mochte ungefähr eine Stunde dort geſtanden ſein, als er zwei Männer langſam die Straße herabkommen ſah,“ vgl. S. 111 [9]: „Hervor aus dem Waſſer tauchte ein Tiſch, ſo wenig naſs, als ob er acht Tage an der Sonne geſtanden wäre,“ ſ. über das (mehr ober- als hochdeutſche) Hilfszeitwort ſein ſtatt haben meine Hauptſchwier. S. 260b und das dort Angezogene.

30. S. 118 [14]: „Der Polizeirichter erbleichte,“ — nicht ſelten ſtatt des richtigeren erblich, ſ. meine Hauptſchwier. S. 84a.

31. S. 126 [21]: „War er als . . . der unternehmendſte Kletterer nach Vögeln und Daunen . . . bekannt.“ Allerdings heißt es ohne jeden Anſtoß: „Er kletterte nach Vögeln und Daunen“ und demgemäß läſſt ſich auch gegen den Ausdruck: „der am unternehmungsluſtigſten (oder am waghalſigſten) nach Vögeln und Daunen Kletternde“ Nichts oder wenig einwenden; aber wenn dann für das hauptwörtliche Mittelwort das wirkliche Hauptwort: „der Kletterer“ in der Verbindung mit dem abhängigen Verhältniswort nach geſetzt wird, ſo liegt darin ein Anſtoß und eine Härte, die füglicher hätte vermieden werden ſollen, alſo entweder (ſ. o.) durch das hauptwörtliche Mittelwort oder ſonſt etwa z. B.: „War er bekannt als Der, welcher im waghalſigen Klettern nach Vögeln und Daunen es Allen zuvorthat“ ꝛc.

32. S. 131 [3]: „Aufs Neue die Qualen zu erdulden, die ihm ſein raſtloſes Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ.“ Statt des hervorgehobenen (dem Franzöſiſchen entſprechenden) Dativs fordert der heutige Schriftgebrauch den Accuſativ: „die ihn ſein . . . Streben . . . erleiden ließ,“ ſ. mein Wörterb. II S. 31b Nr. 3 und meinen dort

angezogenen ausführlichen Aufsatz in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen ꝛc.

33. S. 162 [18]: „Ich habe nicht viel Zeit zu versäumen und in den Thurm ist es drei gute Stunden" = bis wir in den Thurm gelangen ꝛc., s. Hauptschwier. S. 199 über derartige Verbindungen von in mit dem Accusativ.

34. S. 171 [14]: „Ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgesehen" ziellos statt des üblichern rückbezüglichen Zeitworts: hatte sich nicht mehr nach ihr umgesehen, s. mein Wörterb. III S. 1064c Nr. 2 und Ergänz.-Wörterb. S. 474b und über die Stellung des Zwischensatzes nach dem Subjekt Hauptschwier. S. 272a/b.

35. S. 173 [10] ff.: „So oft sie aber jetzt unter der Thür saß und es ging ein Bettelmann vorüber und zog den Hut und hub seinen Spruch an, so drückte sie die Augen zu ꝛc.," mit dem Übergang aus der Stellung des Nebensatzes in die des Hauptsatzes, wie häufig in Bedingungssätzen, s. Hauptschwier. S. 64a/b Nr. 5, vgl. (ohne derartigen Übergang): „So oft sie aber jetzt unter der Thür saß und ein Bettelmann vorüberging und den Hut zog und seinen Spruch anhub, so ꝛc."

36. S. 174 [3]: „Wenn ich nicht Boten gehen müsste" ꝛc., s. über diese durchaus übliche Verbindung im Sinne von: „als Bote gehen" mein Wörterb. I S. 193a (Nr. 2) und c (Anm.), vgl. Ergänz.-Wörterb. 94c. Ich habe den Satz hier nur angeführt, um gelegentlich einmal wieder darauf aufmerksam zu machen, dass vielleicht richtiger Boten nicht als das Hauptwort, sondern als der Infinitiv eines Zeitworts zu fassen und demgemäß richtiger mit kleinem als mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben ist.

37. S. 175 [31]: „Sein steinernes Herz schützte ihn nicht, dass nicht seine Glieder zitterten," vgl.: „Schützte ihn nicht davor, dass seine Glieder zitterten," — in dem durch dass eingeleiteten Nebensatz ohne das nicht, — was ich als Ergänzung zu dem in den Hauptschwier. S. 228a unter „Pleonasmus" 4c Gesagten der Beachtung empfehlen möchte.

38. S. 186 [19]: „Das bin ich fest entschlossen" = dazu, vgl. Hauptschwier. S. 114a unter Dessen 1.

39. S. 188 [19]: „Wenn Ihr mir nur Euer Wort geben wolltet, Frau Gräfin, für mich gut zu sprechen ꝛc." hier in dem Sinne des Umstandswortes gut = in gütiger Weise, also: für mich ein gutes Wort einzulegen (Euch in gütiger Weise für mich zu verwenden ꝛc.). Diese Verbindung lässt sich, wie man sieht, wohl erklären, aber — meiner Ansicht nach — doch nicht zur Nachahmung empfehlen, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 496b unter sprechen Nr. 7 und 8a.

Beobachtungen am Fremdwort.

Von Richard Andrä.

Soll man heute, wo das Fremdwort wieder ein bedenklich freches Spiel treibt, die alte Klage anſtimmen, daſs die lieben Mutterlaute verachtet würden und einer nicht zu unterſchätzenden Gefahr entgegengingen, daſs der unſelbſtändige Deutſche, wo er doch ſo reich an ſich iſt, blind an ſeinen Schätzen vorüber und borgen gehe? Zweimal hat die deutſche Sprache ihre altersſtolze lateiniſche Schweſter aus dem Felde geſchlagen und zuerſt der Dichtkunſt, dann der Gelehrſamkeit dienend ſich zu Dienſten verpflichtet; ſie kennt Mark und Grenzen, innerhalb deren ſie geſchützt wird, und das lebende Geſchlecht verſenkt ſich wie kein andres zuvor in die Tiefen ihres Weſens und ihrer Entwicklung. Freilich ſchleppt ſie nun ſeit ihrer erſten Aufzeichnung fremden Flitter mit ſich, der anſtatt ſie zu putzen, ihren Glanz verdunkelt. Aber wie natürlich! „Die Wörter wandern mit den Sachen“ (Scherer) und die fremden Sachen kommen oft ungerufen mit dem Schwert der Eroberer. Daſs die deutſche Muſik italiäniſche Ausdrücke benutzt, iſt ihr ſelbſt noch nie ſchädlich geweſen und darum bleibt ſie dabei. Die Wiſſenſchaft hat Verpflichtungen gegen die ganze Welt, darum ſtrebte ſie ſtets nach einer gemeinſamen Weltſprache und behielt ſich, als ihr dieſe im Abendlande mit der lateiniſchen verloren ging, das Recht vor, die ſpringenden Punkte wenigſtens nach der überlieferten Weiſe zu bezeichnen. Außerdem, die Wiſſenſchaft iſt eine Entwicklung und hat an ihrer Vergangenheit zu ſchleppen. So kann das Fremdwort nie ausſterben ſchon der Geſchichte wegen, abgeſehen davon, daſs jedes Zeitalter neue Exemplare ſich zu eigen macht. Wir ſind längſt darüber hinaus, dem Fremdwort als einem techniſchen Hülfsmittel ſeinen Werth ſtreitig zu machen. Wo aber aus der Noth ein Unfug gemacht wird, ſei es im Geſpräch oder in Briefen oder in Abhandlungen, überall, wohin das Fremdwort nicht gehört, da giebt es uns einen Stich ins Herz, da erregt es Ärger.

Es erregt Ärger, wenn es nur einem geckenhaften Aufputz zu dienen hat. Jeder weiß, das Fremdwort ſetzt eine gewiſſe Schulung voraus, und nur der Gebildete kann es recht ſprechen und gebrauchen, wie er es denn mit Vorliebe that und thut: der gelehrte Geiſtliche der Karolingerzeit, der Ritter des Mittelalters, der Humaniſt und ſein Enkel in unſrer Zeit, dazu das Heer der mit Schlagwörtern arbeitenden Zeitungsſchreiber. Wenn eine Schule es unternehmen wollte, die termini zu verſchweigen, ſie würde ihren Zöglingen einen ſchlechten Dienſt erweiſen. Aber dieſe termini, welche mit der erſten Grammatikſtunde beginnen, dieſes „Subjekt

und Objekt", welche ſich mit den Jahren aus einfachen Beſtimmungen des Satzgefüges zu weltbewegenden philoſophiſchen Begriffen erweitern. dieſes „Kauſale, Hypothetiſche und Faktiſche", deſſen Weſen zu begreifen man beim Übungsbuch gezwungen wird, dieſe Begriffe alle ſchleichen ſich als erſte Wühler in den Stolz des kleinen Strebers ein und ſetzen ihm, deutſch geſagt, einen Floh hinters Ohr. Nun wächſt der Bildungseifer und die Luſt, im Geſpräch ſeine Weisheit leuchten zu laſſen. Wer hat nicht an ſich ſelbſt die Befriedigung erlebt, die dem unausgegorenen Gedanken das ſchlagende, hellklingende Fremdwort giebt. Es wird das Färbemittel, welches mancher magern Suppe einen Fettglanz verleiht, das anſpruchsvolle Aushängeſchild unfertiger Bildung. So will man ſich ſchließlich, beſtochen von der Melodie des Fremdwortes, mancher deutſchen ebenſo bequemen und gleichwerthigen Ausdrücke kaum noch erinnern: alltäglich, gewöhnlich, gemein, roh heißen lieber „banal, trivial, brutal"; gering und dürftig werden erſetzt durch „pauvre und malpropre". „Genial" ſcheint ganz unvermeidlich, aber man ſucht einen ſchroffen Gegenſatz und findet „banauſiſch."

Ärger erregt es auch, wenn man die Entdeckung macht, daſs dem Fremdwort ſo gern das Zugeſtändnis des Höhern, Vornehmern gemacht wird. Die Frau will Dame heißen, ihr Zimmer nennt ſie Boudoir oder Salon, ihren Putztiſch Toilette; dann giebt es da eine Menge von Etagèren, Fauteuils, Trumeaux, die immer ein ſeineres Stück als unſre gewöhnlichen Haus- und Stubengeräthe bezeichnen. Was iſt eine gute Mahlzeit gegen ein „Diner", was ein Diener gegen einen Lakaien, ein Wagen gegen eine Karoſſe? Trägt nicht dieſe Eigenthümlichkeit des Fremdwortes viel dazu bei, daſs es für ſo viele Amtsnamen gar kein Erſatzmittel zu geben ſcheint? Wenn wir Sekretär, das ſüddeutſche Offizial, Miniſter, Adjutant, Adminiſtrator, Profeſſor, Docent, oder wie die unangeſtellten Hilfslehrer höherer Schulen heißen: Acceſſiſt in Heſſen-Darmſtadt, Aſſiſtent in Baiern, Probandus in Preußen überſetzen wollten, die Zeit müſste uns helfen, damit die neuen Titel unſerm Ohre und Gefühle den Klang der alten vollkommen ausfüllten. Unſer Deutſch heißt immer bei uns das ſchlichte, biedere, einfache Deutſch. So ſcheint es zu ſein: in Kleinigkeiten einfach. Wo wir Deutſchen aber von der Oberfläche in die Tiefe ſteigen, da kennen wir mit wenigen Ausnahmen kaum ein adlicheres oder bezeichnenderes Wort als das heimiſche, z. B. wenn wir zweifelnd und miſstrauiſch Jemand gegenüberſtehen, ſo ſagen wir „er ſcheint ein raffinierter Kerl zu ſein". Wenn wir aber Gewiſsheit haben, ſo ſagen wir: Du biſt ein Schurke. Man ſpottet über den geringen Mann, der ſich mit dem Fremdwort abquält und es als ein halb deutſches, halb wälſches Ungeheuer herausbringt,

Digitized by Google

die Gedankenloſigkeit jedoch, mit der es vornehme Stutzer handhaben, verdient ſie nicht viel ſchärferen Spott? Der Ärger aber, den das Fremdwort zu erregen geeignet iſt, ſchlägt oft in Gelächter um und wie ſo poſſierlich erklingt es. Unſre Witzblätter kennen ihre Quellen und wiſſen ganz genau, warum ſie halbwachſene Fähnrichs mit ſo kraft- und ſaftloſen Bemerkungen wie koloſſal, pyramidal, eklatant, ſtilvoll, exorbitant, fulminant ꝛc. um ſich werfen laſſen. Man gehe nur einmal, um Belege zu ſammeln, einen Bummelſteg hinunter, wo die Gedankenloſigkeit mit der langen Weile zu Hauſe iſt und Muſter von faulen Lückenbüßern zu Tage fördert; wenn aber der fünfte nicht franzöſiſchen, italiäniſchen oder lateiniſchen Urſprungs iſt, ſo ſollen die Herren geiſtreich heißen. „Pardon, Sie promenieren auch?“ „Prinzipiell heute, ſpeciell ſchöner Tag!“ „Abſolut ganz tadellos!“ Das Wort „entgegengeſetzt“ wird kaum noch ohne den Zuſatz „diametral“ vernommen. Frage aber mal Einer, ob der Zuſatz mehr bedeute als einen Lückenbüßer; und frage einmal Einer ſeinen Freund, der behauptet, er wiege „netto“ ſo und ſo viel Pfund, ob er ſich ohne Hemde und Alles habe wägen laſſen. Neuerdings erfreut ſich das Schlagwort ‚fin de siècle‘ ganz beſondrer Beliebtheit, da man es bereits auf Butter, Käſe und Wagenſchmiere angewandt hat, was uns dem Erfinder zu großem Danke verpflichtet. Es giebt kaum beſſere Mittel, wenn man ſprechen und doch eigentlich Nichts ſagen will: man ſage: partout, abſolut, prinzipiell, netto, eventuell, ſpeciell, konſtant, ohne daſs damit dem philologiſchen Gedankenleſer geſagt ſein ſoll, daſs unſre liebe Sprache arm an ſolchen Mitteln ſei, aber die fremden ſind, weil ſie klingen, „eminent profitabler“.

Um nun dieſe Betrachtungen nicht mit gar zu böſen Anſchuldigungen abzuſchließen, wollen wir die Hauptſchuld an dem Wuchern des Fremdwortes einer gewiſſen Bequemlichkeit und dem Umſtande zuſchreiben, daſs nicht Jeder die Muße hat oder ſich die Muße nimmt, über unſern Gegenſtand nachzudenken. Wir können unſer Ohr der Zeitſprache nicht verſchließen; wie ſie uns in dem Tageblatt, im Geſpräch, in Vorträgen und Abhandlungen aufgetiſcht wird, ſo eignen wir ſie uns an und haben beſonders ihre außergewöhnlichen Ausdrücke ſtets reiſefertig auf der Zunge. Denn das Außergewöhnliche waltet lebendiger in uns als das Gewöhnliche, in dieſem Falle der deutſche Ausdruck. Wer giebt uns gleich im entſcheidenden Augenblick für das uns geläufige Fremdwort einen deutſchen Erſatz, dem es an gleicher Färbung und Geſchmeidigkeit nicht mangelt. Ja, es ſteht die Frage offen, ob es „dienlich ſei, ein Wort wie „Phraſe“, wie „raffiniert“, wie „Subjekt“ (elendes Geſchöpf), auszumerzen. Und wenn über *einzelnen* Wörtern die Frage ſchwebt, wer will entſcheiden über welchen? Diejenigen, welche nicht eilig genug mit ihrem Bericht,

ihrer Beurtheilung oder Abhandlung fertig werden können, dürfen nicht durch bedenkliches Abwägen der Worte sich aufhalten lassen; sie müssen nicht selten unfruchtbaren oder abgebrauchten Gedanken eine tagesgemäße Schattierung geben. Und auf unfruchtbarem Gedankenboden schießen die Fremdwörter wie Unkraut hervor. Der Gebildete wird im Allgemeinen dem Unwesen nur dadurch steuern, dass er das Fremdwort vermeidet, wo es ihm leicht wird, dass er nicht damit wirthschaftet, um wissenschaftlich oder vornehm zu prunken, oder aus Bequemlichkeit oder aus Gedankenlosigkeit. Im Übrigen wird ihm die langsame Spracharbeit des Einzelnen, der sie sich zum Beruf macht, und irgend eine dichterisch schaffende Urkraft, welche mit einfachen und naheliegenden Mitteln, kraft des glücklichen Blickes und Griffes, Licht und Luft schafft, das Rüstzeug gegen die Verführung zum unnöthigen Gebrauch der Fremdwörter an die Hand geben.

Heran- oder hinantreten?

Eine an mich gerichtete Anfrage zweier Streitenden lautete: „Heißt es richtiger: ‚Ich bin an die Dame herangetreten oder hinangetreten‘?

Ich gebe meine Antwort, die für den Briefkasten etwas zu umfangreich ausfällt, an dieser Stelle und, ohne aus meinen Sprachbriefen [191]: „Unterschied der Bedeutung für her und hin nebst den entsprechenden Zusammensetzungen“ das allgemein Bekannte wiederholen zu wollen, glaube ich doch, vielen Lesern wird es nicht unerwünscht sein, wenn ich daraus hier in meiner Zeitschrift das Nachfolgende hersetze:

§ 14. Ferner ist zu bemerken, dass bei einzelnen zusammengesetzten Zeitwörtern im übertragenen Sinn sich im Sprachgebrauch eine bestimmte Form ein- für allemal festgesetzt hat, die man nun auch ohne Rücksicht auf den Standpunkt des Sprechenden gebraucht. In rein örtlicher Anwendung wird man z. B. allerdings unterscheiden (§ 11): herab- (oder herunter-) und hinab- (oder hinunter-)kommen, -bringen, -lassen. Der in eine Kluft Gestürzte z. B. wird, von seiner Rettung berichtend, erzählen: Mein Retter ließ sich an einem Seile herab (oder herunter), der Retter dagegen: Ich ließ mich an einem Seile zu ihm hinab (oder hinunter) u. s. w.; aber in übertragenem Sinne heißt es feststehend (ohne Rücksicht auf den Standpunkt der Sprechenden): Etwas am Preise herab- [nicht: hinab-] oder herunterlassen; sich zu Jemandes Standpunkt herablassen; ein sehr herablassender Herr; seine Herablassung ꝛc. — Die Krankheit hat ihn sehr herab- oder heruntergebracht. Ein in seinen Kräften oder in seinen Glücksumständen oder auch: sittlich sehr herab- oder heruntergekommener Mensch. Jemand oder Etwas

herabwürdigen ꝛc. — Geld aus einer Summe herausbekommen, -haben wollen, -geben ꝛc. Schriften herausgeben. — Jemand zum Kampf, Zweikampf, Wettkampf ꝛc. herausfordern ꝛc. — Mit einem Gewinn herauskommen. Das Buch kommt zu Oſtern heraus ꝛc. — Sich viel herausnehmen gegen Jemand u. Ä. m.

§ 15. Ähnlich hat ſich ferner bei beſtimmten Verſchmelzungen des her und hin mit Partikeln wenigſtens im heutigen Hochdeutſch eine beſtimmte Form ausſchließlich oder doch überwiegend feſt geſetzt, die alſo eigentlich und übertragen ohne Rückſicht auf den Standpunkt des Sprechenden gilt, ſo immer mit her: herbei; hernach (zeitlich); hernieder; herum; hervor; dagegen immer mit hin: hindurch; hinfort (zeitlich); hingegen und hinwieder; hinweg; vgl. auch: hinzu, im Sinne der Vermehrung, während örtlich herzu und hinzu geſchieden werden.

§ 16. Wenn es dagegen z. B. bei Gottfr. Bürger heißt: „Ihr ſchneller Lauf | geht bald hinnieder | und bald herauf," ſo iſt die hier gemachte Unterſcheidung nicht ſprachüblich (obgleich hinnieder vereinzelt auch noch bei E. M. Arndt und bei Fr. Rückert vorkommt). Nach dem allgemeinen Gebrauch muſs es heißen: „Ihr ſchneller Lauf | geht bald hernieder | und bald herauf," wenn nicht der Standpunkt des Sprechenden es möglich macht, ſtatt des letztern Wortes hinauf zu ſetzen.

So viel im Allgemeinen; im Beſondern füge ich nun, um der mir vorgelegten Frage näher zu treten, aus meinem Wörterb. III S. 1372c die dort für heran- und hinantreten gegebenen Belege hinzu, wobei ich wenigſtens den erſten etwas vollſtändiger herſetze:

„Es iſt hier nicht Zeit und Ort, zurückzuhalten, Einleitungen zu machen und ſachte heran zu treten." Goethe XV. 274 (Wahlverwandtſch. II Kap. 14).

„Daſs die Möglichkeit der Gefahr oft genug an den Menſchen herantritt." Virchow, Trichinen 27.

„Nah itzt trat ſie hinan." Voß Ilias 5, 123.

An den letzten Beleg knüpfe ich noch das folgende Beiſpiel:

„Ich blieb in geziemender Entfernung ſtehen. ‚Treten Sie etwas näher an mich heran', ſagte die Fürſtin, ‚mein Gehör iſt nicht das ſchärfſte'. So trat ich denn einen Schritt näher an die Dame hinan."

Wer ſich ſo ausdrückt, kann ſich auf die für örtliche Verhältniſſe geltende allgemeine Regel und auf den Vorgang eines ſo ſorgfältigen Schriftſtellers wie Johann Heinr. Voß berufen, wer aber auch als Schluſswort heran ſetzt, kann dagegen ſich darauf berufen, daſs ähnlich, wie in den oben angeführten Beiſpielen des § 14, die Verbindung: „an Jemand oder: an Etwas herantreten" ſtatt des dem örtlichen Verhältnis

zunächſt entſprechenden hinantreten üblich iſt. Sagt man doch z. B. (ſ. o. die Stelle aus Goethe): an die Löſung einer verwickelten Aufgabe, an einen ſchwierig zu behandelnden Fall ſachte oder behutſam ꝛc. herantreten (nicht hinantreten) und z. B. nicht bloß in der zweiten und dritten Perſon: „Tritt unbefangen an die Frage heran!“ „Er trat unbefangen an die Löſung, an die Aufgabe heran“ (nicht: hinan), ſondern auch in der erſten Perſon: „Ich werde vorurtheilslos an die Sache, an die Prüfung der Sache ꝛc. herantreten, herangehen,“
vgl. (ſ. o. den Satz von Virchow) nicht bloß: „Der Angriff iſt die beſte Vertheidigung. Ich will nicht warten, bis der Feind (oder: die Gefahr) an mich herantritt,“ ſondern auch: „Warte nicht, bis der Feind (die Gefahr) an dich herantritt.“

Nach dem Vorſtehenden glaube ich zur Genüge meinen erbetenen Schiedsſpruch begründet zu haben, den ich in die Worte zuſammenfaſſe:

„Ich bin an die Dame hinangetreten“ iſt durchaus ſprachrichtig; aber: „ich bin an ſie herangetreten“ hat nach meinem Gefühl mehr den Sprachgebrauch für ſich.

Öſterreichiſche Heeresſprache.

„Es iſt zu bedauern, daſs die öſterreichiſche Armeeſprache ſich ſo ſehr abweichend von den gebräuchlichen Wendungen und Ausdrücken des heutigen Hochdeutſch entwickelt hat. Neuerdings gewinnt man gelegentlich den Eindruck, als wenn in Öſterreich das Deutſche nicht mehr eine lebende Sprache ſei, ſondern allmählich zu einer todten Sprache erſtarre, die keine Fühlung mit der im Reich geſprochenen habe. Es ſeien aus unzähligen Beiſpielen nur zwei hier angeführt: S. 37: ‚Heu muſs durch Grünfutter ſurrogiert und das Getränk im Relutum ausgefolgt werden.‘ S. 99: ‚Wo hierzu keine Zeit vorhanden, kann ſich an Vermittelung von angeſehenen Ortsbewohnern oder an Aushebung von Geißeln gewendet werden.‘ Wer deutſches Sprachgefühl beſitzt, muſs beim Leſen ſolcher Sätze ein Bauchgrimmen empfinden.“

Dieſen Sätzen, die ſich in dem litterariſchen Beiblatt zum militäriſchen Wochenblatt finden, (ſ. National-Ztg. 47, 485) habe ich geglaubt, auch hier in meiner Zeitſchrift ein Plätzchen einräumen zu müſſen, wobei ich mir nur noch die Bemerkung erlauben möchte, daſs doch auch in unſerer deutſchen Heeresſprache trotz aller höchſt anerkennenswerthen Bemühungen für ein richtiges und reines Deutſch ſich noch immer manches Änderungs- und Verbeſſerungsbedürftige findet (vgl. z. B. in meinem „Verdeutſchungswörterbuche“ den Anfang des Vorwortes und das dort Angezogene).

Professor Buchheim's Ausgabe von Halm's Griseldis im 11. Bande der German Classics in der Clarendon Press Series.

Als Probe der in der Zeitschrift (S. 199) angezeigten Ausgabe theile ich hier — mit Rücksicht auf den Raum — nur einen der kürzesten Abschnitte: „Sprache und Versmaß" in deutscher Übersetzung mit:

„Die gewählte Feinheit von Halm's Sprache in gebundener und ungebundener Rede ist allgemein anerkannt. Besonders in seiner Griseldis ist seine Sprache von einem unübertroffenen Wohlklang und Schwung. Die fünffüßigen Jamben fließen ebenmäßig in einem kaum unterbrochenen Strome des Wohllauts dahin, und Halm hat, so wie einige andere Dichter, durch die That erwiesen, dass die deutsche Sprache auch für den Wohlklang geeignet und geschaffen ist. Was ich oben im Allgemeinen von Halm's Versen gesagt, dass sie ‚Musik ohne Noten' seien, gilt ganz besonders von dem vorliegenden Schauspiel. Zwar ist die Sprache hier häufiger blumenreich als in seinen spätern Werken; aber Das passt wunderbar für den Gegenstand und jedenfalls ist hier die gelegentlich geschmückte Ausdrucksweise weit weniger störend, als sie in andern Bühnenstücken sein würde. In der That haben einige Kunstrichter, die gegen den peinlichen Eindruck des Stückes Einspruch erhoben haben, bereitwillig zugestanden, dass der Reiz der Sprache es erträglich mache. Hier und da sind in den reimlosen Vers gereimte eingewoben, was die Musik der Sprache wesentlich erhöht und so zu dem in diesem Stücke ausgeprägten lyrischen Wesen vortrefflich stimmt und dem jüngern Geschlecht der deutschen Lyriker als ein nützliches Muster gedient hat."

Hier möchte ich aus meinem „Abriss der deutschen . . . Verskunst" § 185 kurz das Folgende hersetzen:

„Besondere Beachtung verdienen die reimlosen fünffüßigen Jamben, der Blankvers, wie ihn die Engländer nennen, z. B. in Schiller's ‚verschleiertem Bild zu Saïs' . . ., namentlich aber seit Lessing's ‚Nathan' . . . üblich als der herrschende Vers im Drama . . . Besonders Schiller fügt an einzelnen Stellen, die bedeutsam hervortreten oder einen Abschluss bilden, auch den Reim hinzu" ɔc. —

und wie ich dafür dort aus Schiller's „Braut von Messina" einige Stellen als Probe gegeben, so möchte ich hier aus dem 5. Aufzuge von Halm's Griseldis die Schlussworte des Königs Artus hersetzen.

Halt! Zurück,
Herr Percival! Fortan will ich sie schützen,
Du hast das Recht verwirkt, sie zu besitzen
Und ungehindert soll sie heimwärts ziehn.

Wohl jeden Kampf beſtehet Lieb' um Liebe,
Doch dienen nicht ſoll ſie dem rohen Triebe,
Der ihr die Sohle auf den Scheitel ſetzt!
Dein Haus iſt leer, das Glück iſt fortgezogen,
Verſunken deines Sieges Freudenbogen!
Nun wohne einſam in den öden Hallen,
Dir ſelbſt genug und in dir ſelbſt zerfallen!

Zur Weidmannsſprache.

In meinem Wörterb. I S. 144b habe ich geſagt:

„Biſchen, biſchten, intr. (haben) piſten (ſ. d.) biſch! rufen, namentlich von den Haſelhühnern: Dieſe piſten, jene [die Repphühner] rufen. Döbel 1, 50b. Ton, als wenn die Haſelhühner biſchten. 2. 176a. Wenn ſie nun zuſammenbiſchten. ebd. ꝛc., vgl. ſpiſſen."

In einem ſehr eingehenden, höchſt leſenswerthen und anregenden Aufſatze: „Das Haſelhuhn" in Paul Wolff's „Weidmann" (3. Aug. 1894, Nr. 45) ſchreibt Prof. F. Valentinitſch in Graz:

„Das Haſelhuhn beſitzt in ſeiner Kehle zahlreiche Laute, von denen jedoch für die Jagd nur zwei von beſonderer Wichtigkeit ſind, die typiſchen Hahnen- und Hennenrufe. Von jeher gelten dafür die weidmänniſchen Ausdrücke ſpiſſen und biſten" — und dazu fügt er die Fußanmerkung:

„So ſehr ich auch die altehrwürdige Weidmannsſprache hoch halte, muſs ich doch bemerken, daſs die Ausdrücke ſpiſſen für die Balzzeit im Frühjahr und biſten für den Herbſt nicht zutreffend ſind. Das Haſelwild hat im Frühjahr und Herbſt ſtets die gleichen Rufe. Verſchiedene Jagdſchriftſteller, einander zum Theil widerſprechend, ſind ſich über die Bedeutung der beiden Zeitwörter nicht recht klar geworden. Nur wenn man ſpiſſen für den Hahnen-, biſten für den Hennenruf gebraucht, was auch den Naturlaut beiläufig andeutet, bin ich mit den Ausdrücken einverſtanden. Von einem Spiſſen im Frühjahr und Biſten im Herbſt zu reden, hat keinen Sinn. Übrigens weiß ich nicht, in welchen Theilen Deutſchland's dieſe Ausdrücke vollſtändig populär und allgemein gebräuchlich ſind. Für eine Aufklärung wäre ich ſehr verpflichtet. In Öſterreich kennen ſie nur die theoretiſch gebildeten Jäger aus den Jagdwerken; praktiſch habe ich ſie nie anwenden hören."

Franz von Kobell in ſeinem „Wildanger" (Stuttg. 1859) S. 374 ſagt: „Um die Weiſe des [Hahnen-]Rufes zu bezeichnen, haben die Gebirgsjäger bei uns den Spruch: ‚Zieh, zieh, zieh, bei der Hitz bei der Höh!' Valentinitſch, der dies „baieriſche Jägerverslein" wohl aus dieſer Quelle, doch mit der Änderung am Schluſs: „zur [ſtatt: bei der] Höh" anführt,

Digitized by Google

ſtellt mehrere Hahnen- und Hennenrufe in ihren Tonweiſen mit untergelegten Worten dar. Ich ſetze davon für den Hahnenruf hier nur die tonnachahmenden Worte her: „Sieh, ſitz ja da, ſiehſt mi nit?

Folgende Ausdrücke aus dieſem Abſchnitt ſeines Aufſatzes mögen hier füglich noch — theilweiſe mit als Ergänzungen auch meines Wörterbuches — eine Stelle finden: „Die Lockjagd im Herbſte“ (S. 369a) Lockjäger (370b). Ein lockkundiger Jäger (370a). Hahn- (vgl. Wachtel-, Faſanen-) Locken ..., Hennenlocken in Öſterreich Wuſperl, Luſperl, Schelle genannt. (ebd.) Andere [Locken] wären eben gut genug — zum Vergrämen (ebd.), vgl.: Es [das Haſelhuhn] nimmt die geringſte Bewegung wahr, um ſogleich vergrämt abzuſtreichen (371a). Ein fortgeſetztes Locken ... kommt einem gewitzigten Hahn gegenüber dem Vergrämen gleich (371b). [= verſcheuchen]. In den kurzen Augenblicken, in denen das Haſelhuhn ſchuſsmäßig zuſteht (370a), vgl.: Baumt das Haſelhuhn ſchuſsmäßig, ſo kann man ... das Gewehr an die Backe bringen (371a). Selbſt ſo wird noch manches Stück leider „verſchoſſen“ ... „Verſchoſſene“ Haſelhühner ſind für den Jäger faſt ausnahmslos verloren. Die emſigſte Nachſuche, ſogar mit einem Vorſtehhunde, bleibt in der Regel erfolglos (371a). Ein „verſchoſſenes, d. h. nicht zu Stande gebrachtes Stück (b) — und (zum Schluſs noch): Der bunte ſchwarzkehlige Hahn [= Haſelhahn] 370b und kurz: Sich freuend, daſs dem Revier ein Schwarzkehliger geblieben iſt. (371b.)

Aus einem Briefe an den Herrn Gutsbeſitzer A. v. W.... bei Koblenz.

Sehr geehrter Herr!

Sie theilen aus Goethe's Wanderjahren 1. Buch 6. Kap. (40bändige Ausg. 18, 83) die folgenden Sätze mit: „Ich wollte die Welt ſehen und mich ihr hingeben und wollte für dieſe Zeit meine Heimath vergeſſen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten und das Einzelne ſollte mich in die Ferne nicht irre machen.“ — und Sie fragen an, ob hier nicht in den durch den Druck hervorgehobenen Worten ein Druckfehler anzunehmen ſei, wonach es heißen müſste: in der Ferne.

Das wäre freilich das Gewöhnlichere, aber der hier von in abhängende Accuſativ iſt doch wohl von Goethe mit bewuſster Abſicht gewählt worden, um auszudrücken: das Einzelne ſollte durch ſeine Wirkung in die Ferne hin mich nicht irre machen, vgl. Sie bei Goethe Bd. 1,

S. 176 die Ballade, welche die Überschrift trägt: „Wirkung in die Ferne“ und weiter in meinen Hauptschwier. S. 179 das unter dem Titelkopf: „In“ Gesagte.

Wenn Sie weiter in Ihrem Briefe an mich aussprechen, dass das Kapitel, welches zu Ihrer Anfrage Anlass gegeben, eine Anzahl von Sprüchen enthalte, die und deren Auslegung gerade in der heutigen Zeit besondere Beachtung verdienen, so muss ich Ihnen darin allerdings vollkommen zustimmen; doch Sie werden selbst zugestehen, dass für den von Ihnen gewünschten Abdruck dieser Sprüche oder wenigstens, wie Sie beschränkend hinzusetzen, des Spruches über „Besitz und Gemeingut“ meine „Zeitschrift für deutsche Sprache“ nicht der geeignete Ort ist; doch kann und will ich gern Ihrem Wunsche in so weit entgegenkommen, dass ich in dieser meiner — wenigstens theilweise — zum Abdruck in meiner Zeitschrift bestimmten Antwort Ihren Wunsch mittheile, was hoffentlich viele Leser der Zeitschrift veranlassen wird, das 6. Kapitel im 1. Buch von Goethe's Wanderjahren zur Hand zu nehmen.

Aus einem Briefe des Herrn Alfred Bauer in Paris an den Herausgeber und dessen Antwort.

Herr Alfred Bauer schreibt mir:

„Ich erlaube mir die Anfrage, ob das in den Hauptschwier. S. 93a erwähnte ‚heutes Tages‘ (= heut des ꝛc.) ein Provinzialismus oder doch veraltet ist. Könnte die Zeitschrift nicht einige Belege dazu geben?

Zu Denjenigen, die durch Ihre Bemerkungen über ‚aus aller Herren Länder‘ sich haben bekehren lassen und jetzt nur noch sagen: ‚aus aller Herren Ländern‘ gehöre auch ich und viele Andere; aber die Weglassung des Dativ -n findet sich doch immer noch bei sehr Vielen.* Ein Seitenstück dazu haben wir bei Jedermann, in welchem das Fürwort durch alle Kasus unverändert bleibt. Man hat sogar die Differenzierung: jedes Mann(e)s und Jedermanns“ ꝛc.

Meine Antwort.

In meinem Wörterb. I S. 757b habe ich gesagt: „Heutiges Tages = heut zu Tage; dafür veraltet: Noch heutes Tages. Richter 1, 26;

* Der Zufall fügt es, dass ich gleichzeitig mit dem Briefe des Herrn Alfr. Bauer die Nr. 21 der „Gegenwart“ zu Gesicht bekomme, worin Frau Elisabeth Marr in einem Aufsatze: „Erinnerungen an Hans v. Bülow“ S. 327a schreibt: „Aus aller Herren Länder strömte der begabtere Musikernachwuchs herbei“ und Ähnlichem begegne ich noch zu oft in der Presse, aber — wenn meine Beobachtung mich nicht täuscht — doch jetzt bedeutend seltner als früher. Der Herausgeber.

Luther 8, 36 [oder heut des Tages]“ und in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 271a habe ich als Belegstellen aus Luther hinzugefügt 1, 3a; 144a; 216b. Ihrem Wunsche entsprechend will ich diese letzten Stellen vollständig hersetzen (und zwar buchstäblich in Luther's Schreibweise).

„Ja ich halt gentzlich dafür, das sie als Epicurer noch heutes tages des Bapstes nur spotten.“ „Das ich nie willens gewest, noch heutes tags bin, das ꝛc.“ „Ja ich begere vnd wündsche noch heutes tags, das ꝛc.“ Der Vollständigkeit halber will ich noch aus meinem Wörterb. III S. 1278b unter „Tag“ 2g das Folgende hersetzen (vgl. Hauptschwier. a. a. O.):

„Heutigen (s. d.) oder heutiges (Goethe 33, 43), heut des oder (veraltet): heutes (Luther 8, 155a ꝛc.) Tages = heut zu Tage, in der Jetztzeit ꝛc.; morgen (s. d. I 1) des oder morgendes (s. d. 1) oder morgenden Tages = morgen am Tage, = (sofort) morgen.“ Die sich nur in der Schreibweise (nicht in der Aussprache) unterscheidenden Wendungen: „heut (wie morgen) des Tag(e)s“ sind auch heute noch durchaus üblich.

In Bezug auf das Fürwort Jedermann (s. Hauptschwier. S. 189a) möchte ich — nicht bloß für die Abwandlung — aus meinem Wörterb. II S. 231a kurz Folgendes hersetzen:

„Jedermann (ohne Mehrzahl): Jeder (s. d.), Jedweder . . ., verschieden: jeder Mann (mit Abwandlung auch von jeder), vgl.: Jeder Mann, der ꝛc. und: Jedermann, der ꝛc. oder: Jedermann, wer ꝛc. H. L. Nicolai 2, 10; Wieland 7, 210“ [vgl. Hauptschwier. S. 77b ff.]. „Bei Ältern: iedermann, yedermann Schaidenreißer 5b; 66a u. o. Dann folgen zahlreiche Belege für die Formen Jedermann (als Nomin., Dat. und Acc.) und Jedermanns (als Genit.), zumeist schon aus Luther's Bibel und (als selten bezeichnet): „Vor Jedermannes Augen und zu Jedermannes Nachricht. Fichte 6, 258.“

Sein oder Nichtsein. Roman von Robert Schweichel.

(Roman-Ztg. 31, 3, Sp. 577 ff.)

1. „Die kräftige Nase glich in der Farbe einem herbstlichen Buchenblatte, dessen Braun in Röthe überzudämmern beginnt“ Sp. 580. In meinen Wörterbüchern findet sich unter den Zusammensetzungen von dämmern nur das auf der dritten Silbe betonte, echt (oder untrennbar) zusammengesetzte überdämmern (⏑ ⏑ ⏓ ⏑), die hier vorkommende auf der ersten Silbe betonte unechte Zusammensetzung (⏓ ⏑ ⏑ ⏑) wäre also nachzutragen in der Bedeutung: dämmernd in Etwas übergehen.

2. „‚Er ist heute . . . angekommen‘, verfolgte sich der Kreisrichter ꝛc.“ Sp. 584 in dem wohl schwerlich zu billigenden oder zu rechtfertigenden Sinne: setzte der Kreisrichter seinen Bericht fort.

3. „Auf die Dauer freilich war sie ihres Lehramtes [statt: ihrem Lehramte] nicht gewachsen“ Sp. 590.

4. „‚Die Herrin eines Trümmerhaufens‘ lächelte sie, doch was halten Sie von ihm?“ Sp. 593. Das soll bedeuten: von diesem (Trümmerhaufen). Irre ich nicht, so werden hierbei die Leser (wenigstens die norddeutschen) einen Anstoß empfinden, in dem sie bei dem „von ihm“ zunächst an eine männliche Person oder doch sonst an etwas persönlich Aufzufassendes zu denken geneigt sein werden, s. Hauptschwierigkeiten S. 140a Nr. 2.

5. „Seine großen Augen flammten ihr nach“ Sp. 595 statt des gewöhnlichen „blickten ihr flammend nach“ ꝛc.

6. „Die Abkömmlingin der . . . Adelsfamilie.“ Sp. 597, s. Hauptschwier. S. 63a; 149b.

7. „‚Das Rosenfest?‘ fragte Ritter. ‚Der Herr ist wohl fremd hier . . .?‘ gegenfragte der Alte.“ Sp. 601, wofür es üblicher hieße: „fragte der Alte (dagegen)“ — mit dem eingeklammerten Schlusswort oder ohne dieses (da aus dem Zusammenhang schon erhellt, dass die Frage eine Entgegnung auf die vorangegangene Frage ist), vgl. in den Hauptschwier. S. 163b unter „gegenreden“. Weiter lauten die Worte des Alten (mit Hervortreten der Mundart): „Freilich sonstens [statt: sonst] war's im Garten. Weil aber dabei die Beete gar zu arg zertreten wurden von den kleinen Füßen und es zu eng war, so dass wir Alten nicht zuschauen konnten, alldieweil hat unsere Gnädige gemeint, es soll dies Jahr hier sein.“ Statt des hier mit hervorgehobenen aber findet sich dann im Folgenden noch (neben aber) wiederholt das mundartlich verlängerte aberst.

8. „Die Tafel war, um die Helle des langen Tages auszunützen, in die Nähe der offen stehenden Fenster und der doppelt geflügelten Glasthüre gerückt und nahmen die Speisenden nur die eine Langseite und die beiden Schmalseiten ein“ ꝛc. Sp. 652 statt: und die Speisenden nahmen ꝛc.

9. „Die kräftige Bewegung, die frische Luft, das saftige Grün, in dem Hecken und Bäumen [lies: Bäume], Wiesen und Felder glänzten, die Gesellschaft, in der er sich befand, thauten den Gedanken hinweg, in dem das Innere Ritter's gleichsam gefroren war.“ Sp. 659. Man kann wohl sagen, dass die Sonne den Schnee, das Eis und überhaupt etwas Gefrorenes weg- (oder hinweg-) thauet, aber die Ausdrucksweise

des Schriftſtellers miſcht doch Eigentliches und Bildliches in ungehöriger und ſtörender Weiſe durcheinander, vgl. Hauptſchwier. S. 82b.

10. „Ich habe mein letztes Bild fertig gemacht, was [ſtatt: das oder welches] bis dahin trocken ſein wird.“ Sp. 745, ſ. Hauptſchwier. S. 327a.

Etwas über den grünen Klee loben.

Von Dr. Herman Schrader.

Um dieſe jetzt wohl nicht mehr häufig gebrauchte Redensart zu erklären, müſſen wir etliche Jahrhunderte zurückgehen, wo die Blumen-Liebhaberei und -Zucht noch nicht ſo verbreitet war wie heut zu Tage. Während es jetzt kaum eine ſchöne Blume auf der ganzen Erde giebt, die man nicht auch bei uns zöge und pflegte, hatte und kannte das Volk früher faſt nur die Blumen der heimiſchen Wälder, Felder und Wieſen (neben wenigen Gartenblumen, als Roſen, Lilien, Nelken). Daher entlehnte das Volk (wie unſre Dichter zumeiſt noch jetzt) ſeine Bilder und Gleichniſſe aus den Blumen der Heimat. Dieſe finden ſich aber nirgends ſo zahlreich als auf üppigen Wieſen. Wie ein bunter Blumengarten liegen ſie im Monat Juni oft vor unſern Augen da. Unter allen den dort wachſenden Blumen und Kräutern ſchätzt aber der Landmann keine höher als den Klee, nicht ſowohl den mit weißen, als vielmehr den mit rothen Blüthen und den vielen großen grünen Blättern. Er hat wohl Urſach, ſeine kleereiche Wieſe, die Fülle des grünen Klees in ihr zu loben; denn dieſer giebt dem gewonnenen Heu den höchſten Werth. So freuen ſich die Einen an dem Blumenreichthum der Wieſen, wie Luther ſagt: des Kaiſers Tochter und ihre Jungfrauen gingen aus und wollten die Blumen und den grünen Klee ſchauen; die Andern, die Landleute, loben um des Nutzens willen vorzugsweiſe den grünen Klee. Was man nun noch über den grünen Klee, mehr als dieſen, loben kann, Das muſs im höchſten Grade lobenswerth ſein. So berichtete eine Zeitung aus dem Jahre 1859: die Franzoſen loben ihre eignen Waffen über den grünen Klee. — Natürlich kann man in jetziger Zeit auch an den auf Äckern gebauten grünen Klee denken, der auf geeignetem Boden ein ſchönes grünes Bild giebt; aber man vergeſſe nicht, daſs dieſer jetzt gepflegte Kleebau erſt aus dem vorigen Jahrhundert ſtammt. Der Urſprung unſrer Redensart in früheren Zeiten wird uns noch begreiflicher, wenn wir wiſſen, daſs der grüne Klee damals überall in ſehr hohem Anſehen ſtand. Die Dichter beſingen ihn, nennen ihn den grünen Smaragd, preiſen die Geliebte als ihres Herzens Klee und ſtellen ihn in Gedichten auf gleiche Stufe mit Roſen und Lilien. So vereinigten

ſich Volksmund und Dichtermund zur Bildung und Bedeutung unſrer Redensart. Ob ſie freilich in unſern Zeiten, denen jene Anſchauungen fern liegen, noch lange beſtehen wird, dürfte zu bezweifeln ſein. — Wenn aber Gutzkow zur Bezeichnung eines hohen Grades einmal ſagt, es habe Einer über allen grünen Klee zu thun gehabt, gearbeitet, ſo ſcheint Das ein völliges Miſsverſtehen der Redensart zu ſein; denn arbeiten über oder am grünen Klee kann doch nur der Knecht, der ihn mäht, trocknet, einfährt, oder das Vieh, das ihn friſſt. — Eben ſo wenig kann man ſagen: über den grünen Klee weg ſein, im Sinne: über die größte Schwierigkeit weg. — Gleichen Sinnes mit unſrer Redensart iſt: Etwas über den Schellenkönig loben, d. h. gewaltig, über die Maßen, weil dieſer im deutſchen Kartenſpiel eine hohe Geltung hat.

Vereinzelte beim Leſen niedergeſchriebene Bemerkungen.

1. Zweideutigkeit; öſterreichiſch Mundartliches.

„Es iſt eine Palimpſeſt-Handſchrift; als Frau Lewis ſie zuerſt ſah, war ſie [die Frau oder die Handſchrift?] in traurigſtem Zuſtande ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 236, beſſer: die, als Frau L. ſie ſah, im traurigſten Zuſtand war.

„Er iſt durch Protektion in das Seeofficierkorps überſetzt worden,“ ebd. (öſtereichiſch ſt. verſetzt) ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 479c.

2. Steigerung.

„Von vielen Adjekt. und Adverb., die im eigentlichen Sinne durch ihren Begriff die Steigerung ausſchließen, iſt ſie doch in einem andern (uneigentlichen oder verallgemeinerten) ſtatthaft“, ſ. meine Hauptſchwier. S. 261 und mein Lehrbuch der deutſchen Sprache (Stufe II S. 71/2 § 82). Dazu füge ich hier den Satz aus der Nat.-Ztg. 46, 242:

„Die Freiſinnige Ztg. will wiſſen, der Reichskanzler beharre auf Forderungen, welche ſelbſt für den rechteſten Flügel der Centrumspartei nicht annehmbar erſcheinen.“

Vgl. dazu mein Wörterb. und mein Ergänz.-Wörterb. unter link, links, recht, rechts und z. B.: Für den am weiteſten rechts ſtehenden Flügel.

3. Ehſchwinge.

„Ihr aber ſeht aus wie eine Maus in der Ehſchwinge“, Roman-Bibl. 21, 1011 (Auguſta Bender), vgl. zu dem hervorgehobenen mundartlichen weiblichen Hauptwort mein Wörterb. III S. 1051b, wo unter

dem ſächlichen Schwing als Zuſammenſetzungen aufgeführt ſind: Ausſchwing, Ausgeſchwing, das beim Schwingen (ſ. d.) des Getreides, Flachſes ꝛc. Herausgeſchwungene (ſ. Spreu, Kaff, Schäbe) mit dem Hinweis auf Stalder's Schwz. Idiotikon, wo (II 365) auch noch die Form: die Ausſchwingete angegeben iſt, vgl. in Schmeller's Bair. Wörterbuch III 541:

„Den Flachs ſchwingen. Davon (ſchwäb.) die Ä-ſchwingen, ausgeſchwungene, zerbröckelte Häute der Flachsſtengel, alte Sprache Äſuinga ꝛc."

und in Joh. Chr. v. Schmid's Schwäb. Wörterb. S. 157:

„Ehſchwing n. das gröbſte Weg, ſ. Fr. Xaver Bronner's Leb. I 1 B., vermuthlich ſo viel als Abſchwing ꝛc."

4. Todfroh.

„Gehen Sie mir doch mit dem Gethue, als wären Sie nicht todfroh geweſen, das Dämchen hier zu finden." Hopfen (Nat.-Ztg. 46, 251).

Übliche Zuſammenſetzungen, um einen hohen Grad des Frohſeins zu bezeichnen, ſind (ſ. mein Wörterb. I S. 501b) z. B. heil-, herzens-, himmel-, ſeelen-froh, woran ſich auch donnerfroh ſchließt. Dieſe Zuſammenſetzung iſt freilich in der gehobenen Schriftſprache aus den Homerüberſetzungen am geläufigſten in Verbindung wie „der donnerfrohe Kronion ꝛc.", aber in der Volksſprache findet ſie ſich auch, wie ich a. a. O. erklärt und belegt habe, in der Bedeutung: „gewaltig froh", vgl. mein Wörterb. I S. 306a über Donner „wie Blitz oft als Ausrufs, des Fluchs, der Ver- und Bewunderung (vgl. Wetter, Hagel, Teufel ꝛc.)"

Das von Hopfen in ähnlichem Sinne gebrauchte todfroh iſt mir, ſo weit mein Gedächtnis reicht, ſonſt nicht vorgekommen. Mittheilungen über das Vorkommen in dem angegebenen Sinne wären erwünſcht.

5. Aufhältlich.

„Der augenblicklich hier aufhältliche Großherzog von Luxemburg" Nat.-Ztg. 46, 251 ſtatt: ſich aufhaltende (oder verweilende ꝛc.), ſ. zwei Belege (darunter einen aus Gutzkow) für das nicht empfehlenswerthe Eigenſchaftswort in der angegebenen Bedeutung in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 251c.

6. Nachdem.

„Daſs aber unter dem heutigen Sammelnamen spinone urſprünglich nur wahrhaft ſtichelhaarige Hunde in Italien zur Verwendung kommen, beweiſt für ſich allein ſchon der Name, nachdem spina — Dorn, spinone

alſo der Dornige, Stachelichte bedeutet“ (Paul Wolff's) Weidmann 24. Bd. S. 253a, mundartlich ſtatt da, vgl. mein Wörterb. I S. 278a unter nachdem 2c und Hauptſchwier. S. 213a Nr. 2.

7. Imperfekt und Präſens; als und wie.

„Das phantaſtiſche Ballett, das der Aufführung des Luſtſpiels . . . folgte, hieß Le Triomphe de Terpsichore und zerfiel in 2 Akte.“ Nat.-Ztg. 46, 267. Von den drei hervorgehobenen Imperfekten iſt nur das erſte richtig, ſtatt der beiden andern ſollte die Zeitform der Gegenwart ſtehen; denn das Ballet heißt noch jetzt ſo und zerfällt nach wie vor in 2 Akte. — In derſelben Nr. findet ſich in einem Briefe Bismarck's an die Getreuen in Jever vom 16. April d. J. ein wie ſtatt als nach der höhern Vergleichungsſtufe: „Die Eier waren größer wie ſonſt“, ſiehe Hauptſchwier. S. 306b ff. und vielfach in der Zeitſchr.

8. Doppeltes „ſo“; unbefangen bleiben; zwei.

„Eines Abends aber wurde ihm das Feuerwerk ſo unheimlich, ſo daſs er aufſprang, ſich ſorgfältig anzog und den Weg nach dem Hauſe ſeiner Jugendgeliebten einſchlug.“ Paul Heyſe (Schorer's Familien-Blatt XIV S. 785b). Von den beiden hervorgehobenen ſo wird das zweite wohl nur durch ein Überſehen ſtehen geblieben und einfach zu ſtreichen ſein.

„Er merkte ſofort, daſs die Unterhaltung, die er unterbrochen, ſich um ihn ſelbſt gedreht hatte, blieb aber unbefangen und entſchuldigte ſeinen verſpäteten Beſuch mit einem Unfall ꝛc.“ ebd.

Vielleicht hieße es hier beſſer: „er bewahrte ſeine unbefangene Haltung“, da er in der That durch die gemachte Bemerkung doch nicht mehr ganz unbefangen geblieben war.

„Der ſich zweier unſchuldig Angeklagter annimmt.“ ebd. S. 787b, wo ich Angeklagten vorziehen würde, ſ. Hauptſchwier. S. 351.

9. Unterſchieben.

„Alsdann [wurde] eine aus Fichtenholzbalken zuſammengeſetzte Plattform unterſchoben.“ Nat.-Ztg. 47, 91 ſtatt untergeſchoben, vgl. unten Nr. 28 und früher S. 52 Nr. 35 ſ. Hauptſchwier. S. 302b/3a und mein Wörterb. III S. 917a

10. Schwarm.

„Als ich erfuhr, es handle ſich um den politiſchen ‚Schwarm‘ meiner Studentenzeit, um Karl Braun-Wiesbaden.“ Ernſt Eckſtein (Gartenlaube 41, 554b), als ein in meinen Wörterbüchern nachzutragenden Beleg für die Bedeutung: Etwas (ſachlich oder perſönlich), für das man ſchwärmt; Gegenſtand der Schwärmerei.

11. Um; Appoſition.

„Hauptſächlich um Sharopan, einem im kaukaſiſchen Diſtrikt Kutaïr gelegenen Ort, erſtrecken ſich Manganerzfelder ꝛc.“ Nat.-Ztg. 47, 27. (Wh. Gentſch.)

Jedenfalls muſs nach dem heutigen allgemeinen Schriftgebrauch ſtatt des hervorgehobenen Dativs einem der Accuſativ einen ſtehen; unentſchieden muſs ich es laſſen, ob hier ein bloßer Druckfehler zu Grunde liegt oder ob um als Verhältniswort mit dem Dativ verbunden iſt (ſ. Hauptſchwier. S. 300a unter „Um“ 1c) oder die Appoſition fälſchlich in den Dativ geſetzt iſt (ſ. ebd. S. 48a und vielfach in den verſchiedenen Jahrgängen der Zeitſchrift).

12. Rennwolf.

„Die eigenthümlichen Tretſchlitten, welche unter dem charakteriſtiſchen Namen „Rennwolf“ in Schweden als Verkehrs- und Sportgeräthe ſeit langer Zeit in Gebrauch ſind . . . Die ‚Rennwolf‘-Fahrer ꝛc.“ Nat.-Ztg. 47, 27 — als Nachtrag zu meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterbuch.

13. Sich beziehen.

„Es darf ſich desfalls auf die wohl aus der Akademie ſelbſt erfloſſene Darlegung . . . bezogen werden.“ Nat.-Ztg. 47, 28. (Der bairiſche Kultusminiſter), vgl. Hauptſchwier. S. 129b unter „Eintheilung der Zeitwörter“ Nr. 8, wo es heißt: „Von den reflexiven Zeitwörtern kommt in der Regel kein Paſſiv vor,“ vgl. ohne Anſtoß: „ich darf mich . . . auf die Darlegung beziehen.“

14. Sich zerkriegen.

„Unſer Herr Pfarrer und der Oberförſter haben ſich alſo wirklich arg zerkriegt?“ Fliegende Blätter 2523, 207b, bairiſch = ſich mit einander überworfen, gezankt, ſ. Schmeller Bair. Wörterb. II S. 383, wo zu der Erklärung: „mit Jemand in Streit, in erklärte Feindſchaft gerathen“ der Zuſatz gemacht iſt: „Es iſt zweifelhaft, ob dieſes ‚z'kriegen‘ eine Ellipſe iſt aus ‚ze Krieg werden‘ oder zu ‚kriegen‘ obtinere gehört.“

15. Infinitiv und Particip verwechſelt.

„Ich freue mich ſehr, Ihnen dieſe beruhigende Auskunft habe geben zu können“ Nat.-Ztg. 47, 56, wofür richtig ohne Satzverkürzung hätte geſetzt werden ſollen: daſs ich Ihnen dieſe Auskunft habe geben können. Dies können am Schluſs iſt aber nur ein dem Infinitiv gleichlautendes Particip, nicht ein wirklicher Infinitiv, vor dem allein das anknüpfende „zu“ ſtatthaft iſt. Wollte der Schreibende in nicht empfehlenswerther Weiſe

den mit „daſs“ eingeleiteten Satz verkürzen, ſo hätte er ſprachlich richtig wenigſtens ſetzen müſſen: „Ihnen dieſe beruhigende Auskunft geben gekonnt zu haben,“ ſ. Hauptſchwier. S. 181 b ff. und beſonders ausführlich in meiner Schrift: Satzbau und Wortfolge § 26, namentlich Nr. 8 (S. 11 ff).

16. Von.

„Wenn mir von Donna Maria verſichert wurde, ſie ſei eine wackere Frau ꝛc.“ Gartenlaube 41, 591 a. (Wilh. Berger). Das ſoll hier ſo viel heißen, wie: „Wenn mir in Betreff Donna Maria's verſichert wurde, ſie ſei ꝛc.“; aber dem Wortlaut nach kann es auch ſo viel bedeuten, wie: „Wenn Donna Maria mir verſicherte, ſie ſei ꝛc.,“ ſ. über derartige Zweideutigkeiten bei dem Verhältnisworte von meine Hauptſchwier. S. 324 b Nr. 4. Jede Möglichkeit einer Miſsdeutung wäre ausgeſchloſſen geweſen, wenn der Vf., was doch ſo nahe lag, geſchrieben hätte: „Wenn mir verſichert wurde, Donna Maria ſei ꝛc.“

17. Scheitel m. u. f.

In Heinr. v. Kleiſt's Hermannsſchlacht (1. Aufz., 2. Auftr.) ſagt Thusnelda:

„Du häufſt, Ventidius, Siegsruhm auf die Scheitel,
Die du davon entkleiden willſt“

in dem Sinne: auf das Haupt, das du davon entkleiden willſt, — d. i.: auf dein eigenes. In Freytag's Schulausgabe macht dazu Dr. Ferdin. Khull die Anm.: „Scheitel iſt in älterer Sprache ein ſtarkes Femininum, hier ſteht auffällig die Mehrzahl für die Einzahl.“ Aus den zahlreichen Belegſtellen in meinem Wörterb. erhellt, daſs z. B. ſchon Luther zwiſchen dem männlichen und dem weiblichen Geſchlecht ſchwankt, eben ſo Goethe, Schiller, Wieland u. A. m. Was aber hauptſächlich in Khull's Anm. auffällt, iſt, daſs er in der obigen Stelle Scheitel ſinnwidrig als Mehrzahl auffaſſt, vgl. in dem Schauſpiel von Kleiſt (2. Aufz., 8. Auftr., V. 632): „Löst' er | . . . mir eine Locke heimlich von der Scheitel.“

18. Satzverkürzung; wollen.

„Dieſe mittelbare Wirkung der Überführung des ſteigenden Bodenwerthes in den Beſitz will durchſchaut ſein, um ſich für die Bodenbeſitzreform begeiſtern zu können.“ Grenzboten 52, 3, S. 295 ſtatt etwa: Dieſe Wirkung muſs durchſchaut werden, damit man ſich begeiſtern könne.

19. Weder.

„Seit 2 Jahren etwa war in Sicilien jedes Princip einer Autorität verſchwunden, ſo ſehr daſs die Vertreter der Regierung weder die noth-

wendige moraliſche, ja nicht einmal mehr die materielle Macht hatten, den Geſetzen des Staates Reſpekt zu verſchaffen ꝛc.“ Hier wäre (ſtatt des hervorgehobenen weder) nicht zu ſetzen, da ein dem weder entſprechendes noch fehlt.

20. Bezügliche Fürwörter. (Stellung.)

„[Er] führt eine Galerie von Gemälden der verſchiedenſten Künſtler vor, welche mit den nach ſeinem Recept gefertigten Farben und in der von ihm angegebenen Technik gemalt worden ſind.“ Nat.-Ztg. 47, 98, (G. Voß), „wo das bezügliche Fürwort welche ſich nicht auf das unmittelbar davor ſtehende Künſtler, ſondern auf das entferntere Gemälde beziehen ſoll,“ vgl. als Verbeſſerungsvorſchlag: „eine Galerie von Gemälden, welche von den verſchiedenſten Künſtlern ꝛc.“

21. Sondern. (Bindewort.)

„In richtiger Erkenntnis der Aufgabe vermeidet der Komponiſt das zu lange Weilen beim Einzelnen, den Fehler zahlreicher Balladenkompoſitionen, ſondern geht in lebhafter Bewegung durch den Wechſel der Scenen.“ Nat.-Ztg. 47. 110 (L. B.), wo das Bindewort ſondern nicht einer ausdrücklichen Verneinung im Vorangegangenen entſpricht, ſondern in ſinngemäßer Fügung dem eine Verneinung in ſich ſchließenden Zeitwort vermeiden (ſ. Hauptſchwier. S. 256b und die Inhaltsverzeichniſſe der Zeitſchr. unter „ſondern“), vgl.: Er vermeidet den Fehler und geht vielmehr ꝛc.

22. Sich annehmen um.

„Man ſoll ſich ſehr um die Dekorationen zu Urvaſi annehmen“ König Ludwig II. von Baiern (19. 3. 1885), ſ. National-Ztg. 46, 270, ſ. über dieſe veraltete und nur noch mundartliche Fügung (und andere ſtatt: ſich annehmen mit dem Genitiv = ſich Etwas angelegen ſein laſſen, ſich darum kümmern, Sorge dafür tragen ꝛc.) mein Wörterb. II 413b Nr. 8.

23. Ein mittlerer Sechziger.

„Der Kriegsminiſter Eduard v. Bonin, damals ſchon ein mittlerer Sechziger.“ Otto Kämmel (Grenzboten 51, 256), üblicher und gefälliger jedenfalls: ein Mann in der Mitte der Sechzig oder der Sechziger, ſ. mein Wörterb. III 1764c ff. unter zig 8 und 9c, wo aus Heinr. König ein Satz angeführt iſt: „Pigault war ein Mittefünfziger“ und II 315c, wo unter mittel I 2 Beiſpiele aus Goethe angeführt ſind, wie: „Eine Wittwe von mittlern Jahren. Mittleren Alters,“ vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. 676b aus Heine: „Bei Frauen aus dem Mittelalter,

d. h. bei Vierzigerinnen," aber ich entſinne mich keines Beiſpiels für eine Verbindung wie die oben erwähnte: „ein mittlerer Sechziger" aus einem muſtergültigen Schriftſteller und ich wäre dankbar für den Nachweis derartiger Belege.

24. Tadelhafte Umſtellung.

„Auch das Buch von Otto Brahm über den unglücklichen Maler Staufen beutet die Socialdemokratie für ſich aus." Grenzboten 51, 282. Warum nicht in der einfachen und natürlichen Stellung? —: „Die Socialdemokratie beutet auch das Buch ... für ſich aus." Da der Accuſativ und der Nominativ durch die Form nicht unterſchieden ſind, ſo wird durch die Umſtellung der Leſer förmlich dazu verleitet, zunächſt das voranſtehende Hauptwort (das Buch) als das Ausbeutende, nicht als das Ausgebeutete anzuſehen.

25. Welch letztere.

„Doch brachten ihn dieſe [dichteriſchen Verſuche] eng zuſammen mit ſeinem Berliner Landsmann und frühzeitigen Schüler, mit Ludwig Tieck, ſo wie mit deſſen kongenialer Schweſter, Sophie Tieck, welch letztere ihm ſogar angethan ſchien, ihr Leben mit ihm zu theilen." Nat.-Ztg. 46, Nr. 272, ſ. Zeitſchr. S. 19/20. Warum nicht einfach: welche oder die. Eine Zweideutigkeit war doch jedenfalls nicht zu befürchten.

26. Hinausſchweifen. tr.

In meinem Wörterb. III S. 1042 b habe ich allerdings das Zeitwort ſchweifen als tranſitiv oder zielend auch (in Nr. 2 b) in der Bedeutung: ſchwenken, ſpülen aufgeführt, ſ. auch entſprechend die Zuſammenſetzung ausſchweifen, aber dort ſowohl wie auch noch in meinem Ergänzungs-Wörterb. findet ſich kein entſprechendes Beiſpiel für das ähnlich gebrauchte hinausſchweifen. Ich trage deſshalb hier ein ſolches nach, das die Nat.-Ztg. 46, 272 aus dem Buche: „Aus dem Leben Theodor von Bernhardy's" bei deſſen Beſprechung gelegentlich mittheilt:

„Es überraſchte, wenn er [der Maler Müller] z. B. eine Taſſe Kaffee trank und den Bodenſatz auf den Marmorfußboden hinausſchweifte und ſpritzte."

27. Ander.

In der Nat.-Ztg. 46, 273 wird ein Brief mitgetheilt, „den Lord Beaconsfield — damals Benjamin Disraeli — unter dem 9. Dec. 1862 an Mrs. Brydges geſchrieben" — und dann heißt es weiter: „In einem anderen zwei Monate ſpäter geſchriebenen Briefe ſagt Disraeli ꝛc."

Hier hätte füglich das hervorgehobene anderen wegbleiben können

oder vielmehr ſollen; denn Jeder weiß ohnehin, daſs der zwei Monate ſpäter geſchriebene Brief nicht derſelbe wie der frühere, ſondern eben ein anderer iſt.

28. Unterſchieben.

„Der Abgeordnete . . . hat mir aber etwas Falſches unterſchoben“ Nat.-Ztg. 46, 274, ſtatt des richtigen untergeſchoben, ſ. oben Nr. 9.

29. Wechſel der Zeitformen.

„Lachmund war heute förmlich redſelig. Er erzählte von den engen Wänden, in welchen er aufwuchs [Imperf.], von dem luſtigen Treiben auf der Akademie, von den tollen Streichen, die er mit ſeinen Kameraden ausgeführt. Der gute Junge prahlte, er war nie mehr als ein ſtillvergnügter Statiſt geweſen.“ P. Hann. (Gegenwart 43, 60a). Zu dem Mittelwort ausgeführt iſt zu ergänzen — (in der unabhängigen Rede): hatte oder (in der abhängigen): habe. Jedenfalls ſollte es ſtatt des Imperfekts für die Erzählung aus der abgeſchloſſenen Vergangenheit heißen: Von den engen Wänden, zwiſchen welchen er aufgewachſen war (Plusquamperf. Indik.) oder ſei (Perf. Konjunktiv).

30. Zwei Verneinungen in einem Satze.

Über Fälle, in denen auch nach heutigem Gebrauch in einem Satze zwei Verneinungen ganz unzweideutig und klar neben einander vorkommen, indem nämlich durch die eine der ganze Satz, durch die andre nur ein beſtimmter Theil des Satzes verneint wird, ſ. meine Hauptſchwier. S. 227a/b und z. B. hier in der Zeitſchr. II S. 104 § 137 und S. 346 Nr. 12; III S. 459/60 u. ä. m. Hieran ſchließe ich den folgenden Frageſatz aus den Grenzboten LI S. 316:

„Wer hat nicht Geibel's friſches Mai- und Marſchlied ‚Der Mai iſt gekommen‘ nicht nur im Mai, ſondern auch in Sommermonden, nicht nur in ſeinen Knabenjahren, ſondern auch in fröhlicher Studentenzeit mit heller Begeiſterung geſungen?“

31. Zugehörigkeit.

„Zur Feier der 100jährigen Zugehörigkeit unſerer Stadt mit [richtiger: zu] dem preußiſchen Staate.“ Nat.-Ztg. 46, 300, vgl.: Zuſammengehörigkeit mit.

32. Stellung.

„Es muſs ja für Newyork in der That ſchmerzlich ſein, wie Tauſende von Vergnügungsreiſenden, welche jeder Tag bringt, ſtatt in ihren Mauern

zu verweilen, nach Weſten vorüber ziehen zu ſehen.“ Nat.-Ztg. 46, 306. (Max Horwitz). Hier ſollten die Schlusworte (zu ſehen) ihre Stelle vor dem hervorgehobenen wie haben. Die Flüchtigkeit fällt wahrſcheinlich nicht dem Vf., ſondern dem Setzer und dem Druckberichtiger zur Laſt, eben ſo wie wenn es in demſelben Reiſebrief (auf der 6. Spalte) heißt: Bei der Parade zweiten [ſtatt zweitem] Theil.

33. Aufgefegt.

„Wie ſie mich im Sande geſehen, von ihren Röcken aufgefegt.“ Roman-Bibliothek 21, 1224 (J. R. Capelle), vgl. vorher: „Das Geräuſch eines den Sand fegenden Kleides“, woraus man erkennt, was der Vf. etwa hat ſagen wollen: Wie ſie, deren Röcke den Sand fegten, mich . . . geſehen.

34. Froh auf.

„Tröſtete er ſeine beſorgten Freunde: Seid froh auf, ich komme zur rechten Zeit ans Ziel.“ Das Buch für Alle (1893) S. 394a (Rich. March), ſtatt: ſeid frohgemuth, unbeſorgt ꝛc., vgl. in meinem Wörterb. I 55b über Verbindungen, wie die üblichen: Friſch auf; wohl auf u. ä. m.

35. Zwei unmittelbar auf einander folgende Eigenſchaftswörter in verſchiedenen, aber durch die Endung nicht ſofort deutlich erkennbaren Biegungsfällen.

„Die Eroberung Irland's durch ſeine ſächſiſchen Nachbarn hat die Begründung einer fremden Grundariſtokratie und die Aufrichtung eines ariſtokratiſchen, iriſchen Sitten- und Rechtsanſchauungen widerſprechenden Landſyſtemes zur Folge gehabt.“ Gegenwart 43, 82a (Otto Gaupp).

Von den beiden, durch den Druck hervorgehobenen unmittelbar auf einander folgenden Beiwörtern ſteht das erſte im Genitiv (eines ariſtokratiſchen Landſyſtemes), das zweite im Dativ (welches iriſchen Sitten- und Rechtsanſchauungen widerſpricht), ohne daſs die verſchiedenen Biegungsfälle (der Genitiv und der Dativ) durch die Form erkennbar hervortreten. Dadurch erhält der Satz für den Leſer etwas Unklares, indem dieſer, wenigſtens beim erſten Leſen, das zweite Beiwort iriſchen ebenſo wie das unmittelbar davor ſtehende ariſtokratiſchen als Genitiv aufzufaſſen geneigt ſein wird. Dieſer Misſtand hätte in der oben angegebenen Weiſe (durch einen Relativ- oder Beziehungsſatz) beſeitigt werden können oder ſonſt durch die Hinzufügung des Geſchlechtswortes (vor iriſchen), worin der Dativ erkennbar hervortritt: Die Aufrichtung eines ariſtokratiſchen, den iriſchen Sitten- und Rechtsanſchauungen widerſprechenden Landſyſtems.

36. Übrig.

„Mir erſcheint die ganze Frage übrig.“ Gegenwart 43, 86a, wofür es in der Schriftſprache gewöhnlich überflüſſig heißen würde, doch ſ. in meinem Wörterb. III S. 1408b ff., wo übrig erklärt iſt: „über etwas — wirklich oder in Gedanken — hinweg Genommenes [Druckfehler: Gekommenes] oder zu Nehmendes hinaus und außer demſelben vorhanden, (vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 584c übrig 1e).

37. Verinnigen.

„Die Geburt eines Kindes verinnigte naturgemäß ſeine Gefühle gegen ſie.“ Gegenwart 43, 88b. (Ernſt Heilborn), ein weiterer willkommener Beleg für das in der Überſchrift genannte Zeitwort, ſ. mein Wörterb. I S. 819b, wo auch für das einfache innigen ein Beleg aus Goethe gegeben iſt.

38. Verwechslung von Infinitiv und Particip.

„Und doch ſcheint er ſich auf die Dauer gegen die Erkenntnis der tiefen inneren Verwandtſchaft nicht haben verſchließen zu können.“ Gegenwart 43, 90a (Ernſt Heilborn). Auch hier (ſ. o. S. 267/8 Nr. 15) hat ſich der Vf. durch die dem Infinitiv gleichlautende Form des Particips bei dem Hilfszeitwort können verführen laſſen, das Particip (oder Mittelwort) wie einen wirklichen Infinitiv zu behandeln und ihm das nur dem Infinitiv im verkürzten Satze zukommende zu vorangehen zu laſſen. Richtig, wenn auch ungelenk, hätte der Vf. ſetzen können: „Doch ſcheint er ſich der (oder: gegen die) Erkenntnis . . . nicht verſchließen gekonnt zu haben“, gefüger aber ohne Satzverkürzung z. B.: „Doch ſcheint es, daſs er ſich . . . der Erkenntnis . . . nicht habe verſchließen können“ oder: „Doch hat er ſich, wie es ſcheint (oder: ſcheint es), der Erkenntnis . . , nicht verſchließen können.“

39. Aus aller Herren Länder(n).

„Das Publikum war aus aller Herren Länder gekommen.“ Nat.-Ztg. 46, 311, ſtatt Ländern, ein Fehler, der von Zeit zu Zeit immer wieder gerügt werden muſs, weil er auch in guten Zeitungen ꝛc. noch immer wieder von Zeit zu Zeit auftaucht, ſ. o. S. 260.

40. Zweideutigkeit.

In einem „Landwehrlied“ von Rudolf v. Gottſchall (Gartenlaube XLI S. 858) lautet die 2. Strophe:

Da ragt der Alte
Im Steingewand!
Die Wolke ballte
Die ſtarke Hand:
Die Heereswolke mit dem Siegesblitz,
Einſt ſchuf ſie Scharnhorſt
Aus des Volkes Kern
Und an der Katzbach und bei Dennewitz
Verhüllte ſie des Welterobrers Stern.

Daſs der Dichter hier der Wolke eine ſtarke Hand beilegt, die er ſie ballen läſſt, iſt nach meiner Anſicht kein glücklich gewähltes Bild, zumal der Hörer erſt aus dem Folgenden erfährt, was er unter der Wolke ſich zu denken hat, nämlich: „die Heereswolke mit dem Siegesblitz," d. h. die ſiegreiche Landwehr. Wäre Dies von vorn herein klar, ſo würde der Hörer nicht im Zweifel ſtehen, ob in den 2 Zeilen die Wolke oder die ſtarke Hand als Subjekt zu faſſen ſei, was Beides ja der Form nach möglich wäre. Ähnliches kehrt in der Schluſszeile wieder. Der Sinn iſt natürlich, daſs der Stern des Welterobrers von der Wolke verhüllt wurde, und dieſer Sinn wäre ſofort klar geweſen, wenn Versmaß und Reim dem Dichter verſtattet hätten, zu ſetzen: verhüllte ſie den Stern des Welterobrers; aber da das Hauptwort Stern durch den vorangeſtellten Genitiv das Geſchlechtswort eingebüßt hat, ſo iſt durch die Form das Subjekt nicht vom Objekt zu unterſcheiden.

41. Überführer.

„Als der Frühling kam und mit ihm der Fremdenzug nach dem ſchönen See, fing der Girgel an, ſein Brot als Überführer zu verdienen" Gartenl. 40, 857b durch den Zuſammenhang hier verſtändlich; aber in der Schriftſprache doch wenig üblich, vgl. Fährmann.

42. Der letztere.

„Die Anklage lautet auf Mord und Raub. Das Verhör des Angeklagten beſtätigte das unumwundene Geſtändnis des Letzteren." Nat.-Ztg. 46, 318, (wobei von einem Erſteren gar nicht die Rede iſt) ſtatt: ſein unumwundenes Geſtändnis, vgl. S. 270 Nr. 25.

43. Acker. (Mehrzahl.)

„Bedeckt doch das Bundesgebäude . . . eine Fläche von $3^1/_2$ Ackern." Nat.-Ztg. 46, 320 (Max Horwitz), ſ. über die umlautloſe Mehrzahl von Acker als Maßeinheit mein Wörterb. I S. 11c und Ergänz.-Wörterb. S. 3c, vgl. auch in meinen Hauptſchwier. S. 228b den Abſchnitt: Plural von Maßen. Wohl jeder Leſer fühlt, daſs es hier nicht mit dem Umlaut

heißen könnte: „Eine Fläche von 3½ Ackern“; aber ich möchte noch darauf aufmerksam machen, dass nach der Auseinandersetzung in meinen Hauptschwier. richtiger auch noch die Biegungsendung des Dativs fortgeblieben wäre: „Eine Fläche von 3½ Acker,“ vgl.: Eine Höhe von 3 Fuß (nicht: Fußen). Er wird schon von 2 Glas Wein berauscht. Ich reiche mit 3 Buch Papier aus ꝛc.

44. Zusammenstoß von Verhältniswörtern.

„Die Geschmacklosigkeit, das Auftreten des Herrn von Schorlemer auf durch Krankheit hervorgerufene Nervosität und Gereiztheit zurückzuführen.“ Nat.-Ztg. 46, 326.

Der störende unmittelbare Zusammenstoß der beiden Verhältniswörter (Präpositionen) wäre leicht durch die Zwischenschiebung des unbestimmten Geschlechtswortes (auf eine durch Krankheit ꝛc.) zu vermeiden gewesen.

45. Das Ergebnis . . . über die Ergebnisse.

„Das Ergebnis der amtlichen Zusammenstellung über die Betriebsergebnisse deutscher Eisenbahnen nach dem Stande am Ende des Monats April 1893 ist bereits gemeldet.“ Nat.-Ztg. 46, 325 statt: Die amtliche Zusammenstellung über die Betriebsergebnisse . . . ist bereits mitgetheilt worden — oder: Die Betriebsergebnisse . . . sind in der amtlichen Zusammenstellung bereits gemeldet.

46. Derselbe; Genitiv von „all“, „jeder“.

Dass der Gebrauch des breitspurigen „derselbe“ für das sogenannte persönliche, oft aber sachliche Fürwort der 3. Person vielfach auf andre Weise ersetzt oder vermieden werden kann, ist wiederholt hier in der Zeitschrift besprochen worden. Ein kurzer Aufsatz von D. Bernhard Rogge „Schulpforta vor fünfzig Jahren“ im 29. Jahrgang des „Daheim“ bietet mehrfache Beispiele dafür, die ich hier folgen lasse:

„Bei der Berühmtheit, zu welcher namentlich die Landesschule Pforta . . . gelangt ist . . ., dürfen die nachfolgenden Erinnerungen eines alten Portensers nicht bloß für die ehemaligen Schüler derselben“ [hier könnte das Wort einfach weggelassen werden], „sondern auch für den weiteren Leserkreis des Daheim von einigem Interesse sein. Dieselben [warum nicht: sie oder: diese Erinnerungen?] reichen gerade bis zum Jahr 1843 zurück ꝛc.“ S. 505a.

„Der niedrige Betsaal . . . entbehrte allen und jeden [richtiger: alles und jedes] Schmuckes. Bei festlichen Anlässen . . . konnten in demselben [statt: darin] . . . kaum die Beamten der Anstalt Platz

finden . . . Es war eine geringe . . . Abhilfe, als . . . das . . . Wirthschaftsgebäude in einen ſtattlichen Turnſaal umgewandelt wurde. Aber jede Benutzung desſelben [konnte einfach wegbleiben] zu andern Zwecken . . . machte eine Entfernung der Turngeräthe erforderlich" S. 506 a.

„Die erſparten Lichter ſtanden nämlich dem Obergeſellen zu, welcher dieſelben" [ſtatt: ſie] „durch Vermittelung der Aufwärter zu verkaufen pflegte." S. 506 b.

„Als eine große Verbeſſerung der Schülerſtuben darf auch die Ausſtattung derſelben" [als entbehrlich wiederum einfach wegzulaſſen] „mit gleichmäßig und zweckentſprechend eingerichtetem Mobiliar bezeichnet werden." ebd.

„Das Tanzvergnügen . . . Für die Theilnahme an demſelben" [ſtatt **daran** oder auch ganz wegzulaſſen] „hatte Jeder einen Silberſechſer zu entrichten." S. 507 b.

Im Weitern ſehe man namentlich im 1. Jahrg. der Zeitſchr. den Aufſatz von G. Hauff mit meinen hinzugefügten Bemerkungen S. 162 bis 170 u. die Inhaltsverzeichniſſe der Zeitſchrift.

47. Einem Etwas aufbringen.

„Er ſuchte auch dann und wann (nicht ‚täglich', wie der Herausgeber Hehn'ſcher Briefe ihm aufgebracht hat) Freunde und Geſinnungsgenoſſen in einer Weinſtube auf." Grenzboten 51, S. 475 (Bruno Bucher) ſtatt: gegen ihn — oder: über ihn — aufgebracht, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 107 b, wo für die dort als bairiſch bezeichnete und vielleicht richtiger als ſüddeutſch zu bezeichnende Wendung: „Einem Etwas aufbringen = ein Gerücht über ihn in Umlauf bringen" mehrfache Belege gegeben ſind.

48. Zu einem Aufſatze von Hans Kraus.

a) „Mir wird die Figur eines ſteinalten Bäuerlein unvergeßlich bleiben." Nat.-Ztg. 46, 343 (Hans Kraus) ſtatt Bäuerleins, ſ. Hauptſchwier. S. 104 a.

b) „Die Gehälter, welche ſämmtliche Mitglieder der Appenzeller-Interrhodener Standeskommiſſion beziehen und [welche] auch heute noch nicht die Summe von tauſend Franken überſteigen." ebd. Hier hätte das von mir in Klammern hinzugefügte zweite welche hinzugefügt werden ſollen, da es als Nominativ ſtreng richtig nicht aus dem vorangegangenen Accuſativ welche (obgleich es in der Form damit zuſammenfällt) ergänzt werden kann.

c) „So nahmen wir von dem freundlichen Appenzell und dem gaſtlichen ‚Hechten' . . . Abſchied." ebd., im ſchweizeriſchen Dativ ſtatt „Hecht", hier ſo viel wie: „Gaſthof zum Hecht".

49. Einſtig.

„Der einſtige große Feldherr Erzherzog Karl von Öſterreich ſagte ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 344. Das hervorgehobene Eigenſchaftswort ſteht hier jedenfalls nicht an der rechten Stelle und iſt außerdem überflüſſig; jeder Leſer weiß auch ohne Zuſatz, daſs es ſich nicht um einen jetzigen Erzherzog Karl von Öſterreich handelt, ſo daſs es nöthig geweſen wäre, hervorzuheben: Der einſtige Erzherzog ꝛc., noch weniger aber iſt es gerechtfertigt, von dem einſtigen großen Feldherrn zu ſprechen. Man vergleiche, um ſich das Falſche und Störende zum vollen Bewuſſtſein zu bringen: Der einſtige große Welteroberer Alexander von Macedonien erkannte bewundernd die Bedürfnisloſigkeit des einſtigen Weltweiſen Diogenes in Korinth an u. ä. m.

50. Sich wehren.

„So hätte der Staat doch Grund genug, ſich der neuen, Einlaſs begehrenden Gäſte auf das entſchiedenſte ein für alle Mal zu wehren.“ Gegenwart 43, 130, vgl. mein Wörterb. III S. 1521a in Nr. 1b die Belege für die Verbindung: „ſich Jemandes ꝛc. wehren“ ſtatt des üblicheren „ſich erwehren.“

51. Ausguſs.

„Vollſtändig weiß, wie aus Marmor gefügt, nur an einzelnen Stellen mit Gold aufgehöht, liegt dieſe Stadt von Paläſten vor uns da in unendlichem Ausguſs von Säulenhallen, Bogen, Kuppeln und Thürmen.“ Julius Leſſing (Nat.-Ztg. 46, 345).

„Eine Stadt oder eine Anzahl von Gebäuden liegt wie hingegoſſen“ oder auch wohl: „wie ausgegoſſen vor uns da“ iſt eine nicht ungewöhnliche Ausdrucksweiſe; aber ich entſinne mich wenigſtens nicht, das Hauptwort Ausguſs in einer Verbindung wie die obige gehört oder geleſen zu haben, weſshalb ich ſie hier als Nachtrag zu meinem Ergänz.-Wörterb. mitgetheilt habe, ohne ſie damit empfehlen zu wollen.

52. Schaudern.

„Von einem die Haut ſchaudernden Örtchen aus“ Gegenw. 43, 152b (E. Beyer). Man kann ſprachüblich wohl ſagen (ſ. Hauptſchwier. S. 169b): Die Haut ſchaudert mir und: mir (oder mich) ſchaudert oder: ich ſchaudere (vor Etwas, z. B. vor einem Orte, bei dem Anblick von Etwas ꝛc.), aber doch nicht: das Örtchen ſchaudert mich oder die Haut, ſondern nur: das Örtchen macht mich (oder: [mir] die Haut) ſchaudern, alſo hätte der Vf. wenigſtens ſchreiben müſſen: Von einem die Haut ſchaudern machenden Örtchen aus; aber

warum ſetzte er nicht überhaupt einfach: Von einem ſchauderhaften (oder: Schauder erregenden) Örtchen aus ꝛc.

53. Wundheit pl.

„Alle dieſe Wundheiten hat nicht der Haſs, ſondern . . . herb enttäuſchte Liebe geſchlagen.“ Gegenw. 43, 167a (Franz Servaes), in ſeltner Mehrzahl, üblicher: alle dieſe Wunden.

54. Abſolute Participien.

„Neu geſtärkt ging die Fahrt weiter.“ Zur guten Stunde 6, S. 306a (Th. Schreyer). „Kaum gelagert verdüſtert ſich der Himmel.“ 308a (Dſ.), zwei ſogenannte abſolute Participien, d. h. ohne Beziehung auf ein Wort im Satze; ſprachlich richtig hätte der Vf. etwa ſchreiben müſſen: Neu geſtärkt ſetzten wir die Fahrt fort. Als wir uns kaum gelagert ꝛc.

55. Lobhudeln tr.; Celloſtreichler; Alleinflieger.

„Als er ſich weigerte, einen Wiener Klavierlöwen . . . zu lobhudeln“ Gegenwart 43, 183a, beſſer im Dativ einem . . . Klavierlöwen“, ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 279c.

„Der Troſs der mehr oder minder berühmten Taktſchläger, Geigenkratzer, Klaviertrommler und Celloſtreichler,“ ebd., als verächtliche Bezeichnungen für Kapellmeiſter, Geigen-, Klavier- und Celloſpieler. In meinem Wörterb. III S. 1237b iſt unter den Zuſammenſetzungen von Streichler nur auf die Bildung Staatsſtreichler (ſiehe S. 1236a) hingewieſen.

„Nun hat er glücklich mit aller Welt gebrochen und iſt ein ‚Alleinflieger‘ geworden.“ ebd. S. 184b, zur Bezeichnung eines von jedem Klickenweſen ſich Fernhaltenden, — vgl.: Einzelflieger in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 206b.

56. Die die.

„Es [Ruſsland] hat heut zu Tage eine Kriegsflotte in dieſen Gewäſſern, welche, die etwa 12 Fahrzeuge der freiwilligen Flotte eingerechnet, die Zahl von 60 Schiffen ſchon erheblich hinter ſich läſst und etwa 9 Panzerſchiffe umfaſst.“ Nat.-Ztg. 46, 385.

Dieſer Satz ſcheint mir ſehr geeignet, die Frage aufzuwerfen, ob es als eine Verbeſſerung angeſehen werden könnte, wenn das hervorgehobene unmittelbar vor dem Geſchlechtswort die ſtehende bezügliche Fürwort welche in die umgewandelt würde. Ich ſollte denken, auch ein ſtumpfes Ohr

müſste dieſe Frage verneinen, wenn es vielleicht auch durch den Zuſammenſtoß der beiden die nicht ſo empfindlich berührt wird wie ein feinhörigeres. Eine Verbeſſerung des Satzes wird kein Unbefangener darin finden können, wenn für das durchaus richtige welche das allerdings um eine Silbe kürzere die geſetzt würde.

Man vergleiche auch den folgenden Satz von Ed. v. Hartmann (in der Gegenwart 43, 193a), worin die beiden unmittelbar zuſammenſtoßenden die gleichmäßig die Mehrzahl des beſtimmten Geſchlechtswortes ſind:

„Die Intelligenz der Arbeiten und die die Produktion erſt ermöglichenden oder begünſtigenden Naturbedingungen ſind als gegebene vorgefunden.“

Meiner Anſicht nach werden feinhörige Leſer die Auflöſung der Mittelwörter in einen Beziehungsſatz als eine Verbeſſerung in Bezug auf den Wohllaut anerkennen: „und die Naturbedingungen, welche die Hervorbringung erſt ermöglichen oder doch wenigſtens begünſtigen ꝛc.“ ſiehe Hauptſchwier. S. 76a.

Anzeige der eingeſandten Bücher.

(Beſprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Mittheilungen des deutſchen Sprachvereins Berlin, herausgegeben vom Vorſtande. 5. Jahrg. 1894 Nr. 1—5. Bezugspreis jährlich bei poſtfreier Zuſendung 1 M. 50 Pf.

[Die Nr. 5 enthält außer einem Aufſatze des den Leſern meiner Zeitſchrift wohl bekannten und von ihnen hochgeſchätzten Dr. H. Schrader „Das Roth in ſprachlichen Bildern und Gleichniſſen“, den meine Leſer in ausführlicherer Geſtalt in den nächſten Heften meiner Zeitſchrift zu Geſicht bekommen werden, u. A. auch einen Aufſatz von Prof. Dr. Reuleaux: „Die Sprache am Sternenhimmel“.]

Briefkaſten.

Herrn **Ferdinand A. . . .** in Spandau: Die Zuſammenſtellung: „Friede mit und zu Ruſsland“ (Nat.-Ztg. 47, 475) enthält eine nicht zu billigende „Zuſammenfaſſung“ (vergleichen Sie in meinen Hauptſchwier. unter dieſem Titelkopf Nr. 2b S. 344b), da man ſprachüblich nicht, wie: „Friede mit Ruſsland“, auch: „Friede zu Ruſsland“ ſagen kann.

Herrn **Chriſtoph B. . . .** in Stuttgart: Beiſpiele des richtigen Gebrauches von dem ſogenannten „zweiten Perfekt und Plusquamperfekt“ finden Sie unter dem genannten Titelkopf in meinen „Deutſchen Sprachbriefen“ (ſehen Sie das Regiſter) und ferner in meinen „Hauptſchwier.“ S. 223a Nr. 4, z. B. auch aus Droyſen, Goethe, den Grenzboten, Gutzkow, Laube, Leſſing, Schiller. Indem ich Sie darauf verweiſe, begnüge ich mich, Ihnen aus den Grenzboten dieſes Jahres (53, 1, 501) ein Beiſpiel des falſchen Gebrauches herzuſetzen. Hier ſchreibt ein ungenannter Vf. über Fel. Dahn's Roman: „Julian der Abtrünnige“:

„Aber immer wieder giebt er das Zeichen ſtatt der Sache, es iſt, als ob es ihm die Bilderſchrift altchriſtlicher Erſtlingskunſt angethan (gehabt) hätte."

Das wäre ſprachlich richtig, wenn es ſich um einen längſt verſtorbenen Schriftſteller handelte; aber da Felix Dahn noch lebt und wirkt, ſo hätte das von mir in Klammern geſchloſſene „gehabt" wegfallen müſſen.

Herrn **Hans Y. . . . .** in Gotha: Ihr Gegner hat Recht. Wenn es in dem Aufruf zur Errichtung eines Standbildes für Ihren verſtorbenen Herzog Ernſt II. (gleich zu Anfang) heißt:

„Die Bewohner ſeiner Lande bereiten ſich jetzt, ihrem tief betrauerten Fürſten, der faſt fünfzig Jahre warmherzig um ihr Wohl geſorgt hatte, ein Standbild, die letzte Ehre der Todten, zu errichten," —

ſo würde es ſtatt des hervorgehobenen um richtiger für heißen, vgl. Sie in meinem Wörterb. III S. 1120c ff. unter ſorgen 1b und 2b.

Nebenbei bemerkt, wäre ſtatt des Plusquamperfekts: „geſorgt hatte" auch füglich das Perfekt: „geſorgt hat" zu ſetzen geweſen ſein.

Herrn **Heinrich Marcus** in Berlin: Antwort auf Ihre Frage über: heran- oder hinantreten finden Sie auf S. 254.

Herrn Oberlehrer **J. Mertens** in Perleberg: Verbindlichen Dank für Ihren kleinen Aufſatz, der im nächſten Heft zum Abdruck gelangen wird.

Herrn **L. Ott** in Wien: Ihre willkommene Sendung habe ich dankend erhalten und ſehe der angekündigten Fortſetzung mit Verlangen entgegen. Freundlichſten Gruß.

Herrn Muſikdirektor **Schlottmann** in Berlin: Wenn in Warnemünde in der Badeanſtalt der Anſchlag lautet: „Es wird gewarnt, vom Steg herab zu ſpringen," ſo wäre allerdings, da der Leſende oben ſteht, nach Ihrer ganz richtigen Bemerkung, dafür hinab zu ſetzen. Im Übrigen erlaube ich mir, Sie auf den Aufſatz auf S. 254 aufmerkſam zu machen. Ihre mir von meiner Nichte beſtellten Grüße erwiedere ich aufs beſte.

Herrn **Dr. H. Schrader** in Berlin: Ihren kleinen Aufſatz finden Sie ſchon in dieſem Hefte. Der umfangreiche ſoll das nächſte Heft eröffnen. Herzlichſten Dank für die reiche Sendung und für die nicht bloß für mich, ſondern auch für alle Leſer der Zeitſchrift höchſt erfreuliche Mittheilung, daſs demnächſt eine vermehrte 2. Auflage Ihres vortrefflichen „Bilderſchmucks" erſcheinen wird.

Herrn **H. Stümcke** in Frankfurt: Ihren Aufſatz in der „Gegenwart" hatte ich mit regem Antheil ſchon geleſen, ehe er mir durch Ihre Güte zuging. Herzlichſten Dank für Ihre Freundlichkeit. Das Gewünſchte werden Sie wohl — wenn auch etwas verſpätet — erhalten haben. Der Verleger hatte es nach Ihrem frühern Aufenthaltsort Ihnen geſendet.

Druckfehler in Heft 6: S. 230 Abſatz 2 Z. 2, l. ſetzen ſtatt ſehen; S. 231 Z. 6 v. u., lies E. ſtatt P. Schmidt's.

Alle für die Zeitſchrift ſelbſt beſtimmten Zuſendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altſtrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umſchlag oder als Beilagen beſtimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn ſenden.

Beiträge fürs nächſte Heft müſſen jedes Mal bis ſpäteſtens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers ſein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältniſſe der Zeitſchrift im Auge zu halten.

Das Roth

in sprachlichen Bildern und Gleichnissen.

Von Dr. Herman Schrader.

Als man einem Blinden, der niemals sehend gewesen, eine Vorstellung von den Farben zu geben versucht hatte, sagte er, das Roth komme ihm vor wie Trompetenton. In der That, der Vergleich ist so übel nicht. Denn Roth ist die laute, schreiende Farbe, die Farbe der Pracht, Würde und Größe; es liegt etwas Gewaltiges, ja Drohendes, Schreckliches in ihm. Roth drängt sich hervor und fesselt das Auge. Es ist die Farbe der lauten Freude, der starken Liebe, der Leidenschaft und der Genusssucht. Nur wenn es gedämpft wird, wird es zum zarten, lieblichen, holden Rosa. — Die Gewalt, mit welcher das Roth das Auge an sich reißt, macht es zur Lieblingsfarbe der Kinder und des großen Haufens. — Es werden bei dieser Farbe allerdings nicht eine Menge schwieriger sprachlicher Räthsel zu lösen sein, aber es wird uns doch eine Fülle sinniger Gleichnisse entgegentreten, bei denen es Manches zu deuten geben wird. Die rothe Farbe begegnet dem Auge des Menschen gar häufig in der Natur, in der Pflanzen- und Mineralwelt, im Blute, in vielen Erzeugnissen der Kultur.

1. Die auf- und die untergehende Sonne bringt uns (wenn Dünste in der Luft sind) das Morgen- und das Abendroth. Im eigentlichen Sinne in dem bekannten Reiterliede: Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod. Das wird übertragen auf das Leben, das Glück, die Freiheit u. s. w. Die ersten Jahre der Kindheit heißen das Morgenroth des Lebens. Körner sagt: verblichen ist des Glückes Morgenroth (2, 12). Derselbe (1, 139): des Blutes deutsche Heldenröthe jubelt von der Freiheit Morgenroth. Auch: der Künste Morgenroth. Die in Morgenroth getauchte Poesie des Spaniers, heißt es bei Schlegel. Ein Kuss schmückt die jugendlichen Wangen mit hohem Morgenroth. — Goethe im West-östlichen Divan (Suleika 7, 43) wendet große orientalische Bilder von der Schöpfungsgeschichte an, um die Trennung und Wiedervereinigung der Liebenden zu schildern. Die Scheidung von Licht und Finsternis ist ihm ein Bild der Trennung derselben. Die Schöpfung aber der Morgenröthe, welche ein „erklingend Farbenspiel", also Ton und Farbe, weckt, wird ihm zum Bilde der Vereinigung. Drum heißt es am Schluss:

So mit morgenrothen Flügeln
riß es mich an deinen Mund,
und die Nacht mit tausend Siegeln
kräftigt sternenhell den Bund.

Bei Goethe in Epimenides' Erwachen (2, 9) ſagt der Glaube:

Zu Ungeheurem war ich aufgerufen,
mir dienten ſelbſt Zerſtörung, Blut und Tod;
ſo flammte denn an meines Thrones Stufen
der Freiheit plötzlich furchtbar Morgenroth.

Mitternachtsröthe iſt der helle röthliche Schimmer am nördlichen Horizont an den längſten Sommertagen, wo die Sonne ſich nicht tief unter den Horizont ſenkt, zu der Zeit alſo, wo ſie in den Polargegenden Mitternachtsſonne haben. Dichteriſch heißt auch wohl der Mond die ſtille Mitternachtsſonne.

Bei Römern und Griechen iſt die Morgenröthe zur Gottheit erhoben als Aurora oder Eos. Homer nennt ſie ſtets die roſenfingrige (ῥοδοδάκτυλος ἠώς). Sie erſcheint in der Morgenfrühe, öffnet dem Sonnengott Helios oder Phöbus die Thore, wenn er auf ſeinem goldnen, von vier feurigen Roſſen gezogenen Wagen ſtehend in ſchräger Richtung am Himmel hinauffährt. Sie hebt den Schleier der düſtern Nacht auf, leuchtet den Sterblichen eine kurze Weile und verſchwindet vor dem vollen Glanze des Tages. Dargeſtellt wird ſie oft mit einem Stern auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand. — Bei andern Völkern iſt ſie zwar keine Gottheit, wird aber von Dichtern oft perſonificiert. So ſchon in der ſchönen Stelle des Pſ. 139: Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußerſten Meer, ſo würde mich doch deine Hand daſelbſt führen und deine Rechte mich halten. Gern erinnern wir noch an die wunderbar ſchöne Schilderung des anbrechenden Morgens und des Sonnenaufgangs in der erſten Scene des zweiten Fauſt, zumal in den Terzinen. — Auch verwerthet Goethe unſer Wort ſinnig in der erſten Walpurgisnacht, wo Fauſt bei Erſteigung des Brockens in tiefer Felſenkluft die glänzenden Metalladern durchſchimmern ſieht:

Wie ſeltſam glimmert durch die Gründe
ein morgenröthlich trüber Schein!
Und ſelbſt bis in die tiefen Schlünde
des Abgrunds wittert er hinein.

Wieland hat im Oberon hübſche Wendungen für das anbrechende Morgenroth:

Kaum aber hat dem Tag in ſeine goldne Bahn
Aurorens Roſenhand die Pforten aufgethan (5, 23).

Kaum fing Aurora an, die Schatten zu verjagen
und ſchloſs dem Tag mit ihrer Roſenhand
die Pforten auf (6, 1).

Er ſchlief in Einem fort, bis daſs der frühe Hahn
Aurorens Roſenpferde wittert (3, 58).

In ähnlicher Weiſe wie das Morgenroth wird auch das Abendroth in der Sprache verwendet, in entſprechenden Übertragungen. Man redet von einem Abendroth des Lebens, von glücklichen Tagen des Alters. Man kann ſagen: Auf den trüben Zuſtand des Reiches folgte noch eine ſchöne Abendröthe. — Beide, Morgen- wie Abendröthe gelten allgemein auch als Wetteranzeichen. So ſagt ſchon der Herr bei Matthäus (16, 2. 3): Des Abends ſprechet ihr: Es wird ein ſchöner Tag werden; denn der Himmel iſt roth. Und des Morgens ſprechet ihr: Es wird heute Ungewitter ſein, denn der Himmel iſt roth. So noch jetzt: Morgenroth mit Regen droht. Abendroth Gut-Wetter-Bot', Morgenroth fällt in Koth (bringt Wind und Koth). Rouge au soir, blanc au matin, c'est la journée du pèlerin oder rouge soir et blanc matin font chemin le pèlerin.

Zu einem hübſchen Wortſpiele hat Das (nach Dr. Heyne) der Kurfürſt Friedrich von Sachſen benutzt, wenn er zu ſagen pflegte: Morgenröth und Abendräthe ſind unſtete, Abendröth und Morgenräthe, die ſind ſtete. Oder bei Logau:

Morgenröth und Abendräthe pflegen nicht zu lügen;
Abendröth und Morgenräthe bringen mehr Vergnügen. —

Ein gar böſes Abendroth lebt vielleicht noch jetzt im Gedächtnis mancher Hamburger fort. Zur Zeit nämlich der ſchmählichen Franzoſenherrſchaft war ein Deutſcher, Namens Abendroth, dort ein hoher Beamter, der als eingefleiſchter Franzoſenfreund ſich arge Bedrückungen und Erpreſſungen herausnahm. Nach meiner dunklen Erinnerung (ein Hamburger weiß es vielleicht genauer) gab's damals die Spottverſe: Des Himmels Abendroth zeigt an die Zeit der Liebe, doch Hamburg's Abendroth zeigt an die Zeit der Diebe. —

2. Das Roth der menſchlichen Haut und des Blutes. Eine ſanftrothe Geſichtsfarbe gilt geradezu als Zeichen der Geſundheit, wie es Goethe zuſammenſtellt im Gedichte „Mignon“:

Heimlich muſs ich immer weinen,
aber freundlich kann ich ſcheinen
und ſogar geſund und roth.

Einer ganz ähnlichen Anſchauung begegnen wir in der Bibel. Der Prophet Jeremias beklagt den Untergang Jeruſalem's und ſchildert den Unterſchied zwiſchen vormals und jetzt in ergreifender Weiſe (Klagel. 4, 7. 8 nach richtiger Überſetzung): Ihre Fürſten waren glänzender denn der Schnee und weißer als Milch; röther waren ſie am Leibe denn Korallen, wie Saphir ihre Geſtalt. Nun aber iſt ihr Anſehn dunkler als Schwärze; man kennt ſie auf den Gaſſen nicht mehr; ihre Haut hängt am Gebein, dürr iſt ſie geworden wie ein Scheit Holz. — Das Weiß und Roth,

das hier zuſammengeſtellt iſt, bezeichnet die Farbe des ſchönen Menſchengeſichtes. — Drum ſagt auch Sulamith im hohen Liede (5, 10): Mein Freund iſt weiß und roth, hervorglänzend vor Tauſenden. — Wir bezeichnen das Gleiche wohl durch Milch und Blut, vom Antlitz geſagt. — In dem Kirchenliede: Auf, ihr meine Sinnen beginnt der 4. Vers: Schöpfer guter Triebe, o Magnet der Liebe, Freund ſo weiß als roth. —

Es giebt aber auch eine Geſichtsröthe, ſcharf abgegrenzte auffallend rothe Stellen, welche keineswegs als geſund, vielmehr als Anzeichen nicht fernen Todes angeſehen werden. Sie heißen Kirchhofsroſen. Beiläufig bemerken wir, daſs man unter Kirchhofsblumen die grauen Haare des Alters verſteht, für welche man auch wohl ſagt: Reif, Schnee auf dem Haupt, auch (Hans Sachs) Spitalblumen. —

Hier findet ein Wort über das Erröthen und das Erblaſſen des Sichſchämens eine paſſende Stelle. Die Scham iſt weſentlich nichts Anderes als eine Art von Zorn oder von Angſt. Wenn man beſchämt wird, ſo iſt man zornig gegen ſich ſelbſt oder gegen Andere; man möchte ſich entſchuldigen und glaubt ſich entſchuldigen zu können. Drum regt ſich das, was der Außenwelt zugekehrt iſt; das Blut ſtrömt nach außen und man wird roth. Wer aber blaſs wird, wenn er ſich ſchämt, Der hat Angſt, hat vielleicht Etwas zu verbergen. Drum zieht er ſich von der Außenwelt zurück, das Blut ſtrömt nach den inneren Theilen und verbirgt ſich. Drum ſagen wir mit vollem Rechte: wer roth wird, wenn er ſich ſchämt, hat (in der Regel) ein beſſeres Gewiſſen, als wer blaſs wird. Drum redet die Sprache auch mit Hochachtung von dem Erröthen: Schamroth iſt die beſte Farbe (zumal für junge Mädchen). Wird er roth, ſo hat's nicht Noth (das Erröthen bei Beſchuldigungen, frechen Reden, ſchamloſen Worten gilt als Zeichen eines noch unverdorbenen, unſchuldigen Gemüthes). — Ein ſtarkes Erröthen der Art heißt wohl: roth werden bis an die Ohren, bis in die Fingerſpitzen. — Sagt man: wer bald roth wird, wird bald wieder weiß, ſo meint man, das Erröthen wird ihn zur Beſſerung treiben, daſs er wieder ſchuldlos (weiß) wird. Abraham a St. Clara ſagt wortſpielend einmal ſchandroth ſtatt ſchamroth. — Als nicht gutes Zeichen wird es angeſehen, wenn Jemand nicht mehr erröthet, weil man annimmt, er habe das feine Schamgefühl verloren. Das rügt man ſcharf mit dem Worte: er wird ſo roth wie eine todte Leiche.

Dem Rothwerden vor Scham ſchließt ſich das Rothwerden vor Zorn und Wuth an. Das Blut ſtrömt auch hier in die Außentheile, weil der Zornige in ſeiner Lebhaftigkeit gegen die Außenwelt anſtürmt, die ſeine Rechte verletzt hat. Dagegen bei ängſtlichen, ſcheuen, furchtſamen Perſonen verwandelt ſich der Zorn in Ärger. Angſt aber weiß nichts

vom Kampf gegen die Außenwelt, ſie zieht ſich vielmehr zurück, und daher ſtrömt das Blut nach dem Innern, es will ſich in den verborgenſten Schlupfwinkeln verbergen. Daher wird, wer ſich ärgert, blaß; und die Sprache ſagt ſehr bezeichnend: er friſſt den Ärger in ſich hinein. —

Dies Erröthen des menſchlichen Antlitzes wird auf lebloſe Dinge übertragen, die nicht roth werden können. Der eitle Cicero iſt wohl das Vorbild geweſen, nach deſſen Vorgange auch wir von einem ſelbſtlobenden Briefe zur Entſchuldigung ſagen: der Brief erröthet nicht. Eigentlich müſste er vor Scham roth werden. Cicero (ad fam. 5, 12) hat den lebhaften Wunſch, daſs er von dem großen Geſchichtsſchreiber ſeiner Zeit Luccejus in den hellſten Farben gelobt werde. Eine faſt halb bäuerliche Scham (pudor quidam paene subrusticus) hat ihn zurückgehalten, dieſe Bitte mündlich in perſönlicher Gegenwart auszuſprechen. Schriftlich könne er Das viel dreiſter, denn: der Brief erröthet nicht, epistola non erubescit. Und nun ergeht er ſich in ein ſo maßloſes prahleriſches Selbſtlob ſeiner Perſon und ſeiner Thaten, daſs er das Geſtändnis ſelbſt zufügt: wer einmal der Scham den Kopf abgebiſſen hat, Der muſs hernach erſt recht und gründlich unverſchämt ſein, qui semel verecundiae fines transierit, eum bene et naviter oportet esse impudentem. Und in der That, man muſs geſtehen, daſs der Brief ein wohl einzig daſtehendes Zeugnis von dieſer Unverſchämtheit iſt.

Das vergoſſene, rinnende Blut kann auch bloß mit dem Worte roth bezeichnet werden. Am Abend vor der Schlacht kann ein Krieger ſagen: Morgen wird ein rother Tag aufgehen (an welchem viel Blut fließen wird). — In dieſem Sinne ſagt Chamiſſo: Da rinnen rothe Ströme die Wieſenrain' entlang. —

Beziehung auf das Blut hat es ebenfalls, daſs der Scharfrichter, Henker, Nachrichter, Angſtmann auch Rothmantel heißt. Da ein ſolcher die bürgerliche Ehrenhaftigkeit nicht beſaß und jede Berührung eines Ehrlichen mit ihm beſchimpfend wirkte, ſo war derſelbe zu einer eignen, leicht erkenntlichen Kleidung verbunden (wie er auch in der Kirche an einem entlegenen, geſonderten Platze ſaß und das Abendmahl allein und zuletzt genoſs). Obiges Wort deutet an, daſs er wohl einen rothen Mantel tragen muſste. Heine in den ſpaniſchen Atriden (Romanzero 104) erzählt, wie Don Pedro einen jungen Helden hinterliſtig überfallen und gebunden in ein ödes Schloſsgewölbe fortſchleppen läſſt: dorten ſtanden Henkersknechte, dorten ſtand der rothe Meiſter. — Anders freilich iſt's gemeint, wenn Heine ebenda S. 122 von den Wichtelmännchen ſagt: Sie tragen Rothmäntelchen, lang und bauſchig. — In Gleichem iſt's arglos und unſchuldig, wenn

nach engliſchem Vorgange bei Hetzjagden die berittene Jagdgeſellſchaft das rothe Feld genannt wird. Will man hier an Blut denken, ſo kann es nur das des Wildes ſein. — Sonſt verſteht man unter Rothrock oder Rothhut oder Rothſtrumpf einen Kardinal. Auch werden Soldaten in rother Uniform Rothröcke genannt. — Jenes böſe Blutroth haben aber die Socialdemokraten und zumal die Anarchiſten (die rothen Jakobiner) im Sinne, wenn ſie die blutrothe Fahne zu ihrem Abzeichen nehmen. Sie wollen eben die jetzt beſtehende, ſtaatliche, bürgerliche und kirchliche Ordnung erſt in einem Meer von Blut erſäufen und dann in ihrer rothen Republik ihre verbrannten Hirngeſpinſte aufrichten. —

Es dürfte eine kurze geſchichtliche Auskunft über die rothe Fahne nicht unintereſſant ſein. Nach dem Aufruhrgeſetze vom 21. Oktober 1789 muſste die Nationalgarde in Paris eine rothe Fahne führen, wenn ſie zur Niederwerfung aufrühreriſcher Volkshaufen aufgeboten wurde. Auch am Rathhaus muſste eine rothe Fahne ausgeſteckt werden, die erſt nach Dämpfung der Unruhe durch eine weiße erſetzt wurde. (Möglich, daſs die rothe Fahne den Aufrührern blutige Ahndung künden ſollte). Wir ſehen hiermit, daſs die rothe Fahne ein Sinnbild der Obrigkeit und des Geſetzes war gegen Empörer. Bei der großen Verſammlung auf dem Marsfelde 17. Juli 1791, wo man die Abſetzung des Königs forderte, war der jakobiniſche Pöbel empört über das obrigkeitliche Abzeichen und ſchrie: Nieder mit der rothen Fahne, nieder mit den Bajonetten. Aus gleichem Haſs ward am 21. Oktober 1792 der Antrag berathen und beſchloſſen, daſs alle rothen Fahnen in Frankreich verbrannt und das verhaſste Aufruhrgeſetz (la loi martiale) aufgehoben würde. Hiermit war das geſetzliche Anſehen der rothen Fahne gefallen.

Später, im November 1831 führten aufrühreriſche zum Lohnkampf bewaffnete Arbeiterſcharen in Lyon eine ſchwarze Fahne mit der Inſchrift vivre en travaillant ou mourir en combattant (im Gegenſatz zur Trikolore der Bürgerſchaft). Als nun am 5. und 6. Juni 1832 ein erbitterter Straßenkampf in Paris tobte und man gegen die Regierung aufhetzen wollte, unter Betheiligung von Ausländern, ſah man viele, ſelbſt ausländiſche Fahnen, auch die rothe, welche aber keine Beachtung fand. Am 6. Juni aber, an der Auſterlitzbrücke, erſchien ein ſchwarzer Reiter mit rother Schärpe, der eine mit der rothen Mütze gekrönte rothe Fahne mit der Aufſchrift la liberté ou la mort! in der Rechten ſchwang und rief: Nieder mit den Königen, es lebe die Republik; bei dem Straßenkampf waren zum erſten Male die Barrikaden mit der rothen Fahne geſchmückt, und es wurde die rothe Fahne, die am 5. Juni noch unbeachtet blieb, am Abend des 6. Juni 1832 zum Sinnbild des politiſchen Schreckens

gemacht. Bei der Februarrevolution 1848 hatte ſie ſich ſchon eingebürgert.

Ein rother Demokrat heißt auch kurzweg ein Rother. Die rothe Fahne aufpflanzen heißt etwa: die Kommune proklamieren. Das Sinnbild dieſer ſocialen Republik iſt ein Weibsbild mit der rothen phrygiſchen Mütze. Im Jahre 1871 zeigten die Münzen der Pariſer Kommune dies Bild, während die Republik vom 4. September 1870 damals noch Anſtand heuchelte und ein Frauenzimmer mit einem Ährenkranz auf ihre Münzen prägte. So waren die ſogenannten „Helden" von 1848 und 1849 undenkbar ohne rothe Schärpe und rothe Feder auf dem Hute. Gleich undenkbar ohne ſolche Abzeichen (auf Bildern, auf der Bühne, in Romanen) ſind Rinaldo Rinaldini, Schinderhannes, der bairiſche Hieſel und Genoſſen. Es liegt hier vielleicht eine entfernte Ideenverbindung (Blut!) vor mit den Raubſtaaten in Nordafrika, welche ebenfalls die rothe Flagge führten. — Verwunderlich iſt, daſs bei den Abzeichen der Demokraten u. ſ. w. die Farbe meiſt oder vielfach als blutroth verſtärkt bezeichnet wird, während ſie dem Auge als leuchtendes Ponceauroth ſichtbar iſt. Und — wie ſich die Gegenſätze berühren! Roth iſt nicht nur die Farbe der Anarchiſten und Räuber, ſondern auch die Königsfarbe Sich mit dem Purpur bekleiden, d. h. das Königsamt antreten. — In der öſterreichiſchen Militärgrenze wohnte eine Völkerſchaft, welche die Rothmäntel hieß und beſonders in den Türkenkriegen viel von ſich reden machte. — Die franzöſiſchen Küraſſiere trugen 1870 auch rothe Mäntel, ohne jedoch danach genannt zu werden. — Neben dem Rothmantel wollen wir noch die Rothhemden erwähnen, wie ihrer Zeit die Garibaldianer genannt wurden. — Wir pflegen, allgemein verſtändlich, in Deutſchland die franzöſiſchen Soldaten Rothhoſen zu nennen. — Das rothe Kreuz auf weißem Grunde (als Armbinde oder auf Fahnen) iſt das Abzeichen der am 22. Auguſt 1864 abgeſchloſſenen Konvention oder Übereinkunft zur möglichſten Milderung der vom Kriege unzertrennlichen Übel, alſo vorzugsweiſe zur Krankenpflege der Verwundeten. — Das rothe Band, meiſt in Form einer rothen Nelke im Knopfloch getragen, bezeichnet einen Inhaber des am 19. Mai 1802 (29. Floreal X) geſtifteten Ordens der Ehrenlegion, des einzigen franzöſiſchen Ordens. — Neuerdings war die rothe Nelke das Parteiabzeichen der Anhänger Boulanger's. — Der rothe Bädeker bezeichnet die von dem Buchhändler Bädeker in Koblenz verfaſsten und verlegten Reiſehandbücher. Man ſagt, er habe den damals völlig ungewöhnlichen knallrothen Einband gewählt, damit Gaſtwirthe, Lohnkutſcher, Führer den mit dieſem ſchon von Weitem kenntlichen Handbuche Reiſenden nicht übervortheilten, weil dieſer alle Preisbeſtimmungen

aus ſeinem Handbuche genau kenne. — Die rothen Zettel an den Berliner Anſchlagsſäulen ſind vom Publikum gefürchtet, weil ſie eine plötzliche Änderung des Theaterzettels vermelden. —

In der Schweiz, ſagt man, ſollen die Ariſtokraten die Rothen heißen. — Der Mann mit den rothen Händen iſt in Amerika Der, welcher eine Blutthat begangen hat, alſo ein Mörder. Die kupferfarbigen Indianer in Amerika werden oft die Rothen oder der rothe Mann genannt. Der Gegenſatz ſind die Schwarzen, die Neger. — Bei den Jägern heißt der Fuchs kurzweg der Rothe. — Die Weintrinker nennen den rothen Wein kurz den Rothen. Und wenn ſie ihre Vorliebe für dieſen recht bekräftigen wollen, ſo ſetzen ſie auf die Frage, welchen ſie trinken wollen, wohl hinzu: Rothen, blaſs ſehen die Todten. — Auf das Blut aber geht es, wenn der Prophet Jeſaias (63) den Richter in rothem Gewande ſchildert, welcher das Strafgericht Gottes an Edom, an Israel's ſchlimmſtem Feinde, vollzogen hat. — Das eben genannte Wort Edom hat ebenfalls die Bedeutung roth. Es iſt zuerſt der Name des Sohnes Iſaak's, des älteren Zwillingsbruders des Jakob; derſelbe heißt häufiger Eſau. Dann bezeichnet dasſelbe Wort ſeine Nachkommen, die Edomiten oder Idumäer und auch deren Land im Süden von Paläſtina. Sie wohnten am Schilfmeer (ſo genannt, weil ſein Boden zum Theil mit Schilf bedeckt iſt), das zuerſt bei den Griechen (bei den Römern mare rubrum), noch jetzt das rothe Meer heißt, weil von Zeit zu Zeit die Oberfläche desſelben einen rothen Schein giebt, welcher wahrſcheinlich von Infuſorien herkommt. Die rothe Farbe hatte Eſau ſchon bei ſeiner Geburt. 1. Moſe 25, 25. In der Apokalypſe (6, 4) iſt das feuerrothe Roſs ein Bild des Krieges; denn Dem, der darauf ſaß, ward verliehen, den Frieden von der Erde zu nehmen, und daſs ſie ſich unter einander erwürgeten.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns aber der Ausdruck: Sie legt Roth auf, d. h. rothe Schminke. Das iſt nicht der Wangen, der Lippen, der Geſundheit Roth, von dem die Dichter reden. Als Hiob nach ſeinem ſchweren Leiden wieder von Gott geſegnet wird mit vielem Gut, werden ihm auch noch drei Töchter geboren (42, 14), welche er benennt Jemina (Taube), Kezia (Zimmt, Gewürz), und Keren-Hapuch, d. h. eigentlich Horn der Schminke, hornartig geformtes Büchschen, alſo etwa Schminkbüchschen. — Morgenländiſche Frauen bemalen noch jetzt gern den Rand der Augenlider und die Augenbrauen mit ſchwarzer Farbe. — Wenn die Lesart richtig iſt, ſo erwähnt auch ſchon Plautus (Truc. 2, 2, 39) mit dem Worte rubricita die Schminke. — Einem Kinde ſagt man wohl, um einfachſte Koſt zu empfehlen: Salz und Brot macht die Wangen roth.

Allein ein naſeweiſes Bürſchchen ergänzt wohl: aber Butterbröter noch viel röther; doch das allerſchönſte Roth giebt belegtes Butterbrot. — Beiläufig erwähnt ſei die Steigerung ohne Umlaut: rother, rotheſte (ſ. Sanders' Wörterb. II S. 788c). — Ein ſchönes Roth iſt's nicht, wenn man von einem Trinker ſagt: Er iſt ſo roth wie ein Leinweber, wenn er einen Schluck über den Durſt getrunken hat. Man meint, daſs die Leinweber nicht viel vertragen können. —

Wir gedenken auch der ſogenannten Kakerlaken, von denen wir unter Weiß geredet haben, weil dieſe, wie die weißen Kaninchen, rothe Augen haben. Sonſt ſagt der Ausdruck rothe Augen in der Regel, daſs ſie vom Weinen geröthet ſind (wie ſie es durch Entzündung werden). In den Sprüchen Sal. 23, 29 heißt es: Wo iſt Weh? Wo iſt Leid? Wo iſt Klagen? Wo ſind Wunden ohne Urſach? Wo ſind rothe Augen? Da, wo man beim Wein liegt und kommt auszuſaufen, was eingeſchenkt iſt. — Sind die innern Ränder der Augenlieder roth, ſo heißt das triefäugig, lippus (bei Horaz oft). Solche entzündete Augen galten früher als äußerliches Kennzeichen der Hexen. —

Von den Augen iſt's nicht weit bis zur Naſe. Auch von den rothen Naſen ſagt die Sprache wenig Gutes. Sie nimmt an, daſs dieſelben durch zu reichen Genuſs geiſtiger Getränke entſtehen, und nennt ſie je nachdem Weinnaſe, Schnapsnaſe, Branntweinnaſe, und nach der Farbe auch gern Kupfernaſe, auch Blaunaſe. Es ſind oft nicht eben feine Scherze, welche hier anknüpfen. So die Räthſelfrage in Bezug auf ſolchen Trinker: Was iſt ein Floh, wenn er ſich auf deſſen Naſe ſetzt? Antwort: ein Kupferſtecher. Von König Ludwig I. von Baiern, der ſich oft auf ſeine Grobheit Etwas zu Gute that, wird erzählt, man habe ihm von einem Hufſchmied geſagt, welcher an Grobheit ſeines Gleichen ſuche. Das reizt den König, ihn kennen zu lernen. Er geht zu ihm und ſagt unter Anderem zu ihm: Hören Sie, Meiſter, Sie haben eine Naſe, die ſo reich iſt an Kupfer, daſs Sie ſollten zu einem Kupferſchmied gehen; Sie könnten viel Geld daraus löſen. — Er bekommt die Antwort: Ja, den Rath hat mir ſchon einmal Einer gegeben, und ich bin wirklich zum Kupferſchmied gegangen und hab ihm den Kauf angeboten. Der aber hat mich angefahren und geſagt, wer Das für Kupfer hielte, Das müſste ein rechter Eſel ſein. — Ludwig ging eilends von dannen, er hatte ſeinen Meiſter gefunden. —

Die rothe Farbe hat den bekannten Vögeln Röthling, Rothkehlchen, Rothſchwänzchen, Rothſterz den Namen gegeben. Unter Rothfuchs wird aber nicht bloß der Brandfuchs verſtanden, ſondern auch ein rothhaariges Pferd und ein rothhaariger Menſch. Rothmütze heißt auch die giftige Kornrade. — Der Ausdruck Rothſpohn für franzöſiſchen

Rothwein iſt von Meklenburg aus jetzt allgemein verbreitet; er bedeutet wahrſcheinlich nur Rothwein vom Faß (ſo fern Span oder Spon ein Gefäß bezeichnet). Wein, der noch nicht vom Faß abgezogen iſt, heißt auch Sponwein. — Rötheln oder Rothlauf iſt eine Kinderkrankheit, die ſich in rothen Flecken auf der Haut zeigt, auch Feuermaſern genannt. — Höchſt unſchuldiger Natur iſt das Wort, das wir einem Kinde an kalten Wintertagen zurufen: Du haſt ein Rothkehlchen gefangen. Wir meinen die von Froſt geröthete Naſe. —

3. Das rothe Haar verdient einen beſonderen Abſchnitt, denn es iſt auffallend, wie unliebenswürdig, ja gehäſſig der Volksmund, und zwar nicht bloß der deutſche, über dasſelbe urtheilt. Um aber nicht in den Verdacht zu gerathen, als theile ich perſönlich dieſe abfälligen Urtheile, will ich hier bemerken, daſs ich einen höchſt liebenswürdigen Sanguiniker mit rothem Haar und Bart zum treuen Freunde habe. Und ſodann hat ja Kaiſer Friedrich I (mit blondem Haar, weißer Haut und röthlichem Bart) den rothen Bart zu Ehren gebracht als Barbaroſſa oder Rothbart. Im Gegenſatze zu dieſem, ihrem furchtbarſten Feinde, tauften die Mailänder unſern Kaiſer Wilhelm, als er im Oktober 1875 ſie in friedlicher Abſicht beſuchte, gar ſinnig Kaiſer Barbabianca, Weißbart. — Die Verachtung des rothen Bartes hebt ſchon mit Judas Iſcharioth an, welchen die Maler gern mit einem rothen Bart ausſtatten. Im Deutſchen heißt es nun, meiſt gereimt: Rother Bart und Erlenbogen gerathen ſelten, iſt nicht erlogen. Raue (rothe) Hor und Ellernhüchte (Schößlinge) draget ſellen goe Früchte. Ellernholt und roſſig Haar ſünd up goden Bodd'n raar. Schwarzes Haar und rother Bart ſind Zeichen einer böſen Art. Rother Bart, Teufels Art. Altdeutſch: Rot Hart und erlin pogen, thuen's recht, ſo muoß man's loben. — Schweiz: Rothi Lütli, Teufelshütli (Häutchen). — Schon bei Terenz (Heaut. am Schluſs) entſetzt ſich Klitipho, daſs er ein rothhaariges Mädchen heirathen ſoll, mit den Worten: Wie? Das Mädchen mit den rothen Haaren, mit den Katzenaugen, dem breiten Mund, der krummen Naſe? rufamne illam virginem, caesiam, sparso ore, adunco naso? — Franzöſ. Homme roux et chien lainu (wollig) plutost mort que cognu (lieber todt als gekannt). Barbe rousse, noir de chevelure est reputé faux par nature. — Ital. Uomo rosso e cane lanuto, più tosto morto che consciuto. Ros de pél, cento diáoi per caél (Roth von Haar, hundert Teufel jedes Haar. Norditalien). Kataloniſch: Barba de móltos colors sols la porten los traydors (Bart von vielen Farben tragen nur die Verräther). Ähnlich Portug. Barba de tres cores, barba de traidores. — Engl. A red beard and a black head, catch him with a good trick and take him dead.

(Ein rother Bart und ein ſchwarzer Kopf, fangt ihn geſchickt und ſchlagt ihn todt.) — Sprichwörtlich: Roth geboren hat das Fegfeuer ſchon auf der Welt, d. h. muſs viel Spott, Hohn, Beſchimpfung ertragen.

4. Was es für eine Bewandtnis habe, daſs man das Land Weſtfalen die rothe Erde nennt, iſt nicht leicht zu ſagen. Das Land und der Boden iſt an ſich nicht röther als anderswo; und rothe Stellen giebt's in vielen Gegenden. So heißt bei Marienborn im Magdeburgiſchen ein Berg der rothe Berg von einer Art rothen Sandſteins. Auch in Heſſen giebt's Flurbezeichnungen als rothe Erde nach der Farbe des Bodens. In der Natur und Farbe des Bodens dürfen wir alſo den Grund jenes Ausdruckes nicht ſuchen. Wo aber denn? In der Geſchichte. Kurz: die rothe Erde iſt Bezeichnung der im Mittelalter berühmten weſtfäliſchen Freigerichte und des von ihnen geübten Blutbannes, alſo des Fehmgerichtes Weſtfalen's, der Fehm (Fehme). Auf den Blutbann, das Todesurtheil, deutet das Wort roth hin. Die Fehmgerichte ſelbſt ſchreiben ihren Urſprung Karl dem Großen zu und hatten ihren Sitz in Weſtfalen, in einem Theile von Engern, in dem Winkel zwiſchen dem Rheine und der Weſer. Ihre ganze Zuſammenſetzung weiſt immer auf Weſtfalen hin. Der Vorſitzende, der Freigraf, muſste ein Weſtfale ſein; doch konnte jeder freie Weſtfale, Edelmann oder Bauer, Freigraf ſein. Schöffe konnte jeder unbeſcholtene Deutſche ſein, wenn er nur nicht hörig oder von hörigen Eltern geboren war; aber er muſste in Weſtfalen ſich zur Aufnahme melden, denn nur auf weſtfäliſcher Erde konnte man zum Schöffen gemacht werden. Ja, ſelbſt Kaiſer reisten nach Weſtfalen, um ſich wiſſend machen zu laſſen. — In ihrer letzten Geſtaltung wurden die Fehmgerichte erſt 1811 in Weſtfalen durch die franzöſiſche Geſetzgebung aufgehoben. — Wir erinnern gern an die köſtliche Schilderung des Hofſchulzen in Immermann's Münchhauſen.

Kaiſer Otto II. (973—983) führt den feſtbeigelegten Namen der Rothe, oder der rothe König oder Kaiſer, rex sanguinarius (der blutige König), wie er wegen ſeiner glücklichen Sarazenenkämpfe umgekehrt der bleiche Tod (pallida mors) der Sarazenen heißt. Die Chronik ſagt: et was der erſte kunig, der nottige (not nunfftige) klage richtet (wegen erlittener Noth, Gewaltthat; wegen Landfriedensbruches); per decem annos strenue gubernavit imperium. Andere meinen, er habe den Namen von ſeiner röthlichen Geſichtsfarbe. — Auch Otto I. ſchon führte denſelben Beinamen, wie Rudolf von Ems in ſeinem Gedichte „der gute Gerhard" ſagt: Er was Otte genannt, den rothen Kaiſer hiez man in. — Es iſt behauptet worden, der Ausdruck rothe Erde entſpringe aus dem Plattdeutſchen rue ere, d. h. rauhe, rohe Erde, im Sinne von

bloßer, freier, wo die Fehmgerichte gehalten wurden, nicht auf gedieltem Boden. Dem dürfte aber der T-Laut in roth entſchieden widerſprechen. Dergleichen Laute werden im Laufe der Zeit wohl ausgeſtoßen, aber nicht neu hinzugeſetzt. —

Sehr intereſſant und beachtenswerth iſt auch, was Thümmel über die räthſelhaften Rolands-Standbilder ſagt, wie ſich ſolche beiſpielsweiſe in Halle, Halberſtadt, Nordhauſen, Queſtenberg am Südharz, Zerbſt, Stendal, Brandenburg, Perleberg, Elbing finden; alle in Überlebensgröße, geharniſcht, gewöhnlich mit bloßem Schwerte, auch mit dem Schwert in der Scheide, auch mit einer Lanze. Dieſe Rolandsſäulen (wie ſie auch heißen) tragen allerdings den Namen jenes tapfern Paladins Karl's des Großen, welcher in deſſen ſpaniſchem Feldzuge gegen die Sarazenen im Thal Roncesvalles fiel und nach welchem Arioſto ſein größtes Gedicht benannt hat. Aber wir fragen wohl mit Recht: wie ſollten dieſe fernen Städte dazu kommen, entweder jenem Helden ein Denkmal zu errichten oder ihn zum Symbol oder Wahrzeichen gewiſſer Gerechtſame zu machen? Das ſteht doch feſt, daſs die Stadt, welche dies Standbild hatte, die „Königsfreiheit, die immunitas regis" d. h. die Reichsunmittelbarkeit genieße, daſs ſie die höchſte Gerichtsbarkeit, den Blutbann, das Recht über Hals und Hand beſitze und ausübe. Drum ſtehen die Standbilder ja auch immer an den Rathhäuſern der Städte. Das alles hat mit jenem romantiſchen Paladin Nichts zu thun. — Man hat darum verſucht, das Wort anders zu erklären, und gemeint, es ſei verderbt aus Rugelandsſäule, und Ruge, Rüge ſtehe hier für Gericht. Wir ſtimmen aber Thümmel bei, welcher ſagt, Roland ſei hier entſtanden aus Roth-Land, d. h. das Land mit eigener höchſter Gerichtsbarkeit. Es iſt alſo derſelbe Grund, aus welchem Weſtfalen als Sitz der Fehmgerichte die rothe Erde heißt. Eben dieſelbe Bezeichnung wurde jeder Stadt verliehen, welche vom Kaiſer mit dem eignen Blutbann belehnt wurde. Ja, es bezeichneten Städte auch wohl äußerlich durch Farbe, wie weit ſich ihre Gerichtsbarkeit erſtreckte. So wurden die Grenzen des Breslauer Weichbildes einſt durch rothe Brücken kenntlich gemacht. Die im Mittelalter übliche Bezeichnung columna Rotlandi oder Rutlandi wurde dann miſsverſtändlich in Rutlands- oder Rotlands- endlich Rolandsſäule übertragen. — Der Name jenes ſagenhaften Helden mag in ſeiner erſten Silbe das althochdeutſche Wort hruod, d. h. Ruhm in ſich ſchließen. — Übrigens ſcheint die Rolandsſage erſt um 1177 in Deutſchland bekannt geworden zu ſein, nachdem Pfaffe Konrad die franzöſiſche Dichtung Chanson de Roland oder de Ronceveaux in lateiniſche und dann in deutſche Verſe überſetzt hatte. Die älteſte Rolandsſäule iſt aber viel früher, 1100 in Bremen geſetzt worden. —

Professor Rich. Schröder in Heidelberg sieht in den Rolandssäulen nur monumentale Träger der von altersher üblichen Marktzeichen. Früher diente dazu ein Kreuz mit angehängtem Handschuh des Königs, als Sinnbild des dem Ort verliehenen Marktrechtes. Der Handschuh als Zeichen der Belehnung. Das Schwert als Zeichen der Zollgerechtigkeit, das noch heut in Münster bei allen Jahrmärkten aufgesteckt wird. Jetzt werden (in Berlin) Fahnen üblich. Der Hut und der aus dem Strohhut auf der Stange entstandene Strohwisch als Ausschankszeichen. Der (in Münster) schwerthaltende Arm auf einer Stange führte dazu, einen schwerthaltenden Ritter zu wählen. Als König schlechthin galt im Mittelalter Karl der Große und als Waffenträger und gleichsam Vertreter des Königs galt der im 13. Jahrhundert in Deutschland populär gewordene Ritter Roland. — Soweit Schröder. — Diese Deutung mag die von uns gegebene ergänzen; denn oft hat die Rolandssäule wohl nur das Marktrecht bezeichnet, das bis zum 13. Jahrhundert ausschließliches Recht des Königs war (nicht der Fürsten). Die an einem Kreuz angebrachten Handschuh, Schwert, Schild oder Fahne galten als Abzeichen des abwesenden Königs. Das Kreuz mochte aus religiösen Gründen als Träger von Schwert, Schild, Fahne, Handschuh unpassend erscheinen; und es lag nahe, dazu einen Ritter zu wählen, zumal den Waffenträger Karl des Großen, als den Vertreter dieses weisen Gesetzgebers. — Wir erinnern noch an Heine's Gedicht über die Rolandssäule in Halle:

Zu Halle auf dem Markte, da steht ein großer Riese;
er hat ein Schwert und zückt es nicht, er ist vor Schreck versteinert. —

5. Wir wenden uns zu der nicht ganz leichten Erklärung der Wörter Rothwälsch und Kauderwälsch. Um uns dazu den Weg zu bahnen, müssen wir erst Einiges über das Wort welsch oder wälsch sagen. Als die lateinische Sprache durch die Einfälle und Eroberungen vieler deutschen und gothischen Völker in Italien, Gallien und Spanien geschwächt und umgewandelt wurde, entstanden aus ihr allerlei zerbrochene Sprachen, die nun nicht mehr römisch oder lateinisch, sondern gewöhnlich Wälsch, Welsch (ahd. walhisc romanisch, walh Romanen, mhd. welhisch, walhisch, Walch) genannt wurden (Stumpf bei Sanders, Wörterb. III S. 1468a). Der Deutsche denkt bei dem Worte am meisten an das Französische und Italiänische, und bedient sich des Wortes gern in üblem Sinne, im Gegensatz zu deutscher Treue und Biederkeit, wenn er redet von wälscher Tücke, Lüge, wälschem Tand, Trug, wälschen Gaukeleien. (Ohne bösen Nebenbegriff steht natürlich das Wort, wenn Luther Apg. 10, 1 sagt, der Hauptmann Kornelius war von der Schar, die da heißt die wälsche, d. h. italische ἐκ σπείρης τῆς καλουμένης Ἰταλικῆς.) Eben so

in Reineke Fuchs (8). Die Mähre ſtellt ſich bereit, ihr Fohlen zu verkaufen; der Preis ſtehe am Hinterhufe. Reineke giebt vor, nicht leſen zu können; der lüſterne Iſegrim aber, den Reineke bethören will, prahlt: Deutſch, Latein und Wälſch (Italiäniſch), ſogar Franzöſiſch verſteh ich. — Zu dieſem ſchon verfänglichen Worte tritt nun das Wort roth. Die Farbe läſſt uns hier natürlich bei der Deutung völlig im Stich. Dieſe liegt ganz anderswo. Das Wort Rot oder Rott bedeutet nämlich in der Gaunerſprache einen Bettler, zumal einen ſchlauen, verſchlagenen, einen Gauner; es iſt auch rot in der Bedeutung von liſtig und falſch im Mhd. öfters bezeugt. Rotwälſch iſt demnach die Gaunerſprache, Spitzbubenſprache, die betrügeriſche, Anderen unverſtändliche Sprache, ein Sprachgemengſel der Zigeuner, Spitzbuben und Bettler. Luther ſagt einmal: man findet in dem Bettelbuch, daſs dieſelben Rotwälſch reden, da viel Hebräiſch unter iſt. Schenkendorf: Im Taumel haben wir vertauſcht mit eklem Rotwälſch die Sprache Teuts. Man hat allerdings verſucht, unſer Wort aus der Farbe Roth zu deuten, in Bezug auf das Haar, und geſagt, Rothhaarigkeit gelte als Zeichen von Tücke und Bosheit. Dann würde ſich ja aber der ganz verkehrte Sinn ergeben: boshaft-wälſch. Goethe erzählt in Wahrheit und Dichtung (8), daſs ſeine Schweſter erfinderiſch geweſen in poſſenhaftem Humor, und ſagt: Es entſpann ſich bald unter uns eine Koterie-Sprache, wodurch wir vor allen Menſchen reden konnten, ohne daſs ſie uns verſtanden, und ſie bediente ſich dieſes Rotwälſches öfters mit vieler Keckheit in Gegenwart der Eltern.

Das Wort Kauderwälſch, welches in gleichem Sinne wie Rotwälſch gebraucht wird, ſcheint jüngeren Urſprungs zu ſein als jenes. Das Wort kaudern hat eine doppelte Bedeutung, 1. ſchreien, kollern (wie ein wälſcher oder Truthahn), plappern, unverſtändlich ſprechen, nach Art des griech. *βάρβαρος* und *βαρβαρόφωνος* bei Homer. Bei Tieck: Was der durcheinander wälſcht und kaudert, je kunter, je bunter. (Sonderbare Trennung aus kunterbunt.) 2. Zwiſchenhandel treiben, als Zwiſchenhändler Waaren billig aufkaufen, um ſie theurer zu verkaufen. Dem Bauer ſeine Frucht abkaudern, um dieſe dann auf dem Markt zu verkaudern. Beide Bedeutungen können recht wohl in einander gefloſſen ſein, ſo fern ſchon früh italiäniſche, wälſche, lombardiſche Händler, zumal Geldwechsler und Juweliere, in Süddeutſchland und in den Rheingegenden Handel trieben, auch wohl ſich anſiedelten. Dieſe radebrechten ja auch zugleich die deutſche Sprache. So wird denn Kauderwälſch, wie Dr. Hildebrand es treffend zuſammenfaſſt, geſagt von unverſtändlicher Sprache, von gänzlich fremder ſowohl, wie beſonders von ſolcher, die durch ſchlechte Ausſprache, falſche Formen, Vermengung mit Fremdem unverſtändlich wird; dann auch von krauſen

Gedanken, Einfällen, und von Dingen überhaupt, die verworren ſind oder verwirren; ein kräftiges, mit beſonderem Humor umkleidetes Wort: was redſt du da für kauderwälſches Zeug! Das iſt ein wahres Kauderwälſch. — Goethe gebraucht das Wort gern. So in Wahrheit und Dichtung 4, wo er von ſeiner Erlernung des Hebräiſchen erzählt: Was mir dem Inhalt nach ſchon bekannt war, ſollte ich nun in einem fremden, kauderwälſchen Idiom herſtottern. — In den Xenien, da, wo die Flüſſe eingeführt werden, ſpricht die Elbe (105), wohl in Bezug auf den um die deutſche Sprache verdienten, zu Dresden 1806 geſtorbenen Oberbibliothekar Adelung, (der übrigens in Nr. 86 der Dresdener Waſſermann genannt wird):

All ihr andern, ihr ſprecht nur ein Kauderwälſch. Unter den Flüſſen
Deutſchland's rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutſch. —

Goethe ſagt zu Anfang des Ewigen Juden, daſs er in ſchlafloſer Nacht aufgeſtanden ſei und, was und wie es ihm in Sinn und Feder gekommen, niedergeſchrieben habe.

Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
ergreif' wohl einen Beſenſtiel.
Drum hör es denn, wenn dir's beliebt,
ſo kauderwälſch, wie mir der Geiſt es giebt. —

Sehr hübſch und intereſſant iſt, was Dr. Hildebrand an ähnlichen Ausdrucksweiſen beibringt. Es iſt eine allgemeine Erſcheinung, daſs benachbarte Völker, Stämme, Gaue, Städte gegen einander Spott üben wegen ihrer Sprache; ein Volk in der friſchen Naivität des Selbſtgefühls findet die fremde Sprache des andern unverſtändlich, lächerlich, häſslich, wenn nicht ſinnlos. So ſcheint das griech. *βάρβαρος* gemeint, wozu lat. balbus ſtotternd verglichen wird. So nennt der Slave den deutſchen ſogar den Stummen, der nicht reden kann. Franz. heißt bretonner kauderwälſchen, d. i. bretoniſch reden; unverſtändliches Gerede, en uckerwendsk Snak, in Meklenburg uckerwälſch, in Kärnten fremdartig, undeutlich reden windiſchen, von den wendiſchen Nachbarn; in Schleſien polatſchkern, pollaren, von den Polen; in Leipzig polätſchen, pulätſchen (von dem geradebrechten Deutſch der polniſchen Juden), ſelbſt in Koburg, Nürnberg bollatſchen; ſchlowake, von den als Drahtzieher wandernden Slowaken. Bezeichnend iſt das oft wiederkehrende tſch in der Tonſilbe, das gerade an ſlaviſcher Rede uns am Meiſten ins Ohr fällt. In Süddeutſchland nun heißt das Pulätſchen wälſchen. —

6. Allerhand Nachleſe, auch Etymologiſches. Das Roth, als Farbe der Freude gefaſſt, giebt Ausdrücke wie folgende: Eine ſanfte himmelblaue und roſenrothe Jugend, roſenrothe Tage der Jugend. Wie ein roſenrother Traum ſchwebt ihr die Zukunft vor. Roſenroth hell und

lachend liegt die Welt vor mir. Er kam in roſenrother Stimmung zu mir. Jean Paul. Die helle mit Himmelblau und Himmelroth ausgewölbte Seele ſeines Innern. Wieland: die Phantaſie malt ihm Alles entweder in das zarteſte Roſenroth oder in pechſchwarzes Dunkel.

Von der Farbe des Minerals ſagen wir: das rothe Gold. Und an die Kupferfarbe der geringſten Münzen denken wir bei dem oft gebrauchten Ausdruck der Armuthsbetheuerung: ich habe keinen rothen Pfennig, gar: keinen blutigen rothen Heller mehr. — Das Silber dagegen gilt als weißes Geld. — In Goethe's Götz (2. Schluſs) jammert der Brautvater, daſs beim Prozeſſieren „die Perücken" (Advokaten) ihn um alles Geld gebracht hätten: Ich hatte keinen rothen Heller Reiſegeld im Sack. Hiezu eine naſeweiſe Bemerkung Börne's. Das ſchnelle Abgegriffenwerden und den ſtarken Kupfergehalt unſerer früheren preußiſchen Silbergroſchen verhöhnend, ſprach er ſich höchſt befriedigt und freudig über den guten Geſundheitszuſtand des Königs Friedrich Wilhelm III. aus, welcher ſo ſchöne rothe Backen habe. — Der rothe Faden, der rothe Hahn und der rothe Zinshahn ſind ausführlich im Bilderſchmuck behandelt worden. — Rouge et noir, Roth und Schwarz iſt ein franzöſiſches Haſardſpiel (Wagſpiel) mit Kugeln und Karten, auch Trente et Quarante (30 und 40). — Im Briefe an die Hebräer (9, 13, 14) ſteht: ſo . . . die Aſche von der rothen Kuh geſprenget heiliget die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit: wie viel mehr wird das Blut Chriſti . . . unſer Gewiſſen reinigen von den todten Werken! Das bezieht ſich auf die Verordnung 4. Moſe 19: eine fehlerfreie rothe Kuh ſoll draußen vor dem Lager (ſpäter: vor der Stadt) geſchlachtet, Haut, Fleiſch, Blut ſoll verbrannt, und die Aſche (mit Waſſer gemiſcht) mittels Beſprengung zur Reinigung verwendet werden. — Wir haben hier ein Sühnopfer, bei welchem das Opferthier für unrein galt, weil nämlich die Sünde auf das Thier übertragen war (daher die Schlachtung außerhalb des Lagers). — Beiläufig: Das Wort opfern heißt ſoviel als Darbringen, von obferre oder offerre (ſchwerlich von operari arbeiten). So auch das hebr. Korban d. h. Darbringung. —

Es iſt Sitte, daſs in unſern Volkskalendern die Feſttage (wie auch andere bemerkenswerthe Tage) durch rothen Druck ausgezeichnet werden. Daher ſagt man von einem freudevollen Tage: der müſste roth angeſtrichen oder roth gedruckt werden. So Goethe (Wahrheit und Dichtung 12), als er den herrlichen Sommer ſchildert, den er mit Lotte und deren Bräutigam verlebte: So nahm ein gemeiner Tag den andern auf und alle ſchienen Feſttage zu ſein; der ganze Kalender hätte müſſen roth gedruckt werden. — Ein anderes Rothanſtreichen iſt's natürlich,

wenn Lehrer die Fehler in den Heften der Schüler mit rother Tinte anſtreichen. —

Manchen Thieren iſt der Anblick der rothen Farbe äußerſt unangenehm. So werden Stieren bei den Stiergefechten in Spanien rothe Tücher vorgehalten, um ſie zu reizen und in Wuth zu ſetzen. (Truthähne fangen bei ſolchem Anblick an, zu kollern, fallen auch wohl Menſchen an.) Drum iſt's für Kinder und Frauen rathſam, nicht in rothen Kleidern oder mit rothen Tüchern ſich Kuhherden zu nähern. Jene Thierneigung wird übertragen etwa in folgender Weiſe: Auf ein freiſinniges Parteiblatt wirkt Alles, was konſervativ heißt, wie ein rothes Tuch, à la Ochs und Truthahn. —

Die gebräuchlichſten Vergleichungen zu Roth ſind etwa: roth wie Blut, Feuer, ein geſottener Krebs, ein Truthahn, Puter, Zinshahn, Ziegelſtein. — Zu den Volksſuperlativen nennen wir (nicht eigentlich: hell-, dunkel-, matt-, licht-, blaſs-, bleich-, hoch-, tief-, glänzend-, grellroth, ſondern:) feuerroth, bier-, ſchnaps-, wein-, blut-, backen-, wangen-, eiſen-, golden-, apfel-, kirſch-, klee-, kupfer-, roſen-, ſonnen-, purpur-, liebes-, lippen-, gift- (Zinnober), freuden-, lebens-, jugend-, kuhroth (weil hier zu Lande die meiſten Kühe roth ſind), blitz-, fleiſch-, knall-, klatſch-, klitſch-, feuerklitſch-, funkel-, feuerfunkel-, henkers-, prahl-, ritze-, zundel- (wie brennender Zunder), glüh-, flamm-, kohlen-, brand-, feuerbrand-, fuchs-, feuerfuchs-, ja ſogar fuchsfeuerbrandfarbenroth. —

Etymologiſch ſteckt unſer deutſches Wort roth in dem griechiſchen ἐρυθρός roth, ἐρευθος Röthe, ἐρεύθειν röthen, wie auch in dem lateiniſchen rutilus. Der Urſprung iſt wohl in der indogerm. Wurzel rudh roth ſein zu ſuchen.

Zur Bildung von Perſonennamen hat das Roth mehrfach Anlaſs gegeben. Zunächſt ſchon in den Namen Rother, Rote. Ganz Dasſelbe ſagt der weitverbreitete Name Fuchs (ein Träger dieſes Namens gab der beliebten Blume Fuchſia den Namen) oder Voß, oder latiniſiert Vulpius. Noch häufiger in Zuſammenſetzungen: Rothhaupt, Rothfuchs, Rothſchuh, Rothmantel (ſ. oben Scharfrichter), Rothärmel, Rothkäppel. Wenn dagegen Namen mit Roth endigen, ſo liegt wohl das Wort roden (reuten) zu Grunde, und ſie bilden ſich von Ortsnamen. So Billroth von Billroda, Germeroth von Germerode. Im Griechiſchen haben wir den Namen Pyrrhus, Πύρρος von πυρρός feuerroth. So hießen der Sohn des Achilleus (ſonſt auch Neoptolemus genannt) und ein König von Epirus. Im Lateiniſchen der Name Rufus (rufus d. h. roth). So hieß der Geſchichtsſchreiber Quintus Curtius Rufus. Der Name kommt häufig bei den Römern vor. Rufinus, Presbyter von Aquileja, war um 400 ein lateiniſcher Kirchenvater, ein Hauptgegner des Hieronymus. In Neapel iſt der Name

Ruffo häufig. Eine gleiche Bedeutung hat der Name Ruſſus. Wie überhaupt das Bauernlatein oder das Latein des gemeinen Lebens in die Tochterſprachen überzugehen pflegte, ſo iſt auch dies Wort russus ins Italiäniſche in rosso und ins Franzöſiſche in roux übergegangen; und hier wie dort ſind Namen davon gebildet. Wir erinnern an die Gräfin Roſſi, die einſt ſo gefeierte Sängerin Henriette Sonntag. Auch der Tondichter Roſſini gehört hierher, ſo wie die Franzoſen Roux, Rouſſel und Rouſſeau. Robert Kleinpaul (dem wir Manches des Letztgeſagten verdanken) macht auf das Geſchlecht der Domitii Ahenobarbi aufmerkſam, und wirklich ſteckt in dem Namen der rothe Bart, barba ahena (aheneus, ahenus erz-, kupferfarbig). Bei Sueton: Domitius Ahenobarbus. —

Hier wollen wir ſchließlich noch ſagen, daſs ſchon in alten Zeiten verſchiedene Farben als Parteiabzeichen gegolten haben. So ſind die verſchiedenen Parteien (factiones) der Wagenbeſitzer und Wagenlenker im römiſchen Cirkus ſchon gegen das Ende der Republik entſtanden und haben ſich durch Farben unterſchieden, zunächſt durch Roth und Weiß, factio russata und albata (alba). Der Wagenlenker auriga oder agitator russatus und albatus (albus). Hierzu ſcheint das blaue Abzeichen einer neuen Partei, factio veneta, vielleicht unter Auguſtus, und das grüne Zeichen und die grüne Partei, factio prasina (von *πράσον* Lauch, alſo lauchgrün) erſt unter Caligula getreten zu ſein. Die Abzeichen beſtanden wohl in Bändern und Fahnen (Martial 10, 29 erwähnt toga prasina, Caſſiodorus 12, 12 prasina viriditas). — Color venetus iſt die meerblaue Farbe. Kundſchafterſchiffe, ihre Maſten und Segel, auch ihre Mannſchaften trugen dieſe Farbe, um möglichſt ſchwer erkennbar zu ſein; wie Veget. de re mil. 4, 37 ſagt: color venetus marinis est fluctibus similis. Die Spiel- und Parteiwuth ergriff allmählich das Volk mit einer Leidenſchaft, welche ja durch Gladiatoren- und Beſtienkämpfe anderweitig genährt wurde und weit über die unſrer Sportsmen hinausging. — Der Kaiſer Vitellius (Suet. Vit. 14) hielt es aber ſo ſehr mit der Veneta factio, daſs er Etliche, welche dieſelbe geſchmäht hatten, hinrichten ließ. Caligula war der grünen Partei mit ſolcher Vorliebe zugethan, daſs er häufig in ihrem Stalle zur Nacht ſpeiste (Suet. 55). Auch Nero ſcheint dieſer Partei zugethan geweſen zu ſein. — Im griechiſchen Kaiſerthum fand ſchon unter Anaſtaſius I. (491—518) zwiſchen den Blauen und Grünen in Konſtantinopel ein Straßenkampf ſtatt, in welchem 3000 Menſchen gefallen ſein ſollen. Weit ſchlimmer aber war der unter Juſtinian I. (527—565) im Jahre 532 aus einem ähnlichen Kampfe hervorgegangene ſogenannte Nika-Aufſtand (von dem Pöbelgeſchrei *νίκα* ſiege!), in welchem ſich die beiden vereinigten Parteien der Rennbahn, die

grünen und blauen, gegen den Thron wandten und nur mit Mühe durch den damals zuerſt hervortretenden Beliſar nach einem Verluſte von angeblich 30000 Menſchen überwältigt wurden. Der Wahnſinn und die Parteiwuth nimmt eben ſeltſame Formen an. —

Aus der engliſchen Geſchichte wollen wir noch hinweiſen auf die blutigen Kämpfe, welche die Häuſer Lancaſter und York um den engliſchen Thron führten und welche als der Krieg der rothen und der weißen Roſe bezeichnet werden, weil das Haus Lancaſter eine rothe, York eine weiße Roſe im Schilde führten. Der Krieg begann ſchon 1459 und endete erſt nach dem Fall dreier Könige, als Heinrich VII. Tudor 1485 den Thron beſtieg und — er aus dem Hauſe Lancaſter — ſich mit Eliſabeth von York vermählte. Zur Erinnerung züchtet man noch jetzt in England die Lancaſter-York-Roſe, welche rothe und weiße Roſen zugleich trägt. —

Endlich. Unter dem rothen Prinzen iſt der Sohn des Jerôme, einſtigen Königs von Weſtfalen, zu verſtehen, Napoleon Joſeph Karl Bonaparte, der Vetter des Kaiſers Napoleon III. Sein Spitzname war Plon-Plon, der ſich einfach dadurch erklärt, daſs er als kleiner Junge den Namen Napoleon in dieſer Form ausſprach. — Jenen erſten Beinamen zog er ſich zu durch mancherlei Rückſichtsloſigkeiten und Taktloſigkeiten und durch öfteres Liebäugeln mit Widerſachern des Kaiſers. Er erzürnte den Kaiſer damit in dem Grade, daſs dieſer — als ſein kleiner Lulu ihn nach dem Unterſchiede zwiſchen accident und malheur frug — geantwortet haben ſoll, als Plon-Plon gerade eine Seereiſe machte: Wenn der Herr Vetter ins Meer fiele, ſo wäre das ein accident; wenn er aber herauskäme, ein malheur.

Kleine Nachträge zu früheren Aufſätzen.

Von F. Mertens in Perleberg.

1. Im fünften Jahrgange unſerer Zeitſchrift, Seite 151, zog ich zur Erklärung einer etwas dunklen Stelle in Goethe's Dichtung und Wahrheit den im Deutſchen ſo häufigen Gebrauch der zuſammenfaſſenden Einzahl heran. Im Anſchluſs daran möchte ich die Leſer auf zwei Verſe in Schiller's Jungfrau von Orleans hinweiſen, auf die ich übrigens ſelbſt erſt durch Ludwig Bellermann's vorzügliches Buch „Schiller's Dramen“ aufmerkſam geworden bin. In dem dritten Auftritte des Prologs heißt es: „Oben ſpäht | Graf Salsbury mit mordbegier'gem Blick | und zählt den[1] ſchnellen Wandrer auf den Gaſſen.“ Damit vergleiche man

[1] In der einbändigen Ausgabe (1840) iſt eigenmächtig und unbefugt (aber allerdings dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß) dies den in die Mehrzahl die geändert.
Der Herausgeber.

einen Vers im elften Auftritte des fünften Aufzuges: „Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen.[1]“ Die zusammenfassende Einzahl steht in diesen beiden Stellen um so auffallender, als das Zeitwort zählen geradezu dazu nöthigt, an eine Vielheit zu denken. Bellermann führt bei der Besprechung dieser Stellen auch noch den Vers in Schiller's Ritter Toggenburg an, in dem es von den Kreuzfahrern heißt: „Ihres Helmes Büsche wehen in der Feinde Schwarm.“ Aus leicht erkennbaren Gründen muss auch hier der Gebrauch der Einzahl statt der Mehrzahl kühn und ungewöhnlich erscheinen. Die angeführten Verse Schiller's aber zeigen, wie weit und schwer bestimmbar die Grenzen sind, die der Verwendung der zusammenfassenden Einzahl statt der Mehrzahl im Deutschen gezogen sind.

2. Ein kleiner Aufsatz über eine Aufgabe einer künftigen Akademie der deutschen Sprache, der Seite 311 des sechsten Jahrganges abgedruckt ist, nimmt seinen Ausgang von der doppelten Fügung des Zeitworts rufen und dem etwa erkennbaren Unterschiede in der Bedeutung beider Fügungen. Eine bestimmte Unterscheidung beider Fügungen finde ich in H. A. Schötensack's „Grammatik der neuhochdeutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung ihrer historischen Entwickelung“ (Erlangen 1856). Dort heißt es S. 650: „Rufen, auch schellen (Musäus: Auch stand ein silbernes Glöckchen dabei, den Dienern zu schellen), klingeln, winken erfordern, wenn sie die Bedeutung von zurufen, zuwinken u. s. w. haben, die Person im Dativ, z. B. Chamisso: Er ruft dem Tode, nicht den ird'schen Rettern. Platen, gläs. P.: Wer ruft mir? — Wenn sie jedoch die Bedeutung von herbeirufen, herbeiwinken u. s. w. haben (Tieck: O du Walküre, mir gesandt, mich winkend zu der Ehre Pforten), so erfordern sie den Accusativ des Objekts.“ Dass dieser Unterschied auch in unserer Zeit noch als bestehend anerkannt wird, beweist eine Anmerkung, die Heuwes in seiner trefflichen Ausgabe von Goethe's Götz (Paderborn 1893) S. 48 giebt: „Einem rufen heißt: Einem durch laute Stimme ein Zeichen geben, dass er aufmerke; einen rufen heißt: Einem durch laute Stimme zu verstehen geben, dass er sich uns nähere.“ Ob und wie weit der hier angenommene Unterschied richtig sei, Das zu entscheiden überlasse ich den geehrten Lesern.[2]

---

[1] In meinem Wörterb. I S. 798b unten habe ich unter Huhn 2 gesagt: „Doch bezeichnet weidmännisch Huhn ohne weitern Zusatz das Rebhuhn: Ein Volk, eine Kette (Kette) Hühner, zuweilen auch: Das wilde Huhn [die Hühner] kann ich im Fluge zählen ꝛc.“ Der Herausg.

[2] Vgl. hierzu in meinem Wörterb. II S. 803 rufen 2 und 6a und die dazu dort gegebenen zahlreichen Belegstellen. Der Herausg.

3. Auf Seite 418 des ſechsten Jahrganges habe ich das dem Kaſernenwitz ſeine Entſtehung verdankende Wort Knapphans beſprochen. Eine hübſche Belegſtelle, die ich aus der neueſten deutſchen Litteratur aufgeleſen habe, möchte ich noch nachträglich hinzufügen. In Hermann Sudermann's Geſchwiſtern heißt es auf Seite 14 der zehnten Auflage: „Dann geht es an ein Fragen und Beichten. Der Rittmeiſter, der Wachtmeiſter, der Knapphans, die blonde Bäckerin, genannt die Schrippenlene, im Bäckerladen rechts von der Kaſerne, kurz und gut, es wird niemand vergeſſen.“ Erkundigungen, die ich neuerdings wieder bei Leuten einzog, die noch jetzt dem Heere angehören, haben mir bewieſen, daſs das Wort bei manchen Truppentheilen noch immer gang und gäbe iſt.

Der Erlkönig.

Von Rudolf Klahre. (Schluſs.)

Den Gipfelpunkt erreicht die wechſelsweiſe Durchdringung von Form und Inhalt in der Behandlung der Metrik. Schon die zweizeiligen Strophen des däniſchen Volksliedes bei Herder hatten ſich in jambiſchen Dimetern, vermiſcht mit gelegentlichen Anapäſten, bewegt. Goethe hat das Versmaß übernommen, aber bei ihm iſt der Fluſs des Rhythmus viel freier und deſshalb um ſo eher geeignet, die Seelenſtimmung der Redeträger zu kennzeichnen. Zunächſt die Reden des Vaters! Zwei Jamben geben V. 5 durch ihre Verbindung mit zwei Anapäſten das Intereſſe ſeiner ruhigen Frage wieder. Und die gelaſſene, beſchwichtigende Sicherheit ſeiner Entgegnung klingt aus den 4 Jamben des 8. Verſes; auch noch aus Vers 15 mit je zwei Jamben und einem Anapäſt. Die Vereinigung der Verſe 23 (3 Jamben und 1 Anapäſt) und 24 (wechſelnde Jamben und Anapäſte) beſtrebt ſich noch immer, den tiefen Ton der Ruhe zu wahren, aber ſchon ſcheint die Stimme des Vaters leiſe zu beben. — In des Kindes Reden malen die zuſammengehörenden Verſe 6 und 7 (mit je 3 Jamben und 1 Anapäſt) das athemloſe Hinſtarren nach dem Geſpenſt und das Aufflackern der Furcht, Vers 13 und 14 mit 6 Anapäſten und 2 Jamben das ſteigende Grauen. Nun, da lautlos die Töchter des Erlkönigs heranſchweben, da ſpiegeln die Verſe 21 und 22 mit ihrem Auf und Ab von 2 Jamben, 3 Anapäſten, 3 Jamben das Wachſen des ſchwerathmenden, zitternden Entſetzens. In Vers 27 hetzen noch einmal 3 Anapäſte einen Schrei voll Todesangſt hervor, bis endlich im 28. Vers der Wechſel zwiſchen Spondeus, Jambus, Anapäſt und Jambus das Wogen beim Schwinden des Lebensodems ſchildert. — In den Reden des Erlkönigs beſteht die dritte, ſchmeichelnde Strophe faſt nur aus eindringlichen,

aber ruhigen Jamben; ſie enthält nur 4 Anapäſte. In der fünften Strophe werden die Lockungen immer begehrlicher, der Rhythmus immer lebendiger. Vers 17 hat einen, Vers 18 hat zwei, Vers 19 und 20 haben je 3 Anapäſte, Vers 20 gar 3 Anapäſte hinter einander. Die ſiebente Strophe hebt mit dem übervollen Verſe 25 an. Auf 3 brutale Jamben folgen 2 hitzige Anapäſte, und noch einmal, ein wenig einhaltend, 1 Jambus, damit ſich dann in 3 Anapäſten rückſichtslos die gewaltſame Leidenſchaft ausſtürme.[1] Auch die letzte, nur erzählende Strophe bringt mit den lebhaft bewegten Verſen 29 (2 Jamben, 2 Anapäſte) und 30 (1 Jambus, 3 Anapäſte) bis zu dem ſtoßweis vorrückenden Vers 31 mit ſeinen vier Jamben eine fortwährende Steigerung hervor, aus der dann der 32. Vers mit der Miſchung: 2 Jamben, Anapäſt, Spondeus tragiſch herabfällt.

Lag ſchon in dieſer bezeichnenden Verwendung der wechſelnden Versfüße ein melodiöſes Element, ſo hat auch noch weiter die Sprachmuſik ſich der Verſinnlichung der Vorgänge nicht verſagt; auch die Allitteration und die Tonmalerei treten ſehr wirkſam hinzu, den Glanz und die Anſchaulichkeit der Bilder zu erhöhen.

Demſelben Streben nach Plaſtik des Ausdrucks iſt auch die Neuſchöpfung des Wortes „Nebelſtreif“[2] und die kühne, aber keineswegs

---

[1] Dieſe Angabe nach den einzelnen Versfüßen iſt wohl nicht richtig. Nach meinem Gehör und Gefühl iſt das Versbild des von Herrn Klahre ganz richtig als „übervoll“ bezeichneten 25. Verſes das folgende, wobei ich (mit ihm übereinſtimmend) „deine“ als 2 Kürzen gelten laſſe:

⏑ — ⏑ ⏑, ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —

Der zweiten Hebung (oder ſogenannten Länge) gehen alſo ſtatt, wie regelmäßig beim Anapäſt, zwei Senkungen (oder Kürzen) — hier vielmehr deren drei — mit einem Einſchnitt oder einer Pauſe nach den erſten beiden voran. In Bezug auf dieſe überzählige Silbe möchte ich an Goethe's Hexameter im 2. Geſange von „Hermann und Dorothea“ V. 186 erinnern (ſ. darüber meinen „Abriſs der deutſchen Verskunſt“ S. 27b die Fußanm. und S. 129c Z. 299 ff.):

Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen,

wo ähnlich im dritten Versfuß auf die Länge ſtatt der 2 Kürzen deren 3 (durch den Verseinſchnitt getrennte) folgen. — Nach meiner Auffaſſung handelt es ſich um eine überſchüſſige Silbe in dieſem Verſe. Durch die Änderung: „Ich lieb' dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt“ würde der Vers zu einem vollſtändig regelrechten; nach Herrn Klahre's Auffaſſung handelt es ſich um einen überzähligen Versfuß, um einen Vers von 5 (ſtatt von 4) Füßen. Der Herausg.

[2] Deutſches Wörterbuch der Brüder Grimm. Bd. VIII 488. [Hier ſteht aber Nichts davon, daſs die Zuſammenſetzung Nebelſtreif eine „Neuſchöpfung“ Goethe's ſei, wofür jeder Beweis fehlt, vgl. in meinem Wörterbuch III S. 1238a unter Streif 2c und unter den Zuſammenſetzungen außer Nebelſtreif auch z. B. Wolkenſtreif, Purpurwolkenſtreif. Der Herausg.]

unerhörte Konſtruktion[1]: „Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein“ entſprungen. Daher rührt auch, daſs Goethe für die auf einem Überſetzungsfehler der Vorlage beruhende „Erlen“ (mit „Erlkönig“ und „Erlenkönig“ gab Herder das altdäniſche ellerkonge, deutſch alp, ſchwediſch elf, däniſch elv, Plural elve, in Zuſammenſetzungen ellefolk, ellekonge wieder, während dem lateiniſchen alnus, däniſch elni, elle entſpricht), in Rückerinnerung an ein eigenes Motiv und das Vorſchweben mancher Baumgruppen in Weimar's Gartenanlagen die „Weiden“ geſetzt. Erlen ſind hohen, ſchlanken Wuchſes; die niedrigen, knorrigen Weiden hingegen ſtrecken ihre Äſte gleich geſpenſtigen Armen in die Nacht hinein, und ihre niederſinkenden Zweige gemahnen an wallende Gewänder und wogendes Haar. Mangel an Bildkraft liegt freilich in dem Worte „ſcheinen“ des 24. Verſes, das hier nichts Anderes iſt, als die Goethe auch ſonſt[2] geläufige Bezeichnung für ein ungewöhnliches, hervorſtechendes Ausſehen. Aber wie ſtände die Sinnlichkeit des Ausdrucks mit dem hier wirkenden, rationaliſtiſchen Wunſch in Einklang, die quälenden Bilder des Fiebertraumes von der Seele des Kindes zu verſcheuchen?

So ſcheint denn jedes Wort nur eine Nuance in dem großen Stimmungsgewirr, deſſen Grundton ſchon leiſe in der geſpannten Frage des Anfangs erklingt. Fragender Eingang iſt im Volkslied nicht ſelten, und von dort wird er wohl unter die Elemente der Goethe'ſchen Dichtung herüber gefloſſen ſein. Goethe benützt ihn, wie Klopſtock, nur ſparſamer, zur Erregung der Spannung, in der Apoſtrophe und im Vorderſatz des Epigrammes. Während der Periode des Sturmes und Dranges war die Anwendung dieſes techniſchen Mittels noch ſelten! Lenz hat ſich ſeiner zur Anrede fremder Perſonen und im Epigramme bedient, Maler Müller in der Apoſtrophe überhaupt, Schubart in der Apoſtrophe und zur Erregung der Spannung. Bürger kennt ſeine Verwendung in der Apoſtrophe und im Epigramm, bis es endlich Schiller zur Verſtärkung der Apoſtrophe, mehrmals zur Spannungserregung und öfters im Vorderſatz des Epigrammes benutzt. Erſt bei Uhland iſt ein Häufigerwerden im Gebrauch der fragenden Anfänge nachzuweiſen, die aber ſtets das Epigramm verſchmähen. Im geraden Gegenſatz dazu verwendet ſie Hebbel mit beſonderer Vorliebe an dieſer Stelle, viel weniger häufig in der Apoſtrophe und Spannungserregung.

Die ganze Innigkeit der wechſelweiſen Umſchlingung von Form und Gedanken in dieſem Gedicht wird ſo recht fühlbar, wenn man mit einem raſchen Blick die Bemühungen fremder Sprachen um den „Erlkönig“ ſtreift.

[1] Deutſches Wörterbuch der Brüder Grimm. Bd. XI. 124.

[2] M. Heyne, deutſches Wörterbuch V. Halbbd. Leipzig 1893. S. 244

Die erſte Überſetzung in England, und wichtig, weil ſie dem Einzug der kleineren Jugendwerke Goethe's die Pforten öffnet, iſt die Überſetzung von M. G. Lewis, die 1796 im II. Band des Monthly Mirror S. 371 erſchien. Ihr eigentliches Verdienſt liegt in der Anregung, die ſie W. Scott zur Wiederaufnahme ſeiner deutſchen Studien gegeben. Deren erſte Früchte reiften dann in Übertragungen Bürger'ſcher, Schiller'ſcher und Goethe'ſcher Balladen, 1797 auch des Erlkönigs. Gemeinſam mit der Wiedergabe des „ungetreuen Knaben" und des „Klagegeſangs der edlen Frauen des Aſan Aga" faſste Scott ſie in einer kleinen Apology for tales of Wonder betitelten Schrift zuſammen, die er 1799 in nur 12 Abdrücken an ſeine Freunde vertheilen ließ.[1]

Die Abweichungen Scott's vom Original ſind im Einzelnen kleine Geſchmackloſigkeiten in der Ausmalung des Grauſenhaften, ſie kommen auf Rechnung des Lewis'ſchen Vorbildes. Am weſentlichſten aber wird der Zauber der Ballade durch die Aufhebung des myſteriöſen Schleiers zerſtört, der über dem ganzen Vorgang geſchwebt, und an dieſer muſs man die Schuld dem ſtrengen Wirklichkeitsſinn des Nachdichters geben.

Im Gegenſatze zu ihm ſucht unter den jüngeren, engliſchen Überſetzern Bowring[2] den Balladenton durch Anwendung alterthümlicher Wortformen zu verſtärken; er hält ſich mit Glück ziemlich ſtreng an den deutſchen Wortlaut. Dieſer Vorzug läſſt ſich einer Übertragung von Martin[3] nicht nachrühmen; ſie gefällt ſich in mancherlei Zuthaten, als deren ſchlimmſte es dem Deutſchen erſcheinen muſs, wenn ſie dem Erlkönig einen black train andichtet, wie einem Kater. Kam hier die Ausmalung des Schaurigen zu einer komiſchen Wirkung, ſo iſt alles Geſpenſtiſche verwiſcht oder gänzlich weggeblaſen in einer Nachdichtung von Paul Dyrſen[4], der ſich auch der platteſten Flickverſe nicht ſchämt.

Franzöſiſch begegnet uns der Erlkönig am früheſten in jener Sammlung der Mme. Panckoucke, die Goethe's Lyrik zum erſten Male in ihrem ganzen Umfange Frankreich bekannt machen wollte. Sie giebt das Gedicht in der lächerlichſten Vernunftproſa. „Mon fils, c'est une vision qu' il faut éloigner de ton esprit; nous ne sommes environnés que de brouillards" ſteht an der Stelle, wo das deutſche:

„Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif"

geſtanden; und

[1] Goethe-Jahrbuch Band III 45.

[2] Bowring, The poems of Goethe. London 1853. S. 147.

[3] Aytoun and Martius, Poems and ballads of Goethe. Edinb. and London 1859. S. 35. New-York 1859. S. 35.

[4] Goethe's Poems. London 1878. S. 149.

„In ſeinen Armen das Kind war todt"

hat ſich verwandelt in: „Il vient l'embrasser, mais hélas, son enfant n'existait plus."

Zehn Jahre ſpäter brachte Xavier Marmier unter anderen Proben ſeiner Überſetzungskunſt auch eine Übertragung des „Erlkönigs", die Versmaß und Ton im Groben wahrt, ohne für die dichteriſchen Feinheiten des Goethe'ſchen Gedichtes einen ebenbürtigen Ausdruck zu haben. Ein Beiſpiel!

„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein."

Daraus wird:

Elles dansent la nuit et veulent chérir,
Te bercer, t'avoir avec elles.

Ebenſo wenig wird eine Überſetzung von Emile Deſchamps Goethe's meiſterlichen Verſen auch nur entfernt gerecht. Ja, ſie verdirbt mit ungeſchickten Zuthaten gar manche große Schönheit. So iſt es die Vernichtung einer mächtigen Steigerung, wenn ſchon im 13. Verſe

N'entends-tu point, mon père, (oh que tu te dépêches!)
ce que le roi murmure et me promet tout bas

„er reitet geſchwind" aus der letzten Strophe vorklingt. Auch behält die Wiedergabe der Worte:

„Und biſt du nicht willig, ſo brauch ich Gewalt"

durch den Vers:

Viens, Viens donc! Un refus pourrait être fatal!

trotz des pathetiſchen Gebrauchs des fatal in der klaſſiſchen Tragödie eine leiſe Komik. Geradezu lächerlich aber heißt es:

Mon père, dans des brumes grises
Vois ses filles en cercle assises!

ſtatt des Goethe'ſchen:

„Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort?"

Eine italiäniſche Sammlung von Pio Bracchi[1] enthält den „Erlkönig" nicht. Von einer Überſetzung durch den däniſchen Dichter Öhlenſchläger[2] weiß man nur ſo viel, daſs ſie Goethe's Wohlgefallen erregte. Einer Übertragung in das Ungariſche von Herrn Prof. Guſtav Heinrich rühmt man große Vollendung nach.[3] Eine neugriechiſche Verſion, von

[1] I canti ed altro poesie da Goethe. Ferrara 1878.

[2] Goethe's Geſpräche herausgegeben von W. Freiherrn v. Biedermann 1889—91. II. S. 30.

[3] Goethe-Jahrbuch III 401.

v. Loeper[1] aus den *Διάφορα ποιήματα* des A. R. Rangawis citiert, iſt in dem Exemplar, das die Berliner Kgl. Bibliothek beſitzt, nicht zu entdecken geweſen.* Erfolglos hat C. Crain 1860 in einem Wismarer Programm den Verſuch gemacht, die Klaſſik Goethe'ſcher Gedanken und Rede durch eine Überſetzung in das Altgriechiſche ſinnfällig darzuthun.

Die Ballade hat indeſſen auch für deutſche Dichter vorbildliche Kraft gewonnen. Am deutlichſten hört man ihren Wiederhall in dem lyriſchen Timbre der „Monduhr" von Rob. Reinick[2], der auch in Syntax und Metrik mit etwas Manier ſich dem Goethe'ſchen Muſter fügt. In einem weiten Abſtand jedoch von des Meiſters Technik ſteht der Droſte-Hülshoff ſtimmungsverwandtes Gedicht, „der Knabe im Moor"[3], in dem man vor lauter Malerei gar keine Bilder mehr ſieht. — Eine offenbare Nachahmung, wenngleich eine parodiſche iſt ein Gedicht in Aachener Mund-

[1] Goethe's Werke I. Bd. Gedichte. I. Teil. Mit Einleitungen und Anmerkungen II. Ausgabe. Berlin 1882. (Hempel.) S. 359.

* Sie ſteht in den (mir von meinem Freunde A. R. Rangabé verehrten) *Ἅπαντα τὰ φιλολογικὰ Ἀλεξάνδρου Ῥίζου τοῦ Ῥαγκαβῆ Τόμος Α'. λυρικὴ ποίησις Ἐν Ἀθήναις . . .* 1874 S. 435 unter der Abtheilung *Μεταφράσεις* als erſtes Gedicht, mit der Überſchrift

Ὁ Βουρκόλακκας

Ἐκ τῶν τοῦ Γέτου, κατὰ τὴν μελῳδ. Schubert *A, ἀρ.* 12.

Da die griechiſche Volksſage den däniſchen ellerkonge (von Herder u. Goethe miſsverſtändlich in Erlkönig umgedeutſcht) unter dieſem Namen nicht kennt, ſo hat Rangabé dafür den Namen eines im griechiſchen Volksglauben bekannten geſpenſtiſchen Weſens, eben den *Βουρκόλακκας* geſetzt (vgl. hierüber mein Fremdwörterbuch II S. 590 b [unter Vampyr] und das dort weiter Angeführte). Ich vermuthe wohl nicht mit Unrecht, daſs dieſe Überſchrift den (oder die) Nachſuchenden verhindert hat, darunter den Goethe'ſchen „Erlkönig" zu entdecken. Mit Rückſicht auf den Raum will ich, damit man Rangabé's Übertragung wenigſtens einigermaßen würdigen könne, nur die beiden erſten Versgebinde herſetzen:

Ποῖοι εἶναι ποῦ 'ς τ' ἄγριο σκότος γυρνοῦν;
Υἱὸς καὶ πατέρας τὸ δάσος περνοῦν.
Σφιχτὰ τὸν υἱὸν ὁ πατέρας βαστᾷ
'ς ταῖς δυώ του ἀγκάλαις 'ς τὸν ἵππον 'μπροστά.

„Γιατί τὸ παιδί μου τὰ μάτια σφαλνᾷς;"
— „Πατέρα! Βουρκόλακκας, βλέπεῖς; περνᾷ,
Στεφάνι φορεῖ, κ' ἔχει τέτοια οὐρά!"
— Παιδί μου! ὁμίχλ' εἶν' αὐτὴ 'ς τὰ νερά." —

Der Herausgeber.

[2] J. Hub, Deutſchlands Balladen- und Romanzendichter. Von G. A. Bürger bis auf die neueſte Zeit. S. 750.

[3] Gedichte. Berlin. S. 46.

art,[1] in dem man früher trotz seines derb-komischen Schlusses um der ähnlichen Anfangsverse willen eine Quelle Goethe's zu finden glaubte.

Ein verwandtes Motiv behandelt Uhland im Harald; und, will man jüngere Dichter auch dann noch belauschen, wenn sie nur Gestalten aus dem Reiche der Elfen beschwören, so mag man hören, was Tieck[2], was Uhland in den „Elfen", was Heine in manchen Liedern des Romanzero[3], was Anastasius Grün[4] von ihrem Treiben zu sagen und zu singen wissen.

Kein Wunder, dass sich auch die Musik mit dankbarer Wärme des Gedichtes bemächtigte, um zu vollenden, was sein Schöpfer noch übrig gelassen. Unter den vielen unbekannten Tonsetzern, die ihr Talent an dieser Aufgabe versuchten, verdient allein Max Eberwein[5], nicht vergessen zu werden, da ihm selbst Goethe's Beifall gedankt hat. Goethe war ein Feind der neuen musikalischen Strebungen, ein Feind durchkomponierter Strophenlieder noch im Besonderen, und so ging er an Schubert's wunderbarer Interpretation mit Missfallen vorüber, bis einst der Schröder-Devrient genialer Vortrag auch sein Herz in den Tiefen erschütterte und seinen Lippen anerkennende Worte entrang.[6] — Nur durch Berichte weiß man von einer Komposition Meyerbeer's, die bestimmt gewesen, Blaze de Bury's Stück „Goethe's Jugend" zu schmücken.[7]

Allein genug! Mag man auch alle die großen und kleinen Künste aufrufen, die an dem Werke eines Meisters thätig gewesen, Eines wird man doch niemals ergreifen können, den Reifen, in dessen Umschlingung sie alle sich erst zum funkelnden Ringe verbinden, das Genie des bildenden Dichters.

Schwarzes Brett

(oder vielmehr Bret) ist in den „Grenzboten" die Überschrift eines stehenden Faches, in welchem Verstöße gegen die deutsche Sprache angenagelt werden. Wenn aber dort in der am 15. März d. J. ausgegebenen Nummer auf S. 559 der streng Aufpassende schreibt:

„Wir wollen uns aber gern das zu werdende Buch darauf ansehen, ob ꝛc.,"

---

[1] Firmenich, Völkerstimmen Germaniens I 488.

[2] Phantasus I. Die Elfen.

[3] Romanzero II. Buch. Waldeinsamkeit. Altes Lied. Neuer Frühling Nr. 32. cf. auch Salon Bd. III Elementargeister.

[4] Gedichte, Berlin 1866. Elfenliebe S. 312. Elfenkönig O'donoghue S. 314.

[5] Goethe's Gespr. VI 7.

[6] Goethe's Gespr. VII 299.

[7] Goethe-Jahrbuch VI 444.

ſo möchte ich ihm rathen, auch dieſen ſeinen Satz in dem ſchwarzen Brett feſtzunageln und ſich z. B. aus Sanders' Wörterb. der Hauptſchwier. unter den auf S. 183a in Nr. 4 angegebenen Stellen (ſ. namentlich auch S. 144a) belehren zu laſſen, daſs man ſprachrichtig wohl ſagen kann: ein demnächſt zu veröffentlichendes — aber nicht: zu erſcheinendes — und ſo auch nicht: ein zu werdendes — Buch.

Nur nebenbei mag auch noch die Geſchmackloſigkeit des Aufpaſſers am ſchwarzen Brett erwähnt werden, wonach er einem Beſteiger von Bergen erſt eine „Kniefertigkeit" und dann eine „Knie- und Magenfertigkeit" zuſchreibt.

Leipzig. Dr. W.

Zu einem Aufſatze von Eugen Zabel.

(National-Ztg. 47. 520.)

Durch die nachfolgenden kurzen Bemerkungen möchte ich die Aufmerkſamkeit meiner Leſer ganz beſonders auf den vortrefflichen Aufſatz hinlenken, den Zabel — bei Gelegenheit der Aufführung von Molière's Luſtſpiel: Die Schule der Frauen (in Ludw. Fulda's Überſetzung) im Berliner Schauſpielhaus — veröffentlicht hat.

1. „Ein ſo ſchwaches Band muſs nothwendig in dem Augenblick reißen, als der Zufall zwei wirklich Liebende, die ohne Nebengedanken in einander aufgehen wollen, zuführt." Hier ſollte es ſtatt des hervorgehobenen als wohl richtiger und ſprachüblicher heißen: wo, oder da, oder in welchem ꝛc.

2. „Seine [Fulda's] gereimten fünffüßigen Jamben ſind von prächtigem Wohllaut und geben alle Pointen der Molière'ſchen Sprache, ſo weit Das im Deutſchen überhaupt möglich iſt, wieder, ſie ſind aber auch ſchauſpieleriſch empfunden und ſprechen ſich ausgezeichnet" [vgl. hierzu Hauptſchwier. S. 236b Nr. 3]. „Die Verzweiflung Arnolphe's in der 4. Scene des letzten Aktes läſſt Fulda in einem Kraftwort ausklingen, das vor einem Jahrzehnt ſchwerlich im Schauſpielhauſe zugelaſſen worden wäre. ‚Malgré tout cela dans le monde on fait tout pour ces animaux-là' überſetzt er: ‚Trotz alledem thun wir am Ende, was die Luder wollen.' Denſelben Ausdruck läſſt Goethe im 2. Theil des ‚Fauſt' an einer Stelle, die nur als eine freie Verdeutſchung ähnlicher Verſe aus der ‚Schule der Frauen' anzuſehen iſt, ſeinem [wohl nur Druckfehler ſtatt ſeinen, doch ſ. Hauptſchwier. S. 195b Nr. 3] Mephiſto in den Scenen mit den Lamien gebrauchen. Das ſtarke Wort, das bei Goethe auch in der Verkürzung

[soll wohl heißen: Verkleinerung] „häufig vorkommt, ist durch ihn litterarisch geadelt und durch Fulda bühnenfähig gemacht worden.“

Hierzu füge ich aus meinem Wörterb. II S. 175a das unter Luder in Nr. 4 Gesagte:

„. . . Auch, indem der Sinn des Beschimpfenden zurücktritt, theils auch in den des Bedauerns, Mitleids, ja selbst — namentlich verkleinert — in den der Liebkosung (wo die Bedeutung [= Lockung, Lockspeise, Köder] vielleicht noch durchschimmert) übergeht, von Personen, Thieren und Sachen, s. namentlich Schmeller Bair. Wörterb. 2, 442, der u. A. anführt: So seind die Lüderinnen, die Hexen! Buchner Charf. Proc. 165, z. B.: Man weiß, das [Frauens-]Volk taugt aus dem Grunde nicht | und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen Goethe 12, 130. Dem Luderchen den Text zu lesen. | Das rührt den Leichtsinn [die leichtsinnige Person, nämlich die Schönheit, personificiert] nicht einmal. 2, 218. Entweder ist sie eine Gans, sich zu fürchten oder ein Luderchen [schlimmer Schelm ꝛc.] Derſ., s. Riemer, Goethe 2, 664. Das Luder von [der infame verfluchte] Weg dreht sich nicht anders. Grabbe Herm. 7. Das Luder [von Pferd] fühlt wie ein andrer Mensch. 64. Wie gescheit das Luderchen [der Hund] seine Nase an Josephinens rothe Lippen drückt! König Klubbist. 1, 292. Das Luder von einem elenden Beschäler [Hengst] Jean Paul 1, 22. Dass so 'n armes Luder [Pferd] die Würmer kriegt. Schlegel, Shak. 6. 41 ꝛc., auch: Wehmüthig lächelnd rief er: Da bin ich armes Schindluderchen wieder marode! Heine, Reiseb. 1, 110.“

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Birg- oder Birkauge.

In einer kleinen Novelle von Heinr. Landsberger (Über Land und Meer 72. Bd., S. 1849b) findet sich der folgende Satz:

„Claygate [das Ross] schüttelte sich in den Zügeln, blähte seine groß geöffneten Nüstern, das untrügliche Zeichen seiner edlen Herkunft, und wandte sich mit seinen feurigen hellgelben Birkaugen nach seinem Herrn zurück“

und J. E. L. Falke in seinem Universal-Lexikon der Thierarzneikunde (Weimar 1842) sagt Bd. I S. 121b: „Birkauge = Falkenauge“ und dann weiter S. 271a: „Falkenauge heißt das mit einer hellbraunen Blendung versehene Auge.“

Ich habe diese Stellen hier angeführt, um einen Irrthum in Grimm's Wörterb., der daraus auch in das meinige übergegangen ist, zu berichtigen. Bei Grimm 2, Sp. 38 heißt es:

„Birgauge n. oculus noctu videns: Katzen haben Birgaugen. ſehen bei der Nacht, beim Tag blinzen oder ſchimmern ſie. Jac. Heerbrand Ketzerkatzen 1589 S. 102. Heißt Das Augen, die ſich bei Tage bergen?“ und danach habe ich unter den Zuſammenſetzungen von Auge (I S. 581) aufgeführt: „Birgauge (veraltet): das bei Tage blinzt, bei Nacht ſcharf ſieht. Grimm 2, 38.“

Hier wird die Bezeichnung „veraltet“ zu ſtreichen und die Bedeutung nach dem Obigen zu berichtigen ſein. Wie das Beſtimmungswort in der Zuſammenſetzung zu deuten und zu erklären iſt, möge dahingeſtellt bleiben.

2. Stellung.

„Freilich klappt bei Erſtlingsreiſen in der Regel nicht Alles ſo gut wie ſpäter und muſs ſich das Perſonal erſt einarbeiten.“ Nat.-Ztg. 46, 379 (G. van Muyden), gefüger: und das Perſonal muſs ſich ꝛc.

3. Ebenſogleich.

„Leider iſt es nur gelungen, einen geringen Theil der Denkwürdigkeiten zu retten und ebenſogleich machte man nach Ausbruch des Feuers die Entdeckung, daſs 60 000 finniſche Mark, welche in der Kirche aufbewahrt wurden, verſchwunden waren.“ Nat.-Ztg. 46, 381 ſtatt: und gleichzeitig oder: und zugleich ꝛc.

4. Beziehungsloſes (ſogenanntes abſolutes) Mittelwort.

„Sehr erfreut über die ihm und ſeinem Hauſe bekundete Anhänglichkeit, ſo ſtehe doch die Anhänglichkeit und Liebe zum Vaterlande, die ſich ſelbſtlos und opferfreudig beweiſen, noch höher ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 386, wo der Anfang richtig etwa hätte lauten müſſen: „So ſehr er auch erfreut ſei über ꝛc.“

5. Malz.

„Mit dem Malz iſt es wie mit den Weintrauben, es hat ſeinen beſtimmten Geſchmack, der ihm nicht künſtlich gegeben werden kann, ſondern auf dem Boden angeboren wird, auf dem es wächſt.“ Nat.-Ztg. 46, 387. Richtiger ſollte es am Schluſſe heißen: „auf dem die Gerſte wächſt“ [aus welcher das Malz bereitet wird].

6. Endung des Dativs.

„Zwiſchen Stagno als Beklagten und ſeinem frühren Impreſario Emil Dürer ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 389 — ſtatt: „als dem Beklagten“ oder (mit Wegfall des Geſchlechtswortes): „als Beklagtem“ ſ. meine Hauptſchwier. S. 284b Nr. 3i und S. 99b ff. Nr. 11a und b, — vgl. auch, aus einem Aufſatz von Ed. v. Hartmann (in der „Gegenwart“ 43,

S. 193b): „So muſs dem Kapital als *ſolchen*“ [richtig: *ſolchem*, ſ. Hauptſchwier. S. 253b ff.] ein Tauſchwerth zugeſtanden werden“ und ähnliche auf läſſiger Ausſprache beruhende Vertauſchungen der ſtarkformigen Dativendung *em* mit der ſchwachformigen *en*.

7. Selbſtverſtändig ꝛc.

„Von den Zeitgenoſſen als etwas *Selbſtverſtändiges* angeſehen“ Nat.-Ztg. 46, 390 (G. E.), üblicher und beſſer: etwas *Selbſtverſtändliches* (ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 507b). [Nebenbei bemerkt findet ſich Sp. 2 Z. 11 der Druckfehler: „Erasmus Albarus“ ſt. „Alberus“ und Sp. 5 Z. 9: „in den kürzer gehaltenen und der Quelle *neuer* folgenden Stücke“ ſt. *treuer*.]

8. Appoſition.

„Der Cholera-Kurs im kaiſerlichen Geſundheitsamt. Vorträge und bakteriologiſches Praktikum, gehalten von Dr. R. J. Petri, Regierungsrath, *ordentliches* Mitglied des Geſundheitsamtes und Vorſtand der bakteriologiſchen Abtheilung des Laboratoriums desſelben (Verlag von Richard Schoetz, Berlin),“ ſ. National-Ztg. 46, 393 wofür es in der Appoſition richtig heißen müſste: „*ordentlichem*“ ſ. Hauptſchwier. S. 46b.

9. Weil.

„Gerade *weil* wir im Unklaren darüber bleiben, ob in ihm das Zeug zu einem Teufel oder einem Meſſias ſteckt, *weil* wir uns demüthig beſcheiden und hoffen müſſen, liegt das Beruhigende dieſes Ausgangs.“ (Nat.-Ztg. 46, 396.) So ſchreibt Eug. Zabel, deſſen Aufſätze ſowohl um ihres Inhalts willen wie auch in Bezug auf das Sprachliche im Allgemeinen ſehr empfehlenswerth ſind. Hier aber paſſt der Vorderſatz mit dem Nachſatz nicht zuſammen: entweder hätte ſtatt der hervorgehobenen *weil* beide Mal *darin daſs* geſetzt werden oder ſonſt der Nachſatz geändert werden müſſen, etwa: „beruhigt uns dieſer Ausgang.“

10. Stellung.

„Heute ſoll in der Kammer eine Interpellation über die angebliche Ermordung Nuger's *durch die Polizei* ſtattfinden.“ Nat.-Ztg. 46, 397. Dem Wortlaut nach wäre bei dieſer Stellung eine doppelte Auffaſſung ſtatthaft, wonach es ſich einerſeits um die Ermordung N.'s durch die Polizei, andrerſeits um eine Interpellation durch die Polizei über die Ermordung N.'s handeln könnte. Gemeint iſt natürlich das Erſtere, und jede Miſsdeutung wäre durch eine andere Stellung verhütet: „Heute ſoll über die Ermordung N.'s durch die Polizei eine Interpellation in der Kammer ſtattfinden.“

11. Momentan, Superlativ.

„Der Hoffnungsſchimmer einer goldigen Zukunft, die beſſer ſein ſoll als die momentanſte Gegenwart.“ Gegenw. 43, S. 198a (Ernſt Zimmermann) vgl. meine Hauptſchwier. S. 261 über die Steigerung von „gegenwärtig, heutig ꝛc.“

12. Unterlegen.

„Eine Oper . . . ‚König Lear‘ mit unterlegtem Text nach der Shakeſpeare'ſchen Tragödie“ Neue Muſik-Ztg. 14, S. 20a ſtatt untergelegtem.

13. Nominativ ſtatt Accuſativ.

„Bevor er [der General Heureaux] St. Domingo verließ, ließ er ſeinen Mitbewerber um die Präſidentſchaft, den General Marchana, an Bord ſeines Schiffes ſchaffen und in den Ballaſtraum ſchleppen, hier kettete er ihn eigenhändig an und führte ihn während eines ganzen Monats als Gefangener mit ſich herum.“ Nat.-Ztg. 46, 405, wahrſcheinlich nur ein Druckfehler ſtatt: „als Gefangenen“, wie es natürlich dem Sinn gemäß heißen muſs.

14. Werden.

„Der Verſorgung dieſes Vorortes mit Waſſer durch Charlottenburg liegt doch zweifellos ein Kontrakt mit bindenden Erklärungen zu Grunde, welche eben ſo zweifellos, als nicht erfüllt worden, nachgewieſen werden können.“ Nat.-Ztg. 46, 406, vgl. meine Hauptſchwier. S. 335b/a unter Werden 3a—d.

Der vorſtehende Satz enthält einen ſeltnen, ſo weit ich ſehe, auch in allen Sprachlehren außer Acht gelaſſnen Fall, deſſen Beſprechung ich eben deſshalb hier nachträglich anregen möchte.

Nach dem a. a. O. in Nr. 3a Auseinandergeſetzten ſagt man üblich und ſprachrichtig nur: „Die bindenden Erklärungen ſind nicht erfüllt worden.“

Weiter heißt es dann in Nr. 3d:

„Selten und nicht nachahmungswerth iſt die Verwandlung des prädikativen Particips worden (ſ. o.) in ein attributives Adjektiv,“

von welchem „nicht nachahmungswerthen“ Gebrauch dort vereinzelte Beiſpiele gegeben ſind. Danach würde man alſo nicht gut und nicht ohne Anſtoß ſagen: „Die nicht erfüllt wordenen bindenden Erklärungen“ ſtatt: „Die nicht erfüllten“ — oder: „Die unerfüllt gebliebenen bindenden Erklärungen.“

Daran ſchließt ſich nun der oben mitgetheilte ebenfalls nicht nachahmungswerthe Satz aus der Nat.-Ztg., wofür es üblicher und gefüger etwa hätte heißen können:

„Mit bindenden Erklärungen, welche eben ſo zweifellos als unerfüllt geblieben (oder gelaſſen, — oder: als nicht erfüllt) nachgewieſen werden können,"

oder ſonſt z. B.:

„Mit bindenden Erklärungen, welche, wie eben ſo zweifellos nachgewieſen werden kann, nicht erfüllt worden ſind" u. ä. m.

15. Reflexive (oder rückbezügliche) Zeitwörter in der leidentlichen (paſſiven) Form

ſ. Hauptſchwier. S. 129b Nr. 8 und S. 236b Nr. 2, vgl.: „Die von der Mehrzahl ſich auferlegte Selbſtverleugnung fand unter den Wählerſchaften einen mannhaften Wiederhall ꝛc." Nat.-Ztg. 46, 407, wofür es ſprachrichtig etwa heißen müſste: „Die Selbſtverleugnung, welche die Mehrzahl ſich auferlegt hatte ꝛc."

16. Zurückſchrecken.

„Nachdem einmal der Plan für die Chicagoer Weltausſtellung ſo weit gefaſſt war, daſs neben der eigentlichen Induſtrie auch Kunſt und Wiſſenſchaft im engern Sinn zur Mitwirkung heranberufen waren, hat Deutſchland auch auf dieſen Gebieten nicht vor erheblichen Opfern zurückgeſchreckt."

So lautet nach einer Mittheilung in der Beilage der Meklenburg-Strelitz'ſchen Landes-Ztg. vom 9. Juli 1893 ein Satz in der vortrefflichen Rede, die der deutſche Reichskommiſſar, Geheimrath Wermuth, bei der Eröffnung der deutſchen Ausſtellung gehalten, vgl. hierzu die Zeitſchr. III S. 109 und das dort (und in ſpätern Stellen, ſ. die Inhaltsverzeichniſſe) Angezogene. Sprachlich am richtigſten, obgleich einigermaßen veraltend, würde es wohl heißen: Deutſchland iſt nicht vor erheblichen Opfern zurückgeſchrocken, üblicher aber wohl noch ſtatt des letzten Wortes: zurückgeſchreckt, was ſich durch ein hinzuzudenkendes worden auch ſprachlich rechtfertigen laſſen dürfte. Ich aber meinestheils würde doch das ſtarkformige Mittelwort vorziehen und empfehlen, weil ich glaube, durch den Gebrauch guter Schriftſteller und weitverbreiteter Zeitungen ꝛc. könnte das vollſtändig Richtige in ſolchen Fällen vor dem Veralten geſchützt werden und in ſeinem Recht bleiben.

17. Bad (Mehrzahl).

„Daſs die Polizei wahre Blutbade veranſtaltet habe." Nat.-Ztg. 46, 410, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. I S. 29b, wo es in der Anm. zu Bad heißt:

„Falſch iſt die Mehrzahl Bade ſtatt Bäder, wie z. B. der Däne Baggeſen ſchreibt: Dergleichen Sturzbade.“ F. H. Jacobi Nachl. 1, 180.

18. Wie.

„Unter den Strahlengrüßen der Sonne, die ja ſchon von Tag zu Tag einen immer größeren Bogen am Himmelszelte beſchreibt und immer wärmer, immer liebreicher, wie eine beſorgte Mutter auf das noch meiſtens von lethargiſcher Ruhe umfangene Leben hier unten hernieder lächelt.“ Von Fels zum Meer XII S. 64b. Ich habe den Satz hier nur ausgehoben zur Lehre für Diejenigen, die nach einem vorangehenden höheren Steigerungsgrad noch immer unterſchiedlos wie und als gebrauchen zu dürfen glauben — man vergleiche den nachfolgenden Satz aus der Beilage zu Nr. 38 des „Daheim's“ von 1893, den mir der Zufall grade in die Hände geſpielt, nachdem ich das Vorſtehende niedergeſchrieben:

„Aber bald wäre Alles anders gekommen, wie Pia und die Eltern es ſich gewünſcht.“

Das richtige als ſtatt wie nach dem anders hätte den Satz vor jeder Miſsdeutung des eigentlich Gemeinten geſchützt.

19. Sprachliches Geſchlecht der Verkleinerungen.

„Er entwirft unterhaltende Bilder der verſchlafenen Zuſtände jener entlegenen Provinzen und Städtchen. Eine fand er reich beflaggt und in fieberhafter Erregung ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 424 (Marie v. Bunſen).

Bei dem hervorgehobenen weiblichen eine hat die Verfaſſerin offenbar nicht an das unmittelbar davor ſtehende ſächliche Verkleinerungswort Städtchen gedacht, ſondern an das dieſem zu Grunde liegende unverkleinerte weibliche Hauptwort Stadt (vgl. Zeitſchr. S. 137 über derartige „Fügungen nach dem Sinne“). In dem vorliegenden Falle hätte die Schriftſtellerin doch wohl minder hart ſetzen können oder ſollen: „Eine dieſer kleinen Städte ꝛc.“, ſ. auch die folgende Nr.

20. Zum ſprachlichen Geſchlecht von Hauptwörtern.

In der Beilage zu Nr. 164 der „Meklenb.-Strel.-Landeszeitung“ (vom 16. Juli 1894) heißt es auf der 4. Spalte der dritten Seite:

„Die Nothlage dürfte aber erſt im Herbſt ſeinen Höhepunkt erreichen“ ſtatt ihren (ſ. hierüber meine Hauptſchwier. S. 251b/a unter II Sein Nr. 2).

In der unmittelbar darauf folgenden Mittheilung lieſt man:

„Dort iſt jetzt eine 16 Fuß lange Python bivittatus zu ſehen, die vor einigen Wochen aus Oſtindien mit etwa 40 Eiern in Hamburg anlangte, wovon ſie nunmehr 35 Stück ausgebrütet hat.“

Hätte der Schreiber ſtatt des lateiniſchen Namens die entſprechende deutſche Benennung geſetzt, an die er offenbar gedacht hat (zweiſtreifige Rieſenſchlange), ſo wäre Alles in Ordnung, aber er hat überſehen oder unbeachtet gelaſſen, daſs Python bivittatus männlichen Geſchlechts iſt.

21. Doppelſteigerung.

„In noch etwas verſtärkterem Maße.“ Nat.-Ztg. 46, 427, wofür genügt hätte: verſtärktem (da in dem Mittelwort verſtärkt ſchon der Begriff des höheren Grades liegt = ſtärker geworden) oder ſonſt: in noch etwas ſtärkerem Maße, vgl. erhöht Zeitſchr. S. 221; VII S. 221 ꝛc.

22. Zur.

„Eine überaus bedenkliche, im Verhältnis zur Beläſtigung der Bevölkerung und den Koſten wenig nützende Maßregel.“ Nat.-Ztg. 46, 423, — richtiger: zu der ꝛc., da die Ergänzung des zu aus dem vorangehenden zur eine, wenn auch nur kleine, Härte in ſich ſchließt, ſ. Hauptſchwier. S. 37b unter Am Nr. 10.

23. In etwa.

„Wenn man außerhalb unſerer Provinz die ſo ſchwierigen ſchleſiſchen Verhältniſſe auch nur in etwa [= etwas, einigermaßen] kennen würde.“ Nat.-Ztg. 46. 428, ſ. Zeitſchr. 6, S. 274 Nr. 8.

24. Unterſchieben.

„Die ihm unterſchobene Abſicht.“ Nat.-Ztg. 46, 430 ſtatt untergeſchobene ſ. Zeitſchr. 52 Nr. 35; 266 Nr. 9; 271 Nr. 28.

25. Dutzend.

„Nach und nach war in ihm ein Haſs, ein redlicher Neid gegen Die entſtanden, welche ihre architektoniſchen Studien zum Bauen benutzten. Er kannte die Laufbahn vieler Dutzender.“ Gegenw. 43, 237b (Kornelius Gurlitt). Es ſollte heißen: vieler Dutzend oder Dutzende [ſolcher Architekten oder Baubefliſſenen], ſ. über die Verbindung: „ein Dutzender (wie Ellener, Guldener, Hunderter ꝛc.)“ mit nachfolgendem Zahlwort meine Hauptſchwier. S. 122a Nr. 7h.

26. Verſchiedenheit mit.

„Im Grunde genommen, hat Klaſſe I wenig Verſchiedenheit **mit** Berliner Verhältniſſen.“ Gegenw. 43, 238a (Kornelius Gurlitt).

Richtig und ſprachüblich hätte der Vf. etwa ſetzen ſollen: Klaſſe I iſt wenig verſchieden (oder: unterſcheidet ſich wenig) **von** ꝛc. Mir ſcheint, der Vf. hat ſich zu der ungewöhnlichen Ausdrucksweiſe

verleiten laſſen durch Verbindungen wie: wenig Ähnlichkeit haben mit ꝛc., vgl. auch das in meinem Wörterb. III S. 917c unter dem Wort Unterſchied Nr. 2 Geſagte, woraus ich hier nur das Folgende herſetze: „Der Unterſchied der Dinge von einander; ungewöhnlich: Einen wichtigen Unterſchied meines Volkes mit allen andern.“ Mügge ꝛc.

27. Baurich. m.

Dieſen noch in meinem Ergänz.-Wörterb. und — ſo weit ich ſehe — in allen bisherigen deutſchen Wörterbüchern fehlende Fachausdruck der Baukunſt verwendet Kornelius Gurlitt in ſeinem (in den beiden vorhergehenden Nr. beſprochenen) Aufſatz (S. 238a). Zur Ausfüllung der Lücke in meinem Ergänz.-Wörterb. führe ich nachträglich hier die folgenden Sätze an, worin das Wort bei Gurlitt vorkommt und zugleich erklärt iſt.

„Ob nun die Häuſer 5 oder 4 Geſchoſſe über einander häufen, ob ſie 22 oder 18 Meter hoch gebaut werden dürfen, — Das iſt nicht von einſchneidender Bedeutung. Nur der ‚Baurich‘ ſpielt eine Rolle, d. h. die Beſtimmung, daſs das Haus, wenn es nicht unmittelbar an den Nachbar anſtößt (geſchloſſene Bauweiſe), mindeſtens einen geſetzlich beſtimmten Abſtand einhalten muſste, (offene Bauweiſe) wie Dies z. B. in Stuttgart, Bremen u. a. O. ſchon längſt Geſetz iſt. Der Baurich beträgt bei Klaſſe I 6 Meter. Bei Klaſſe II beträgt die geſtattete Bauhöhe fünfzehn, der Baurich 5 Meter. Da aber die Breite der Grundſtücke nicht beſchränkt iſt, wird es nur eine Frage der Erfahrung, ob ſich der Baurich wirklich für große Ausnutzung des Terrains rentiert, ob die Parcellierung auf ihn Rückſicht nehmen wird ꝛc.“

Wenn etwa freundliche Leſer mir darüber Auskunft zukommen laſſen wollten, in welchen Ortſchaften und ſeit wann (vielleicht ſchon in älteren Bauordnungen) der Ausdruck Baurich in Gebrauch iſt, ſo werden ſie mich dadurch zu beſondrem Danke verpflichten.

28. Schwulſtiſch.

„Die Sprache iſt kraftvoll und ſelten ſchwulſtiſch.“ Gegenw. 43, 255b, gewöhnlich: ſchwülſtig.

29. Dortſelbſt; geboten (Steigerung).

„Bei der Armuth vieler Bauern dortſelbſt war die billigſte Bauart immer die gebotenſte“ Nat.-Ztg. 46, 432 (aus der Schweiz) üblicher: vieler dortigen Bauern . . . die am meiſten gebotene (die geſuchteſte, nächſtliegende ꝛc.) oder — mit anderer Wendung — etwa: Bei der Armuth der meiſten dortigen Bauern griffen ſie nothgedrungen meiſt zu der billigſten Bauart.

30. Stellung.

„Der durch Verluſte beim Totaliſator dazu kam, Tauſende ſeiner Mutter ſtahl.“ Nat.-Ztg. 46, 434, — wo in gewöhnlicher, richtiger Stellung das Dativobjekt dem Accuſativobjekt vorangehen müſste: ſeiner Mutter Tauſende zu ſtehlen, ſ. mein Buch: „Satzbau und Wortfolge.“ S. 203 ff. § 29, 6e.

31. Entnommen, enthalten.

„Einem in der „Deutſchen Kolonialzeitung“ entnommenen Briefe von Otto Ehlers aus Hawaii, das durch die jüngſte Revolution daſelbſt die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hat, iſt die nachfolgende Schilderung entnommen ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 438.

Es ſollte heißen: „Einem in der ... Zeitung enthaltenen Briefe“; dem Schreiber hat ſich das den Schluſs bildende entnommen in den Gedanken ſo vorgedrängt, daſs er es fälſchlich auch ſchon früher an die unrechte Stelle geſetzt.

Anzeige der eingeſandten Bücher.

(Beſprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

A. Brunner. Schlecht Deutſch. Eine luſtige und lehrreiche Kritik unſerer neuhochdeutſchen Mundarten. Wien und Leipzig. Verlag von J. Eiſenſtein & Co. 1895 13 Bogen.

Dr. W. Buchner. Egmont ... von Goethe. Schulausgabe. Eſſen, G. D. Bädeker. 92 S. kartonniert 80 Pf.

H. Daussy, L'EAU étude philologique: Introduction, 152 p. Première partie (Enchaînement des idées), 1048 p. Deuxième partie (Groupement des radicaux), 464 p. Paris, Ernest Leroux, Éditeur, 28, rue Bonaparte.

Berichte des Freien Deutſchen Hochſtiftes zu Frankfurt a/M. Herausgegeben vom Akademiſchen Geſammt-Ausſchuſs. Neue Folge. 10. Bd. Jahrgang 1894. Heft 3/4. Frankfurt a/M. Gebrüder Knauer. (S. 287—548 und Kunſtbeilagen, 2 Tafeln.)

Freytag's Schulausgaben klaſſiſcher Werke für den deutſchen Unterricht.

Joh. Gottfr. v. Herder. Der Cid ... Für den Schulgebrauch. Herausgegeben von Rud. Reichel. 182 S. Preis geb. 80 Pf. Leipzig, G. Freytag 1895.

William Shakeſpeare. Coriolanus ... Herausgegeben von Wilhelm Swoboda. 142 S. Preis geb. 70 Pf. Leipzig, G. Freytag, 1895.

Pitt Press Series: Discours sur l'histoire de la Révolution d'Angleterre par F. P. G. Guizot, edited with introduction and notes by H. W. Eve, M. A. Cambridge; at the University Press 1894. Extra Fcap 8vo. Cloth. Price 2. s. 6 d.

Wallenſtein I. Wallenſtein's Lager. Die Piccolomini. Wallenſtein, ein Trauerſpiel von Friedr. Schiller. Edited (with Introduction, English notes,

and an Appendix by Karl Breul, M. A., Ph. D. Cambridge: at the University Press. 1894. Extra Fcap 8vo. Price 3 s. 6 d.

Karl Redlich, Göttinger Muſenalmanach auf 1770 (Heft 49/50. Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh.). Stuttg. G. J. Göſchen 1894. 110 S. 2 Mk. 50 Pf.

F. S. Eine Sprachpauke. Kein Dogma der ortografi-entwiklungsfreiheit. Bonn, 1894. Verlag v. P. Hannſtein. 48 S. Preis 60 Pf.

Rudolf Ullrich, Präſekt der k. k. Thereſianiſchen Akademie. Übungs- und Leſebuch zum I. Theil: Allgemeine Lautſchrift (Phono-Stenographie) 14 S. mit 8 Tafeln. Pr. 40 Kr. Wien 1894. Eigener Verlag (Wien VII 2. Breitengaſſe 21).

Veredarius, Das Buch von der Weltpoſt, Entwickelung und Wirken der Poſt und Telegraphie im Weltverkehr. Dritte, durchgeſehene Auflage (Fünftes bis achtes Tauſend). Berlin. 1894. Verlag von Herm. J. Meidinger. Groß 4° X und 368 S. mit zahlreichen Illuſtrationen.

Hermann Wunderlich, Unſere Umgangsſprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar und Berlin, Emil Felber XVI und 272 S. Pr. 4 M. 50. Pf.

Paul Wolff und v. Hohenberg, Der Weidmann, Blätter für Jäger und Jagdfreunde. Erſte illuſtr. deutſche Jagdzeitung. XXVI. Bd. Nr. 1 (1. Okt. 1894). Blaſewitz, Dresden. Preis vierteljährlich 3 Mk. 10 Pf., halbjährlich 6 Mk.

Die Zeit. Herausgeber Prof. Dr. J. Singer, Herm. Bahr und Dr. Heinr. Kanner. Erſcheint jeden Sonnabend. (Preis vierteljährlich 3 fl. = 5 Mk. Wien IX/3 Günthergaſſe Nr. 1.) Nr. 1, 16 S. Lexikon-Format.

Briefkaſten.

Herrn **Joſeph A . . .** in Bromberg: „Die drei Holbein'ſchen Portraits . . . Auch ſie waren früher erſtreut und viel ungünſtiger aufgeſtellt." Sonntags-Beilage Nr. 41 zur Nat.-Ztg. Sie haben Recht, daſs ein Zeitwort erſtreuen nicht üblich iſt; aber hier iſt offenbar nur ein Buchſtabe im Anfang des hervorgehobenen Wortes im Druck weggeblieben; ob ein v oder ein z bleibe dahingeſtellt.

Herrn Oberlehrer **Dr. R. Bertin** in Langenberg (Rheinland): Verbindlichen Dank für Ihren Aufſatz, der im nächſten Heft zum Abdruck gelangen wird, freundlichſten Gruß und die Bitte um gelegentliche weitere Beiträge.

Herrn **E. A. Buchheim,** Phil. Doc., F. C. P. in London. Ich freue mich ſehr, daſs wir in der Clarendon Press Series der German Classics demnächſt Ihre Ausgabe der erſten 4 Bücher von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" zu erwarten haben. Freundlichſten Gruß!

Fräulein **Charlotte v. B.** bei München: „Die Stelle des Ovid fiel ihm wieder ein; und er glaubte jetzt durch eine poetiſche Umſchreibung, ſo wie damals durch eine proſaiſche, ſich am beſten aus der Sache zu ziehen. Sie hieß:

Nec factas solum vestes spectare juvabat,
Tum quoque dum fierent; tantus decor adfuit arti.

Zu Deutſch:

Ich ſah's in meiſterlichen Händen
(Wie denk' ich gern der ſchönen Zeit!)

Sich erſt entwickeln, dann vollenden
Zu nie geſehner Herrlichkeit.
Zwar ich beſitz' es gegenwärtig,
Doch ſoll ich mir nur ſelbſt geſtehn:
Ich wollt', es wäre noch nicht fertig,
Das Machen war doch gar zu ſchön!

Mit dieſem Übertragenen war unſer Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, daſs er das ſchön flektierte Verbum: dum fierent, in ein traurig abſtraktes Subſtantivum verändert habe, und es verdroſs ihn, bei allem Nachdenken die Stelle doch nicht verbeſſern zu können." Goethe, Wanderjahre 2. Buch, 4. Kap. (40bändige Ausgabe Bd. 18, S. 240).

Sie wünſchen nun erſtens an Stelle der „Umſchreibung" eine wirkliche „Überſetzung" der ovidiſchen Verſe und weiter fragen Sie an, ob nicht etwa — und wie — der Ihrem Gefühl nach begründete „Tadel" in der Umſchreibung doch hätte „verbeſſert" werden können. Ihren erſten Wunſch kann ich leicht erfüllen, indem ich die Überſetzung von dem vortrefflichen Joh. Heinr. Voß herſetze. Sie lautet:

„Nicht nur gewordene Zeuge vergnügte ſie dort zu betrachten,
Sondern die werdenden auch: ſo paarte ſich Kunſt mit der Anmuth."

Ihrem zweiten Wunſche gerecht zu werden, wird ſchwerer halten; doch ſchlage ich Ihnen, bis Jemand Beſſeres findet, folgende „Änderung" (ich ſage nicht: „Verbeſſerung") der Schluſszeile vor:

„Denn werdend war's doch gar zu ſchön".

Mr. H. Daussy Premior Président honoraire à Albert, (Somme). Die Einleitung zu Ihrem in den Bücheranzeigen dieſes Heftes aufgeführten Werke: L'EAU war mir durch Ihre Güte ſchon vor etwa einem Jahr zugegangen und hatte mich geſpannt und begierig auf das zu erwartende Werk ſelbſt gemacht, für deſſen jetzt erfolgte Zuſendung ich Ihnen meinen herzlichen Dank ausſpreche. Ich beglückwünſche Sie zu der Vollendung und verbinde mit meinem Danke den aufrichtigen Wunſch und die Hoffnung, daſs Sie trotz Ihres Alters von Ihrer ſchweren Krankheit geneſen mögen. Deſs walte Gott!

Ich erlaube mir, das kurze Vorwort Ihrer Einleitung hier deutſch anzureihen, damit daraus die Leſer meiner Zeitſchrift den Inhalt Ihres Werkes erkennen mögen:

„Zuerſt muſs ich die meiner Arbeit zu Grunde liegenden allgemeinen Ideen angeben.

Dieſe Einleitung zerfällt in 3 Kapitel: Im erſten zeige ich, daſs es in den 7 auf unſern höhern Schulen gelehrten und mir einzig bekannten Sprachen (Griechiſch, Latein, Franzöſiſch, Italiäniſch, Spaniſch, Deutſch und Engliſch) gemeinſame Wurzeln giebt.

Im zweiten zeige ich die Haupturſachen der Veränderungen, welche dieſe Wurzeln erleiden, und damit zugleich die aus der Veränderlichkeit der verſchiedenen Formen entſpringenden Hauptſchwierigkeiten.

Im letzten lege ich meine Hypotheſe über den urſprünglichen Ausdruck der Idee des Waſſers und über die Entwicklung, welche ſie erfahren hat, dar."

Nach dieſer Einſchaltung für meine Leſer wiederhole ich nur noch meinen herzlichen, verbindlichen Dank für Sie, den aufrichtigen kurzen, aber inhaltsreichen Wunſch hinzufügend:

Alles Gute!

Frau **v. M . . . . n** bei Heidelberg: Sie ſenden mir einen Ausſchnitt aus der Zeitſchrift „Quellwaſſer fürs deutſche Haus“ 18 Jahrg. S. 734 a, worin es heißt:

„In der kürzlich uns zugegangenen Nummer 15 dieſer vielſeitigen durch den Reichthum ſeiner Anſchauungsmittel längſt bekannten Zeitſchrift.“

Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie Ihrer Freundin gegenüber behaupten, daſs es ſtatt des durch den Druck hervorgehobenen ſeiner (zu beziehen auf das weibliche Hauptwort Zeitſchrift) nach dem heutigen Sprachgebrauch richtig ihrer heißen müſste; doch vergleichen Sie meine Hauptſchwier. S. 251b 2a unter II Sein Nr. 2.

Frau **Dr. Bees** in Leipzig. In Nr. 10 der Zeitſchr. „Geſellſchaft“ findet ſich in der Überſetzung eines Werkes des Dänen Gunnar Heiberg folgender Satz:

„Als die Gäſte einer nach dem andern kamen und keiner Sie war, — da ging ich.“

(So redet der Sprechende die von ihm unter den Gäſten vermiſste Dame an.)

Es iſt nun ein Streit entſtanden, ob in den hervorgehobenen Worten die von mir vertheidigte Einzahl war richtig iſt oder ob dafür, wie von andrer Seite behauptet wird, die Mehrzahl waren zu ſetzen wäre.

Als der von Ihnen erwählte Schiedsrichter Ihres freundſchaftlichen Streites erwiedere ich:

Ob hier das Zeitwort in der Einzahl zu ſetzen ſei, hängt davon ab, welches Wort in dem Satze als Subjekt aufzufaſſen iſt. Nach der Stellung iſt das in der Einzahl ſtehende keiner das Subjekt und demgemäß auch das Zeitwort in die Einzahl zu ſetzen (war). Hieße es aber mit etwas veränderter Stellung: Als die Gäſte . . . kamen und Sie keiner davon waren (oder: und Sie Sich nicht darunter befanden ꝛc.), ſo muſs in Übereinſtimmung mit dem Subjekt Sie (die Mehrzahl der dritten Perſon des perſönlichen Fürworts — nach den Vorſchriften der heutigen Höflichkeit das natürliche Anredefürwort Du in der zweiten Perſon vertretend) das Zeitwort in die Mehrzahl geſetzt werden, vergleichen Sie: Als die Gäſte . . . kamen und Du [Fürwort der zweiten Perſon in der Einzahl] keiner davon warſt [in der Einzahl der zweiten Perſon] oder: und du dich nicht darunter befandeſt ꝛc.

Ich hoffe, durch das Vorſtehende den Streitenden die Sache vollſtändig klar gemacht zu haben, und brauche wohl kaum noch hinzuzufügen, daſs die mitgetheilte Überſetzung eine unbeholfene und ſchlechte iſt, deren Verbeſſerung ſich aus dem Vorſtehenden ergiebt.

Herrn **Dr. H. Schrader** in Berlin. Herzlichſten Dank für Ihren „Euphorion“-Aufſatz nicht nur von mir, ſondern auch von Sanitätsrath Dr. Ed. Mayer in Halle, der ſehr erfreut iſt und dem ich ſehr dankbar bin, daſs er Sie zu dieſer vortrefflichen Arbeit angeregt hat. Alles Gute!

Alle für die Zeitſchrift ſelbſt beſtimmten Zuſendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altſtrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umſchlag oder als Beilagen beſtimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn ſenden.

Beiträge fürs nächſte Heft müſſen jedes Mal bis ſpäteſtens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers ſein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältniſſe der Zeitſchrift im Auge zu halten.

Aus Goethe's Wahrheit und Dichtung. (9. Buch.)

Vorwort.

Wiederholt ist mir von Lesern der Zeitschrift der Wunsch ausgesprochen worden, ich möchte aus der im Allgemeinen als klassisch oder mustergültig bezeichneten Zeit unseres Schriftthums, namentlich aus Goethe, längere zusammenhängende Abschnitte, ähnlich wie in meinem „Deutschen Stil-Musterbuche" (Berlin 1886), zum Gegenstande sprachlicher Bemerkungen machen, wobei sich mir — wie zum Theil hervorgehoben wurde — wohl auch Gelegenheit bieten würde, einzelne in der stetigen Fortentwicklung der Sprache begründete Abweichungen des heutigen Gebrauchs von denen jener älteren Zeit zu besprechen und zu würdigen. Zu diesem Punkte möchte ich gleich hier bemerken, dass in Fällen, wo ältere Ausdrucksweisen nicht aus inneren Gründen, sondern so zu sagen nur mehr äußerlich dem Wechsel der Mode gemäß weniger üblich geworden sind, der Hinweis auf das Ältere wohl dazu dienen kann, sie wieder mehr in Umlauf zu bringen und vor dem vollständigen Veralten zu bewahren. Ferner möchte ich, wie ich es schon ausdrücklich in dem Vorwort zu meinem „Stil-Musterbuch" gethan und in dem an die Spitze dieses Jahrganges gestellten ersten Aufsatze: „Zur gütigen Beachtung" kurz wiederholt habe, auch hier noch besonders die Bitte aussprechen, dass die Leser alle sprachlichen Ausstellungen an der Ausdrucksweise eines anerkannten Meisters nur als unmaßgebliche Anregungen zur Prüfung, nicht als endgültig entscheidende Urtheile ansehen möchten.

Zunächst dachte ich daran, als Grundlage meiner sprachlichen Bemerkungen aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" im 10. Buch den bekannten reizenden Abschnitt: Goethe in Sesenheim zu wählen, aber bei näherer Erwägung stand ich davon ab, eben weil dieser Abschnitt den meisten Lesern gar zu genau bekannt ist, und so bespreche ich denn im Folgenden Abschnitte aus dem vorhergehenden neunten Buche (Goethe im Elsass), die allen Lesern eine Fülle des Anziehenden und dabei doch wohl mehr den Reiz der Neuheit bieten:

I.

Ich war [in Straßburg] im Wirthshaus zum Geist abgestiegen und eilte sogleich, das sehnlichste Verlangen zu befriedigen und mich dem

Münſter[1] zu nähern, welcher[2] durch Mitreiſende mir ſchon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erſt durch die ſchmale Gaſſe dieſen Koloſs[3] gewahrte, ſodann aber auf dem freilich ſehr engen Platz allzu nah vor ihm[4] ſtand, machte derſelbe[5] auf mich

---

[1] dem Münſter . . ., welcher ꝛc.: Münſter (ſ. mein Wörterb. II S. 348a), aus dem ſächlichen griechiſch-lateiniſchen monasterium gilt auch im Deutſchen vielfach als ſächliches Hauptwort, wie auch im Alt- und im Mittelhochdeutſchen. Goethe (wie hier und an andern Orten) und andere Schriftſteller geben ihm auch das, meiner Anſicht nach weniger berechtigte, männliche Geſchlecht, ſ. namentlich Goethe 31, 358: „Herſtellung des Straßburger Münſter [ſtatt Münſters ſ. Hauptſchwier. S. 104a] . . . Das Münſter zu Straßburg . . . Den ſtolzen Münſter." (als masc. auch S. 364). Über das Verhältnis zwiſchen Dom und Münſter ſ. meine „Neuen Beiträge zur deutſchen Synonymik" S. 81 ff. Im Allgemeinen trifft die Unterſcheidung wohl zu, daſs Münſter von einer Haupt- (oder Kathedral-) Kirche gebraucht wird, wenn ſie mit einem Kloſter verbunden iſt oder war, Dom, wo Dies nicht der Fall iſt, zumal wenn auch das Kuppeldach des Gebäudes ins Auge gefaſſt iſt: doch finden ſich einzelne Schwankungen, ſ. namentlich (Beiträge ꝛc. S. 82/3): „Biſchof der Münſterkirche." Ob Dies nun den Dom von Köln bedeute? und ob dieſer zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münſter genannt worden? Goethe 32, 267, wozu ich noch als Beiſpiel des umgekehrten Gebrauchs aus Johann Stumpf, Schweizer Chronik (Zürich 1606) Bl. 228b buchſtäblich folgende Stelle herſetze:

„Deßhalb als bemelter Carolus gen Rom kam, vnd an dem Weyhenachttag in S. Peters Münſter gieng, allda der Papſt Mäſß hielt, ward Carolus durch bemelten Papſt (der ſich vom Altar gegem Volck vmbkart) offentlich für ein Römiſchen Keyſer erklärt vnd außgerufft "

[2] In wie weit für die bezüglichen Fürwörter die Formen von der und von welcher ſtattbaft ſind und wo die einen oder die andern allein oder doch vorzugsweiſe anzuwenden ſind, Das habe ich in meinen Hauptſchwier. S. 75b ausgeführt, wie auch wiederholt hier in der Zeitſchr. (ſ. die Inhaltsverzeichniſſe). Ich begnüge mich, um zu zeigen, wie namentlich Goethe, eine ermüdende Eintönigkeit vermeidend, mit beiden Formen abwechſelt, hier und im Folgenden die von „welcher" durch ſetten, die von „der" durch geſperrten Druck hervorzuheben.

[3] Hier hätte Goethe ſtatt des Fremdworts wohl füglich das deutſche Rieſenbau ſetzen können.

[4] Statt des vor ihm hätte in der ſchlichteren, d. h. in der nicht gehobenen Darſtellung füglich das rein örtliche davor ſtehen können (ſ. Hauptſchwier. S. 139b/40a unter Er 2 und Zeitſchr. I S. 45/6 S. 163 ff.); doch iſt auch das vor ihm, das eigentlich auf etwas Perſönliches oder perſönlich Aufgefaſstes hindeutet, in der gehobenen Darſtellung wohl zu rechtfertigen.

[5] Für das breitſpurige derſelbe hätte hier füglich das einfache er genügt (vgl. z. B. in der Zeitſchr. Jahrg. VII die unter derſelbe angegebenen Stellen). Vielleicht hätte ſich eine einfache Umſtellung empfohlen, etwa: Der Rieſenbau machte, als ich ihn zuerſt durch die ſchmale Gaſſe gewahrte, dann aber . . . allzu nah davor ſtand, auf mich einen Eindruck ꝛc. Im Folgenden werde ich mich begnügen, Formen von derſelbe, wo dafür die Formen von er ausreichen, durch Sperrdruck hervorzuheben, vgl. Anmerkungen 9 und II 22.

einen Eindruck ganz eigner Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für dies Mal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig beſtieg, um nicht den ſchönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu verſäumen, **welche** mir das weite reiche Land auf einmal offenbaren ſollte.

Und ſo ſah ich denn von der Plattform die ſchöne Gegend vor mir, in **welcher** ich eine Zeitlang wohnen und hauſen durfte; die anſehnliche Stadt, die weit umherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen beſetzten und durchflochtenen Auen, dieſen auffallenden Reichthum der Vegetation,[6] der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inſeln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geſchmückt iſt der von Süden herab ſich ziehende[7] flache Grund, **welchen** die Iller bewäſſert; ſelbſt weſtwärts nach dem Gebirge zu finden ſich manche Niederungen, die einen eben ſo reizenden Anblick von Wald und Wieſenwuchs gewähren, ſo wie der nördliche mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bächen durchſchnitten iſt, die überall ein ſchnelles Wachsthum[8] begünſtigen. Denkt man ſich nun zwiſchen dieſen üppig ausgeſtreckten Matten, zwiſchen dieſen fröhlich ausgeſäeten Hainen alles zum Fruchtbau ſchickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend und die beſten und reichſten Stellen desſelben[9] durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet und eine ſolche große und unüberſehliche, wie ein neues Paradies für den Menſchen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachſenen Bergen begrenzt, ſo wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schickſal ſegnete, das mir für einige Zeit einen ſo ſchönen Wohnplatz beſtimmt hatte.

Ein ſolcher friſcher Anblick[10] in ein neues Land, in **welchem** wir uns eine Zeitlang aufhalten ſollen, hat noch das Eigne, ſo Angenehme als[11] Ahnungsvolle, daſs das Ganze wie eine unbeſchriebene Tafel vor

---

[6] Vgl.: der Pflanzenwelt.

[7] Üblicher: ſich herabziehende.

[8] S. mein Wörterb. III S. 1446b mit zahlreichen Belegen für das männliche und noch zahlreicheren für das ſächliche Geſchlecht von Wachsthum.

[9] Hier (vgl. Anm. 5) könnte für desſelben nicht der Genitiv von er (oder es) ſtehen; eher könnte es ganz wegfallen oder durch Verſchmelzungen von Präpoſitionen mit vorgeſetztem da- erſetzt werden: davon, darin, darunter ꝛc.

[10] Irre ich nicht, ſo würde für Anblick, das gewöhnlich nur mit abhängigem Genitiv vorkommt, das bloße Blick oder Ausblick ſtehen, vgl. z. B. in einem Briefe Goethe's an Schiller (vom 14. Sept. 1797): „Bei Cotta habe ich ein heiteres Zimmer und, zwiſchen der alten Kirche und dem akademiſchen Gebäude, einen freundlichen, obgleich ſchmalen Ausblick ins Neckarthal.

[11] Über das heute noch übliche als (ſtatt wie) nach ſo ſ. meine Hauptſchwierigkeiten S. 305a.

uns liegt. Noch ſind keine Leiden und Freuden, die ſich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; dieſe heitre, bunte, belebte Fläche iſt noch ſtumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenſtänden, in ſo fern ſie an und für ſich bedeutend ſind, und noch haben weder Neigung noch Leidenſchaft dieſe oder jene Stelle beſonders herauszuheben; aber eine Ahnung Deſſen, was kommen wird, beunruhigt ſchon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfnis fordert im Stillen Dasjenige, was[12] kommen ſoll und mag, und **welches**[12] auf alle Fälle, es ſei nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Herabgeſtiegen von der Höhe, verweilte ich noch eine Zeitlang vor dem Angeſicht[13] des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder auf das erſte Mal noch in der nächſten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daſs ich dieſes Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erſchrecken müſſen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faſslich und als ein Ausgearbeitetes ſogar angenehm vorgekommen wäre. Ich beſchäftigte mich doch[14] keineswegs, dieſem Widerſpruch nachzudenken, ſondern ließ ein ſo erſtaunliches Denkmal durch ſeine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

II.

Ich bezog ein kleines, aber wohlgelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerſeite des Fiſchmarkts, einer ſchönen, langen Straße, wo immerwährende Bewegung jedem unbeſchäftigten Augenblick zu Hilfe kam.[1] Dann gab ich meine Empfehlungsſchreiben ab und fand unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit ſeiner Familie jenen frommen, mir

---

[12] „Dasjenige, was . . . und welches ꝛc.“ Schon der Gleichmäßigkeit halber ſollte es ſtatt des welches (wie im Vorhergehenden) was heißen, ſ. Hauptſchwier. S. 327 a/b.

[13] Vgl. in ſchlichterer Darſtellung: „vor dem ehrwürdigen Gebäude,“ ſ. über die der gehobenen Ausdrucksweiſe entſprechende Umſchreibung mit Angeſicht, wonach das Gebäude ſowohl als ein Angeblicktes wie auch als ein Anblickendes aufgefaſſt werden kann, mein Wörterb. III S. 1091 c unter Angeſicht 1 a/δ. Dazu ſtimmt auch das dem Gebäude beigelegte Beiwort ehrwürdig, das, wenn nicht von einer Perſon, doch von etwas mehr oder minder wie eine Perſon zu Ehrendem gilt.

[14] Das hier in die Mitte des Satzes geſtellte doch ſtände als das einen Gegenſatz einführende Bindewort üblicher wohl an der Spitze: Doch [obgleich auch der Widerſpruch wohl dazu hätte anregen können oder ſollen] beſchäftigte ich mich keineswegs ꝛc.

[1] Der Schluſs des Satzes erſcheint mir ungewöhnlich und nicht ganz glücklich und klar ausgedrückt. Irre ich nicht, ſo wollte Goethe etwa ſagen: „wo immerwährende Bewegung herrſchte, ſo daſs ſich mir auch in jedem unbeſchäftigten Augenblick etwas meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch Nehmendes und meine Theilnahme Erregendes zur Beſchäftigung darbot“.

genugſam[2] bekannten Geſinnungen ergeben war, ob er ſich gleich, was den äußeren Gottesdienſt betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verſtändiger Mann und keineswegs kopfhängeriſch in ſeinem Thun und Laſſen. Die Tiſchgeſellſchaft, die man mir und der man mich empfahl[3], war ſehr angenehm und unterhaltend. Ein paar alte Jungfrauen[4] hatten dieſe Penſion[5] ſchon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es konnten ungefähr zehn Perſonen ſein, ältere und jüngere. Von dieſen letztern iſt mir am gegenwärtigſten[6] einer, genannt[7] Meyer, von

[2] Ich benutze dieſe Stelle, um auf ein — vielleicht nicht allen Leſern ſofort gegenwärtiges — eigenartiges Verhältnis in der Stellung des Umſtandswortes genug wiederholt hinzuweiſen (ſ. mein Wörterb. I S. 606a Nr. 2: Hauptſchwier. S. 164b/5a und beſonders Satzbau und Wortfolge S. 149 ff. und S. 226 ff.). Nach dieſen Hinweiſen wird es genügen, wenn ich anführe: (allgemein üblich): Jene frommen Geſinnungen waren mir bekannt genug, dagegen: ſie waren mir zur Genüge (oder: genügend, genugſam, hinreichend, hinlänglich, ſattſam ꝛc.) bekannt und entſprechend: jene fromme, mir genugſam (oder zur Genüge, genügend ꝛc.) bekannte Geſinnung, — aber in der Regel nicht: jene frommen, mir genug bekannten Geſinnungen.

[3] Hier möchte ich ganz beſonders auf die glückliche Kürze aufmerkſam machen, durch welche die Doppelbeziehung der Empfehlung in der knappſten Form und mit den wenigſten Worten ausgeſprochen iſt, erſtens die Empfehlung einer guten Tiſchgeſellſchaft für Goethe und andererſeits die Empfehlung Goethe's als eines guten Tiſchgenoſſen für die Tiſchgeſellſchaft.

[4] Irre ich nicht, ſo würde man dafür nach heutiger Weiſe lieber ſagen: Ein paar alte unverheirathete Damen. Es wird mir, hoffe ich, verſtattet ſein, eine erſt ſpäter vorkommende Stelle vorwegzunehmen und ſie hier anzureihen. Sie lautet:

„Als es zu Tiſche gehen ſollte, ſah ich die Wirthin und ihre Schweſter lebhaft und wie in einer beſondern Verlegenheit mit einander ſprechen. Ich begegnete ihnen eben und ſagte: Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimniſſe einzudringen ꝛc.“

Nach heutigem Gebrauch würde die Anrede ſtatt: meine Frauenzimmer wohl zu lauten haben: meine Damen, — vgl. mein Wörterb. III S. 1766b Nr. 4.

Da Dame ſich vollkommen der deutſchen Abwandlung fügt und ſomit als gänzlich eingedeutſcht und eingebürgert angeſehen werden kann, ſo wird auch, wer Fremdwörter möglichſt zu vermeiden beſtrebt iſt, in derartigen Fällen dem Zeitgeſchmack ohne Weiteres und ohne Bedenken Rechnung tragen dürfen.

[5] (Vgl. 4). Für das — ſchon durch die Ausſprache durchaus als Fremdwort gefühlte — Penſion hätte dagegen füglich ein deutſcher Ausdruck gewählt werden können, z. B. Koſt- oder Beköſtigungsanſtalt oder das von Goethe ſelbſt weiterhin (ſ. Nr. 26) gebrauchte Mittagstiſch.

[6] Über die Steigerung von gegenwärtig ſ. mein Wörterb. III S. 1490b Nr. 4; Hauptſchwier. S. 261b und S. 207a Nr. 11.

[7] Hier möchte ich mir die Frage erlauben, ob es ſtatt genannt nicht richtiger heißen würde: Namens oder: mit Namen. Ganz gleichbedeutend ſind die Ausdrücke nicht. Man vergleiche bei Goethe an einer ſpäteren Stelle: „Er hieß Jung und iſt derſelbe, der nachher unter dem Namen Stilling zuerſt bekannt geworden,“ wofür es

Lindau gebürtig. Man hätte ihn in seiner Gestalt und seinem Gesicht nach für den schönsten Menschen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in seinem ganzen Wesen gehabt hätte. Eben so wurden seine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtsinn und sein köstliches Gemüth durch eine unbändige Liederlichkeit verunstaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales[8], offnes, frohes Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Auge, Nase, Mund, Ohren, konnte man reich nennen, sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu sein. Der Mund besonders war allerliebst durch übergeschlagene[9] Lippen, und seiner ganzen Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, dass er ein Räzel[10] war,

bei Andern heißt: Ein Mann Namens Jung, genannt Stilling, vgl.: Der aus Kreuznach stammende Maler und Dichter Friedrich Müller [wie er mit Namen wirklich hieß], zur Unterscheidung genannt [und so auch sich selbst nennend] Maler Müller u. ä.

[8] Vgl.: ein mehr apfel- als ei- (oder länglich) rundes ꝛc.

[9] Üblicher: aufgeworfene, s. mein Wörterb. III S. 943b [I 2c] mit dem Hinweis auf umschlagen II 6b. Die dort aus Goethe 29, 212 (Rameau's Neffe) angeführte Stelle setze ich hier etwas vollständiger her:

„Meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen und das Gesicht viereckt."

[10] Dies Wort in der hier erklärten Bedeutung ist wohl erst durch Goethe aus der Mundart dem allgemeinen deutschen Sprachschatz einverleibt worden, s. mein Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. unter Räthsel 2, wie auch Goethe, der an unserer Stelle Räzel (mit z hat setzen lassen) Bd. 21, S. 277 (Wahrheit und Dichtung 10. Buch, Idyll von Sesenheim) setzt: „So fand ich's lustig, seine dichteren Augenbrauen mit einem gebrannten Korkstöpsel mäßig nachzuahmen und sie in der Mitte näher zusammenzuziehen, um mich bei meinem :äthselhaften Vornehmen auch äußerlich zum Räthsel zu bilden." Von den in meinen Wörterbüchern angeführten sonstigen Stellen setze ich nur noch die aus Tieck's Novellen-Kranz 4, 132 vollständig her: „Dass in manchen Provinzen die in der Mitte zusammengewachsenen Augenbrauen eines Menschen ein Räthsel heißen", und begnüge mich im Weitern mit der Angabe, dass das Wort in dieser Anwendung sich auch bei Schücking Geschwor. 1, 274. Herm. Kurz, Schillers Heimatsjahre 1, 162 und in Simrock's Mythol. 467 findet. Schmeller in seinem bair. Wörterb. (1836) Bd. 3 S. 174 führt unsre Stelle aus Goethe an und stellt das Wort unter: „Der Ráz", worüber er schreibt:

„Der Ráz, des -en, Grieche, griechisch-katholischer Slawe (Rascianus, Raize, ungar. Rátz), wie sie früher mitunter als Handelsleute zu uns kamen. „Die von Degenberg führen im Schildt ein Brustbild eines Ratzen oder Tattern." Hund's Stammbuch II 55. Der Räzen (Radsch'n, Raudsch'n)-Bart, Schnurrbart. In dem bischöflichen Mandat an die Klerisei des Bisthums Freising vom 16. März 1615 heißt es: „Also sollen die Geistlichen auch keine außgespannte Raitzenpärt als wie die Soldaten oder andere Layenpersonen, sondern abgekürtzt tragen" —

wozu ich noch aus meinem Fremdwörterb. II S. 402b das Folgende fügen möchte:

Raize m. —n.; —n.: Rassinja, Raszien (türk. Sandschak Beldscherin) heißt der zwischen Albanien, Macedonien, Serbien und Bosnien gelegene Distrikt . . .

Digitized by Google

d. h. daſs ſeine Augenbrauen über der Naſe zuſammenſtießen, welches[11] bei einem ſchönen Geſichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität,[12] Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit machte er ſich bei allen Menſchen beliebt; ſein Gedächtnis war unglaublich, die Aufmerkſamkeit in den Kollegien[13] koſtete ihm[14] Nichts; er behielt Alles, was er hörte, und war geiſtreich genug, an Allem einiges Intereſſe zu finden,[15] und um ſo leichter, da er Medicin ſtudierte.[16] Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft; und ſein Muthwille in Wiederholung der Kollegien[13] und Nachäffen der Profeſſoren[17] ging manchmal ſo weit, daſs, wenn er drei verſchiedene Stunden des Morgens gehört hatte[18], er Mittags bei Tiſche paragraphenweis[19], ja manchmal noch abgebrochener, die Profeſſoren

---

Nach dieſer Provinz nannten ſich die dort lebenden Serben Raſſinjaner, woraus ihr Spitzname Raizen entſtanden zu ſein ſcheint. Gerhard Wila 2, 275. Die Raizen und Raſtelbinder. Gutzkow Zaubr. von Rom 7, 169 ꝛc., vgl.: Raazenſtadt . . . Die Serben werden in dieſen Gegenden nämlich von den Ungarn und Deutſchen überall nur Raazen genannt, welcher Name von dem ehemaligen Raszien entlehnt iſt. Globus 7, 171 a — Raiziſch a: nach Weiſe der Raizen, dazu gehörend ꝛc. Seine raiziſche bunte Mütze. Gartenlaube 16, 330 a."

Ob und in wie weit das Vorſtehende zur Erklärung des Wortes Räzel (Räthſel) in der Bedeutung der zuſammengewachſenen Augenbrauen und eines Menſchen mit ſolchen dienen kann, muſs ich dahingeſtellt ſein laſſen; vielleicht aber regt es Kundige zu weiterer Nachforſchung an.

[11] Dem heutigen Gebrauch gemäß gewöhnlich was, ſ. Hauptſchwier. S. 327 b und 331 b/c.

[12] Vgl.: heitere Laune.

[13] Vgl.: Vorleſungen.

[14] Über das Schwanken zwiſchen dem Dativ und dem Accuſativ der Perſonen in Verbindungen wie: Etwas koſtet ihm oder ihn viel Geld, viel, wenig, Nichts, ſ. die zahlreichen Belege aus muſtergültigen Schriftſtellern in meinem Wörterb. I S. 1001 c/2 a unter koſten II 2 und 3, vgl. Hauptſchwier. S. 193 b.

[15] Vgl.: an Allem einigen Antheil zu nehmen oder: Allem einigen Antheil abzugewinnen.

[16] Vgl: da er auf der Hochſchule der Arzneikunde (Dativ) oblag oder ſich der Arzneikunde (Genitiv) befliſs ꝛc.; doch iſt der kürzere Ausdruck Medicin ſtudieren auch noch heute der allgemein übliche, ſ. u. Nr. 28.

[17] Vgl.: in Wiederholung der Vorleſungen und Nachäffen der Lehrer (ogl. 16).

[18] Hier iſt Stunden als Verdeutſchung von Lektionen meiner Anſicht nach nicht eben glücklich gewählt, namentlich da das unmittelbar nachfolgende „des Morgens" im erſten Augenblick ſtatt als Umſtandswort als ein von Stunden abhängiger Genitiv des Hauptworts aufgefaſſt werden kann. Ich würde vorziehen: wenn er des Morgens (oder: des Vormittags) drei verſchiedene Vorleſungen gehört hatte.

[19] Vgl.: in einzelnen Abſchnitten oder Abſätzen.

mit einander abwechſeln ließ, welche buntſcheckige Vorleſung uns[20] oft nuterhielt, oft aber auch beſchwerlich fiel.

Die übrigen waren mehr oder weniger feine, geſetzte, ernſthafte Leute. Ein penſionierter Ludwigsritter[21] befand ſich unter denſelben[22]; doch waren Studierende die Überzahl, alle wirklich gut und wohlgeſinnt, nur muſsten ſie ihr gewöhnliches Weindeputat[23] nicht überſchreiten. Daſs Dieſes nicht leicht geſchah, war die Sorge unſeres Präſidenten[24], eines Doktor Salzmann. Schon in den Sechzigen[25], unverheirathet, hatte er

---

[20] Das uns hätte genau genommen vor beſchwerlich wiederholt werden ſollen. Der Fehler der falſchen Zuſammenziehung iſt nicht ſo auffällig, da Dativ und Accuſativ von wir der Form nach (bei uns) zuſammenfallen, man vergleiche jedoch z. B. welche . . . Vorleſung mich oft unterhielt, oft aber auch (mir) beſchwerlich fiel, wo die Weglaſſung des eingeklammerten mir auch einem ſtumpferen Ohr als mangel- und fehlerhaft auffallen würde.

[21] Vgl.: ein Ludwigsritter im Ruheſtand oder: außer Dienſt.

[22] Vgl.: unter ihnen (oder: darunter), ſ. I 5.

[23] Vgl.: ihr gewöhnliches Weinmaß oder: beſtimmter: Eichmaß an Wein.

[24] Vgl.: unſeres Vorſitzenden.

[25] S. hierzu in meinem Wörterbuch III S. 1764 c ff. unter dem Titelkopf Zig, woraus ich, als hierher gehörig und durchaus der Eigenart meiner Zeitſchrift angemeſſen, das Folgende ausbebe; nur einige Fremdwörter aus der Sprachlehre durch deutſche erſetzend:

„Zig: (ſ. zehen, Anm.) in Zuſammenſetzungen mit den Zahlwörtern von zwei bis neun als Beſtimmungswörtern zur Bezeichnung der dem Beſtimmungswort entſprechenden Anzahl von Zehnern: 1. Die Beſtimmungswörter — und bei der Zahl für 3 Zehner das Grundwort — erleiden in der Ausſprache manche Veränderungen (ſiehe Sanders Katechismus der Orthographie S. 92) und ſo lauten die Zahlwörter in heute gewöhnlicher Form (ſ. u.) 20, zwanzig (nicht: zwei-zig); 30, dreißig (nicht: drei-zig); 40, vierzig (ſpr. fir-zig, nicht vier-zig); 50, funfzig, daneben fünfzig; 60, ſechzig (nicht: fechs-zig und ſo in der Ausſprache nicht: ſex-zig, ſ. Sanders Katechismus der Orthographie S. 84); 70, ſiebzig, (daneben noch zuweilen ſiebenzig); 80, achtzig; 90, neunzig . . .

8. Im Allgemeinen nehmen die Zahlwörter auf zig keine Biegungsendung an; doch findet ſich, wenn das Zahlwort beiwörtlich ſteht, ohne daſs doch unmittelbar ein Hauptwort darauf folgt, ein angehängtes e und im Dativ en: a) namentlich bei Bezeichnung des Jahrzehnts vom Lebensalter, in welchem Jemand ſteht (vgl.: 3; 4 a; b; 9 a und Jahr 1 c), vgl.: Wenn Einer wie ich über die Achtzig hinaus iſt. Eckermann Goethe 2, 341. Anna, jetzt tief in die Funfzig, doch noch rüſtig. Steffens Mall. 2, 99 ꝛc. und z. B.: Über die Dreißige [oder: Dreißig] hinaus. Herder, Phil. 13, 105. Der jetzt im Alter der Dreißige war. Voß Ländl. 1, 179. Auch jenſeits der Dreißige nnd Vierzige. Arndt Erinn. 1, 20 ꝛc. und beſonders im Dativ, z. B.: Sie iſt hoch (ſtark, tief) in den Zwanzigen, Dreißigen, Vierzigen ꝛc. (oder: Zwanzig ꝛc.). Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen. Goethe 21, 100. Er mochte ſtark in den Vierzigen ſein. 22, 305. Er mag ſtark in den „fünfzigen" ſein. 23, 111. Ein Mann in den Sechzigen. 26, 74. War zwar ſchon in den

dieſen Mittagstiſch[26] ſeit vielen Jahren beſucht und in Ordnung und Anſehen erhalten. Er beſaß ein ſchönes Vermögen; in ſeinem Äußeren hielt er ſich knapp und nett, ja er gehörte zu Denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzuſetzen, war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenſchirm führte er gewöhnlich mit ſich, wohl eingedenk[27], daſs die ſchönſten Sommertage oft Gewitter und Streifſchauer über das Land bringen.

Mit dieſem Manne beredete ich meinen Vorſatz, mich hier in Straßburg der Rechtswiſſenſchaft ferner zu befleißigen[28], um baldmöglichſt

---

Sechzigen. Gutzlow Ritter 1, 302 ꝛc Näherte ſich den Achtzigen Keller Grün Heinr. 1, 200. Obſchon . . . Eva auch ſchon in den erſten Zwanzigen ſtand. Lewald Geſchl. 2, 85 ꝛc. . . . 9. An die Zahlwörter auf zig ſchließen ſich Fortbildungen auf ziger, als Eigenſchaftswörter (a; b) mit beigefügtem oder zu ergänzendem Jahr und (c) als männliche Hauptwörter (vgl. Achter I; Dreier; Zehener ꝛc.), z. B. (ſ. c; 8a) von dem Jahrzehnt des Lebensalters, in dem Jemand ſteht: Aus dem Anfang ihrer zwanziger Jahre. Henr. Herz 29. Ich alter Kindernarr noch in meinen ſiebziger Jahren. Engel 12, 300. An Alter nahe wohl den ſiebz'ger Jahren. Streckfuß Rol. 4, 27. Er iſt in den achtziger Jahren [als Achtzigjähriger] dahingegangen. Reilſtab Leb. 1, 234 ꝛc. und ohne Jahr z. B.: Da er ſtarl in den Funfzigern ſteht. Goethe 33, 167. Ein Mann nahe bei den „Sechzigern". Zſchokke 1, 294. Ein Greis nahe den Achtzigern. Monatsbl. 1, 39a . . . . c) (vgl. a) Jemand nach dem Jahrzehnt ſeines Lebens (auch fem. mit der Endung in). Wie er in der Garderobe . . . den jüngſten Zwanziger kopierte. Nürnberger Am. 75. Dieſe reizende Franziska, die ſich wohl in einen ſtarlen Vierziger, aber ſchwerlich in einen nahen Sechziger verlieben kann. Stahr (Nat.-Ztg. 7, 595). Pigault war ein Mittefunfziger. König Jer. 2, 240. Eine Funfzigerin. 263. Einen betagten Sechziger. Hebel 3, 81 ꝛc., auch nach beſtimmtem Jahre: Er iſt ein Vier- oder Fünfundvierziger ꝛc."

[26] Vgl. Nr. 5.

[27] Heute gilt gewöhnlich nur eingedenk ſein (bleiben) mit abhängigem Genitiv, z. B.: ich bin Deſſen eingedenk; ich bin deiner Bemühungen für mich dankbar eingedenk ꝛc. und z. B. in neuern Ausgaben der Lutherbibel: Ihr ſeid wohl eingedenk . . . unſerer Arbeit und unſerer Mühe [bei Luther ſelbſt: eindächtig]. Ohne das Zeitwort ſein ꝛc. und ohne hinzugefügten Genitiv (wie hier bei Goethe), ſo auch als Beiwort (attributives Eigenſchaftswort) iſt eingedenk nicht recht üblich, alſo nicht: der eingedenke Mann; eher ſchon: der unſerer Arbeit eingedenke Mann ꝛc., ſ. in meinem Wörterb. I S. 279a bei Voß 3, 21: Winket den eingedenken Gemahlinnen ſ. über veraltete Anwendungen und Ausdrücke außerdem noch mein Ergänz.-Wörterb. S. 140c. In der obigen Stelle Goethe's würde man (wenn mich mein Sprachgefühl nicht täuſcht) heute üblicher ſagen: Einen Regenſchirm führte er gewöhnlich mit ſich, wohl bedenkend, daſs ꝛc Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daſs Goethe's Ausdrucksweiſe, wenn auch vielleicht nicht ganz üblich, doch durchaus ſprachlich richtig und berechtigt iſt, ſo daſs ſie, wenn maßgebende Schriftſteller ſich ihrer häufiger bedienen wollten, auch bald gäng und gäbe werden könnte.

[28] (Vgl. 16) mit gut deutſchen Worten ſtatt des auf den Hochſchulen noch immer üblicheren Fachausdrucks: hier in Straßburg weiter Jura zu ſtudieren, ſ. die folg. Nr.

promovieren[29] zu können. Da er von Allem genau unterrichtet war, ſo befragte ich ihn über die Kollegia[13], die ich zu hören hätte, und was er allenfalls von der Sache denke? Darauf erwiederte er mir, daſs es ſich in Straßburg nicht etwa wie auf deutſchen Akademien[30] verhalte, wo man wohl Juriſten[31] im weiten und gelehrten Sinne zu bilden ſuche. Hier ſei Alles dem Verhältnis gegen Frankreich gemäß eigentlich auf das Praktiſche[32] gerichtet und nach dem Sinne der Franzoſen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebnen verharren. Gewiſſe allgemeine Grundſätze, gewiſſe Vorkenntniſſe ſuche man einem Jeden beizubringen, man faſſe ſich ſo kurz wie möglich und überliefere nur das Nothwendigſte. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man als Repetenten[33] ein großes Vertrauen hegte, welches dieſer ſich auch bei mir ſehr bald zu erwerben wuſste. Ich fing an, mit ihm zur Einleitung über Gegenſtände der Rechtswiſſenſchaft zu ſprechen, und er wunderte ſich nicht wenig über mein Schwadronieren[34]; denn mehr als ich in meiner bisherigen Darſtellung aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte

[29] (ſ. 28) vgl.: die Doktorwürde (oder: den Doktorgrad) erlangen.

[30] (ſ. 28) vgl.: Hochſchulen.

[31] (ſ. 28) vgl.: Rechtsgelehrte oder, da unmittelbar darauf das Wort gelehrt folgt: Rechtskundige.

[32] Vgl. etwa: auf das im thätigen Leben ſofort zur Anwendung Kommende (oder: zu Verwerthende, zu Benutzende, Brauchbare, Nothwendige ꝛc.).

[33] (S. 28) vgl.: Vorbereiter (oder: Einpauker) für die Prüfung. Nicht gut würde bei Repetenten die Dativ-Endung en weggelaſſen werden (vgl. Hauptſchwier. S. 46b unter Appoſition 7b), weil man das bloße Repetent als Appoſition zu dem unmittelbar vorangehenden Subjekt auffaſſen könnte, ſtatt zu dem Dativ: „zu dem", vgl. — noch deutlicher, auch durch die Stellung: „zu dem als Repetenten man ꝛc." und ſo auch (wo Dativ und Nominativ ſich durch die Form nicht unterſcheiden): Zu dem als Prüfungsvorbereiter man ꝛc.

[34] Über ſchwadronieren, in deſſen verſchiedenen Bedeutungen romaniſche und deutſche Stämme zuſammengefloſſen zu ſein ſcheinen, ſ. mein Wörterb. III S. 1032a. Der Kürze halber muſs ich mich hier mit Fortlaſſung der Belege auf das Folgende beſchränken:

Schwadron als Kriegsausdruck, aus ital. squadrone (woraus ſich unſer Geſchwader entwickelt hat) bezeichnete noch im Anfang des 30jährigen Krieges den urſprünglich aus 4 Kompagnien [lat. quaternio] zuſammengeſetzten Schlachthaufen der Reiterei. Daran ſchließt ſich: ſchwadronieren in der Bedeutung: ſich tummelnd herumtreiben; mit dem Säbel hin und her hauen, eigentlich als Fechtausdruck und übertragen, namentlich (wie hier bei Goethe) in der Bedeutung: in hohem, zuverſichtlichem Ton ins Gelag hinein ſchwatzen (angelehnt an das deutſche ſchwatzen und das mundartliche ſchwadern, wobei auch vielleicht Schwade f. als breite Ausſprache des latein. suada = Überredungsgabe ꝛc. mit hineinſpielt). Will man in dieſer Bedeutung ſchwadronieren, wegen ſeiner undeutſchen Betonung, nicht als ganz eingebürgert gelten laſſen, ſo bieten ſich als Erſatz das mehr norddeutſche ſchwabbeln und das

in Leipzig an Einſicht in die Rechtserforderniſſe[35] gewonnen, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädiſcher[36] Überblick und nicht als eigentliche beſtimmte Kenntnis gelten konnte. Das akademiſche[37] Leben, wenn wir uns auch bei demſelben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben[38], gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir ſtets von Menſchen umgeben ſind, welche die Wiſſenſchaft beſitzen oder ſuchen, ſo daſs wir aus einer ſolchen Atmoſphäre[39], wenn auch unbewuſſt, immer einige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagieren im Diskurſe einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daſs ich vor allen Dingen meine nächſte Abſicht im Auge behalten müſſe, die nämlich, mich examinieren zu laſſen, zu promovieren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen.[40] „Um bei dem Erſten ſtehen zu bleiben", ſagte er, „ſo wird die Sache keineswegs im Weiten geſucht. Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Geſetz entſprungen, was die innere oder äußere Veranlaſſung dazu gegeben; man unterſucht nicht, wie es ſich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, ſo wenig als in wie fern es ſich durch falſche

---

mehr ſüddeutſche ſchwaſeln, von denen das eine oder das andere, wenn gute, maßgebende Schriftſteller es nur in Umlauf ſetzen wollten, bald auch als ſchriftdeutſch anerkannt werden würde, alſo z. B. er wunderte ſich nicht wenig über mein Schwabbeln. Wollte man aber ſetzen: über mein gewandtes, zuverſichtlich abſprechendes Geſchwätz in allgemeinen Redensarten, ſo wäre Das kein Erſatz, ſondern eben nur eine Umſchreibung.

[35] Für dieſe nicht recht übliche Zuſammenſetzung (ich entſinne mich wenigſtens nicht, ihr an einer andern Stelle begegnet zu ſein) hieße es vielleicht deutlicher: in die erforderlichen (oder nöthigen) Rechtskenntniſſe.

[36] Hier könnte meiner Anſicht nach ohne Schädigung des Sinns das Fremdwort einfach wegbleiben.

[37] Vgl.: das Leben auf der Hochſchule.

[38] Über die mehr lateiniſche als deutſche Stellung des zwiſchen das Subjekt und das Zeitwort geſchobenen Satzes ſ. Hauptſchwier. S. 271 ff. unter dem Titelkopf: Stellung von Satz und Periodengliedern Nr. 2 (a—d) und meine Schrift: Satzbau und Wortfolge S. 184 ff. und vgl.: Das Leben auf der Hochſchule gewährt, wenn wir uns auch dabei (oder darin) des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, doch ꝛc. — oder: Wenn wir uns auch bei dem Leben auf der Hochſchule des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, ſo gewährt es doch ꝛc., vgl. 40.

[39] Vgl.: aus einer ſolchen Umgebung (oder: Lebensluft).

[40] Vgl.: in Bezug auf die Stellung Nr. 38 und ſo (mit Beſeitigung der entbehrlichen Fremdwörter) etwa: Der mich zur Prüfung Vorbereitende machte, nachdem ꝛc. — [oder: Nachdem der mich zur Prüfung Vorbereitende mit meinem umherſchweifenden Gerede einige Zeit Geduld gehabt, machte er] mir zuletzt begreiflich, daſs ich vor allen Dingen meine nächſte Abſicht im Auge behalten müſſe, die nämlich, mich prüfen zu laſſen, die Doktorwürde zu erlangen und alsdann allenfalls in die Anwaltsthätigkeit überzugehen.

Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet.[41] In ſolchen Forſchungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach Dem, was gegenwärtig beſteht; dies prägen wir unſerm Gedächtnis feſt ein, daſs es uns ſtets gegenwärtig ſei, wenn wir uns deſſen zu Nutz und Schutz unſrer Klienten[42] bedienen wollen. So ſtatten wir unſre jungen Leute fürs nächſte Leben aus und das Weitere findet ſich nach Verhältnis ihrer Talente[43] und ihrer Thätigkeit." Er übergab mir hierauf ſeine Hefte, welche in Fragen und Antworten geſchrieben waren, und woraus ich mich ſogleich ziemlich konnte examinieren[44] laſſen, weil Hopp's kleiner juriſtiſcher Katechismus[45] mir noch vollkommen im Gedächtnis ſtand; das Übrige ſupplierte ich mit einigem Fleiße und qualificierte mich wider meinen Willen auf die leichteſte Art zum Kandidaten.[46]

Da mir aber auf dieſem Wege jede eigne Thätigkeit in dem Studium abgeſchnitten ward, denn ich hatte für nichts Poſitives einen Sinn, ſondern wollte Alles, wo nicht verſtändig, doch hiſtoriſch erklärt haben, ſo fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichſte Weiſe benutzte, indem ich einem Intereſſe nachgab, das mir zufällig von außen gebracht wurde.[47]

[41] Auch ohne jede Erinnerung wird wohl den meiſten Leſern hierbei in den Sinn kommen, was im erſten Theil von Goethe's Fauſt Mephiſtopheles dem Schüler antwortet, als dieſer ihm ſagt: „Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen."

[42] Über die „formelhaften Wortverbindungen mit Reim" ſ. meinen Abriſs der deutſchen Verskunſt (2. Aufl.) § 122—128 und beſonders § 126, wo zu dem dort erwähnten Schutz und Trutz auch das hier von Goethe gebrauchte: zu Nutz und Schutz hätte gefügt werden können. Für das in Anwaltskreiſen durchaus übliche Klienten hätte hier etwa mit deutſchen Worten geſetzt werden können: die von uns zu Vertretenden oder kurz: unſerer Kunden oder Kundſchaft.

[43] Vgl.: Begabung.

[44] Vgl. etwa: worans ich mich ſogleich überhören oder: die Antworten abfragen laſſen konnte.

[45] Wo, wie hier, der Titel eines beſtimmten Buches angeführt wird, muſs er natürlich unverändert beibehalten werden, aber im Allgemeinen könnte man für juriſtiſche Katechismus z. B. ſetzen: Anfangsgründe der Rechtswiſſenſchaft in Frage und Antwort.

[46] Der Schluſs des Satzes ließe ſich vielleicht ohne Fremdwort etwa ſo geſtalten: Das Übrige ergänzte ich mit einigem Fleiße und erwarb mir ſo wider meinen Willen auf die leichteſte Art die zum Beſtehen der Prüfung nötige Befähigung (oder: eignete ſie mir an ꝛc.).

[47] Wie dieſer Satz ohne Anwendung von Fremdwörtern etwa umgeſtaltet werden könnte, möge der nachfolgende Verſuch zeigen: Da mir aber auf dieſem Wege jede eigene Thätigkeit zum gründlichen Eindringen in die Rechtswiſſenſchaft abgeſchnitten ward (denn für bloße Satzungen hatte ich keinen Sinn, ſondern wollte

Die meiſten meiner Tiſchgenoſſen waren Mediciner.[48] Dieſe ſind, wie bekannt, die einzigen Studierenden,[49] die ſich von ihrer Wiſſenſchaft, ihrem Metier[50] auch außer den Lehrſtunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt Dieſes[51] in der Natur der Sache. Dieſe Gegenſtände ihrer Bemühungen ſind die ſinnlichſten und zugleich die höchſten, die einfachſten und die kompliziertеſten.[52] Die Medicin[53] beſchäftigt den ganzen Menſchen, weil ſie ſich mit dem ganzen Menſchen beſchäftigt. Alles, was der Jüngling lernt, deutet ſogleich auf eine wichtige, zwar gefährliche, aber doch in manchem Sinn belohnende Praxis.[54] Er wirft ſich daher mit Leidenſchaft auf Das, was zu erkennen und zu thun iſt, theils weil es ihn an ſich intereſſiert[55], theils weil es ihm die frohe Ausſicht von Selbſtändigkeit und Wohlhaben[56] eröffnet.

Alles, wenn nicht verſtändig, doch geſchichtlich erklärt haben), ſo fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichſte Weiſe benutzte, indem ich einem mich anziehenden Antrieb nachgab, der mir zufällig von außen gebracht wurde.

[48] Vgl.: Befliſſene der Heilkunde.

[49] Vgl.: Beſucher der Hochſchule.

[50] Vgl.: ihrem Gewerbe.

[51] Das zweifilbige Dieſes, worauf noch das an die Spitze des Satzes geſtellte vordeutende es nachdrücklich hinweiſt, ſcheint mir etwas zu gewichtig. Meinem Gefühl nach würde das einſilbige Dies oder auch das noch tonloſere Das am Anfang des Satzes vollkommen ausreichen: „Das liegt in der Natur der Sache.“ Hierüber kann freilich nur das Sprachgefühl entſcheiden und ich muſs es feinhörenden und ſorgfältig prüfenden Leſern anheimſtellen, ob ſie meiner Bemerkung zuſtimmen können.

[52] Vgl.: die verwickeltſten.

[53] Vgl.: die Arzneikunde.

[54] Vgl.: (be)lohnende Thätigkeit.

[55] Vgl.: weil es ihn an und für ſich anzieht.

[56] Hierzu geſtatte ich mir, aus meinem Wörterb. III S. 651 theilweiſe herzuſetzen, was ich von wohlhaben unter den Zuſammenſetzungen von haben dort geſagt habe: „nur üblich im ſubſtantiviſchen Infinitiv das Sich-wohl-Befinden, im Sinne von Wohlſtand und im Partic. Präſ.: ſich im Wohlſtand befindend: Einen Garten, der, wie das Ganze, von altem Wohlhaben zeugt. Goethe 26, 233. „In Zeiten der Sicherheit und Ruhe bei zunehmendem Wohlhaben 249; 21, 259“ [wozu ſich noch unſere Stelle fügt; das darauf Folgende über wohlhabend übergehe ich hier und fahre fort]: „Zu dieſem Particip: die Wohlhabenheit = das Wohlhaben, mit Ausfall des d, wie bei Allwiſſenheit . . ., ein jetzt ſehr gewöhnliches Wort, wovon aber noch Mendelsſohn (5, 350) gegen Abbt, der es in ſeinem Werk vom Verdienſt gebraucht hatte, urtheilte: Welches Kind Deutſchland's wird verſtehn, was Wohlhabenheit ſei? . . . Wenigſtens habe ich eher Alles als aisance dabei gedacht.“ Adelung (V Sp. 277) führt nur wohlhabend auf und ſagt dort zum Schluſs ganz kurz: „Das Subſtantiv: die Wohlhabenheit kommt ſeltener vor,“ ohne daſs er mit einer Silbe das Hauptwort: das Wohlhaben erwähnt, und auch das Campe'ſche

Bei Tiſche alſo hörte ich nichts Anderes als mediciniſche[57] Geſpräche eben wie vormals in der Penſion[58] des Hofraths Ludwig. Auf Spaziergängen und bei Luſtpartien[59] kam auch nicht viel Anderes zur Sprache; denn meine Tiſchgeſellen als gute Kumpane[60] waren mir auch Geſellen für die übrige Zeit geworden, und an ſie ſchloſſen ſich jedesmal Gleichgeſinnte und Gleiches Studierende[61] von allen Seiten an. Die mediciniſche Fakultät[62] glänzte überhaupt vor den übrigen, ſowohl in Abſicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz[63] der Lernenden, und ſo zog mich der Strom dahin, um ſo leichter, als ich von allen dieſen Dingen gerade ſo viel Kenntnis hatte, daſs meine Wiſſensluſt bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Beim Eintritt des zweiten Semeſters[64] beſuchte[65] ich daher Chemie bei Spielmann, Anatomie[66] bei Lobſtein und nahm mir vor, recht fleißig zu ſein, weil ich bei unſerer Societät[67] durch meine wunderlichen Vor- oder vielmehr Überkenntniſſe ſchon einiges Anſehen und Zutrauen erworben hatte.

(Etwaige Fortſetzungen bleiben ſpäteren Heften vorbehalten.)

Warum?

Von Dr. R. Bertin, Oberlehrer in Langenberg.

Das Heft Nr. 39 der „Grenzboten“ vom 27. September 1894 enthält für mich (und gewiſs auch für Andre) ſo manches Auffällige. Schon immer, ſeitdem ich die „Grenzboten“ leſe, habe ich mich gefragt:

Wörterb. erwähnt das Wort nicht, für das allerdings das von Adelung als ſeltener und von Moſes Mendelsſohn als keinem Deutſchen verſtändlich bezeichnete weibliche: die Wohlhabenheit gäng und gäbe geworden iſt.

[57] Vgl.: ärztliche.

[58] Vgl.: bei dem Mittagstiſch.

[59] Vgl.: bei Luſt- oder Vergnügungsausflügen.

[60] Vgl.: Kameraden oder Genoſſen.

[61] Vgl. hier etwa: gleichfalls der Arzenei Befliſſene.

[62] Deutſche Benennungen für derartige Einrichtungen einzuführen, kann natürlich nicht Sache eines Einzelnen ſein, ſondern muſs von Staatswegen erfolgen, ſ. mein Verdeutſchungswörterb. S. VIII, im vorliegenden Falle ließe ſich etwa ſetzen: die ärztliche Abtheilung der Hochſchule.

[63] Vgl.: Zahl.

[64] Vgl.: Halbjahrs.

[65] Vgl. (üblicher): belegte oder hörte.

[66] Die fremden bis auf geringe Abweichungen der Ausſprache und Biegungsendungen faſt in allen Bildungsſprachen übereinſtimmenden „Kunſtausdrücke“ (ſ. mein Verdeutſchungswörterb. S. VI) bleiben in Fällen wie der Vorliegende füglich unverdeutſcht, doch vgl: Scheide-, Zergliederungskunſt.

[67] Vgl.: Geſellſchaft.

„Warum meiden die „Grenzboten“ absichtlich die Setzung des Punktes nach Über- und Unterschriften?“ Schlagen wir zusammen, bitte, Heft Nr. 39 auf. Hinter all den Überschriften der verschiedenen Aufsätze, der Erzählung, der Bemerkungen vermisst man den Punkt. Da lesen wir z. B.: Heinrich Heine Noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal (Schluſs) — so ohne einen Punkt nach Heine, nach Denkmal, nach (Schluſs); desgleichen: Der verrückte Flinsheim (ohne Punkt nach Flinsheim), ferner: Neue Sprachdummheiten 2. Haben und besitzen. Der Gesichtspunkt (in dieser Überschrift steht nur nach 2. und besitzen der Punkt, nicht nach Sprachdummheiten, nicht nach Gesichtspunkt); ebenso: Litteratur Maßgebliches und Unmaßgebliches Schwarzes Bret Zur Beachtung (auch nach diesen vier Überschriften fehlt jedesmal der Punkt). Auch hinter den Randüberschriften sucht man vergeblich den Punkt. Nach den Unterschriften ist der Punkt gleichfalls weggelassen; so steht da: Leipzig, im September 1894 Die Verlagshandlung (ohne Punkt nach 1894, nach Verlagshandlung). Hinten in dem Hefte Nr. 39 findet sich der Titel der „Grenzboten“ so gedruckt: Die Grenzboten (ohne Punkt) Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst (ohne Punkt nach Kunst) 53. Jahrgang Drittes Vierteljahr (ohne Punkt nach Jahrgang und Vierteljahr) Leipzig (ohne Punkt) Verlag von Fr. Wilh. Grunow 1894 (ohne Zeichen nach Grunow, 1894). Warum Das alles? Auch nach den Überschriften des Inhaltsverzeichnisses fehlt jedesmal der Punkt; warum? Auffallend ist Das doch! Nicht? Noch Eins:

Wie lautet wohl am natürlichsten das Eigenschaftswort von Heine? Ich sollte doch meinen: Heine'sch; spricht man doch von Schiller'schen Dramen, Rückert'schen Gedichten; und jeder, der letzteres liest, sagt sich, dass die Dramen von Schiller, die Gedichte von Rückert gemeint sind. Warum bildet nun der Verfasser des Aufsatzes „Heinrich Heine“ in Nr. 39 der „Grenzboten“ das Adjektiv von dem Eigennamen Heine: Heinisch?* Da lesen wir: des Heinischen Geistes, des Heinischen

* Hierzu erlaube ich mir, aus meinem „Katechismus der Orthographie“ (4. Aufl.) S. 109/10 Folgendes herzusetzen:

„In Bezug auf die wirklichen Eigenschaftswörter . . . hat man den Fall zu unterscheiden, wo bereits in der Sprache ein geläufiges, allgemein anerkanntes Adjektiv vorhanden ist, und die, wo man nur für das augenblickliche Bedürfnis nach der Sprachähnlichkeit ein solches bildet. Jenes ist namentlich bei geographischen Eigennamen und einigen klassischen Personennamen der Fall (z. B. deutsch, englisch, französisch, griechisch, italiänisch . . . ꝛc.; anakreontisch, aristophanisch, ciceronianisch . . ., ovidisch, nasonisch, virgilisch ꝛc.); Dies dagegen ist der Fall bei der Mehrzahl der Personennamen, die man, zumal, wo irgend Missverständnisse zu befürchten sein könnten, natürlich möglichst unverändert zu lassen bestrebt ist, wobei

Krankenlagers, dem Heiniſchen Geiſte, Heiniſcher Schriften, des Heiniſchen Wirkens, des Heiniſchen Stils, das Heiniſche Haus, Heiniſches Weſen. Hieraus müſste doch entnommen werden, daſs der Mann Heini heißt; das Wort Heineſch kann nicht irre führen; warum es alſo meiden? In dem ſchon genannten Aufſatze „Neue Sprachdummheiten“ leſen wir ebenſo auffallend: „man denke an den Goethiſchen Spruch“; der große Dichter heißt doch nicht Goethi; klingt denn Goetheſch ſchlechter?

Der Verfaſſer des Aufſatzes „Heinrich Heine“ ſcheint den Vokal i ſehr zu lieben; denn bei ihm leſen wir auch das minder gebräuchliche Wort: „Naivität“ ſtatt Naivetät. Geſellſchafter, die nach Heineſcher Art witzeln, nennt der Verfaſſer „die Heinchen des Kreiſes“, als wenn der Name Hein hieße. Und ſchließlich: warum verändert derſelbe Verfaſſer den Eigennamen Goethe durch Flexion ganz unnöthig, wenn er ſchreibt: „die Eitelkeit (nämlich Heine's), mit der er ſich Goethen gegenüberſtellt?“ Goethe klingt beſſer und iſt auch ganz verſtändlich in dem Satze.*

Zu einem Aufſatze: „Unſere Fingerſprache von J. Gillhoff.“

(Sonntags-Beilage zur National-Ztg. vom 21. Okt. 1894.)

Der Aufſatz iſt ſehr anregend und leſenswerth, nur leidet er an einem bei ähnlichen Aufſätzen nicht ſeltnen Fehler, daſs nämlich bloße Vermuthungen, als ſeien es erwieſene Thatſachen, nicht nur hingeſtellt, ſondern daſs auch auf ſolchem unſichern Grunde aufgebaute noch unſichere

man oft nicht umhin kann, mehrere Namen zu verbinden oder andere Beſtimmungen hinzutreten zu laſſen. Man ſetzt dann die Namen genau ſo, wie ſie geſchrieben werden, alſo auch mit großen Anfangsbuchſtaben, und fügt der Endung ſcher, ſche, ſches mit vorangehendem Apoſtroph bei. Wer von einem Gedicht Goethe's ſpricht, kann dies, weil er ſchwerlich eine Misdeutnng befürchten darf, mit dem Adj. goethiſch nennen; will er aber das End-e nicht in ein i verwandeln, ſo ſpricht er ebenſo richtig von einem Goethe'ſchen Gedicht u. ſ. w. Vgl.: Ein Jean Paul'ſcher Roman. Die voſſiſche Überſetzung oder die Johann Heinrich Voß'ſche Überſetzung ... Der Engel'ſche Lorenz Stark (der engliſche L. St. wäre eine Überſetzung ins Engliſche)... Die Jacob'ſche, Jacobs'ſche, Jacobiſche Arbeit ꝛc. Die Preuß'ſche Geſchichte (die preußiſche Geſchichte). Die lutheriſchen Prediger richten ſich nach der „Luther'ſchen Bibel-Überſetzung“ ꝛc. Vgl. dagegen in den Wuſtmann'ſchen — oder muſs ich ſchreiben: Wuſtmanniſchen oder Wuſtmänniſchen (mit großem oder mit kleinem Anfangsbuchſtaben) ꝛc.? — Sprachdummheiten auf S. 91 ff. den Abſatz mit der Überſchrift: Goethiſch oder Goethe'ſch.

Der Herausgeber.

* Vgl. mein „Lehrbuch der deutſchen Sprache. Für Schulen ꝛc.“ Zweite Stufe S. 14 § 48, 4. Der Herausgeber.

Schlussfolgerungen, als seien sie sicher erwiesene und fest begründete Thatsachen, bezeichnet werden. Davor muss entschieden gewarnt werden, wie es in den folgenden Bemerkungen geschieht, denen hier in der Zeitschrift der Herausgeber wohl, wie ich hoffe, ein Plätzchen einräumen wird.

1. „Alle Zahlwörter gehen aus von den Fingern der Hände . . . In lebendiger Erinnerung an diesen Ursprung unserer Zählmethode bezeichnet unser Sprichwort: ‚Er kann nicht einmal fünf zählen‘ den denkbar niedrigsten Grad der Fähigkeit, seinen Gedanken Ausdruck zu geben.“

Hierbei ist zu bemerken, dass in dieser sprichwörtlichen Wendung gerade das Zahlwort kein feststehendes, sondern ein wechselndes ist. Allerdings heißt es in Wander's Sprichwörter-Lexikon Bd. I Sp. 1269 unter Fünf (in Nr. 8): „Er kann nicht fünf zählen“, aber doch in Bd. V Sp. 483 unter Zählen (in Nr. 13): „Er kann nicht (bis auf) drei zählen.“ Ganz besonders aber wäre hinzuweisen auf Sanders Wörterb. III S. 1695a, wo es unter zählen in Nr. 1 heißt: „Sprichwörtlich: Nicht über Eins (s. d. 1); nicht drei (s. d. 1), vier (s. d. 1a), fünf (s. d.), sieben (Luther 8, 86a) zählen können, von Einfältigen oder, die von ihren Sinnen Nichts wissen.“ Man wird hier wohl für die in dieser Wendung heute seltneren Zahlen vier und sieben die von Sanders angegebnen Belegstellen aus Luther gern hergesetzt sehen: „Als geringe vnd einfeltige Leute, Die nicht viere können zelen.“ VI S. 483a (ähnlich auch: Sämmtliche Werke von Irmischer 61 S. 135). „Gerade als were der Engel so gar ein Narr oder Kind, Der nicht sieben zelen künde ꝛc.“ VIII S. 86a. Das erinnert an die wechselnden Zahlen in der sprichwörtlichen Redensart: „bei (oder: auf) seinen 5, 9, 11, 12, 18 Augen bleiben (bestehen) ꝛc.“, s. dafür die Belege in Grimm's Wörterb. I Sp. 800, mit der Bemerkung: „die Erzählung [? soll wohl heißen: die Angabe oder ähnlich] schwankt in den Zahlen.“ Danach darf man in der Redensart: „Nicht fünf zählen können“ auf die Zahl fünf nicht allzuviel Gewicht legen, es handelt sich eben nur um eine kleine Zahl, über die das Begriffsvermögen des Einfältigen nicht hinauszugehen vermag.

2. „Die Fünf weist auf die ausgestreckte Hand hin und hier beginnt schon die Sprache unserer Finger; denn für die Hand haben wir noch den Ausdruck Patsche, und hier brauchen wir nur das ausgefallene n wieder einzuschieben, um in Pantsche ein Wort zu erhalten, das uns lebhaft an die Sanskritform für fünf erinnert.“ Dieser Ausfall des n für Patsche in der Bedeutung „Hand“ ist doch jedenfalls eine sehr fragliche Vermuthung; weit wahrscheinlicher ist die Herleitung von dem Tonwort patsch! („ähnlich wie klatsch!“ ꝛc.) Der Raum verbietet eine nähere Ausführung, und so mag es denn genügen, hier auf Sanders

Wörterb. II S. 508a—509a und auf Weigand's Wörterb. II S. 349/50 zu verweiſen, vgl. auch Kluge's Etymologiſches Wörterb. (4. Aufl.) S. 98a unter Finger. Aber Gillhoff baut auf ſeine Vermuthung, wie auf eine erwieſene Thatſache fort, indem er ſagt: „Faſſt Patſche oder Pantſche die 5 Finger der Hand zuſammen“ [was, wie geſagt, ſehr fraglich iſt], „ſo muſste [?!] das Zeitwort patſchen oder pantſchen urſprünglich ſo viel heißen als fünf zählen. In dieſem Sinne ſcheint es jetzt nicht mehr vorhanden zu ſein“ [war es denn früher in dieſem Sinne vorhanden, etwa wie griech. πεμπάζω?], doch kommt patſchen oder pantſchen mundartlich in der Kinderſprache noch häufig genug vor, und zwar in verſchiedener Bedeutung“ [was aber für das hier zu Beweiſende gar Nichts beweiſt; ſ. über einpatſchen und Tolpatſch Näheres z. B. in Sanders Wörterb.].

3. „Von den einzelnen Fingern war der Daumen vor Allem Gott geheiligt. Das ſaliſche Geſetz nennt ihn daher Gottesfinger, und der Raum zwiſchen ihm und dem Zeigefinger hieß die Wodansſpanne; denn [?] Wodan war der Gott des Glücks und des Glückſpieles. So erklärt ſich die ſprichwörtliche Redensart: ‚den Daumen halten‘, wenn man Jemand Glück zuwenden will.“ Vgl. hierzu hier in der Zeitſchr. S. 223 ff. den ſehr beachtenswerthen Aufſatz von Dr. Schrader.*

4. „Als Eigil's Sohn Oervandill von Thor über das Weltmeer getragen wurde, ſah dem Knaben die große Zehe aus dem Tragkorbe vor und erfror in der Nachtkälte. Da nahm ſie der Gott und warf ſie an die Sterne. Seitdem ſteht dort der Stern, der noch heute in Norddeutſchland Däumling heißt, es iſt der kleine Stern über der Deichſel am großen Wagen.“ Dieſe Bedeutung von Däumling findet ſich nicht in den Wörterbüchern von Grimm und Sanders und wäre alſo dort nachzutragen.

Königsberg. Dr. J.

Zur ſchwäbiſchen und öſterreichiſchen Mundart.

Zu Dem, was ich unter dieſem Titel in der Zeitſchrift (VII S. 112) geſagt, möchte ich noch Folgendes hinzufügen:

Der „von der Kultur nicht beleckte“ Wiener oder überhaupt Öſterreicher, wie auch der Baier, wenigſtens in den an Öſterreich grenzenden Theilen Baiern's, bedient ſich (mit Ausnahme von war) nie des Imperfekts, wohl aber, ſo fern er keine Umſchreibung mit einem Hilfszeitwort ver-

* Gelegentlich mag in Schrader's Aufſatz auf S. 225 Abſatz 1 Z. 2 v. u. der Druckfehler quem ſtatt quum berichtigt werden.

Der Herausgeber.

wendet, der durch die Anhängung von et (das — bis auf wenige Ausnahmen — niemals durch die Ausstoßung des e vor dem t um eine Silbe verkürzt, aber eben so wenig durch die Anhängung eines e um eine Silbe verlängert wird) an die Stammform des Konjunktivs vom Imperfekt (auch bei den starken Zeitwörtern) gebildeten Form, wie ja auch z. B. auf dem 3. Beiblatt der (Münchener) Fliegenden Blätter (vom 29. Juli 1894) der abgerissene Bettler dem ihm ein Paar ziemlich gute Stiefel reichenden Bedienten nach der Unterschrift des Bildes sagt:

„O, dürft' ich nicht um ein Paar schlechtere Stiefeln bitten. Wissen 'S, die versaufet' ich ja sonst doch wieder!"

statt versöffe, — nie versauft oder versaufete, vgl. auch in der Liedersammlung von Albrecht Graf Wickenburg die Schlussstrophe in der Schilderung des „Komfortablers" (Droschken-Einspänners im Gegensatz zum „Fiaker", dem Droschen-Zweispänner):

„Werd' mich nicht mit Ihnen scheren" —
Sprach der Komfortabel-Mann —
„Wenn Sö nit a G'lumpert wären,
Fahreten's [= führen Sie wohl] mit Unser An?"

Ausnahmen von dem Gesagten sind z. B. derft' (auch geschrieben: därft' = dürfte), sollt = sollte, ferner möcht', thät', worüber ich ein anders Mal zu schreiben mir vorbehalte, wie ich auch für meine Behauptung, dass der sich nicht der allgemeinen Schriftsprache bedienende Österreicher gegen den sonstigen Gebrauch bei Weitem zumeist das Imperfekt war (statt des Perfekts) anwendet, zahlreiche Belege einzusenden gedenke.

Wien. L. S.

Kapitel 4 des ersten Abschnittes aus dem im vorigen Hefte S. 317 [mit dem Druckfehler „Mundarten" statt „Mundunarten"] angezeigten Buche: „Schlecht Deutsch ꝛc." von A. Brunner (als Probe des Ganzen).

Allerhand Sprachdummheiten und Sprachgrobheiten.

Eine ganze Menge fleißig gearbeiteter, ehrlich geschriebener und verdienstvoll wirkender Bücher sind gegen Sprachverhunzung, Stilblüthen, Sprachunsinn, Sprachdummheiten u. s. w. bald grob, bald höflich aufgetreten, aber die Mehrzahl der Belehrungsbedürftigen geht Allem aus dem Wege, was das Stigma des Wissenschaftlichen trägt. Dieselben gebildeten Leute, die sich gewiß nicht hinsetzen, Geschichte, Mathematik oder Naturwissenschaften zu studieren, wenn sie schon so glücklich sind, Das alles vergessen zu dürfen, was man nur für die Maturitätsprüfung braucht,

dieſelben Leute freuen ſich doch, wenn durch ein Geſpräch, eine Unterhaltung, ein Feuilleton, eine Notiz, ohne daſs ſie ſich ſehr plagen müſſen, ihr ſogenanntes „exaktes“ Wiſſen vermehrt wird. Seitdem die Schlagworte, wie: „Ergötzlich und Erbaulich“, „Schimpf und Ernſt“, „Unterhaltung und Belehrung“, „angenehm und nützlich“, „Luſt und Lehre“ u. dgl. ſo allgemein geworden ſind, will Jeder, der es nicht für die Schule braucht, ſpielend lernen.

Hat ſich alſo mancher Sprachkranke gegen die bitteren grammatiſchen Arzneien geſträubt, ſo verſuche ich es hier, ihm überzuckerte Pillen zu geben. Daſs ſie wirken mögen, mitwirken zur allgemeinen Geneſung des Sprachgefühls und zur Erreichung des Bewuſſtſeins unſerer „allgemeinen, gleichen und direkten Verpflichtung“ gegen das Nationalwerk und den Nationalſchatz unſerer deutſchen Sprache, Das iſt mir die Hauptſache.

Jetzt gilt in Allem, wo durch eine große Bewegung Etwas für das Gemeinwohl erreicht werden ſoll, das vornehme Fremdwort: Solidariſch! Fühlten wir es doch, daſs es nirgends tiefere Gründe und wichtigere Zwecke der Einigkeit und Einheitlichkeit — der Solidarität — giebt als in Sachen der Sprache!

Ich habe geſagt, bald grob, bald höflich, und es war nur ein Euphemismus, daſs ich das „grob“ in die unbetonte Stellung vorausgab. In Wirklichkeit wird über die Sprachverderber meiſt grob losgezogen. Schopenhauer z. B. nennt ſie und ihr Produkt — ich ſetze zum Ergötzen und Erbauen der Leſer ſeine Kraftausdrücke her — unter Anderem ſo:

Die Menge des Schreibgeſindels; Lohnſudlerjargon; Sprachſchändung, zu der keine andere Nation ein Analogon aufzuweiſen hat; grammatiſche und orthographiſche Eielei; Lumpenhunde, die Herren über die Sprache ſind; die Willkür, Laune und der ſtupide Unverſtand höchſt unwiſſender Sudler; verſtand-, geſchmack- und ohrloſe Kapricen; infames Kauderwälſch; freche Eingriffe in die Regeln und Wörter der deutſchen Sprache; nachläſſig, gemein und unverſtändlich die Sache hinſchmieren; Federvieh; Buchhändlerlöhnling; ſchmutziger Buchſtabengeiz; Beutelſchneiderei an der deutſchen Orthographie; Pack, Pack, Pack, Halbvieh; die äußerſte Dummheit, äußerſte Gemeinheit und die blinde Nachahmung des lieben Nächſten; dummer Muthwille, den jeder Strohkopf an den Silben übt; Herr Schmierax, animalia scribacia; impotente Langbärte einer erbärmlichen Nützlichkeitszeit; die Legion unſerer hirn- und geſchmackloſen Verballhorner ꝛc.

Wuſtmann hat es ähnlich getroffen.

Und weil mein hochverehrter früherer Lehrer, der Profeſſor an der Wiener Univerſität Dr. J. Minor, die Bemerkung gemacht hat, daſs Grobheit zum Geſchäfte der Sprachverbeſſerer gehört, ſo darf auch ich

nicht übertrieben höflich sein, um ja nicht den Schein zu erwecken, als wollte ich mich über Größere als ich überheben. . . .

Wo es angeht, will ich die Grobheit durch Scherz mildern, wie ich denn auch gerne scherzhafte Beispiele bringe. Solche merkt man leichter, am leichtesten ein in sich abgeschlossenes kurzes Witzwort, und hier erinnere ich den Leser daran, dass er viel lernen kann, wenn er über ein Witzwort, namentlich einen Wortwitz, nicht nur lacht, sondern wenn er auch sich grammatisch klar macht, wo der Witz steckt. Die „Fliegenden Blätter" sind für denkende Leute eine ganz vorzügliche deutsche Sprachlehre.

Mit Vorliebe nehme ich als Muster für Gutes und Nachahmenswerthes bekannte Sätze, ja am liebsten, wenn ich sie finde, geflügelte Worte. Will ein aufmerksamer Leser ein gutes Beispiel behalten, soll er es nicht erst auswendig lernen müssen. Bei den Belegen für Schlechtes seien zumeist die Autoren nicht genannt, erstens, weil ich nicht zu „Hass und Verachtung" gegen einzelne Schriftsteller und andere, leider Gottes, schreibende Leute aufreizen will, zweitens, weil Einem oder dem Anderen auch noch die Kritik ein „klassisches Deutsch" anzurühmen gewohnt ist und ich nicht mit manchem, ach so klassischen Beispiel beweisen will, dass der Recensent nicht das Werk, sondern die Buchhändleranzeige gelesen hat, drittens endlich, weil ich die Namen der Autoren nicht immer weiß, denn ich musste dort, wo ich die allgemeinen Fehler der häßlichen Mundart bespreche, die Beispiele nehmen, wo man sie häufig findet, aus Zeitungen, Anzeigen, Einladungen aller Art, auch aus Briefen und Gesprächen u. s. w. Das Muster bewiese nichts, wenn nur Der oder Jener ein- oder das anderemal so geschrieben hätte.

Ich bilde mir nicht ein, es werde nun rasch besser werden, und ich könnte vollbringen, was Viele und Größere vor mir umsonst angestrebt haben. Wenn es mir glückt, den Leser zu eigenem Denken über unsere Ausdrucksweise anzuregen, so halte ich Das schon für einen Erfolg.

Vielleicht wirkt die heitere Form, die ich wählte, mehr als der Ernst manches Forschers, der, überzeugt wie ich, unmuthig wie ich über alle Sprachverderbnis, nicht durchdrang, weil sein vieles Wissen dem Leser Kopfweh machte.

Die Weidmannssprache muss rein deutsch sein.

Unter dieser Überschrift hatte Dr. Fritz Brandstäter in Bromberg schon in Nr. 23 des 19. Bandes von Paul Wolff's „Weidmann" einen kleinen Aufsatz veröffentlicht, dem er jetzt in der 1. Nr. des neu beginnenden 26. Bandes einen Nachtrag folgen lässt. — Ich führe daraus hier die

von Dr. Brandſtäter vorgeſchlagenen Verdeutſchungen an, von denen ſich die meiſten ſchon in meinem Verdeutſchungswörterbuch (zum Theil neben manchen andern) finden, nämlich:

„apporte bring her; avant vor oder vorwärts; koupieren vorgreifen; derrière zurück; dreſſieren abrichten, abführen; Dreſſur Abrichtung; tout beau oder down leg dich oder hüt (ſchön)!; abnorm unregelmäßig; monſtrös widerſinnig; Choke bore Würgebohrung; Diſtance Schuſsweite; Liſière Waldesrand; Munition Schießbedarf; paſſioniert leidenſchaftlich; Point Punkt; Rendezvous Sammelplatz; Saiſon Jagdzeit; Doublette oder Coup double Doppelſchuſs.“

Für das letzte Wort wäre, glaube ich, das in meinem Verdeutſchungswörterbuch aufgeführte und belegte Doppeltreffer eine noch treffendere und empfehlenswerthere Verdeutſchung (vgl. dazu auch: Zwillings-Schuſs oder -Treffer). Für das entſprechende, wie Brandſtäter hervorhebt, unfranzöſiſche Triplette, wofür er das ihn ſelbſt nicht ganz befriedigende Dreiſchuſs vorgeſchlagen, könnte man wohl Drillings-Schuſs oder noch beſſer -Treffer ſagen. — Dem Vorſchlage für kapitaler Bock Hauptbock (wie Hauptſchwein), für kapitals Gehörn Hauptgehörn zu ſagen, werden wohl alle deutſchen Weidmänner unbedingt zuſtimmen, wie auch dem weitern Vorſchlage, ſtatt des in vielen Jagdberichten ſich findenden:

„Außerdem ſo und ſo viel Stück Diverſes,
in Summa ſo und ſo viel Kreaturen“

zu ſetzen: „Außerdem ſo und ſo viel Stück Verſchiedenes, zuſammen ſo und ſo viel Stück“, wozu am Schluſs vielleicht noch gefügt werden könnte: Jagdthiere oder Jagdwild.

Der Verfaſſer ſchließt ſeinen empfehlenswerthen Aufſatz, mit der Mahnung an die Herausgeber von Jagdzeitſchriften, „jedem Überfluſs an Fremdwörtern und jeder gröberen Geſchmackloſigkeit unnachſichtlich entgegenzutreten. Das wäre das beſte Mittel zur Bekehrung, zur Bekehrung nämlich von der Anſchauung, daſs der Gebrauch des Fremdwortes ein Zeichen von Bildung ſei, zu der viel richtigeren, daſs Vermeidung des Fremdwortes als ein ſolches zu gelten habe.“

Komma.

Von Dr. Herman Schrader.

Noch eine treffende Ergänzung zu einem früheren Aufſatze, in dem gezeigt wurde, daſs die letzte Entſcheidung über die Setzung eines Komma nicht den hergebrachten Regeln, ſondern dem Sinne des Satzes gebührt. So: zürnet, und ſündigt nicht, damit man nicht das „nicht“ auch auf das

Zürnen beziehe. Jetzt leſe ich, wie ein Mann ſinnend durch die afrikaniſche Wüſte wandert:

Indem er noch ſo ſimuliert,
da kommt ein Löwe anſpaziert,
ein Wüſtenleu, gefleckt und wild,
der mit dem Schweife peitſcht und brüllt.

Man kann ſich beim Leſen kaum des Lächelns erwehren, weil den Worten nach der Löwe mit dem Schweife brüllt. Wie man beim Sprechen hinter peitſcht eine Pauſe macht, ſo ſetze man dorthin ein Komma, ſo ſchwindet jeder Anſtoß. —

Zum wenigſten, wenigſtens.

Vielleicht entſinnen ſich unter den Leſern des 7. Jahrgangs meiner Zeitſchrift manche, daſs ich im 6. Heft dort (S. 224—226) bei Gelegenheit der Beſprechung einer Novelle von Konrad Telman die Frage zur Sprache gebracht, ob es nicht Fälle gebe, in denen — „wenigſtens“ in der ungebundenen Sprache — das Wort wenigſtens als unzweideutiger den Vorzug vor der Verbindung zum wenigſten verdienen dürfte.

Eine Erörterung aus dem Leſerkreiſe, die ich damit anzuregen wünſchte, iſt bis jetzt nicht erfolgt, und ſo iſt es mir ſehr willkommen, daſs ein Satz aus einer kurzen Novelle von Heinrich Landsberger (in der Zeitung „Über Land und Meer“ 72 Bd. S. 850c) eine Gelegenheit bietet, die Frage hiermit aufs Neue zur Sprache zu bringen. Ich ſetze den ganzen Abſchnitt, worin dieſer Satz ſich findet, vollſtändig her, weil ich noch eine andere kurze Bemerkung zu einem andern Satze daraus anknüpfen möchte. Die Stelle lautet:

„Er hatte dieſen Charakter ohne Schwierigkeiten bald erkannt. Ein Naturell, offen und heiter und liebenswürdig, dabei ohne alle Affektation und Exaltation und von jener Sicherheit und Souveränität, die gewohnt iſt, nur ſich allein, ſonſt Niemand Rechenſchaft zu geben: die wahre und echte Ariſtokratie, wie man ſie unter den Unverheiratheten ihres Geſchlechts ſonſt überhaupt nicht findet, zum wenigſten nicht mehr heute. Daher auch das vollkommen Unbefangene ihrer ganzen Art. Und doch, trotz Allem ganz Weib. Nichts Auffallendes an ihr, was ja der erſte Grundſatz des guten Tons und des Geſchmacks bekanntlich iſt. Und Schlettau liebte den guten Geſchmack. Ja, er war ſeine Leidenſchaft.“

Ich würde meinem Sprachgefühl nach (ſ. die Bemerkungen im 7. Jahrgang) die Faſſung vorziehen:

„Wie man ſie unter den Unverheiratheten ihres Geſchlecht überhaupt nicht, wenigſtens heute nicht mehr, findet.“

Ich wiederhole, daſs ich mit dieſem Ausſpruch durchaus Nichts entſcheiden, ſondern nur eine Erörterung der Frage aufs Neue anregen möchte.

In Bezug auf das weiter hervorgehobene bekanntlich finde ich das Wort nicht an ſeiner richtigen Stelle im Satz; meiner Anſicht nach müſste es etwa heißen: „was ja bekanntlich der erſte Grundſatz des guten Tons und des Geſchmacks iſt.“

Dereinſtig.

In meinem Wörterb. I S. 357 habe ich unter Einſt geſagt: „. . . heute auf die rein zeitliche Bedeutung beſchränkt im Gegenſatz des Jetzt, in einer unbeſtimmten Zeit, ſowohl von der Vergangenheit als von der Zukunft, wie aus dem Zuſammenhang, namentlich aus dem Tempus des dabeiſtehenden Zeitworts erhellt“ ꝛc. und unter den Zuſammenſetzungen findet ſich u. A.: „dereinſt: 1. künftig, 2. von der Vergangenheit“ (mit Belegen) und entſprechend unter den Fortbildungen:

„Einſtig a: was einſt war, einſt ſein wird (vgl. geſtrig, heutig ꝛc.), z. B.: Die holde Tochter | unſres einſtigen [vormaligen] Königs. Platen 4, 289. Nie bange vor einſtiger [künftiger] Trennung 34 ꝛc. So auch: Dereinſtig ꝛc.“

Adelung ſagt unter Einſt in Nr. 2:

„So fern das ein der unbeſtimmte Artikel iſt, für einmal, als ein Nebenwort einer unbeſtimmten Zeit. Sowohl, (1) einer vergangenen in der höhern Schreibart der Hochdeutſchen . . . als auch (2) von einer unbeſtimmten künftigen Zeit, auch nur in der höhern Schreibart der Hochdeutſchen ꝛc.“

Das Eigenſchaftswort einſtig fehlt noch bei Adelung; dagegen führt er auf:

„Dereinſt, adverb. temp. für einſt, künftig, ſo vorzüglich in der anſtändigern und höhern Schreibart üblich iſt . . . Auch das Beiwort dereinſtig iſt für künftig im Oberdeutſchen nicht ſelten.“

Das ſogenannte Campe'ſche Wörterbuch ſtimmt mit dem Adelung'ſchen überein, nur daſs es auch ſagt:

„Einſtig adj. von einſt, ſo viel als künftig.“

Sehr auffällig und befremdlich iſt es, daſs auch das Grimm'ſche Wörterb. III Sp. 312 buchſtäblich ſetzt:

EINSTIG, futurus, was dereinstig, dermaleinstig: bei deiner einstigen heimkehr; nach des leibes einstiger auferstehung. [Einſtmalig iſt gar nicht aufgeführt], — während II Sp. 1014 ſich findet:

DEREINSTIG, adj. zukünftig: es waren ja auch seine dereinstige erben. DAHLMANN, Geschichte von Dänemark 2, 55, s.: HEYNATZ Antibarb. 1, 192,

daſs alſo das Grimm'ſche Wörterb. die Beziehung der Beiwörter einſtig und dereinſtig auch auf die Vergangenheit unerwähnt und ganz außer Acht läſſt, vgl. Bd. III Sp. 214, wo (die Beiwörter ſind hier allerdings nicht aufgeführt) das Adverb dereinſt ausdrücklich unter denen ſteht, welchen die Bemerkung beigefügt iſt: „nur auf zukunft." —, als ob nicht (ſ. mein Wörterb. a. a. O.) Platen II S. 233 geſchrieben hätte:

Der magiſchen Göttin |
. . . (welche dereinſt dem Odyſſeus reichte den Becher ꝛc.)

und S. 280:

Sankt Peter:
Meiſter entwarfen dereinſt zum ſchönſten Gebäude der Welt mich,
Stümpern erlag nachmals plumpen Geſchmacks der Koloſs ꝛc.

Zu dem Beiwort dereinſtig in Bezug auf die Vergangenheit füge ich hier noch aus einem Aufſatz von J. Sabin in Zolling's Gegenwart vom 14. Juli 1894 Bd. 46 S. 20b den nachfolgenden Satz:

„Es iſt ein Lieblingsgedanke und ein ſehnſüchtiger Wunſch des national-liberalen Führers [v. Bennigſen], der ſich trotz ſeines gemäßigten Weſens nicht ſo leicht konſervativen Anſchauungen anzupaſſen vermag, wie ſein dereinſtiger Kampfgeſelle Miquel, daſs ꝛc."

Sprachliche Bemerkungen zu einem Aufſatze von L. B.

„Zur Erinnerung an Ernſt II. Herzog von Sachſen-Koburg und Gotha."
(National-Ztg. vom 6. Sept., Morgen-Ausgabe, XLVII Nr. 500.)

1. „Ernſt wurde am 21. Juni 1818 in Koburg auf der Ehrenburg, einem der ſchönſten und ſtilvollſten Schloſsbauten Deutſchland's aus neuerer Zeit geboren." Vgl. mein Wörterb. I S. 101b:

„Baute f.; —n: Bau (ſ. d.), meiſtens die Mehrzahl jenes Wortes erſetzend, doch auch als Einzahl ꝛc.", vgl. auch (namentlich in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 63b) die Anmerkung zu Bau.

In dem vorliegenden Satze (von L. B.) hätte es, da Baute und deſſen Zuſammenſetzungen immer weiblichen Geſchlechts ſind, ſprachrichtig offenbar heißen müſſen:

„Auf der Ehrenburg, einer der ſchönſten . . . Schloſsbauten;"

aber dem Verfaſſer hat offenbar bei dem von ihm niedergeſchriebenen einem ſtatt der folgenden Mehrzahl Schloſsbauten zunächſt die Einzahl: der Schloſsbau vorgeſchwebt, die allerdings männlichen Geſchlechts iſt, und Dies hat ihn zu der Vermiſchung beider Geſchlechter verleitet in

einer Art „Fügung nach dem Sinn“, ſ. Hauptſchwier. S. 157a, wo ſie — freilich als durchaus nicht nachahmungswerth — in Nr. 1c nachzutragen wäre.

2. „Auf eine Bittſchrift ſeiner Unterthanen antwortete er mit einer Bekanntmachung, in der er . . . ein Geſetz zuſagte, durch das das Bittrecht und das Recht der Volksverſammlung geſichert ward.“

Die hervorgehobene Verdeutſchung für Petitionsrecht habe ich allerdings unter dieſem Worte in meinem Verdeutſchungswörterbuch S. 156b aufgeführt, aber daneben doch auch die Ausdrücke: „Eingabe-, Vorſtellungs-, Beſchwerde-Recht“ und ich möchte hier dem zuletzt genannten Worte den Vorzug geben.

3. „Der Geiſt der Zeit, jener kritiſche ſelbſtändige Geiſt, der ſich gegen die Bevormundung auf jedem Gebiete auflehnte, ſagte ihm zu; er verſtand ſein Streben und Ringen und ſuchte [ihn] unter nachdrücklicher Bekämpfung aller rohen Ausſchreitungen, ſo weit er ihm berechtigt erſchien, in die richtige Bahn zu lenken und ihm die Wege zum Ziele zu ebnen.“

Das wohl nur durch ein Verſehen ausgefallene, von mir in Klammern hinzugefügte ihn durfte füglich nicht fehlen.

4. „Er machte Künſtler und Schriftſteller gewiſſermaßen ‚hoffähig‘, indem er ſie durch ſeinen Verkehr auszeichnete und ihnen eine höhere geſellſchaftliche Stellung anwies, ſo daſs man ſich auch anderwärts, beſonders in den Kreiſen des Geburtshandels [offenbar nur Druckfehler ſtatt: Geburtsadels] gewöhnte, die Männer des Geiſtesadels mit andern Augen anzuſehen und mit anderm Maße zu meſſen.“

Zu einem Aufſatze von Felix Dahn

in der Gartenlaube XLII S. 90 ff.

1. „Sie eigneten ein Haus“ S. 90a = ſie beſaßen ein eignes Haus, waren Hauseigenthümer, ſ. „eigenen“ 1a Ergänz.-Wörterbuch S. 174a.

2. „Unbegreiflichermaßen!“ S. 91 ſtatt des üblichen: „unbegreiflich!“ oder „unbegreiflicherweiſe!“

3. „Vor Allem jedoch war der großartige Gegenſtand geeignet, meine Weltanſchauung, die durchaus nicht peſſimiſtiſch iſt (Das iſt mir ein Gräuel!), aber tragiſch-heroiſch, dichteriſch zum Ausdruck zu bringen. S. 91b. Beſſer ſtände das hervorgehobene „iſt“ hinter „tragiſch-heroïſch“.

4. Das zeitlich allerdings wohl begründete wann, wofür heute jedoch wenn üblich geworden iſt, findet ſich zweimal auf Sp. 92b: „Aber

Eins wird bleiben und nachwirken im deutſchen Volke, wann“ [vgl.: auch dann noch, wenn] meine Dichtungen vielleicht vergeſſen ſind“ [genauer: ſein werden] — und: „Dieſe meine ideale Einwirkung auf deutſche Jünglinge und Männer wird fortdauern: wann vielleicht meine andern Leiſtungen todt liegen.“

Zu dem Roman: Am Altar,

von E. Werner. 4. Aufl. Leipzig. E. Keil (ohne Jahr).

1. „Je ſchwieriger der Weg, deſto größer wurde der Eifer, das junge Mädchen war nur eine Jugendluſt, ein jubelnder Übermuth und jetzt endlich ſtand ſie oben.“ 1 S. 30.

Beſondere Beachtung verdient die eigenthümlich deutſche Weiſe, wonach eine von Jugendluſt, von Übermuth erfüllte Perſon geradezu als eine Jugendluſt, ein Übermuth bezeichnet wird, üblicher in Verbindungen mit dem beſtimmten Geſchlechtswort, wie: Sie war die Jugendluſt, der jubelnde Übermuth ſelbſt oder in Perſon, die perſonificierte Jugendluſt ꝛc., ſ. mein Wörterb. II 516c, wo als Beiſpiel angeführt iſt: „Er iſt die Gutmüthigkeit in Perſon, die perſonificierte, die leibhafte Gutmüthigkeit, die Gutmüthigkeit ſelbſt ꝛc.“ und II S. 358c/9a unter Übermuth c = übermüthige Perſon, z. B.: „Was Kurländer, dachte der junge Übermuth.“ Laube.

2. „Da ſah ſie nun allerdings, daſs es [was ſie für ein Geſpenſt gehalten] ein Menſch war, der dort drüben ſtand, ein Mann in langem geiſtlichen [richtiger: geiſtlichem*] Talar, der bisher im Mooſe gelegen und von dort aus vermuthlich den ganzen Spaziergang durch den Gießbach mit angeſehen hatte.“ S. 31. Das hervorgehobene bezügliche Fürwort der ſoll ſich nun freilich nicht auf das unmittelbar davor ſtehende Talar beziehen, wie ein Spottluſtiger es vielleicht in abſichtlichem Miſsverſtändnis deuten könnte. Stände ſtatt des männlichen Fremdwortes Talar das ſächliche deutſche Wort Gewand, ſo wäre ein ſolches Miſsverſtändnis nicht möglich.

3. „Noch war kein Jahr vergangen, da hatte ſich die Sachlage total verändert und es konnte den Gütern, denen man auch den Ruin des jetzigen Beſitzers prophezeit [hatte], eine bedeutende Zukunft nicht abgeſprochen werden.“ Da „man prophezeit“ ohne das von mir in Klammern hinzugefügte hatte der Form nach auch als Zeit der Gegenwart aufgefaſſt werden könnte, ſo iſt die Weglaſſung hier nicht tadellos.

* Vgl. S. 75: Aus gutem alten [ſtatt: altem] Hauſe ꝛc.

4. „Der erklärte Günſtling meines Vaters und [meines] Oheims“ S. 85, wo das von mir in Klammern hinzugefügte Wort nicht hätte fehlen ſollen, da der Vater und der Oheim natürlich nicht ein und dieſelbe Perſon iſt, ſondern es zwei verſchiedene, von einander getrennte und zu trennende Perſonen ſind, ſ. Hauptſchwier. S. 359a: „Grüße deinen Onkel und Vormund! — richtig, wo ich eine einzige Perſon, die des Angeredeten Onkel und zugleich Vormund iſt, grüßen laſſen will; ſind zwei verſchiedene Perſonen gemeint, ſo heißt es richtiger: Grüße deinen Onkel und deinen Vormund ꝛc.“

5. „Hüte dich übrigens, daſs jene Gerüchte Benedikt nicht zu Ohren kommen.“ S. 159 mit überſchüſſigem nicht, vgl.: Hüte dich (davor), daſs ſie ihm zu Ohren kommen.

6. „Wo der Weg nach der Wallfahrtskirche ſich abneigte“ Bd. II S. 8, ſ. mein Wörterb. II S. 423a, wo abneigen tr. und refl. als ſelten bezeichnet iſt, vgl.: ſich abzweigte oder: abwärts führend ſich trennte ꝛc.

7. „Weſshalb er ſo hartnäckig auf eine Ausſöhnung beſtand“ S. 14, ſ.: „Beſtehen auf mit Dativ, wie beharren (ſ. d.) und mit Acc., wie dringen in vielen Fällen ſchwankend“ —, vgl. zahlreiche Belegſtellen in meinem Wörterb. III S. 1194c Nr. 11.

8. „Weil im Ecken-Hof ein Krankes liegt.“ S. 110, ſ. über das Neutrum als umfaſſende Bezeichnung für männliche und weibliche Perſonen meine Hauptſchwier. S. 214b/5a, — mit mundartlicher Färbung; üblicher: weil im Ecken-Hof Jemand oder Einer krank liegt, vgl.: ein Kranker.

9. „Bei einer Verbindung . . . zwiſchen Katholik und Proteſtantin.“ S. 128, vgl.: In dieſer Ehe . . . eines Katholiken mit der Proteſtantin. S. 129, ſ. in meinen Hauptſchwier. S. 53b unter dem Titelkopf Artikelloſe Hauptwörter Nr. 2. Mit hinzugefügtem Geſchlechtswort würde es auch in der erſten Stelle mit der Endung des Dativs heißen: zwiſchen einem Katholiken und einer Proteſtantin.

10. „Er wuſste ja jetzt auch, wie ſie, was Freiheit hieß“ S. 197, wo das Imperfekt im abhängigen Satze mit der Zeitform des Hauptſatzes ſtimmt, aber richtiger doch für das in die Gegenwart dauernd Hineinreichende das Präſens ſtände: Er wuſste jetzt auch, was Freiheit heißt oder iſt (nicht: war).

Johann Ohlerich.

Neue Novellen von Adolf Wilbrandt S. 221 ff., auch Heyſe's Novellen-Schatz Bd. VII.

1. S. 225: „Wie oft leben ſie [die Frauen der Warnemünder Seefahrer] auch lange Jahre auf ſich ſelbſt geſtellt, als Wittwen vor ihrer Männer Tod, mit den Kindern allein ꝛc." vgl. mein Wörterb. III S. 1643a; Ergänz.-Wörterb. S. 646c.

2. S. 227: „Gleich am Hochzeitstage zeigte ſie ihm, wie wenig ſie Willens war, ſich von ſeinem Eiferſuchtsteufel [= von ſeiner Eiferſucht] plagen zu laſſen," ſ. mein Wörterb. III S. 1299b; Ergänz.-Wörterb. S. 554c.

3. S. 228: „So tanzte ſich die ſchöne Liesbeth in die Ehe hinein," begab ſie ſich in dem Tanz mit dem jungen Burſchen in die Ehe hinein.

4. S. 229: „Sie war ſeit ſeiner Geburt vier Jahre älter als er," wo das durch Sperrdruck Hervorgehobene allerdings überflüſſig iſt, wenn der Verfaſſer nicht damit eine komiſche Wirkung hat erzielen wollen.

5. S. 231: „Die kleinen, ſpitzgiebeligen Häuſer von Warnemünde, die bis ans Meer neben ihm [dem Breitling] hergehen, wuchſen heran", in anſchaulicher Schilderung: die aus der Entfernung geſehen klein erſcheinenden Häuſer erſchienen bei der Annäherung auf dem Schiffe größer ꝛc.

6. S. 231: „Es war vormittagsſtill [ſ. 352 Nr. 7 und Ergänz.-Wörterb. S. 525b] Alles ſchien ausgeflogen zu ſein; auch durch die offene Thür verlautete Nichts," — üblicher: ließ ſich kein Laut hören, da verlauten, ähnlich wie verlautbaren, meiſt in dem Sinne von ruchbar oder kundbar werden (von Etwas, das geheim bleiben ſollte) gebraucht wird, ſ. mein Wörterb. II S. 61a; Ergänz.-Wörterb. S. 335b.

7. S. 235: „Der ſpielt nur ſchwarzen Peter oder armen Schäfer," — als Namen zweier ſehr einfachen Kartenſpiele.

8. S. 237: „Er ſah ihr mit offenſter Verliebtheit ins Geſicht." —, ſ. über die Steigerung von Wörtern wie offen (vgl. einzeln hier S. 351 Nr. 2) ꝛc. Hauptſchwier. S. 261 Nr. 2.

9. S. 240: „So hätt' ich die ganze Buſchpredigt verpaſſt," — vgl. was ich über derartige Zuſammenſetzungen, „deren Bedeutung nicht an und für ſich beſtimmt oder zu beſtimmen iſt, ſondern erſt aus dem Zuſammenhang hervorgeht und ganz und gar von demſelben abhängig iſt" und „deren Bedeutung auch der Gebildetſte nicht anzugeben im Stande iſt, wenn ſie, aus dem Zuſammenhang geriſſen, ihm vorgelegt werden," in meinem „Programm eines neuen Wörterbuches der deutſchen Sprache" (1854) S. 58 ff. geſagt habe. Dazu gehört auch das hier vorliegende

Buſchpredigt. Aber die Bedeutung iſt ſofort klar, ſobald man weiß, daſs ſich das Wort des Sprechenden auf den vorangegangenen Vorwurf ſeiner Frau bezieht: „Hier hinterm Buſch haſt du geſteckt, Ohlerich, haſt gehorcht wie ein Spion," vgl. z. B. auch S. 275: „Sein morgenbleiches Geſicht fing wieder an ſich zu färben," d. h. hier — wie der Leſer aus dem Zuſammenhang nach dem Vorhergehenden ohne Weiteres ſich von ſelbſt ſagt — ſo viel wie: „ſein nach der durchſchwärmten Nacht jetzt am Morgen übernächtig und bleich erſcheinendes Geſicht" u. ä. m.

10. S. 278: „Den Dampf, mit dem ihre Cigarren die Kajüte durchwölkten" S. 278 (ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 651c) durchdringend, verdunkelten, wie der Himmel von ſich zuſammenziehenden dichten Wolken ꝛc. verfinſtert wird.

11. S. 279: „Ich werde gleich in mein Zimmer gehen und ein bischen nachſchlafen" = den in der durchſchwärmten Nacht verſäumten Schlaf nachholen.

12. S. 284/5: „Ob es ihm dann vielleicht Vergnügen machen werde, ſich einſtweilen mit engliſchem Zwieback und Roſtocker Weißbier zu vernüchtern" ſ. mein Wörterb. II S. 451a unter vernüchtern Nr. 1.

13. S. 286: „Ich habe meine ſchöne Jugend verlumpt, — hätt' ein Seemann werden ſollen, ſtatt mich hinter den Büchern feſtzuſetzen." = etwa: ich habe meine ſchöne Jugend durch das lumpige Studieren, das Hocken hinter den Büchern verloren, ſtatt ſie im freien Seemannsleben zu genießen, ſ. mein Wörterb. II S. 181a/b verlumpen 2.

14. S. 287: „Der ſpäte Mond ging nun auf und wanderte über die kleinen Waſſerkämme, indem überall von ſeinem Silber Etwas hängen blieb, zum Verdeck herüber" —, ſ mein Wörterb. I S. 857, Ergänz.-Wörterb. S. 292b unter Kamm 21c, wo für das einfache Kamm die Stelle aus Platen angeführt iſt: „Die Wellen | wälzen meilenlang beſchäumte Kämme | . . . dem Schiffskiel entgegen" und von zugehörigen Zuſammenſetzungen z. B.: Brandungs-, Schaum-, Wellen-, Wogenkämme, an die ſich hier bei Wilbrandt Waſſerkämme ſchließt.

15. S. 291: „Es waren weichherzige Melodieen, ſie klangen ſehr heimwehmüthig und verliebt in die Nacht hinaus," ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 363b, wo außer dieſer Stelle für die hervorgehobene Zuſammenſetzung von -müthig auch noch eine zweite von Stifter angeführt iſt, vgl. dort und auch in meinem Wörterb. II S. 362a—c zahlreiche andere Zuſammenſetzungen, namentlich wehmüthig.

16. S. 294: „Wenn wir erſt an den Rummel-Haſen kommen!" — ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 245a, wo dieſelbe Stelle angeführt iſt, mit der Erklärung: „Außenhaſen in Hamburg".

17. S. 295: „Von einer Art schiffsjungenhafter Ehrfurcht ergriffen," s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 289b und meine „Neuen Beiträge zur deutschen Synonymik" S. 106 ff.

18. S. 295: „Du bist ja wohl 'ne rechte Magnetnadel, sagte er, die immer nach der Windrichtung Frauenzimmer zeigt", in rechtem Seemannshumor.

19. S. 296: „Du musst ohnehin noch eine Flasche Rothspohn mit mir trinken, Ohlerich; heute Nacht haben wir die Brüderschaft nur mit Rostocker Weißbier begossen," = gefeiert (durch Trinken), vgl. mein Wörterbuch I S. 564 unter begießen am Schluss und z. B. in Meklenburg ꝛc.: die Leiche begießen = einen Leichenschmaus feiern ꝛc.

Die Reise nach Freienwalde.

Neue Novellen von Adolf Wilbrandt (Berlin 1870). S. 303—376.

1. S. 306: „Bei warmem Wetter war es sein Grundsatz, dritter Klasse zu fahren," kurze übliche Ausdrucksweise für das vollständige: „in der dritten Klasse", wohl als Genitiv aufzufassen, dafür auch (wohl als Accusativ) dritte Klasse zu fahren, — s. auch S. 308: „Zweiter Klasse neben dieser Dame zu sitzen . . . Es war auch eine ganz einfältige Idee, dritter Klasse fahren zu wollen."

2. S. 311: „Zuerst durch den endlosen Bahnhof, dann an der Vorstadt hin, zwischen den hohen Häusern, die nach und nach immer einzelner, immer kleiner, immer ländlicher wurden, bis das freie Feld zu beiden Seiten ergrünte." — Einzeln gehört zu den Eigenschaftswörtern, die im eigentlichen Sinne durch ihren Begriff die Steigerung ausschließen, doch in einem andern (uneigentlichen oder verallgemeinerten) sie zulassen, s. Hauptschwier. S. 261a, so hier: einzelner = in immer weitern Zwischenräumen von einander ꝛc. s. auch unten Nr. 12 und oben S. 349 Nr. 8. — Man beachte die Ausdrucksweise der gehobenen Sprache bei ergrünen, das eigentlich von Feldern bedeutet: grün werden, aber hier so viel wie: bis das freie Feld zu beiden Seiten (in seinem grünen Gewande) sich dem Auge zeigte, sichtbar wurde, hervortrat ꝛc.

3. S. 320: „Ein freundliches Städtchen, anmuthig eingehügelt, trat rechts hervor." = von Hügeln anmuthig eingeschlossen, s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 280a, wo dieselbe Stelle angeführt ist, wie ebd. die Stelle in Nr. 9.

4. S. 321: „Der Mann mit dem Strohhut . . . Sah er diese junge Dame . . . aussteigen . . . und schnell auf den Strohhut zugehen" —, s. über die Bezeichnung: der Strohhut für „der Mann

mit dem Strohhut u. Ä. m. mein Wörterb. I S. 809 b unter Hut 1e und Ergänz.-Wörterb. S. 282 b.

5. S. 323: „Sie ſcheinen furchtbar geſund zu ſein" — ſtatt ſehr.

6. S. 328: „Dann drückte ſie die dunklen Wimpern noch feſter an [ſtatt zu, zuſammen] . . . Sie ſchien bald zu entſchlafen."

7. S. 329: „Sonſt war es weit und breit nachmittagsſtill und es hörte ſich an, wie wenn die ganze Ukermark ſchliefe," vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 525 b: mittags-, vormittagsſtill ꝛc., ſ. o. S. 349 Nr. 6.

8. S. 330: „Irgend einen ſtillen Kummer ſchien ſie zu haben, einen Druck auf der Seele. Sein ehrliches Herz brannte, ihr den wegzufragen [durch Fragen von der Seele wegzunehmen, wegzuſchaffen] und wegzufangen."

9. S. 333: „Durch ebenes Land, das ſich hier und da ein wenig hügelte" = ſich hügelförmig erheben, ſ. o. Nr. 3.

10. S. 333: „Dieſe Wange da, die mich ſo ſchlafroth [von Schlaf geröthet] anlächelt."

11. S. 355: „Mit Vogelgeſang, der aus den Bäumen um die Kirche her lieblich herüberflötete" [wie Flötenklang herüber tönte].

12. S. 357: „Um ſo reiner und ſchleierloſer lagen die beſonnten Wälder auf den Hügeln da," ſ. mein Wörterb. II S. 164 a und — in Bezug auf die Steigerung (ſ. o. Nr. 2) — S. 161 a, wo es für die Zuſammenſetzungen mit -los heißt: „auch mit Steigerung, indem der Begriff, daſs Etwas nicht vorhanden, minder ſcharf auch da gilt, wo Etwas nur in geringem Maß oder Grad vorhanden iſt."

13. S. 369: „Ich will ſechsundſechzigmal in die Hölle verdammt ſein, wenn ꝛc.," vgl.: in der Hölle verdammt ſein = in der Hölle als ein Verdammter ſein, während der von Wilbrandt gebrauchte Accuſ. etwa ausſagt: ich will . . . zur Hölle verdammt ſein, durch das Verdammungsurtheil Gottes in die Hölle kommen.

14. S. 373: „Als nun auch Betty's Bruder ſich aus ſeiner Betäubtheit ermannte" = Zuſtand des Betäubtſeins, Betäubung.

Die Geſchwiſter von Portovenere.

Neue Novellen von Adolf Wilbrandt (Berlin 1870). S. 137–220.

1. S. 143: „Eine jünglingshafte Geſtalt", ſ. mein Wörterb. I S. 846 c mit Belegen für die Formen jüngling(s)haft mit dem eingeklammerten s oder ohne dies.

2. S. 145: „Mit dieſen beiden glühenden Kohlen ſtarrſt du mich an ꝛc." bildlich für Augen.

3. S. 147: „Ich lebe hier so hin und habe kein Recht an Nichts“ mit volksthümlicher doppelter Verneinung, s. Hauptschwier. S. 227a/b.

4. S. 149: „Was hilft es, dass ich schweige, auf alle Felsen herumsteige, — es ist ja doch, wie es ist. Ich soll nach Genua, — dich verlassen ꝛc.“ — wo der hervorgehobene Reim in der ungebundenen, aber doch gehobenen Rede wohl als beabsichtigt und wirkungsvoll anzusehen ist, indem das überquellende Gefühl des Sprechenden sich in dichterischer Weise, im Reime kundgiebt, siehe die Inhaltsverzeichnisse der Zeitschrift unter „Reim“.

5. S. 154: „Andere plauderten . . . mit den halbgepanzerten, behelmten Burgmannen, die ꝛc.,“ s. mein Wörterb. II S. 225b (unter Mann 6), S. 226a (ebd. Nr. 16d), S. 228b (Burgmann).

6. S. 157: „Tunis, das Nest haben wir ausgeschwefelt, aber die Brut ist noch guter Dinge.“ Die hier einander gegenübergestellten Ausdrücke Nest und Brut sind auch von dem Schriftsteller durch Sperrdruck hervorgehoben; über das zu ihnen so passend gewählte Zeitwort ausschwefeln s. mein Wörterb. III S. 1041c.

7. S. 163: „Schutthaufen hatten sich in den Winkeln angebaut.“ Gewöhnlich gilt sich anbauen nur von Personen, s. mein Wörterb. I S. 95a (Nr. 4), und in der Anwendung wie hier, ist es jedenfalls eine gewagte und — meiner Ansicht nach — nicht zur Nachahmung zu empfehlende Ausdrucksweise für: Schutthaufen hatten sich in den Winkeln angehäuft (angesammelt) ꝛc.

8. S. 171: „Dünkt Ihr Euch nicht zu vornehm oder zu christlich, mit mir [der wahrsagenden Maurin] auf mein Kämmerchen zu gehn, so sollt Ihr erstaunen, was für Wissenschaft Euch erwartet,“ vgl. mein Wörterb. III S. 1640a Nr. 3 und daraus z. B. bei Schiller S. 458b: „Von wannen kam euch | die wunderbare Wissenschaft?“ (Makb. I 5) = Kunde, Kenntnis, das Wissen.

9. S. 194: „Unten am Fuß der Mauer zackte sich der aus dem Meer aufsteigende Fels,“ vgl. mein Wörterb. III S. 1691b, wo für das selten rückbezügliche sich zacken (= sich zackig gestalten) nur ein Beispiel aus dem 2. Theil von Goethe's Faust angeführt ist: „Die Eiche starret mächtig | und eigensinnig zackt sich Ast an Ast.“

10. S. 200: „In den Uferhöhlen von Palmaria schluchzte leise die Fluth“ wie gluchzen ꝛc. s. mein Wörterb. III S. 964b.

Lilienlehre von Wilhelm Jordan.

(Vom Fels zum Meer 1894. S. 321.)

Dies Gedicht des mit Recht im Allgemeinen als formgewandt gerühmten Sängers enthält in seinem kurzen Umfange so viele an und für sich oder mindestens in der hier davon gemachten Anwendung wenig übliche Ausdrücke, daſs es — obgleich den einzelnen ihre Berechtigung in der Sprache nicht abgesprochen werden kann und soll — den Eindruck des Gezwungenen und Gesuchten, Allzulehrhaften und Undichterischen macht. Ich setze hier einige Verse her, wobei ich mich begnüge, durch Sperrdruck die Aufmerksamkeit der Leser auf Einzelnes hinzulenken, ohne weitere Bemerkungen daran zu knüpfen:

Ackernd graben mit der Wurzel
Muſs sie [die Lilie des Feldes] nach dem Lebenssafte,
Kieselstoff mit ihm vermörteln.
Sturmfest baun zum Stengelschafte,
Flüssig grün ihr Blut vor Dörrbrand,
Vor dem Nachtfrost zu bewahren,
Ihre jungen Achseltriebe
Fest behäuten, fest behaaren,
Sie zu schmalen Mulden biegen,
Die, spiralig ausgehangen
Um das Stämmchen, zum Getränk ihr
Kühlen Thau des Morgens fangen.
Ohne Rocken, Webstuhl, Nadel
Kann sie spinnen, weben, sticken,
Ohne Reibstein Farben seinen,
Ohne selbst sie zu erblicken ꝛc.“

ferner:

Kraft im Streit, in steter Plage
Lebensfrist und Nahrung ernten,
Weiter sä'n, was sie erübten,
Edler züchteten und lernten:
Das ist ewige Bestimmung
Aller, aller Erdgebornen,
Auch des sternwärts Aufgestandnen
Und seitdem zum Herrn Erkornen

und in der Schlussstrophe:

Nicht dem Himmel, Erdkind, lüge
Schenkluft an und Hätschelgüte!
Hier gedeiht nur, was an Erbgut
Jede Art sich selbst ermühte.
So zu ernten, so zu säen,
Stark und tapfer dich zu wehren
Kann dich schon die recht beschaute
Lilie des Feldes lehren.

Sprachliche Kleinigkeiten.

Zu den Begrüßungsworten, die der Oberbürgermeiſter von Stuttgart am Abend des 10. Sept. an die Theilnehmer des deutſchen Anwaltstages gerichtet*, habe ich mir einige Kleinigkeiten angemerkt, die ich hier der Beurtheilung der Leſer unterbreite:

1. „Giebt es doch kaum ein Land oder eine Stadt, in welchen Ihr Stand eine maßgebendere Stellung im öffentlichen Leben ſich errungen und bis zur Stunde auch behauptet hat, wie gerade Württemberg und ſeine Hauptſtadt."

Hier ſtände ſtatt des hervorgehobenen oder richtiger wohl und, vgl. entſprechend am Schluſs: Württemberg und (nicht: oder) ſeine Hauptſtadt, auch ſchlöſſe ſich die Mehrzahl des bezüglichen Fürworts beſſer an die durch und verbundenen als an die durch oder getrennten beiden Hauptwörter: ein Land und eine Stadt, in welchen [pl] ꝛc. — beſſer als: ein Land oder eine Stadt, in welchen. Daſs ſich aber das oder rechtfertigen läſſt, wenn ich auch dem und den Vorzug geben würde, verſteht ſich wohl ohne weitere Bemerkung und Ähnliches gilt von dem hervorgehobenen wie nach dem Komparativ maßgebendere ſtatt des nach dem heutigen Gebrauch jedenfalls empfehlenswertheren als.

2. „Angehörige Ihres Standes werden es auch ſein, meine Herren, denen als Führer [ſtatt in richtigerem Anſchluſs: als Führern] der herrſchenden politiſchen Parteien der Löwenantheil an der Reviſion dieſer Verfaſſung im künftigen Landtag zufallen wird", vgl. ähnlich kurz darauf: „Wenn ſie irgend wo in deutſchen Landen ſtolz ſein dürfen auf Ihren Beruf, ſo iſt es die [genauer: in der] Hauptſtadt des Schwabenlandes, in der ich Sie . . . willkommen heiße."

Vereinzelte beim Leſen niedergeſchriebene Bemerkungen.

1. Sich entäußern.

„Während anſcheinend keine Veränderung in Oliphant's bewegtem Londoner Leben eingetreten war, hatte er ſich bereits ſo vollſtändig entäußert, daſs er ſich auf den Befehl des ‚Meiſters' im Unterhaus jeglicher Betheiligung enthielt, daſs er, ein gewandter Redner, ein ehrgeiziger Politiker, bei dieſer erſten heiß erſehnten Gelegenheit ſich zur vollſtändigen Nichtigkeit verdammte." Nat.-Ztg. 46, 433 (Marie v. Bunſen), vgl. mein Wörterb. I. S. 62, woraus ich hier Folgendes herſetze:

* S. National-Ztg. 47, 511.

„**Äußern** . . . 4) nur noch bibliſch: ſich aus ſeiner Weſenheit herausſetzen, ſein Weſen aufgeben: Chriſtus äußerte [‚entäußerte' van Eß] ſich ſelbſt und nahm Knechtes Geſtalt an. Philipp. 2, 7 [Chriſtus] hat ſich geäußert ſeiner Gottheit. Hans Sachs 2, 1, 56d; Luther 8, 3a und ſo in der ältern Sprache oft mit Genit. = ſich einer Sache begeben ꝛc." mit Belegen und dann weiter unter den Zuſammenſetzungen:

„**Entäußern** tr.: Etwas e. und häufiger refl.: ſich desſelben entäußern: ſich desſelben begeben: Weſſen ich mich entäußere, Das bleibt nicht mein; was ich veräußere wird der Beſitz eines Andern . . . 2. refl.: Sich ihres angeborenen Rechts entäußern, Goethe 13, 78" ꝛc. (Belege, vgl. auch Ergänz.-Wörterb. S. 26c Nr. 3 und 4).

Zu dem obigen Satz von Marie v. B., den ich als weitere Ergänzung beigefügt, möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daſs meiner Anſicht nach die Verbindung: ſich entäußern ohne hinzugefügten Genitiv außer in der philoſophiſchen Sprache (ſ. Ergänz.-Wörterb. Nr. 4) kaum gebräuchlich ſein dürfte, ſo daſs es üblicher wohl gelautet hätte: „Hatte er ſich bereits des eignen Selbſt (oder des eignen Willens) ſo vollſtändig entäußert, daſs ꝛc."

2. Bleiſtift n.

„Theilt E. Peſchel den Brief des Lützower Adjutanten Beuth (Wöbbelin, den 27. Auguſt 1813) mit, worin dieſer angiebt: ‚Das letzte Gedicht in ſeiner Brieftaſche ſchrieb er am 24. Auguſt, ich lieh ihm mein Bleiſtift dazu'" Nat.-Ztg. 46, 433, vgl. mein Wörterb. III S. 1216b, wo für das mundartliche Geſchlecht von Bleiſtift Belege von Gotthelf und Rahel aufgeführt ſind, vgl. Zeitſchr. VII S. 217 Nr. 45.

3. Prädikatives Eigenſchaftswort mit dem unbeſtimmten Geſchlechtswort.

„Dazu iſt aber nothwendig, daſs die Betheiligung an den Regierungsgeſchäften und an den Schickſalen der großen geſammten Nation nicht nur eine innere, gemüthliche, ſondern auch äußerlich erkennbarere wird, als es heute der Fall iſt." Nat.-Ztg. 46, 438 (aus einer Rede von Bismarck), hier ausgehoben als ein Beleg dafür, wie die Ausſage (oder das Prädikat) in gewiſſen Fällen das davor zu ſetzende unbeſtimmte Geſchlechtswort nicht entbehren darf.

4. Für Verſorgung ſorgen; längſt oder jüngſt.

a) „Neuerdings ſorgt ein deutſcher evangeliſcher Verein für Verſorgung der berühmten italiäniſchen Kurorte" [mit Kurgeiſtlichen, d. h. Geiſtlichen für die Kurzeit]. Daheim 29, 636a. (Konſiſtorialrath Rathmann

in Wernigerode) ſtatt: er ſorgt für Kurgeiſtliche oder etwa: er übernimmt die Verſorgung ꝛc.

b) „Alle, welche am Strande in Borkum längſt oder jüngſt ſich erquickt haben.“ Derſ. S. 638b (vgl. mein Wörterb. II S. 22b unter lange 3c), wofür es üblicher in der allgemeinen Schriftſprache wohl etwa heißen würde: vor längerer oder in der jüngſten Zeit (vor Jahren oder in der Gegenwart ꝛc.).

5. Wenig.

„Ein wenig geſchichtlicher Sinn genügt, um über die hier vorliegenden Schwierigkeiten hinwegzukommen und Andere darüber hinwegzuhelfen.“ Nat.-Ztg. 46, 440, vgl. meine Hauptſchwier. S. 333b unter dem Titelkopf: Wenig Nr. 2, wovon ich den Anfang herſetze: „Bei Formen, wie wenige, weniges, weniger, wenigen ſind nicht leicht Zweideutigkeiten zu befürchten, wohl aber bei wenig (welches theils Adjektiv — ſ. 2 —, theils Adverb ſein kann) ꝛc.“ In dem vorliegenden Fall kann der Leſer zweifeln, wie er die Worte verbinden und auffaſſen ſoll; ſollen ſie bedeuten: ein wenig (d. h. ein geringes Maß) von geſchichtlichem Sinne ꝛc.? oder: ein Sinn, der wenig geſchichtlich iſt? Deutlicher wäre der Satz ſchon durch die Hinzufügung einer beſchränkenden Beſtimmung, wie: auch nur, vgl.: Auch ein nur wenig — oder: Ein auch nur wenig — geſchichtlicher Sinn genügt ꝛc., ſ. die Hauptſchwierigkeiten a. a. O.

6. Scheinen, erſcheinen.

„Trotzdem ſcheinen die vorhandenen Bibliothekseinrichtungen weder qualitativ noch quantitativ als zureichend.“ Nat.-Ztg. 46, 440. Hier müſste richtig entweder das als geſtrichen oder (ſtatt ſcheinen) erſcheinen geſetzt ſein.

7. Stellung.

„Wie bei neun von zehn Ausſtänden, liegt auch bei dieſem größten und ausgedehnteſten Strike, den England wohl bisher erlebt, die Urſache in einer geforderten Veränderung der Löhne.“ Nat.-Ztg. 46, 441 ſtatt . . . liegt wohl auch ꝛc. . . .

8. Fehlende Genitiv-Endung.

„Mittelſt Antimon, eines ſchleichenden mineraliſchen Giftes, bei Seite geſchafft.“ Nat.-Ztg. 46, 448 ſtatt: mittelſt (oder richtiger mittels) Antimons, ſ. Hauptſchwier. S. 104a, Regel 2.

9. Stellung.

„Im ſpaniſchen Erbfolgekrieg haben ſie [die Engländer] die Macht Ludwig's XIV. im Bunde mit den Holländern, Preußen und Öſterreich gebrochen ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 451. Richtiger und unzweideutiger wäre die Stellung: „haben ſie im Bunde mit ꝛc. . . . die Macht Ludwig's XIV. gebrochen.“

10. Bürſte; Wolf.

„Durch die dichte, damaſtgrüne Bürſte von Fichten, die ſenkrecht, beinahe bis ins Thal der Verrage ſich hinabzieht, laufen weiße Schneeſtreifen.“ Nat.-Ztg. 46, 451 (Rud. Penzig), eine wohl kaum ſtatthafte Ausdrucksweiſe zur Bezeichnung der bürſten- oder borſtenartig emporſtarrenden Fichten, vgl. in demſelben Aufſatz: „Es giebt unter den Touriſten immer Ausſichtswölfe, die nicht zufrieden ſind, bis ſie jede entfernte Bergſpitze nennen können,“ — womit wohl die unerſättliche Gier der Touriſten bezeichnet ſein ſoll (vgl. in meinem Wörterb. Wolf 1a und b, Wolfsgier, Wolfshunger), eine geſuchte und nicht zur Nachahmung zu empfehlende Zuſammenſetzung.

11. Verfrorenheit.

„Er hat — ſagt er — Piccadilly bei Nacht geſehen und er war erſtaunt über die Verfrorenheit [ſtatt: Unverfrorenheit] jener Engländer, die, obwohl ihnen die daſelbſt ſich abſpielenden Scenen bekannt ſein muſsten, nicht umhin konnten, die Immoralität der Japanerinnen in grellen Farben zu malen.“ Nat.-Ztg. 46, 451, ſ. über Unverfrorenheit mein Ergänz.-Wörterb. 213c/4a und mein Wörterb. deutſcher Synonymen S. 242 und über Ausdrücke wie **Unfolgewidrigkeit** (bei Andreſen) ſtatt Folgewidrigkeit oder Unfolgerichtigkeit u. ä. m. meine Hauptſchwier. S. 301, wozu in dem obigen Satze die Weglaſſung der verneinenden Vorſilbe un das Gegenſtück bildet.

12. Appoſition.

„Nicht wie Ibſen will Gjellerup auf den Monolog als einem reichen poetiſchen Ausdrucksmittel Verzicht leiſten.“ Gegenw. 43, 264b (Alfred Stößel) ſtatt: auf den Monolog als ein reiches poetiſches Ausdrucksmittel, ſ. Hauptſchwier. 47b ff.: Appoſition 8a.

13. Niemals ſtatt je(mals).

„Die Republik im idealen Sinne iſt bei den Franzoſen im Grunde ſo todt, wie ſie es auch in den glänzendſten Jahren der beiden Kaiſerreiche niemals war, aber ſie lebt äußerlich weiter, weil nichts Anderes

da iſt, noch da ſein kann.“ Nat.-Ztg. 46, 455 (Leitaufſatz) mit falſcher Verneinung, ſtatt: ſo todt, wie ſie es nur je(mals) in den glänzendſten Jahren der beiden Kaiſerreiche war.

14. Überflüſſiges Verhältniswort.

„In deſſen Mitte ein von aus alten Bäumen geſäumter Teich ſich befindet.“ Nat.-Ztg. 46, 455, wo das aus zu ſtreichen iſt.

Anzeige der eingeſandten Bücher.

(Beſprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Dr. Ed. Adamek, Die Räthſel der deutſchen Schülernamen. An den Namen der niederöſterreichiſchen Lehrerſchaft. Wien, Karl Konegen 1894. XXIV und 144 S. 4 M.

Wilhelm Bangert, Fibel für den erſten Sprach-, Leſe- und Schreibunterricht. Nach den Grundſätzen der Phonetik bearbeitet. Mit einem Begleitwort von Direktor Karl Rehorn und 27 Originalzeichnungen von E. J. Müller VIII und 120 S. Frankfurt a./M. Verlag von Moritz Dieſterweg. Pr. geb. 90 Pf.

A. Girot, Professeur agrégé au Lycée Condorcet, Examinateur d'admission à l'école centrale des arts et manufactures. Goethe & Schiller. Poésies Lyriques suivies d'un Choix de Ballades Allemandes avec Bibliographie, Notes et Vocabulaire. 202 p. Paris, Paul Dupont, Éditeur, 4, Rue du Bonloi, 4.

Adolf Höllerl, Öſterreichiſches Litterariſches Centralblatt.

Internationaler Litteraturbericht. Wochenſchrift für die Intereſſen der Bücherkäufer und Bücherliebhaber. E. J. Müller, Verlag Leipzig. Abonnementpreis fürs Vierteljahr 1 M.

Nikolaus G. Politis, Volksſagen über die Weltentſtehung. Athen, Gebrüder Perris. 1894. 52 S.

Δημώδεις Κοσμογονικοὶ Μῦθοι ὑπὸ Νικολάου Γ. Πολίτου.
Ἀθήνησιν ἐκ τοῦ τυπογραφείου τῶν Ἀδέλφων Πέρρη.

(Dieſe Schrift des ausgezeichneten griechiſchen Sagenforſchers trägt an ihrer Spitze die Widmung an Ernſt Curtius zum 80. Geburtstage am 2. September 1894:

ΕΡΝΕΤΩΙ ΚΟΥΡΤΙΩΙ
ἐπὶ τῇ Ὀγδοηκοστῇ Γενεθλίῳ τῇ 2 Σεπτεμβρίου 1894 *Ε. Ν.*

und gehört zu der Reihe von Huldigungsſchriften, welche die bedeutendſten Gelehrten Griechenlands dankbar ihrem verehrten Lehrer gewidmet haben.)

Heinr. Stümcke, Neue litterariſche Blätter. Zeitſchrift für Freunde zeitgenöſſiſcher Litteratur begründet von Franziskus Hähnel. 3. Jahrg. Auflage 30 000, erſcheinen monatlich. Bezugspreis 4 M. Eduard Rentzel, Berlin W. 57.

Ernſt Ziel, Litterariſche Reliefs. Dichterporträts. Vierte Reihe. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag, Ernſt Hoppe. 1895. 226 S.

Briefkaſten.

Herrn **Wilh. v. A. . . .** in Karlsruhe: Ihren Wünſchen dürften vielleicht am beſten die mit dem 1. Oktober dieſes Jahres in den 3. Jahrgang getretenen, von Heinrich Stümcke herausgegebenen „Neuen litterariſchen Blätter. Zeitſchr. für Freunde zeitgenöſſiſcher Litteratur" entſprechen. Ein Einblick in Nr. 1 und Nr. 2 (die Sie Sich zum Preiſe von je 40 Pf. durch Ihre Buchhandlung kommen laſſen können) dürfte Ihnen über das Weſen und die Eigenart dieſer Monatsſchrift genügenden Aufſchluſs geben.

Herrn **Dr. Richard Böhme** in Berlin: Verbindlichen Dank für die freundliche Zuſendung Ihres Aufſatzes: „Kleine Beiträge zur Überſetzungsfrage", den ich ſchon in den „Mittheilungen des Berliner deutſchen Sprachvereins" geleſen hatte. Ich erlaube mir, Sie auf den Brief von dem verehrten Meiſter Prof. H. Steinthal in Berlin an mich (Zeitſchr. I S. 309—311) und meine Antwort (ebd. S. 365—369) hinzuweiſen. Ich wünſche mit Ihnen, daſs Ihre „knappe Anregung" eine weitere Ausführung finden möge. Beſten Gruß.

Herrn **Dr. H. Koch**, Vorſtand des ſtatiſtiſchen Bureaus in Hamburg. Herzlichſten, verbindlichſten Dank für die erbetene freundliche Belehrung, die ich im nächſten Heft verwerthen werde.

Herrn **L. S.** in Wien: Beſte Grüße und herzlichſten, verbindlichſten Dank!

Herrn **Paul Sauerborn**, Architekt und Lehrer an der Königlichen Baugewerkſchule zu Nienburg an der Weſer: Meinen herzlichen Dank für Ihre ſehr willkommene Mittheilung würden Sie noch ſteigern, wenn Sie Ihrem Amtsgenoſſen Herrn v. Rößler meine Bitte übermitteln und bei ihm befürworten wollten, mir ſeine dringend erbetene weitere Belehrung recht bald zukommen zu laſſen, ſo daſs ich ſie noch für das nächſte Heft benutzen kann.

Allen Denen, die zu meinem 75. Geburtstage mich durch Aufmerkſamkeiten erfreut haben, ſage ich — da bei der großen Anzahl mir die Einzelbeantwortung zur Unmöglichkeit wird — hierdurch meinen verbindlichſten Dank mit dem Wunſche:

Alles Gute!

Altſtrelitz in Mecklenburg, 13. Nov. 1894.

Daniel Sanders.

Alle für die Zeitſchrift ſelbſt beſtimmten Zuſendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altſtrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umſchlag oder als Beilagen beſtimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn ſenden.

Beiträge fürs nächſte Heft müſſen jedes Mal bis ſpäteſtens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers ſein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältniſſe der Zeitſchrift im Auge zu halten.

Euphorion und der dritte Akt des zweiten Faust.

Von Dr. Herman Schrader.

Euphorion, auf welchen die ganze Entwicklung des dritten Aktes hinarbeitet, ist meines Erachtens nicht so leicht zu verstehen, wie es zuerst wohl den Anschein hat. Man weiß es ja aus Goethe's eigenem Munde, daſs er mit Euphorion den Lord Byron gemeint hat; und der Trauergesang am Schlusse des Aktes auf den am 19. April 1822 in Missolunghi im Alter von 34 Jahren gestorbenen bestätigt es ausdrücklich. Allein die Schwierigkeit der Deutung und des richtigen Verständnisses tritt sofort zu Tage, wenn wir die Bedeutung des dritten Aktes in seinem innersten Kern erforschen.

Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, daſs der dritte Akt, der kurzweg von der Hauptperson Helena genannt wird, die Vermählung des Klassischen und Romantischen, der antiken und gothischen Poesie, ich möchte noch lieber sagen: des hellenischen und germanischen Geistes darstellen soll In der Helena und im Faust wird Beides uns vorgeführt. Sie sind also beide gewissermaßen Symbole, sie vertreten einen allgemeinen Inhalt, zwei große Weltrichtungen und Ideen; aber sie sind doch keine hohlen Abstraktionen, keine wesenlosen Schemen, sondern lebendige konkrete Personen; und gesundes Menschenblut fließt in ihren Adern, so daſs man sich schon allein an der spannenden dramatischen Entwicklung erfreuen kann, wenn man auch ganz von der symbolischen Bedeutung absieht, eine Lösung der großen Aufgabe, die nur einem Goethe gelingen konnte.

Was ist nun klassisch? Die geschichtliche Entstehung des Wortes bringt uns nicht weit. Wir wissen, daſs der römische König Servius Tullius (578—534) Behufs Besteuerung die römischen Bürger in sechs Klassen eintheilte und die zur ersten und reichsten Klasse gehörenden Classici nannte. Daher kommt es, daſs man unter klassisch etwas in seiner Art Vorzügliches oder Hervorragendes versteht, geradezu allgemein etwas Mustergültiges. Damit kommen wir der Helena um keinen Schritt näher, um so weniger, als der römische Ursprung des Wortes uns vielleicht gar dazu verleiten könnte, in unsrer Dichtung römischen Geist und römische Litteratur suchen zu wollen. Nein, wenigstens ich für meine Person — und ich glaube, auch Goethe steht auf meiner Seite — schließe hier jeden Gedanken an römisches Wesen aus. Sind doch die lateinischen Autoren — wenn ich von dem großen Tacitus und dem genialen Ovid absehe — meist

nur mehr oder weniger glückliche Nachahmer der Griechen, oft weiter Nichts als Überſetzer. Mir ſchwebt — mit Goethe — bei der Helena und wenn ich vom Klaſſiſchen rede, nur die griechiſche Welt vor der Seele.

Wir müſſen daher die Frage wiederholen: was iſt klaſſiſch? Ich weiß nicht, ob ſchon eine kurze klare Definition des Wortes gegeben iſt, möchte es faſt bezweifeln; denn das Wort birgt ſo mannigfaltige feine Merkmale in ſich, daſs, wer mit der griechiſchen Litteratur vertraut iſt, das Charakteriſtiſche derſelben wohl in Kopf und Herz fühlen, aber ſchwer in wenigen klaren Worten wird ausſprechen können. Und wir müſſen uns doch einigermaßen darüber klar werden, was wir bei dem Worte zu denken haben.

Nur ein einziges Mal, ſeit es eine Geſchichte der Menſchheit giebt, iſt eine ſo innige Harmonie des Leiblichen und Geiſtigen im Menſchen, eine ſo hohe Vergeiſtigung und Verklärung der Natur zu Tage getreten wie bei dem ſo herrlich veranlagten Volke der Hellenen (Göll). Bei ihnen iſt Nichts von der Starrheit und Fortſchrittsloſigkeit, in der die Völker des Orients ſich verknöchern; auch ſind ſie fern geblieben von dem (ſpäter) bis ins Extrem geſteigerten chriſtlichen Spiritualismus, der die Verachtung der Welt und der Natur als Aufgabe und Ziel den Menſchen ſtellte. Nein, gleiches Recht, gleiche Sorgfalt, gleiche Pflege widmeten ſie den Sinnen wie dem Geiſte des Menſchen. Dies herrliche Volk verband mit dem geſundeſten Realismus die wunderbare Gabe, Alles in der Welt zu durchgeiſtigen und mit dem Hauche der Schönheit zu verklären. Der Grieche hört das Rieſeln des Baches, und das verwandelt ſich ihm in Najaden; er hört das geheimnisvolle Rauſchen des Waldes als Muſik, und das wird ihm zum Pan mit der Pansflöte. Das unbeſtimmte Naturleben wandelt ſich ihm in lebendige Perſonen um. Das Weſen des griechiſchen Lebens, wie auch der griechiſchen Frömmigkeit beſteht in Heiterkeit und Unſchuld; und der griechiſche Geiſt hat über die Menſchengemüther eine wahrhaft magiſche Gewalt, weil er der Geiſt der Humanität und Urbanität, der Geiſt der Grazie und der Schönheit in herrlicher Harmonie iſt. Der griechiſche Kultus offenbart ſich in fröhlichen Feſtaufzügen und fröhlichen Gaſtmahlen. Die feſtlichen Spiele haben eine religiöſe Bedeutung, weſshalb man die Jahre (in den Olympiaden) nach ihnen zählte. Hier kam es darauf an, Kraft und Schönheit ſowohl in leiblichen Leiſtungen, als auch in geiſtigen Produkten zu zeigen. Die griechiſche Schönheit umfaſſt auch das ſittliche Gebiet, ſo daſs Gut und Schön in einen Begriff zuſammenfließen; und ein Kaloskagathos (*καλὸς κἀγαθός*) iſt ein Ehrenmann, glücklich, ſittlich gut, heilbringend, rechtlich, kräftig, rüſtig. In Anmuth, Schönheit, Geiſt und Harmonie wurzelt das geſammte griechiſche Weſen. —

Ein ſolches Volk muſs ſich nothwendig auch eine herrliche Sprache gebildet haben. Und in der That, die griechiſche Sprache (wie ſchon Zeller ausgeſprochen hat) vereinigt mit der durchbildeten Klarheit ihres logiſch-grammatiſchen Aufbaues einen Reichthum, eine Bildungsfähigkeit, eine Beweglichkeit, eine Fähigkeit, ſich jedem Bedürfnis anzupaſſen, eine Fülle und Durchſichtigkeit der Satzbildung, eine Freiheit in ihren Geſtaltungen, einen Wohllaut, mit dem ſie einzig daſteht in der Welt (und worin ihr noch am meiſten in ihren Vorzügen unſre deutſche Sprache nahe kommt). Alle Geiſtesthätigkeiten werden durch ſie gleichmäßig angeregt, die klarſte Auffaſſung der uns umgebenden Welt, die feinſte Beobachtung des menſchlichen Lebens ſpiegelt ſich in ihr ab; ſie iſt reich für philoſophiſches Denken, für äſthetiſche Anſchauungen, reich für alle äußeren Lebensverhältniſſe, für innere Vorgänge und Gemüthszuſtände.

Aus dem Boden ſolcher Sprache und aus der Seele ſolches Volkes muſste ſich entſprechend auch eine herrliche Litteratur entwickeln. Wir könnten auch umgekehrt ſagen: die Seele ſolches Volkes muſste ſich eine entſprechende Sprache und Litteratur bilden. Und in der That, noch heut ſteht die griechiſche Litteratur in ihren Meiſterwerken unübertroffen da. Was uns da vor Allem entgegentritt, wenn wir uns hingebend in ſie vertiefen, iſt ernſte Würde, eine ganz eigenthümliche ideale Ruhe, höchſte ſinnliche Klarheit, plaſtiſche Anſchauung in den auf hohem Kothurn einherſchreitenden Verſen, in denen ſie die Großheit ihrer Geſinnung, ihre Freiheit und Tüchtigkeit, und ihre Thaten durch Charaktere in großem Stil offenbaren. — Hierauf ruht es, daſs Goethe ſelbſt einmal fordert, Jeder ſolle auf ſeine Weiſe ein Grieche ſein, d. h. ihnen an Klarheit der Anſicht, Heiterkeit der Aufnahme, Leichtigkeit der Mittheilung gleichkommen.

Das, was wir alles über das Griechenthum geſagt haben, iſt es etwa, was der Dichter in dem klaſſiſchen Abſchnitte des dritten Aktes im Sinne hatte und zur Darſtellung gebracht hat. Um das Ideal der Schönheit zu zeigen, wählt er unter allen griechiſchen Geſtalten die Helena, die ſchönſte der griechiſchen Frauen; aber nicht jene geſchichtliche oder mythologiſche Helena des Homer, nicht jene „viel geſcholtene" des Euripides; denn in einer ſchuldvollen und bußbedürftigen Helena kann er nicht das Ideal der Poeſie verſinnbildlichen. Drum iſt die Helena im Fauſt unſchuldig und rein. Fauſt hatte in ihr jenes Ideal ſchon im erſten Akte erkannt und verſuchte, mit Gewalt ſie an ſich zu reißen. Das konnte nicht gelingen; denn um ſolch hohes Ideal ſich innerlich zu eigen zu machen, dazu bedarf es gründlicher unverdroſſener Geiſtesarbeit. Das hat uns der Homunkulus gezeigt, wozu noch die klaſſiſche Walpurgisnacht kommt, welche die Entwicklung und Bildung der Schönheit von ihren roheſten

Anfängen bis zu ihrer hohen Vollendung in der Galatea — bis an die Grenze der homeriſchen Welt — in den mannigfachſten Bildern vor unſern Augen geſchehen läſſt. Jetzt, in der Helena, iſt das Ziel erreicht. Nun kann der Dichter das Schönheitsideal der Poeſie offenbaren. Er wählt dazu die ſophokleïſche Darſtellungsweiſe. Mir perſönlich wäre freilich Äſchylos lieber geweſen; aber Goethe's Griff iſt doch ohne Zweifel der glückliche und richtige; denn — Alles in Allem erwogen — gilt doch wohl Sophokles allgemein als der größte griechiſche Tragiker. Goethe hat nun die ganze Weiſe des Sophokles ſo wunderbar getroffen, daſs wir meinen könnten, Sophokles ſelbſt habe dieſe Verſe in deutſcher Sprache geſchrieben. —

Es bedarf's nicht und liegt auch unſrer Aufgabe ganz fern, die einzelnen Scenen des klaſſiſchen Abſchnittes im dritten Akt zu beſchreiben, wie die vom Troerlande rückkehrende Helena, von einem Chor gefangener Trojanerinnen begleitet, von dem Palaſte des Menelaos Beſitz ergreift, in trüber Erinnerung an das vielfache durch ihren Raub veranlaſste Leid; wie ſie am Herde des Hauſes durch den Anblick eines ſcheußlichen Weibes, der Phorkyas, in welcher Mephiſto ſteckt, aufs höchſte erſchreckt iſt; wie der Chor ſchmähend und fluchend der Phorkyas droht, wenn dieſe feindſelig ihrer Herrin begegnen würde; wie Chor und Phorkyas in Wechſelreden ſich reizen und ſchelten; wie Helena durch die düſtern Bilder, die jene Reden in ihr erweckt haben, ſchaudernd von böſen Ahnungen erfaſſt wird; wie ſie das vom König befohlene, verzögerte Opfer ſogleich darbringen will, wie ſie das zu Opfernde vergeblich ſucht; wie Phorkyas ihr enthüllt, ſie ſelber ſei das Opfer, das durch das Beil fallen ſolle; wie dann der erſchreckte Chor Phorkyas anfleht, auf Rettung zu ſinnen, und wie endlich Phorkyas ſie ihnen allen verheißt, wenn ſie behende Entſchloſſenheit zeigen würden. — Man muſs dieſe ergreifenden lebenswahren Scenen leſen, um den wiedererſtandenen Sophokles bewundern zu können. —

Die Rettung wird dadurch gebracht, daſs Phorkyas durch Zaubergewalt die geſammte griechiſche Schar auf die mittelalterliche Ritterburg des Fauſt verſetzt. Hiermit treten wir in das Gebiet des Romantiſchen, des zweiten Hauptabſchnittes des dritten Aktes, und die Vermählung, die Verſchmelzung des Klaſſiſchen und Romantiſchen kann nunmehr vollzogen werden. Wir würden aber, meine ich, nur oberflächlich unſrer Aufgabe entſprechen, wenn wir mit der Thatſache jener Vermählung und mit ihrer Erklärung uns begnügen wollten. Wir müſſen vielmehr in die Tiefe, auf den Grund gehen und die Frage thun: Muſste denn überhaupt eine Romantik kommen? konnte denn nicht der helleniſche Geiſt weiterhin fortleben und nach und nach die ganze Welt, auch die germaniſche, erobern

und in seine Sphäre ziehen? warum musste er als solcher, der er war, untergehen?

Blicken wir in die Tiefe, so erkennen wir, dass der Hellenismus einen Mangel, einen Keim des Unterganges in sich trug und dass es noch eine höhere Anschauung giebt als die hellenische. Unbefangene Heiterkeit und Unschuld ist der Grundsatz des griechischen Lebens. Alles das hat aber bei ihnen seine engste Beziehung auf den Staat, weshalb Aristoteles den Menschen *ζῶον πολιτικόν* nennt. Der Staat ist das allgemeine öffentliche Gewissen. Was das Beste des Staates verlangt, ist Recht; vor dieser größeren Macht verschwindet der Einzelne. Als Grieche hatte jener Athener ganz Recht, der den Namen des Aristides Behufs Verbannung auf einen Scherben gesetzt wissen wollte, weil er sich ärgere, dass er der Gerechte heiße. Der Staat kann einen Einzelnen, der für sich Etwas sein will, nicht dulden. — Obenein tritt noch eine furchtbare Macht feindlich dem Einzelnen gegenüber, das Fatum (*ἡ μοῖρα*), die Nemesis, der Neid der Gottheit (*τὸ θεῖον φθονερόν*). Das Schicksal gleicht alle Unterschiede aus und vernichtet die hervorragenden Individualitäten. Je mehr der Mensch sich geltend macht, desto sicherer unterliegt er. Drum wird am furchtbarsten das Verbrechen des Tantalus gestraft. Drum muß Achilles, der edelste Held, so früh sterben, weil er sich am meisten geltend machte. Drum wirft der Glückliche den kostbarsten Ring fort, damit nur die Nemesis nicht über ihn komme. Und trotz alledem war der Grieche nicht empört über das Schicksal, sondern sprach einfach: Es ist so! — Mit kalter Ergebung sah er dem Schicksal entgegen. Wer am weitesten davon entfernt war, die Höhe des Olymps zu erreichen, war der Sicherste. — Am grauenhaftesten spricht sich das Fatum in der Lehre vom Leben nach dem Tode im Hades aus, wie es der elfte Gesang der Odyssee ergreifend schildert. — Sehr charakteristisch ist es auch, dass die griechische Philosophie nicht eigentlich eine Moral hat; denn sie hat es nur mit dem Sein zu thun, nicht mit dem Sollen. Und im Sollen läge für den Griechen schon ein Zwiespalt. An die Stelle der Moral tritt hier die Politik, d. h. die Beschreibung dessen, was dem Staate gut sei.

Höchst merkwürdig ist nun, dass innerhalb des Hellenenthums schon zwei hervorragende Persönlichkeiten über dasselbe hinausweisen. Die eine ist Sokrates, den man wohl nicht mit Unrecht einen Christus vor Christus genannt hat. Er hat das Princip des Gewissens, der berechtigten Subjektivität geltend gemacht, das entschieden ein antihellenisches war. Und an diesem Widerstreit zwischen Gewissen und griechischem Leben musste er nach athenienſischer Anschauung zu Grunde gehen.

Vielleicht erregt es ein wenig Verwunderung, wenn ich neben dem

größten griechiſchen Weiſen als zweite ſolche Perſönlichkeit Herakles, den größten griechiſchen Heros, nenne. Wie ich aber die Mythe auffaſſe, welche die Griechen über ihn geſchaffen haben, darf ich (mit Andern) in ihr eine Art von meſſianiſcher Weisſagung auf das Chriſtenthum erkennen. Herkules iſt das Ideal griechiſcher Männlichkeit und Herrlichkeit. Schon in der Mär vom Scheidewege auf dem Kithäron (wie Prodikos ſo ſchön erzählt) offenbart er ſich als Held, indem er nicht den angenehmen Weg des Genuſſes, ſondern den ſchweren der Tugend wählt. Er hat alſo nicht das Schickſal über ſich walten laſſen, ſondern aus freier Entſchließung die Tugend gewählt. Er arbeitet dann unter einem Herrn, der weit ſchlechter als er iſt; und in dieſen „herkuliſchen“ Arbeiten ſtößt er den Eigenwillen ganz von ſich ab und erhebt ſich immer höher zur Tugend. Endlich als die Flamme des ſelbſtgewählten Scheiterhaufens auflodert, fallen Blitze vom Himmel, und der verklärte Held ſteigt unter dem Rollen des Donners in einer Wolke zum Himmel empor. So zur Unſterblichkeit erhoben, lebt er in ewiger Jugend auf dem Olympos. Durch ſeine Perſönlichkeit hat er ſich dem Schickſal entzogen und iſt zur Unſterblichkeit gelangt. — In dieſer Heldenſage iſt das griechiſche Bewuſſtſein gleichſam an ſich ſelbſt irre geworden oder — wollen wir lieber ſagen — hier weiſt es ahnungsvoll über ſich hinaus.

Aus dieſen Zügen haben wir, wie ich hoffen darf, die Nothwendigkeit erkannt, daſs noch ein anderes Princip als das klaſſiſche helleniſche in den Menſchengeiſt eintreten muſs, wenn dieſer Befriedigung und Frieden finden ſoll. Das iſt mit einem Worte das Romantiſche, das in unſrer Dichtung zur Darſtellung kommt.[1]

Was iſt nun romantiſch? Der Urſprung auch dieſes Wortes läſſt uns hier im Stich. Man nannte anfänglich die Volksſprache ſo, die ſich im Mittelalter aus der altrömiſchen gebildet hatte; dann auch eine Erzählung in dieſer Sprache (Roman). Und weil doch ſolche Erzählungen, mögen ſie nun wirkliche Erlebniſſe darſtellen und ausſchmücken oder freie Erfindungen ſein, immer viel Erdichtetes enthalten, ſo erweiterte ſich der

[1] Wir wollen nur ganz kurz die weitere Entwicklung andeuten. Es beſteht ein immerwährender Kampf zwiſchen Fatum und Menſch. Jene finſtre despotiſche Macht vernichtet jedes Individuelle. Aber immer treten wieder neue Individuen auf, die den Kampf aufs Neue beginnen. So entſteht ein Krieg ohne Ruhe, — ohne Ende. Zum Frieden aber kommt es, wenn das Fatum ſich in einen perſönlichen Geiſt verwandelt. Das geſchieht nun ſchon im Volke Israel. Hier iſt jedoch der Geiſt der abſolute Herr und der Menſch der abſolute Knecht. Das Höchſte iſt es, wenn jener Geiſt als der perſönliche, allmächtige, allweiſe, allgütige, allgerechte Gott und als Vater erkannt wird, und der Menſch ſich ein Kind Gottes weiß.

Begriff, daſs er in Gegenſatz zu der proſaïſchen Wirklichkeit trat. Romantiſch heißt demnach das Wunderbare, Ahnungsvolle, Phantaſtiſche, das Unendliche, Sehnſuchtsvolle, im guten Sinne das Anmuthsvolle, Reizende, Dichteriſchſchöne, Wunderherrliche, Zauberiſche, aber auch das Wilde, Übernatürliche, Ungewöhnliche, Schauerliche, die Seele Aufregende, Abenteuerliche, Seltſame, Überſpannte, Räthſelhafte, Überſchwängliche, Myſtiſche. Das Gemüthsleben iſt das eigentliche Element der romantiſchen Dichter, ſie ſchildern es mit großer Zartheit und Süßigkeit und Innigkeit des Empfindens. Aber dieſe Innerlichkeit durchbricht oft alle Schranken und in ahnungsvollen Tönen haucht ſie ihre wunderſamen Gefühle in die Unendlichkeit hinaus. Heine (romantiſche Schule) ſagt: Wenn wir der romantiſchen Poeſie in die großen leidenden Augen ſchauen, ſo umſtrickt ſie uns unverſehens mit ihrem ſcholaſtiſchen Netzwerk und zieht uns hinab in die melancholiſche Tiefe der mittelalterlichen Myſtik. Und ferner: „Wenn uns Homer die Irrfahrten des Odyſſeus ſchildert, ſo bedeuten dieſe nichts Anderes als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war. In der romantiſchen Kunſt aber haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung; ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, Das iſt die Dreinigkeit. Gott Vater und Gott Sohn und Gott heiliger Geiſt, die zugleich Eins ausmachen, wie Nuſs, Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind." — Solche Anſchauungen waren es, die einſt Goethe — halb im Scherz — zu dem Ausſpruch veranlaſsten, er wolle alles Geſunde klaſſiſch, alles Krankhafte dagegen romantiſch genannt wiſſen. — Als nun — um auch den geſchichtlichen Verlauf kurz zu berühren — ums Jahr 1800 die beiden Schlegel, L. Tieck, Novalis und Andere die romantiſche Schule gründeten mit dem Beſtreben, das Wunderbare und Phantaſtiſche der mittelalterlichen Poeſie neu zu beleben und eine maßloſe kirchliche und politiſche Reaktion durchzuführen, da ward von den Gegnern Alles, was den Fortſchritt hemmte und den Rückſchritt förderte, mit dem Worte des Romantiſchen bezeichnet, das dadurch einen böſen Nebenbegriff bekam.

Nachdem wir nun das Klaſſiſche und das Romantiſche charakteriſiert haben, wird es erhellen, daſs es nicht bloß für Goethe von Wichtigkeit war, ſondern für die Welt überhaupt eine Lebensfrage iſt, ob denn das Klaſſiſche und das Romantiſche, der griechiſche und der germaniſche Geiſt ſich immer feindlich gegenüberſtehen und bekämpfen ſollen, oder ob eine Durchdringung, Verſöhnung, Vermählung beider großen Geiſtesrichtungen möglich ſei. Goethe hat uns das Letztere gezeigt, nicht bloß in dem

eigentlichen Gebiete der Poeſie, ſondern auch in den vorgeführten Perſonen und in ihrem Handeln.

Auch hier brauchen wir nicht die einzelnen Scenen eingehend zu beſprechen; denn deren natürliches Verſtändnis iſt leicht, wir haben es nur mit den Ideen zu thun, die dieſen Scenen zu Grunde liegen. Da Helena zu Fauſt als zu dem Herrn einer mittelalterlichen Burg kommt, ſo werden diejenigen Seiten der Romantik hervorgehoben, die einem Burgherrn geziemen. Da iſt es nun vor Allem der Sinn edler Ritterlichkeit, mit welcher Fauſt der Helena entgegenkommt. Überall in der Burg ſteht eine reiche, zum Feſtempfang befohlene Dienerſchaft bereit, eine Schar geſchmückter, jungholder Pagen oder Jungherren ſchreitet ihr entgegen, und Fauſt ſelbſt in ritterlicher Hofkleidung, eine „wunderswürdige Geſtalt“ voll erhabenen Anſtandes, heißt ſie herzlichſt willkommen. Hier offenbart ſich ſogleich ein zweiter charakteriſtiſcher Zug der mittelalterlichen Romantik (im Gegenſatz zu der alten Welt, der ſolcher Zug fremd war), nämlich der Dienſt und die Huldigung der Frauen, denen der Ritter ſeine Kraft und ſein Sinnen widmet. Aber dieſe Huldigung darf ſich nicht zur Selbſtvergeſſenheit und Pflichtvernachläſſigung erniedrigen, wie uns das der Dichter an dem Thurmwächter Lynkeus zeigt, der in romantiſch gereimter Liedform ſeine ſchrankenloſe Verehrung der Helena ausſpricht und ſeine Pflichtverſäumnis bekennt. Fauſt dagegen bewahrt bei aller Huldigung ſeine edle ritterliche Männlichkeit und Würde.

Ein Glanzpunkt iſt es, wie Helena ihre Bewunderung über den jetzt zum erſten Mal gehörten Reimklang der Verſe ausſpricht (die klaſſiſchen Völker kannten ja den Reim nicht) und wie ſie Belehrung wünſcht.

> Ich wünſche Unterricht, warum die Rede
> des Manns mir ſeltſam klang, ſeltſam und freundlich.
> Ein Ton ſcheint ſich dem andern zu bequemen,
> und hat ein Wort zum Ohre ſich geſellt,
> ein andres kommt, dem erſten liebzukoſen.

Fauſt giebt ihr ſogleich praktiſche Anweiſung und Helena lernt alsbald, ſich der Reime zu bedienen. Entkleiden wir dieſen Zug ſeiner Symbolik, ſo wird uns hiermit geſagt: das Klaſſiſche verquickt ſich mit dem Romantiſchen. Helena fühlt ſich in dem ihr neuen romantiſchen Kreiſe glücklich. Das entſprechende Gegenbild hierzu giebt Fauſt in dem herrlichen Preiſe des Peloponnes. Das will ſagen: Das Romantiſche verquickt ſich mit dem Klaſſiſchen. Wir ſehen ſomit beide Geiſtesrichtungen freundlich ſich nähern, gegenſeitig von einander lernen und allmählich in einander übergehen.

Ein hervorragender Zug ritterlicher Romantik iſt endlich auch Muth

und Tapferkeit, um den Beſitz zu vertheidigen und edle Frauen gegen jede Unbill zu ſchützen, und überall für Recht und Unſchuld mit Furchtloſigkeit und männlicher Kraft einzutreten. Als nämlich jetzt Menelaos mit ſeinen Horden feindlich heranrückt, ſtellt ihnen Fauſt ſtarke waffenkundige Scharen entgegen, welche nach kurzem Kampfe ſiegreich heimkehren. — Selbſt das Lehnswesen des Mittelalters findet hier ſeine Berückſichtigung, indem Fauſt auf Wunſch und Bitte der Helena einzelne Theile des Peloponnes an ſeine ſiegreichen Feldherren zu Lehen giebt.

So iſt denn Alles für das letzte Ziel angebahnt, das Klaſſiſche des Hellenenthums und das Romantiſche des Germanenthums haben ſich breit vor uns entfaltet, und wir konnten ihre gegenſeitige Neigung und Annäherung und willige Hingabe beobachten. Das Alles ſind Knoſpen und Blüthen; es fehlt eben nur noch die reife Frucht. Dieſe bringt uns nun der dritte, der letzte Abſchnitt. Dem Sichkennenlernen folgte bei Fauſt und Helena die Liebe, der Liebe folgte Verlöbnis, der Verlobung folgte Vermählung, der Vermählung folgt die Geburt eines Sprößlings, alſo eines Kindes, welches das wirkliche, wahrhaftige Erzeugnis des Klaſſiſchen und Romantiſchen iſt.

Was wird nun aber der Leſer, der meine für Goethe begeiſterten Aufſätze in dieſer Zeitſchrift geleſen hat, denken und ſagen, wenn ich mich hier in entſchiedenen Widerſpruch mit Goethe ſetze! Aber — — — ich kann nicht anders. Zuvor jedoch noch zwei Bemerkungen. Wenn Goethe jenen Knaben Euphorion genannt hat, ſo lehnt er ſich an die griechiſche Sage, die von einer Vermählung des Achilles und der Helena auf den Inſeln der Seligen und von der Geburt ihres geflügelten Sohnes Euphorion berichtet. Und wenn Goethe ſelbſt geſagt hat, in dem Knaben Lenker des Mummenſchanzes ſtecke ſchon der ſpätere Euphorion, ſo müſſen wir das ſo weit einſchränken, daſs jener nur die untergeordnete Gattung der Poeſie darſtellt, wie ſie das geſellige und geſellſchaftliche Leben belebt und ſchmückt. Euphorion dagegen kann nur die höchſten und tiefſten Sphären der Poeſie verſinnbildlichen. —

Das ſteht doch nun nach unſrer Dichtung und nach unſrer Darſtellung über jeden Zweifel feſt, daſs Euphorion eine ideale Geſtalt ſein muſs. Helena iſt das ſchöne Ideal klaſſiſcher Poeſie, Fauſt iſt das ritterliche Ideal romantiſcher Anſchauung. Ihr Kind Euphorion kann nur die ideale Verſchmelzung des Klaſſiſchen und Romantiſchen darſtellen. Wie aber zeigt er ſich in dieſer ihm gewidmeten Scene? Er iſt ein ſtürmiſcher Geiſt, mag nicht am Boden haften, richtig geebnete Bahnen wandeln, ſondern den Gemſen gleich auf Schwindelſtufen hoch hinauf in die Luft ſich ſchwingen, er haſſt begrenzte Enge, mag nicht hinter Wall und Mauern

in feſter Burg ausdauern, ſondern hält die eherne Bruſt des Mannes für die beſte Schutzwehr, mag nicht zwiſchen Berg und Wald und Rebenhügeln in langen Friedenstagen ſein Leben verträumen, ſondern Krieg iſt ſein Loſungswort für die Bahn zum Ruhme, will nicht in feiner, ſittiger Weiſe um Liebe werben, ſondern haſcht nach ſchönen Mädchen zu erzwungenem Genuſſe, drückt widerſpenſtige Bruſt und küſſt widerſtrebenden Mund, kurz er verabſcheut jeden Zwang ſeiner Perſon, erlaubt ſich ſelbſt jede Ausſchreitung, geſtattet aber Andern nicht gleiche Freiheit.

Nun, alle dieſe Züge paſſen ja ganz vortrefflich auf Lord Byron, den, wie wir wiſſen, Goethe in Euphorion hat darſtellen wollen. Goethe hat dieſen wunderbar begabten, aber im Grunde immer tief unglücklichen Mann wohl erkannt. Und in der That, Byron war ein edler Charakter, er zeigte Muth für die Befreiung Griechenland's und gewann durch ſeine Menſchenliebe ſich die Herzen der Sulioten. Auf der andern Seite aber durchzog innere Zerriſſenheit ſein ganzes Weſen. Verkehrt erzogen, ſittliche Schranken überſpringend, fand er für ſeine rieſenhafte Begabung in ſeinem excentriſchen, oft konvulſiviſchen Stürmen keinen Raum zu geordneter Thätigkeit; ſich in revolutionärem Drange loslöſend von allem geheiligten Herkommen, verzehrte er ſich in quälendem innerem Feuer bis zum Weltſchmerz, bis zur Menſchenverachtung, ja bis zur Verzweiflung. Goethe ſagt von ihm: „Er erzählt ſelbſt, daſs ſein Vater drei Frauen entführt habe. Da ſei Einer einmal ein vernünftiger Sohn.“ Ein kleiner, aber für ſein Weſen charakteriſtiſcher Zug. Am Morgen nach ſeiner Hochzeit erweckt er ſeine junge Frau dadurch, daſs er einen Piſtolenſchuſs über ihrem Bette abfeuert und ſich höchlich wundert, daſs ſie darüber erſchrickt und ungehalten iſt. —

Was ſollen wir nun zu dem Allen ſagen? Die Schilderung des Lord Byron im Euphorion iſt ja wunderſchön, und ſein Charakter, ſeine Dichtungsart, ſein ganzes Weſen iſt in poetiſchen Bildern vortrefflich ausgedrückt. Aber iſt denn Das der Euphorion, den unſre Dichtung fordert? iſt es der richtige Sohn der klaſſiſchen Helena und des romantiſchen Fauſt? verkörpert ſich in ihm die Verſchmelzung des griechiſchen und des germaniſchen Geiſtes? Unſre Antwort kann nur lauten: nimmermehr! Weit eher dürfte man Byron ein wildes Extrem der Romantik nennen. Goethe hat ja allerdings Byron ſehr hoch geſchätzt, hat ihn für ein großes Dichtergenie erklärt und ihm in dem — wohl mit Vorbedacht etwas allgemein gehaltenen — Trauergeſange ein herrliches Denkmal geſetzt. Darin liegt aber keine Berechtigung, den unrechten Mann an die unrichtige Stelle zu ſetzen.

Aber, fragen wir weiter, was ſollte denn Goethe thun? Laſſen wir die größten und beſten unſrer Dichter vor unſerm Geiſte vorüberziehen,

ſo eignet ſich wohl kein Einziger zu dem Euphorion, wie Goethe ihn brauchte. Am meiſten hätte ſich wohl Schiller geeignet, und wir würden gewiſs dankbarer Freude voll ſein, hier aus Goethe's Munde eine Apotheoſe Schiller's zu haben. Aber ſelbſt Schiller wäre hier nur zum Theil an ſeinem Platze geweſen. Nun, ſagen wir es gerade heraus: Einzig und allein nur Goethe wäre der rechte wahrhaftige Euphorion! Aber ſeine wirklich große Beſcheidenheit verbot ihm, ſelbſt in verſchleierter Form ſich ſelbſt als Euphorion hinzuſtellen. So macht denn dies Unterlaſſen und das Hineinſchieben Lord Byron's ſeinem Charakter alle Ehre. Drum ſei und bleibe es fern von uns, Goethe um dieſes Euphorions willen herabzuſetzen. Was der Dichter Goethe vielleicht in unſern Augen verliert, Das gewinnt der Menſch Goethe in unſerm Herzen.

Daſs aber Goethe in der That der richtige Euphorion war, bedarf für keinen Goethekenner des Beweiſes. Wie er das Klaſſiſche in ſein eigen Fleiſch und Blut aufgenommen hatte, zeigt der erſte Abſchnitt unſers dritten Aktes; wie das Romantiſche, zeigt der zweite. Und wie er beide zu einer vollendeten Einheit in Geiſt und Herz herausgebildet hatte, Das zeigen tauſendfach ſeine Werke. Ich will gar nicht jene Dichtungen nennen, welche bewuſste Nachahmungen des Griechiſchen ſind (wie die Achilleïs). Aber Das möcht ich hier berühren, ſo unbedeutend es auch ſcheinen mag, daſs Goethe es verſteht, in wenigen Worten onomatopoetiſch das Weſen eines griechiſchen Dichters zu charakteriſieren. Mir ſind die Zeilen immer wunderbar ſchön erſchienen, in denen er die olympiſchen Wagenwettkämpfe und die Pindariſchen Siegeshymnen ſchildert (in Wanderers Sturmlied):

Wenn die Räder raſſelten,
Rad um Rad raſch ums Ziel weg,
hoch flog
ſiegdurchglühter
Jünglinge Peitſchenknall,
und ſich Staub wälzt',
wie vom Gebirg herab
Kieſelwetter ins Thal,
Glühte deine Seel Gefahren, Pindar,
Muth.

Von ähnlicher Schönheit ſind auch die vorangehenden Verſe, in denen er das Weſen der Dichtungen Anakreon's und Theokrit's nachahmend ſchildert. — Als Beiſpiel dieſes Geiſtes nenne ich das herrliche Gedicht „Meine Göttin", in welchem griechiſcher und germaniſcher Geiſt ſich völlig durchdrungen haben. — Noch tiefer erkennen wir den deutſchen Griechen in „Hermann und Dorothea", wo der in Deutſchland wiedererſtandene Homer und Theokrit in ſeliger Ruhe den „Sieg des epiſchen Friedens"

feiert. — Und nun die Krone von Allem: die Iphigenie, dieſe echte edle Griechin mit dem weichen deutſchen Sehnſuchtshauch und der heiligen Wahrhaftigkeit. Mir däucht es zu gering, wenn ich um dieſes Werkes willen Goethe den deutſchen Sophokles nennen ſollte. Ich will lieber geſtehen, daſs ich einfach in meinem „Fauſt“ in die Überſchrift des dritten Aktes als Verfaſſer den Namen Wolfgang Apollo eingeſchrieben habe. —

Drei Weltalter ſehen wir in unſrer Dichtung vor uns vorüberziehen: das klaſſiſche, das mittelalterliche und das moderne. Das Klaſſiſche hatte ſich überlebt, und aus ſeiner letzten Zeit im römiſchen Kaiſerthum weht uns ein Modergeruch entgegen. Dann brachten germaniſche Völker neues Leben und Streben in die Welt; aber die Zeit verſank allmählich in geiſtige Barbarei. Erzählt doch Petrarka, daſs es ihm viele Mühe gekoſtet habe, in der Stadt Lüttich ein wenig Tinte aufzutreiben und, als er ſie endlich erhalten habe, ſei ſie ganz ſafrangelb geweſen. Als aber vor und nach 1500 das klaſſiſche Alterthum mit ſeinen geiſtigen Schätzen — man möchte ſagen — neu entdeckt und erforſcht und (öfter übertrieben) nachgeahmt wurde, (eine Zeit, die man wohl in Überſchätzung: die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften genannt hat), da hub durch die neu eröffnete Welt eine neue Zeit des Ringens und Gärens an, mit der Aufgabe, die widerſtrebenden Elemente beider Anſchauungen zu verſöhnen und zu einer höheren Einheit herauszubilden. Das iſt auch noch heut unſre große Aufgabe. Wir ſind ja ſo glücklich, ſagen zu können, daſs ſie ſchon oft meiſterhaft gelöſt iſt, ſchon von Schiller, nicht bloß in der Braut von Meſſina, ſondern mehr noch im Wallenſtein, und in vollendeter, unübertrefflicher Weiſe iſt ſie gelöſt von unſerm Wolfgang Apollo!

Die Gehilfin.

Berliner Roman in 3 Büchern von Paul Lindau.

(National-Ztg. 47, 492 ff.)

Hundert ſprachliche Bemerkungen.

I. Kapitel: 1. „Es machte auf Eugenie faſt den Eindruck, als ob die beiden Freundinnen die Rollen vertauſcht hätten, als hätte ſie die ihre philoſophiſche Milde an die junge Frau abgetreten und von ihr die abgeſtreifte Unfreundlichkeit übernommen.“

In dem Zuſammenhang des Ganzen wird allerdings der Leſer ſich wohl ſagen, daſs die eine der „beiden Freundinnen“ Eugenie ſelbſt ſei, aber klarer, deutlicher und natürlicher würde nach meiner Anſicht der Anfang des Satzes doch wohl lauten: „Es machte auf Eugenien faſt den

Eindruck, als ob sie und ihre Freundin die Rollen getauscht hätten." Im Vorübergehen möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass der gewandte und feinsinnige Schriftsteller für eine gefällige Abwechslung gesorgt hat, indem er auf den mit „als ob" eingeleiteten Satz (in welchem das Hilfszeitwort „hätten" am Schluss steht) den gleichlautenden mit bloßem als (unter Weglassung des ob) hat folgen lassen, worin das Hilfszeitwort „hätte" unmittelbar hinter das „als" zu stehen kommt, s. Hauptschwier. S. 34b/5b Nr. 2.

2. „Wenn er die Beiden . . . gemüthlich mitsammen plauderu sah," vgl. mein Wörterb. III S. 849c. Üblicher hieße es hier wohl: „mit einander" — oder zusammen, s. unter Nr. 7.

3. „Sie besaß offenbar nicht die geringste Eitelkeit. Das fühlte Berwitz instinktiv. Er war nicht im Stande, ihr über ihr Äußeres, über ihre Erscheinung das armseligste, das billigste Kompliment zu machen."

Es giebt Schriftsteller, die für Fremdwörter im Deutschen förmlich schwärmen und solche, als ob sie dadurch nicht eine Missachtung unserer so reichen und bildsamen Muttersprache, sondern eine feinere und höhere Bildung an den Tag legten, selbst da mit Vorliebe anwenden, wo der deutsche Sprachschatz bei einigem Nachdenken ihnen guten, vollgültigen und üblichen Ersatz bieten würde. Lindau gehört nicht zu diesen Schriftstellern, die wähnen, die deutsche Sprache durch Einflicken unnöthiger fremder Bestandtheile aufputzen zu können oder gar zu müssen. Im Gegentheil! er befleißigt sich im Allgemeinen einer möglichst ungemischten und rein deutschen Sprache und, wenn er (wie hier) Fremdwörter nicht verschmäht, so verfährt er dabei nach den Grundsätzen, die ich in meinen „Deutschen Sprachbriefen" (11. Aufl. Nr. 9 S. 19 ff.) ausgesprochen habe. Um der Sache willen glaube ich hier daraus das Folgende wiederholen zu sollen.

Dort heißt es also:

Im Gegensatz zu den in ihrem Übereifer unverständigen Sprachreinigern hat schon der bedächtige Leibniz die Nothwendigkeit anerkannt, „gewisse noch gleichsam zwischen Deutsch und Fremd hin und her flatternde Wörter ein für allemal für deutsch zu erklären ꝛc." und, nachdem ich ausgeführt, in welchem Umfange wir Deutschen fremdländische Bezeichnungen beizubehalten haben, wie solche in den entsprechenden Fällen z. B. auch die über die Gleichartigkeit und Reinheit ihrer Sprache so eifersüchtig wachenden Franzosen in ihrer Muttersprache beibehalten, — fahre ich dort fort:

In dem angegebenen Umfange werden meines Erachtens bedächtige,

von engherziger und dumpfgeiſtiger Beſchränktheit ſich frei erhaltende Freunde der Sprachreinheit fremdher ſtammende und fremde Wörter als berechtigt in der deutſchen Sprache anerkennen; aber auch außerhalb dieſer Begrenzung wird man noch gar manches von einem feineren Ohr als ſtörende und fremdartige Entſtellung der reinen Sprache empfundene Fremdwort einſtweilen dulden müſſen und an der gehörigen Stelle mit dem vollen Bewuſſtſein, warum man es thut, es ſelbſt verwenden. Es iſt eben nicht möglich, das ſeit Jahrhunderten auf dem Felde der deutſchen Sprache wuchernde, theilweiſe ſogar gehegte und gepflegte Unkraut mit einem Mal auszugäten und die dadurch entſtandenen Lücken ſofort mit guten heimiſchen Anpflanzungen genügend und vollſtändig auszufüllen. Der eben ſo bedächtige wie feinfühlige Leſſing, dieſer große Meiſter des deutſchen Stils, der uns Allen auch in der ſorgfältigen und liebevollen Pflege und dem verſtändnisvollen An- und Ausbau der Sprache als glänzendſtes Muſterbild vorauleuchtet, hatte ſich bekanntlich zu eigenem Gebrauch eine Sammlung von guten, aber wenig üblichen Ausdrücken angelegt, die ihm zur Ausfüllung irgend einer Lücke geeignet ſchienen und von denen er dann auch manche durch den Gebrauch in ſeinen Schriften in Umlauf geſetzt. In dieſem Verzeichnis finden wir dann z. B. die hergehörige ſehr beachtens- und beherzigenswerthe Bemerkung, daſs er in ſeiner „Emilia Galotti“ an einer Stelle ſtatt Kopie hätte Abbild ſetzen können, „wenn es im Dramatiſchen nicht mehr darauf ankäme, der Perſon eher angemeſſene als gute Worte in den Mund zu legen.“ — Vgl. auch in meinem „Deutſchen Stilmuſterbuch“ S. 277 zu dem von J. J. Engel in ſeinem „Tobias Witt“ gebrauchten Ausdruck: „der Stadtpoete“ die Bemerkung: „für die Sittenſchilderung paſſender und die zu ſchildernde Zeit bezeichnender als ein gut deutſcher Ausdruck (wie etwa: der ſtädtiſche Gelegenheitsdichter)“ und weiter eben da (S. 302 ff.) den nicht genug zu empfehlenden und zu beherzigenden Aufſatz „Nationalehre“ aus Engel's „Fürſtenſpiegel“.

Nach dieſer längern Abſchweifung komme ich auf die beiden hervorgehobenen (wie ich zugebe, durchaus noch gäng und geben) Fremdwörter in der Stelle aus Lindau's Roman zurück. Ich kann und will ſie hier nicht tadeln, aber ich bemerke doch, daſs Lindau ſie wohl hätte vermeiden können, ohne gegen das heute Übliche zu verſtoßen wenn er etwa geſchrieben hätte: „Das fühlte B. unbewuſſt. Er war nicht im Stande, ihr über ihr Äußeres . . die armſeligſte, billigſte Artigkeit zu ſagen.“

4. „Er war ihr offenbar vollkommen gleichgültig. Obgleich Das das ganz Natürliche war, verdroſs es ihn doch.“ Vielleicht hätte der Schriftſteller hier mit Rückſicht auf den Wohllaut das erſte Das durch Dies erſetzen können oder ſollen, obgleich zwei unmittelbar auf einander

folgende Das (oder daſs das ꝛc.) für ein deutſches Ohr nicht geradezu miſslautend ſind und ſich auch nicht immer leicht vermeiden laſſen. Ich habe — ehrlich geſtanden — mit meiner Bemerkung auch eigentlich nicht grade Lindau treffen wollen, ſondern minder feinhörige Schriftſteller als ihn, die auch vor dreimaligen das unmittelbar hinter einander nicht zurückſchrecken und alſo z. B. auch vorkommenden Falls vielleicht ſchreiben würden: „Obgleich er einſah, daſs Das das ganz Natürliche war, verdroſs es ihn doch.“ (vgl. Hauptſchwier. S. 76a Nr. 3.)

II. Kap.: 5. „Geſellſchaftlich feiert er eigentlich größere Triumphe denn als Künſtler.“ Vgl. Hauptſchwier. S. 308/9 unter dem Titelkopf: „Vergleichendes als und wie“ Nr. 4g wo ich für dies „denn als“ Belege aus Goethe, Immermann, Gottfr. Keller, Leſſing, Rob. Prutz, Karl Vogt gegeben. Ich habe die Stelle aus Lindau hier nur hinzugefügt, weil Wuſtmann in ſeinen allerhand Sprachdummheiten S. 279 für das auch ohne den Zuſammenſtoß mit einem als heute noch in der gehobenen Sprache durchaus nicht veraltete denn (ſ. unten Nr. 39 und a. a. O. die Belege dafür aus guten und muſtergültigen Schriftſtellern in Nr. 4f) geſetzt wiſſen will, mit der Behauptung („Begründung“ kann ich nicht ſagen): „Die lebendige Sprache ſetzt unbefangen ein doppeltes als“. Wenn ich dagegen a. a. O. als „unerträglich hart“ Sätze bezeichnet habe, wie den folgenden aus Oken's Naturgeſchichte: „Die ganze Haut iſt als nichts Anderes zu betrachten als als eine Lage von Nervenwärzchen“, ſo überlaſſe ich getroſt den „unbefangenen“, nicht ganz harthörigen Leſern die Wahl zwiſchen denn als oder dem als als, ſ. u. Nr. 31.

6. „Ein ſehr hübſcher Menſch . . . mit krauſem blondem Haar und dünnem bloudem Vollbart,“ richtig mit gleichmäßiger Endung em für die beiden auf einander folgenden männlichen oder ſächlichen Eigenſchaftswörter im Dativ der Einzahl, vgl. Nr. 13, ſ. darüber Hauptſchwier. S. 97a Nr. 10 und in der Zeitſchr. die Inhaltsverzeichniſſe aller Jahrgänge.

III. Kap.: 7. „Sie ſtanden mit einander auf gutem Fuße, aber von einer innigeren und herzlicheren Freundſchaft war nicht die Rede. Wenn ſie zuſammenkamen, ſchüttelten ſie ſich die Hand und verkehrten gemüthlich mitſammen“ Sp. 498 [üblicher: mit einander oder zuſammen] ſ. o. Nr. 2.

8. „Bei Donnsdorf war geſtern großes Lämmerhüpfen, ein Rudel von jungen Mädchen, die alle unter die Haube kommen wollen ꝛc.“ — ſpöttiſche Bezeichnung für „Ball, Tanzvergnügen für junge Mädchen.“

9. „Die arme kleine Frida Donnsdorf . . ., ein kümmerliches, ſpilleriges Ding, mit Armen, wie Trommelſtöcke,“ ſ. mein Wörterb. III S. 1142a.

10. „Unter all diesen körperlichen, geistigen und seelischen Verkümmertheiten nahm sich Fräulein Eugenie aus wie ein Schwan unter Krähen“ — in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 325a nachzutragen, wo allerdings Verkümmertheit aufgeführt ist = das Verkümmertsein, aber nicht in der Bedeutung und Anwendung (in der Mehrzahl) wie hier = ein verkümmertes Wesen, solche Person.

11. „Er stand ihr gegenüber wiederum unter dem seltsamen Banne einer ihm unerklärlichen erkaltenden und lähmenden Gewalt“ Sp. 500. statt des richtigeren erkältenden mit dem Umlaut, s. dazu, was ich in meinem Wörterb. I S. 855–856a und Ergänz.-Wörterb. S. 292a über die Unterscheidung des intransitiven kalten und des faktitiven kälten (= kalten machen) und der häufigeren Zusammensetzungen ausgeführt und belegt habe. Ich wäre fast geneigt, hier einen — der in der Nat.-Ztg. nicht seltenen Druckfehler anzunehmen, wenn ich nicht in meinem Wörterb. unter erkalten in Nr. 2 für die umlautlose Form statt der umgelauteten Belege gegeben hätte, die ich hier zu wiederholen für angemessen erachte: Es heißt dort:

„2. tr. und refl. statt erkälten: Eine Freundschaft, die sich nie erkaltet hat. Ense Denkw. 1, 433. Ihr stilles Leiden steigerte und erkaltete abwechselnd seine Liebe. Fanny Lewald Pr. Louis Ferdinand 1, 64. Dass erst der Tod das Herz des Geliebten erkaltet. Rob. Prutz Musikantenthurm 246“ —,

woran sich in dem Ergänz.-Wörterb. dann noch 3 weitere Belege und nun noch der obige von Lindau schließen, s. auch in diesem Hefte der Zeitschr. S. 391 Nr. 10.

IV. Kap.: 12. „Seltsam . . ., dass ein Mädchen, wie sie, sich von der gefälligen Oberflächlichkeit des guten Viktor hatte bestechen lassen können. Ja, er war ein sehr hübscher Mensch. Er war gewiss auch talentvoll. Die dummen kleinen Gänschen sperrten den Schnabel auf und sahen mit schwärmerischen Blicken zu ihm empor, wenn er neben dem Flügel stand und seine schmachtenden Romanzen flötete. Dass aber auch Eugenie die billigen Künste dieses Salonrattenfängers nicht durchschaut hatte, Das nahm ihn Wunder.“ Nr. 502, vgl. mein Wörterb. I S. 410, wo ich gesagt habe: „Rattenfänger: 1. vgl. Kammerjäger: Der Rattenfänger von Hameln, nach bekannter Sage, auch Kinder sich nachlockend, vgl. Goethe 1, 160 ff.: „Ich bin der wohlbekannte Sänger, | der vielgereiste Rattenfänger . . . Mitunter auch ein Kinderfänger . . . Gelegentlich ein Mädchenfänger!“ Daher: Vermaledeiter Rattenfänger! 11, 162 [Valentin im Faust I] zu Einem, der durch sein Citherspiel ein Mädchen verlocken will ꝛc.“ — und für die weitere Zusammensetzung: Salonrattenfänger s. Büchmann Geflüg. Worte 16. Aufl. S. 166, wo es heißt:

„Später nannte ein Kritiker der ‚Nachträge zu den Reiſebildern (1831)‘ im ‚Konverſationsblatt‘ Heinrich Heine einen ‚Salondemagogen‘ (ſ. Geſ. W. XX, 225. 1876), woraus dann das harmloſere Witzwort ‚Salontiroler‘ entſprungen ſein mag, was [das] Berthold Auerbach in ſeinem Roman ‚Auf der Höhe‘ gebraucht und das von Defregger zum Titel und Inhalt eines Gemäldes (Berliner Nationalgalerie) auserkoren ward, nur daſs dort nicht das Waldkind im Salon, ſondern der Salonmenſch unter den Wäldlern die komiſche Figur ſpielt.“

13. „Eine Anzeige in großem Umſchlag von beſonders ſchönem, mattgelbem engliſchem Papier ꝛc.“ ſ. Nr. 6.

14. „Alſo werfen Sie bei den Herrſchaften zwei Karten von mir ab“ Nr. 504, in den für Aufnahme der Beſuchskarten ꝛc. beſtimmten Kaſten, ähnlich, wie man durch die Poſt zu befördernde Sachen in den öffentlichen (oder Poſt-) Briefkaſten wirft.

V. Kap.: 15. „Bis zur Stunde habe ich nicht die Ehre, dein Fräulein Braut zu kennen,“ vgl. daneben: deine Fräulein Braut, ſ. Hauptſchwier. S. 157a/b unter „Fügung nach dem Sinn“ Nr. 1 f und mein Wörterb. I S. 488a ſ. u. Nr. 24.

16. „Wir haben ja die Sache zu Dutzenden Malen beſprochen.“ Nr. 506, wofür es richtig heißen müſste: zu Dutzenden von Malen oder (minder üblich) zu Dutzendmalen, vgl. auch: manch oder viel Dutzendmal ꝛc., ſ. Hauptſchwier. S. 243a, mein Wörterb. II. S. 213.

17. „‚Aber erlaube!‘ rief Viktor . . . ‚Zwiſchen einer Vermählung und einem Selbſtmord — ich denke, du wirſt ſelbſt einen gewiſſen Unterſchied gelten laſſen.‘ — ‚Aber natürlich! ich wählte das Bild nur, um ꝛc.‘“ — wo das zweite hervorgehobene aber (entſprechend dem franzöſiſchen mais) im Deutſchen hätte wegbleiben können, ſ. hierüber Zeitſchr. II S. 259 u. ä. (ſ. die Inhaltsverzeichniſſe der folgenden Jahrgänge).

VI. Kap.: 18. „Der älteſte dieſer Söhne ſtarb in ganz jungen Jahren noch bei Lebzeiten des Vaters; auch der zweite, Leberecht, ſollte den Vater, der im Jahre 1805 die Augen ſchloſs, nur um wenige Monate überleben.“ Das hervorgehobene, eine Gleichheit bezeichnende auch iſt — ſtreng genommen — nicht ganz zutreffend, da der zweite Sohn nicht, wie der erſte, ſchon bei Lebzeiten des Vaters geſtorben; doch iſt es als eine Art Fügung nach dem Sinne zu rechtfertigen, in ſo fern dem Schriftſteller der Gedanke vorgeſchwebt: die beiden älteſten Söhne konnten, einer wie der andere, das Geſchäft nicht fortführen, da der älteſte ſchon bei Lebzeiten des Vaters geſtorben und auch der zweite den Vater nur um wenige Monate überlebte; doch dürfte ein bloßes und ſtatt des auch wohl den Vorzug verdienen.

VII. Kap.: 19. „Hennern verdoppelte seine Aufmerksamkeiten und machte nach Verlauf von einigen Tagen ganz diskrete und vorsichtige Andeutungen seiner wahren Absichten. Sie schienen indessen kaum richtig verstanden worden zu sein; denn er bemerkte nur in dem Benehmen der Beiden eine gewisse, allerdings kaum erkennbare Zurückhaltung, für die er bei seiner Eitelkeit nur dann eine Erklärung hätte finden können, wenn man an der Lauterkeit seiner Absichten hätte zweifeln dürfen." Täusche ich mich nicht, so wäre es dem auszudrückenden Gedanken gemäßer, wenn statt des hervorgehobenen Konjunktivs des Plusquamperfekts der Indikativ des Imperfekts gesetzt wäre, also: „für die er bei seiner Eitelkeit nur dann eine Erklärung finden konnte, wenn ꝛc." Ich verkenne dabei nicht, dass sich auch die gewählte Zeitform rechtfertigen lässt.

20. „Er [Hennern] sprach, als er mit seinem Socius im Herbst in Berlin wieder zusammentraf, mit Donnsdorf über die Sache [dass er dessen Tochter heirathen wolle]. Er war ganz verwundert, als der Vetter nicht sofort mit beiden Händen zugriff; und als er Tages darauf einen langen Brief von Donnsdorf erhielt, in dem ihm Frida's Vater in höflichster Form mittheilte, dass er sich einstweilen noch nicht entschließen könne, sich von seinem Kinde zu trennen ꝛc." Der Satz ist durchaus klar und übersichtlich, und Lindau vermeidet auch glücklich durch die abwechselnden Bezeichnungen für ein und dieselbe Person statt der nicht immer ganz klaren und unzweideutigen persönlichen Fürwörter der dritten Person die sonst durch diese nur zu leicht sich einstellende Möglichkeit von Missdeutungen (vgl. meine Hauptschwier. S. 353b ff. unter dem Titelkopf: Zweideutigkeit 1d); aber der Leser des Romans, der aus dem Vorhergehenden weiß, dass Donnsdorf Hennern's Socius und Vetter und zugleich Frida's Vater ist, „fühlt" in den abwechselnden Bezeichnungen für die eine Person vielleicht ein wenig zu sehr „Absicht", die, wenn auch nicht gradezu „verstimmt", doch ein wenig stört. Danach dürfte eine kürzere Fassung mit mäßigerer Anwendung der abwechselnden Bezeichnungen den Vorzug verdienen, also etwa:

„Er sprach mit seinem Socius, als er mit diesem im Herbst in Berlin wieder zusammentraf, über die Sache. Er war ganz verwundert, dass der Vetter nicht sofort mit beiden Händen zugriff; und, als er Tags darauf einen langen Brief erhielt, in welchem ihn Frida's Vater in höflichster Form mittheilte, dass ꝛc."

Ich glaube kaum, dass der Leser hier das Weggelassene vermissen wird.

21. „Sie bemerkte, dass, was sie zuerst geblendet hatte, doch nur Rauschgold sei" —, vgl. zu diesem glücklich gewählten Bilde z. B. in meinem Wörterb. II S. 608b die Stelle aus Kinkel's Erzählungen:

„Das knattrige Rauſchgold macht ſich eben ſo wohl wie das Edelmetall geltend.“

22. „Von dem armen reichen Mädchen,“ d. h. von dem trotz ihres Geldreichthums bemitleidenswerten, weil von der Natur kärglich und ſtiefmütterlich ausgeſtatteten Mädchen, vgl. in meinem Wörterb. I S. 44c, wo es unter arm heißt: „Oft als Oxymoron in Verbindung mit dem Gegenſatz“ und dazu dort die Belege.

23. „Wie die ungelenke reizloſe kleine Frida . . . ſich immer feſter in dem von dem geſchickten Vogelſteller gelegten Garn verſtrickte“ — durchaus ſprachrichtig; aber vielleicht ſtimmen die Leſer doch der Bemerkung zu, daſs es wohlklingender lauten würde: „Wie . . . Frida ſich immer feſter in das von dem geſchickten Vogelſteller gelegte Garn verſtrickte“ (ſ. mein Wörterb. III S. 1244a über verſtricken mit in und dem Dat. oder dem Accuſativ) oder ſonſt: „in dem Garn verſtrickte, das ihr der ſchlaue Vogelſteller gelegt hatte“, wobei ich das Eigenſchaftswort geſchickt durch ſchlau erſetzt habe, um den in der ungebundenen Rede ſtörenden Reim zu verſtrickte zu vermeiden.

24. „Und ich habe das Vergnügen, mein großes Fräulein Tochter, an deren Anblick ich mich nun ſeit 24 Jahren erfreue, noch Gott weiß wie lange bei mir zu haben,“ — wo durchaus ſprachrichtig die vor dem ſächlichen Hauptwort Fräulein ſtehenden Beſtimmungswörter im ſächlichen Geſchlecht ſtehen, während das zu dem dahinter ſtehenden weiblichen Tochter gehörende bezügliche Fürwort weiblichen Geſchlechts iſt, ſ. o. Nr. 15.

25. „Den nahezu ſechzigjährigen unförmig dicken Gatten,“ vgl. mein Wörterb. I S. 481a, wo ich für unförmig Belege aus Heinr. v. Kleiſt und Theod. Mügge gegeben habe, doch mit der hinzugefügten Bemerkung: „gewöhnlich unförmlich“.

26. „Er benutzte die erſte Gelegenheit, um ſich dem ſchlüpfrigen Boden, auf den ihn Agnes gehänſelt hatte, zu entziehen.“ Über hänſeln ſ. mein Wörterb. I S. 692c und Ergänz.-Wörterb. S. 257c. Die dort für das Tranſitiv angegebene Bedeutung aufziehen (zum Beſten haben, narren, foppen ꝛc.), ſ. u. Nr. 37: Hänſeleien und Schraubereien, paſſt aber nicht für den Satz von Lindau, wo es vielmehr den Sinn von verlocken ꝛc. hat, und darum habe ich den Satz hier angeführt.

27. „Auch Eugenie ſchreckte vor dem Gedanken, mit Hennern für nun und alle Zeiten verbunden zu werden, nicht mehr zurück“ — ſchreckte (ſtatt des eigentlich ſprachrichtigen ſchrak) zurück iſt in dem heutigen Sprachgebrauch faſt das Üblichere (ſ. Hauptſchwier. S. 249b; mein Wörterb. III S. 1007c; Zeitſchr. S. 313 und 391 Nr. 10 und die

Inhaltsverzeichniſſe der früheren Jahrgänge, doch ſollten meiner Anſicht nach maßgebende Schriftſteller dahin zu wirken ſuchen, daſs für das intranſitive ſchrecken und deſſen Zuſammenſetzungen die richtige ſtarke Form nicht außer Gebrauch komme. — Statt „für nun“ hieße es üblicher wohl: für jetzt.

28. „Sie blickte auf die weißgeſcheuerten Dielen mit den merkwürdigen Linien der durchſägten Äſte,“ — vgl. in meinem Wörterb. I 51c, wo unter Aſt in Nr. 5 die hier geltende Bedeutung angegeben iſt: „Stelle im Holz, wo ein Aſt geſeſſen: Ein Brett voller Äſte ꝛc.“

X. Kap.: 29. „Als ſich bei der hereinbrechenden Dämmerung die Geſellſchaft zum Aufbruch rüſtete, trat Hennern an Eugenie heran“ Nr. 522 ſ. den Aufſatz: heran- oder hinantreten hier in der Zeitſchrift S. 254 ff.

30. „‚Nicht wahr, Herzi?‘ . . . ‚Herzi‘ pflegte Viktor Frida jetzt zu nennen. Er hatte nach langem Suchen keinen andern Koſenamen erſinnen können. Und ‚Herzi‘ erregte Frida's und Papa Donndorf's Wohlgefallen“ ebd., ſ. Herz als „liebkoſende Bezeichnung geliebter Perſonen“, verkleinert Herzchen mein Wörterb. I S. 751, plattdeutſch, beſonders in Meklenburg: Herzing, dem ſich hier das Herzi anſchließt.

31. „Es wäre eine unwürdige Komödianterei und Selbſttäuſchung, wenn wir für den Augenblick die Verbindung, die ich mit Ihnen anſtrebe, anders denn als eine ſogenannte Vernunftheirath bezeichnen wollten.“ (Nr. 524), nicht: anders als als, ſ. o. Nr. 5.

32. „Es liegt mir unendlich fern, Sie um eine Entſcheidung zu drängen.“ Die durchaus untadelhafte Verbindung: „Jemand um Etwas drängen“ (vgl.: dringend bitten, erſuchen ꝛc.) iſt, wie bei Grimm auch in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. nicht aufgeführt, weſshalb ich ſie hier nachtrage, vgl. (als vielleicht etwas gewöhnlicher): auf eine Entſcheidung bei Ihnen zu drängen. Nicht ganz gleich iſt die Verbindung: Jemand zu Etwas (zu einer Entſcheidung) drängen.

(Fortſetzung folgt.)

Goethe's Hochzeitlied.

Von Richard André.

Die vielen feſtlichen Gelegenheiten des menſchlichen Lebens wollen des dichteriſchen Schmuckes nicht ermangeln. Ihre Fruchtbarkeit iſt keineswegs gering, aber nach allen Richtungen ausgeſchöpft; Gedanken und Empfindungen, die ihnen zu Grunde liegen, ſind — ſie mögen ewig wahr bleiben — ohne Rettung der Langweiligkeit verfallen. Darum greift der Gelegenheitsdichter, und namentlich der, unter ſeiner Pflicht ſeufzende

Verfaſſer von Hochzeitskarmen, deren traurige Notwendigkeit auch der beſte Menſch nicht in Abrede zu ſtellen vermag, nach den Blümchen, die am Wege wachſen, nach den, ihm und dem Gefeierten perſönlich nahe liegenden, oft ſehr kleinlichen Umſtänden. Es iſt bitter, wie unter dem Vortrage dann das äſthetiſche Gefühl des feinſinnigen Zuhörers ängſtlicher zittert, als der Vortragende ſelbſt um ſeinen Erfolg. Von Leiſtungen dieſes Sinnes und Zweckes iſt das Goethiſche Gedicht, das ſchlechthin „Hochzeitlied" betitelt iſt, ſo weit entfernt, wie ſeine erſte Überſchrift von der uns bekannten. Es hieß Anfangs und könnte noch ſo heißen: „Der Graf und die Zwerge." Unter dieſem Namen ging es zuerſt in die treuen Hüterhände ſeines Komponiſten Zelter, ſo finden wir es noch erwähnt in dem Aufſatz: „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geiſtreiches Wort" (Hempel XXVII, 351, geſchrieben 1823). Die urſprüngliche Bezeichnung trifft mehr den Kern der Sache, bedeutet uns, von vorn herein, daſs wir eine Sage, ein Märchen erwarten ſollen, die ſpätere, vielleicht eine Erfindung Zelter's, deutet auf die Schale, die den Kern umgiebt, auf die fröhliche Form des Liedes, ſeinen Schwung und ſeine Muſik.

„Der Graf und die Zwerge" lagen dem Dichter, man weiß nicht, wie lange ſchon im Sinne. Am Anfang des oben erwähnten Aufſatzes ſchildert Goethe, wie er ſolche Motive „oft 40 bis 50 Jahre lebendig im Innern erhielt." „Mir ſchien der ſchönſte Beſitz, ſolche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu ſehn, da ſie ſich dann zwar immer umgeſtalteten, doch, ohne ſich zu verändern, einer reineren Form, einer entſchiedeneren Darſtellung entgegenreiſten." Es iſt bekannt, wie Goethe ſein ganzes Leben, doch ſicherlich im Anfang ſeiner dichteriſchen Entfaltung mit reinerem Verſtändnis für die Bedeutung des Märchens dieſem ſein Herz zuwandte. In der Meluſine erzählte er bereits den Seſenheimern, wie ſein Begleiter Weyland ausdrücklich berichtet, jene Zwergenepiſode, die für den Inhalt unſeres Gedichtes nicht wenig Anklänge enthält, wir finden dort den weſentlichen Wendepunkt in dem Verlaufe aller Zwergenſagen, das (verhängnisvolle) glück- oder unglückbringende Lauſchen neugieriger Menſchen. Mit dieſem Wendepunkt ſind ſie auch dem Dichter zu Gehör gekommen, aber an welchem Orte? Wo Zwerge, ſind auch Berge, könnte man ſagen; Zwerge gehen nicht wenig um in den Sagen der Schweiz, Thüringen's und im Harze; aber nirgends ſind ſie ſo heimiſch und erfüllen ſo ausſchließlich die Phantaſie des Volkes, wie in den ſchönen Bergen und Geländen Sachſen's und der Lauſitz. Dort giebt es noch Schlöſſer und Ruinen, oder Flecken, wo ſolche geſtanden haben; tiefe, enge Höhlungen; Schneiderlöcher, Schäferlöcher und Wolfsſchluchten ſchneiden in die ſenkrechten Wände von Sandſtein. Einzelne Vertiefungen heißen geradezu

Querzlöcher, nach der Art wie die mitteldeutſche Zunge das „Zw“ ſich bequemer gemacht hat. Das ausgewaſchne Geſtein formt ſich zu wunderlichen Gebilden. Dort muſs auch Goethe, vielleicht ſchon von ſeinem Wirth und Schuſter, in Dresden, das Märchen aufgefiſcht haben. Man iſt den Spuren nachgegangen. Wir haben „Deutſche Sagen“, herausgegeben von den Brüdern Grimm, 1816, darin eine Erzählung, wie es heißt, mündlich aus Sachſen: „Des kleinen Volkes Hochzeitfeſt.“ Sie ſtimmt bis auf den Kreuzritter Goethe's und die Prophezeiung am Schluſs, die Goethe nicht hat, mit der Fabel des Gedichtes im Weſentlichen überein. Der Anfangsſituation im Hochzeitslied ſteht die Faſſung, wie ſie Götzinger gehört haben will, ſo viel näher, wie ſie ſich am Ende von Goethe entfernt. Auch Büſching's „Wöchentliche Nachrichten“ (Breslau, 1816) beſchäftigen ſich eifrig mit den Sagen des kleinen Volkes; wichtig für uns iſt Stück V (Seite 72) und der Aufſatz: „Die Querkſe, nach Sagen der Oberlauſitz.“ Es iſt nicht möglich, feſtzuſtellen, ob der Dichter die hier erwähnte Geſchichte von der Wöchnerin, vor deren Augen die Zwerge feiern, ob er jene genannten Faſſungen als Vorlage benutzt habe. Als Vorlage, können wir ſagen, keine, als Material vielleicht alle und mehr. Büſching lokaliſiert die Sage beſtimmt, knüpft ſie an die Gegend um Zittau, Grimm nennt den Grafen von Eilenburg; ſo ſuchen ja alle Sagen dem Glauben der Menſchen ſich leichter einzuſchmeicheln; Goethe zeigt nicht in dieſem Gedicht allein, ſondern überhaupt im Gegenſatz zu einem Schiller etwa oder Uhland eine merkwürdige Scheu, ſeine Geſtalten aus den Luftreich der Sage auf feſten Boden zu verpflanzen. Seine Grafen, Könige und Sänger ſind ſämmtlich, ſeine Schlöſſer meiſtens namenlos. Goethe bricht die Erzählung mit dem Verſchwinden der Zwerge ab, während die eigentliche Sage von hier ab erſt recht geſchäftig weiterſpinnt, die Bedingungen und Verheißungen der Zwerge umſtändlich erzählt, und wie unter dieſen Bedingungen dem Geſchlechte erſt Glück, dann Unheil erwachſen ſei. Spielt Goethe etwa nur mit der Begebenheit? Nein, er will ſie nicht abſchließen, er braucht es nicht zu thun, die ihm ganz eigenthümliche Einkleidung verlangt, daſs er es nicht thue. Der Sänger trägt das Erlebnis des Ahnen auf dem Hochzeitsfeſte des Enkels vor, die freundlichen Mächte haben ſich bis dahin dem Geſchlechte treu erwieſen. Das gegenwärtige Feſt ſoll eben ſo heiter ausklingen wie die Hochzeit der Zwerge und ſoll ſeinen Segen bringen, wie dieſes. Damit wären die deutlichſten Eigenthümlichkeiten der dichteriſchen Umformung herausgehoben bis auf eine, die weſentlichſte, die den einfachſten Stoff den kunſtvollſten Gebilden zur Seite ſtellt; nämlich die äußere Geſtaltung, durch welche „der Graf und die Zwerge“ wahrhaft zu einem „Hochzeitliede“ werden. Dieſer widmen

wir den zweiten Theil unſer Unterſuchung. Bis dahin war die Zeit der Abfaſſung ziemlich belanglos, ſo bald es ſich aber um Goethiſche Formen handelt, Formen, an denen die Zeit beſtändig bildend wirkte, iſt die Frage, wann ſein Werk entſtanden, die nächſte. Als im Jahre 1802 mit Zelter, dem verdienten Kapellmeiſter der Berliner Liedertafel, ein Singen und Klingen in das Haus am Marktplatz zu Weimar einzog, da regten ſich die Zwerge wieder, die, wie wir ſahen, lange in den Schächten der Dichterbruſt gewartet hatten. Vorher ſchon durch Briefwechſel verbunden, reichten ſich hier zwei Freunde die Hand und erſetzten, jeder dem andern mit ſeiner Perſon, in ſpäterer Zeit herbe Verluſte. Dankbar erinnern ſie ſich an jene Feſttage, die Zelter's Beſuch herbeigeführt hatte. Eine glückſelige, von Muſik getragene Stimmung war der Nachklang des Ereigniſſes, aus ihr iſt unmittelbar die Geſtalt des Liedes herausgewachſen. Das Gedicht iſt wie unter die fünf Linien des Notenſyſtems gedacht. Etwas Anderes kommt hinzu: Seit ſeinem Aufenthalte im Lande der ſchönen Farben und Formen hatte ſich Goethe einer ſtreng formalen Schule unterzogen. Es iſt, wenn wir dieſe Seite ſeiner Entwicklung für ſich betrachten, die Periode der Stiliſierung, in die er eintritt. Dort war Moritz ſein Wegweiſer, in jüngſter Zeit zollte er der Schlegel'ſchen Formgewandtheit ſolche Aufmerkſamkeit und Anerkennung, daſs er ſeine eignen Diſtichen durch Auguſt Wilhelm ſäubern ließ. Allmählich ſteigert ſich immer mehr Goethe's Intereſſe an der Form, er erreicht auf dieſe Weiſe Wirkungen, die vormals lediglich der Gewalt des Gedankens und Ausdrucks anheimgeſtellt waren; aber es iſt auch nicht zu verkennen, wie eine gewiſſe Maßloſigkeit in Anwendung der formalen Kunſt einreißt und die geſchmeidige Muſe ſteif und verſchroben macht. — Das Alles gehört auf ein ander Blatt, wie die Worte ſich häufen und ſpreizen, wie die Rede allmählich pomphafter wird, die ſyntaktiſchen Freiheiten zunehmen, wie die in Briefwechſeln wohlgepflogenen Theorieen ſich unheimlich bemerkbar machen: Das „Hochzeitlied", das im Anfange dieſes Abſchnittes ſteht, iſt rein und unverkümmert zu genießen. (Vgl. darüber Victor Hehn. Goethejahrbuch. Band VI 176 ff.)

Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern,
Der hier in dem Schloſſe gehauſet,
Da, wo ihr den Enkel des ſeligen Herrn,
Den heute vermählten, beſchmauſet.
Nun hatte ſich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren geſtritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hauſe vom Röſſelein ſtieg,
Da fand er ſein Schlöſſelein oben,
Doch Diener und Habe zerſtoben.

Angenommen, der Sänger würde nach der erſten Zeile unterbrochen, ſchon aus dieſem einen Verſe klingt den Zuhörern etwas von der ſprudelnden Munterkeit des Ganzen entgegen. Dem zu Grunde liegenden Rhythmus — man nennt ihn den anapäſtiſchen Dimeter — iſt eine unverwüſtliche Beweglichkeit eigen, welche einen ſchleppenden Gang der Erzählung nicht leiden würde; in der Tradition des vorigen Jahrhunderts zeigt ſeine Natur noch eine andere Färbung, locker, leicht und zwanglos ſtellt er ſich dar, wie die Gedanken und Empfindungen, denen er bei andern Eindruck verſchaffen ſollte. Will man von Erleichterungs- und Erheiterungsmitteln dieſer Art eine ſtarke Priſe und zugleich den treffendſten Beweis für das Geſagte, ſo genügt ein flüchtiger Blick auf den „Hochzeitsſcherz“ Günther's. Darin heißt es:

O Himmel! Was hör' ich vor geitzige Küſſe!
O Himmel! Was rauſchen vor kräftige Flüſſe!
O Himmel! Wie kützelt das züngelnde Spiel!
O Liebe! Wie machſt du der Freuden ſo viel! —,

die einzigen Worte, die im Gedicht vielleicht noch anſtändig zu nennen ſind. Zahmer Hagedorn (aus dem Gedicht: „Der Alte“):

Im Beiſeyn der Alten verſtellt ſich die Jugend:
Sie trinkt nur bei Tropfen: ſie durſtet vor Tugend:
Ich ehrlicher Alter verſtelle mich auch,
Bezeche den Jüngling und leere den Schlauch.

Waren alſo dem Anapäſt durch die Einſeitigkeit ſeiner Behandlung enge Grenzen gezogen, ſo begreift ſich, daſs er, beſonders zur Zeit des allherrſchenden Alexandriners, ſelten zur Anwendung kam. Goethe macht keine Ausnahme, nicht allzu oft erfreut ſich das Versmaß ſeiner Beachtung, wenn aber, ſo in dem angeführten Sinne. Bereits in Leipzig ſang der Lebensfrohe:

„Es küſſt ſich ſo ſüße der Buſen der zweiten
Als kaum ſich der Buſen der erſten geküſſt.“

Ähnlich 1789:

„Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze.“

Genau ebenſo 1813:

„Ich habe geliebet, nun lieb' ich erſt recht.“

Ernſtere Bedeutung gewinnt der Rhythmus im Munde des liebeglühenden Phileros (Pandora), doch hören wir gleich darauf, wie der bedächtige Epimetheus von dem „Tonmaß des Geſangs“ berührt wird:

„Ein eilend leiſer Tritt bewegt ſich her
Mit frohem Tonmaß herzerhebenden Geſangs.“

Dieſes frohe „Tonmaß herzerhebenden Geſangs“ hat ſich allen Denjenigen bewährt, die einmal in feſtlicher Stunde bei Gläſerklang das

Goetheſche: „Ergo bibamus“ haben zum Himmel ſteigen laſſen. Dem herrlichen Trinklied iſt eigenthümlich, daſs es in Vers und Strophe, bis auf eine Zeile, die aber von der Muſik erſetzt wird, ſich vollkommen mit unſerm Hochzeitsliede deckt. Offenbar erinnerte ſich der Dichter im Jahre 1810 wieder ſeines melodienreichen Gedichtes. Mit Worten läſſt ſich die Muſik, welche im Strophenaufbau liegt, gar nicht ausdrücken, wenn wir nicht eine Melodie kennen und innerlich hören, die mit jenem Aufbau ſchön zuſammenklingt: dieſer ruhige, faſt feierliche Eingang, die Steigerung des Tones, die durch drei gleichaushallende Verſe herbeigeführt wird und ihren Höhepunkt im Anfang der vorletzten Zeile erreicht, endlich das volle Ausklingen des letzten Verspaares. Was iſt nicht der Muſik mit jenen drei verſchwiſterten Reimen für ein herrliches Mittel gegeben, ihre volle Gewalt zu entfalten! Dichter, die ſich in den Dienſt der Muſik ſtellten, haben davon, wenn anders ſie muſikaliſch empfanden, ergiebigen Gebrauch gemacht, und wie alt iſt dieſer Gebrauch!

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla
Teste David cum Sybilla.

Er findet ſich bei Goethe beſonders in den Chorliedern, z. B. im Chor der Schmiede aus „Pandora“. Und wenn wir im Fauſt leſen: Thätig ihn Preiſenden | Liebe Beweiſenden | Brüderlich Speiſenden | Predigend Reiſenden | Wonne Verheißenden | Euch iſt der Meiſter nah | Euch iſt er da — ſo erkennen wir klar, daſs der Dichter nur an die Muſik dachte; denn geſprochen wirken dieſe reichen Reime nichts weniger als wohlthuend. Solche Reimfülle kann ſehr charakterlos werden; auch Goethe hat bezeichnende Strophen (man ſuche nur in der Pandora nach), um ihn aber nicht immer ſprechen zu laſſen, höre man A. W. Schlegel, Gedichte:

Inſchrift (1811):

Vieles hat ſich umgeſtaltet,
Manches Neu' iſt ſchon veraltet,
Zwietracht hat ſich mehr zerſpaltet,
Doch die Lieb' iſt nicht erkaltet.
So die Schwingen erſt entfaltet,
Als ich jene Lieder ſang.

Was der Jüngling zu vollenden,
Stolzen Muths ſich konnte blenden,
Will das Leben anders wenden;
Kaum beginnend muſs man enden.
Nehmt denn aus des Mannes Händen,
Deutſche, die geringen Spenden:
Euer bin ich lebenslang.

Ein Schwarzkünſtler kann nicht eleganter ſeinen ellenlangen Papierſtreifen aus dem Munde ziehen, als dieſer Schlegel Reime. Ein beſonderer Strophenbau iſt nur dann am Platze, wenn etwas ganz Beſondres dazu einladet und der Dichter nicht nur ſich damit zieren will.

Außer dieſem treffenden Rhythmus und der charakteriſtiſchen Strophe entfaltet nun Goethe zwar durchaus nicht den ganzen Reichthum ſeines poetiſchen Hausrathes, aber alle Mittel, die ſeinem Gedichte Freudigkeit, Bewegung und Klang verleihen. Alſo der Stil iſt zwar einfach, wie ſich ein Märchen anhören ſoll, ohne Tropen und glänzende Beiwörter oder gar Anaphern, Epiphern, Wiederholungen; „und, als, nun“ ſind die einzigen ſyntaktiſchen Bindeglieder: aber wie malt er jede Stimme, jeden Schall, das grelle Pfeifen und Geigen: das heimliche Piſpern und Kniſtern, Fliſtern und Schwirren, das rauhe Dappeln und Rappeln und Klappern, wie malt er den Tanz: das Drehen, Walzen und den luſtigen Hopp, das Ringeln, Schleifen, Rauſchen und Wirren. Das Zierliche und Komiſche der Situation findet ſeine äußerliche Wirkung in einer Anzahl von Deminutiven. Um alle dieſe ſinnlichen Erſcheinungen dem Auge und Ohr recht vernehmlich, eindringlich zu machen, verbinden ſich Reim, Aſſonanz, Allitteration und Binnenreim. Ihre Anwendung läſſt eine beſondere Sorgfalt erkennen, dieſelbe Sorgfalt, welche ſich auch diesmal bemüht hatte, den Endreim ſo rein wie möglich zu halten. Der letzte Umſtand iſt nicht ſo ganz unweſentlich für Goethe, der in den zahmen Xenien (Hempel II 385) ſeinen Standpunkt dahin erklärte:

Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelſte von allen Gaben,
Das iſt mir alle Reime wert.

So iſt aus der ſchlichten Sage von dem Grafen und den Zwergen ein Kunſtwerk geworden, ein anziehender Gegenſtand Allen, die Sinn haben für poetiſche Formen. Uns erfüllt es noch andere Zwecke als den, welchen Goethe dem Gedichte beſtimmt hat, indem er an Zelter ſchrieb (Briefwechſel, Ausg. von Riemer Nr. 17): „Hegen Sie dieſe Wundergeburten im treuen muſikaliſchen Sinne und erheitern Sich und uns einige Winterabende.“

Unlängſt.

Zu dem Aufſatz im 9. Heft der Zeitſchrift auf S. 344/5 unter dem Titel Dereinſtig gebe ich hier eine Art Gegenſtück über die in der Überſchrift genannte Zeitbeſtimmung.

Adelung in seinem Wörterbuch V Sp. 1259 sagt: „Unlängst, ein Nebenwort der Zeit, nicht längst, d. i. vor kurzer Zeit, vor Kurzem; ein Wort, welches im gemeinen Leben üblicher ist als in der edlen Schreibart. Un verneint hier nicht bloß, sondern es bezeichnet das Gegentheil. Schon Otfried sagt in der ersten Staffel unlango und noch jetzt ist im Oberdeutschen unlang für kurz, von der Zeit, üblich. Ohnlängst für unlängst ist eine fehlerhaft gedehnte Aussprache des un."

Der Punkt, auf den ich die Aufmerksamkeit der Leser hauptsächlich hinlenken möchte, ist die Bedeutung der Zeitbestimmung unlängst, die auch das Campe'sche Wörterb. übereinstimmend mit Adelung so giebt: „Unlängst nicht längst, vor kurzer Zeit";
und auch ich in meinem Wörterb. II S. 22b habe gesagt:

„Alcestens Geld, das er nicht lang' [= vor nicht langer Zeit, neulich] erhielt, ist mit einander fort."

Goethe 7, 73, [die Mitschuldigen III 2] ꝛc.

Ich hab ihn nicht längst (oder unlängst) erst gesehen = vor Kurzem ꝛc. . . . Vgl. die Zusammensetzung des Superlativs, z. B.:

Mein Neffe, der ohnlängst von weiten Reisen | zurückgekehrt. Schiller 419a [= Mar. Stuart II 4], gewöhnlich unlängst (s. o.), vor Kurzem."

Nun aber lese ich in der National-Ztg. (Morgen-Ausgabe vom 24. Nov.) in einem Roman von Karl Greg unter dem Strich (oder im Feuilleton) auf der dritten Spalte:

„Wer nun wohl einmal der Beglückte war, der mit der Hand der hübschen Bertha auch Haidbruch und dieses architektonische Juwel erhielt? Das würde sich wohl unlängst entscheiden," —
wo das hervorgehobene Umstandswort der Zeit offenbar sich nicht auf die Vergangenheit bezieht (= vor Kurzem), sondern vielmehr auf die Zukunft (= binnen Kurzem).

So weit mein Gedächtnis reicht, ist mir unlängst in Beziehung auf die demnächst kommende Zeit in der Schriftsprache noch nicht aufgestoßen; vielleicht kann einer oder der andere der freundlichen Leser weitere Belege aus der Büchersprache mittheilen, oder auch nur genauere Angaben darüber machen, wo dieser Gebrauch in der heutigen Volkssprache gäng und gebe ist, wodurch er mich — und, wie ich wohl voraussetzen darf, auch viele Leser — zu Dank verpflichten würde.

Todfroh.

Mit Rückſicht auf die Aufforderung des ſehr geehrten Herrn Herausgebers dieſer Zeitſchrift (7. Heft S. 265) erlaube ich mir Das, was ich weiß, zum Beſten zu geben, wenn ich auch vorausſetzen muſs, daſs kundigere Gelehrte inzwiſchen Beſſeres beizuſteuern in der glücklichen Lage geweſen ſind. Derjenige Leſer, dem das Folgende nichts Neues iſt — darunter wird ſich natürlich unſer Altmeiſter in der Abfaſſung von Wörterbüchern befinden — möge dies ruhig überſchlagen.

todfroh iſt zunächſt öſterreichiſch, wird aber mehr in halbgebildeten Kreiſen gebraucht, die die Mundart gerne ins Hochdeutſche übertragen möchten. Doch erinnere ich mich genau, es auch in Baiern gehört zu haben, wenn das Wort auch bei Schmeller nicht verzeichnet iſt. Häufiger wird freilich, namentlich in der reinen Mundart, zu Tod froh (z' tôt froh, zi to^{w}e fro^{w}e) gebraucht. Doch bleiben wir zunächſt bei todfroh. Daſs hier tod als eine Verſtärkung gebraucht wäre, iſt natürlich und auch von Sanders in ſeinen Wörterbüchern wenigſtens angedeutet worden. So wird namentlich tôt reif = völlig reif in verſchiedenen, ziemlich weit von einander abliegenden Mundarten, gebraucht, z. B. in Preußen (Friſchbier Preuß. Wörterb. II, 406, wo freilich dieſes tôt verkannt iſt); im Schwarzwald (Schmid Schwäb. Wörterb. 130). Anſätze dazu ſind ja auch ſchon im Mittelhochdeutſchen vorhanden: ſo z. B. tôt arm (Benecke-Müller I, 58; Lexer Mhd. Wörterb. II, 1471), das Schade (Altd. Wörterb.^{2} 947) gewiſs richtig mit „im höchſten Grade arm" überſetzt. Ähnlich verhält es ſich wohl auch mit tôt stum, tôt trüebe, tôt vinster und ähnl. (Benecke-Müller III, 66). Auch andere Sprachen bieten durchaus Entſprechendes; z. B. das Engl. deaddrunk ſchwer betrunken, dea lripe todreif, deaddull u. ſ. w. Weitere Vergleichungen bietet L. Tobler: Über die Wortzuſammenſetzung nebſt einem Anhang über die verſtärkenden Zuſammenſetzungen, Berlin 1868 (S. 114: 123), eine treffliche Schrift, die ich gerne vor der Vergeſſenheit bewahren möchte.

Allein wenn auch die Bildung von todfroh durch ähnliche Zuſammenſetzungen mit tôt hinlänglich geſtützt werden kann, ſo iſt doch die Frage, ob nicht todfroh trotzdem nur eine Verkürzung von zu Tod froh, z' tod froh iſt. Wenigſtens iſt zu Tode als Verſtärkung ſehr verbreitet; z. B. zu tôd wâr (Schmeller-Frommann I, 586; Schöpf 746; Lexer Kärnt. Wörterb. 65: zi toade); zi tôd frôh aus Mähren (Frommann Mundarten V, 469). In Tirol wird nur zu to^{w}e fro^{w}e gebraucht. Lexer iſt im deutſchen Wörterb. (XI, 544) auf die Sache zu wenig

eingegangen. Wenn ich nun alle Umstände in Betracht ziehe, so drängt sich mir die Überzeugung auf, dass todfroh doch nur eine Verkürzung aus zu Tode froh ist, indem man das als lästig gefühlte Vorwort einfach abgeworfen hat.

Wien, 2. Nov. 1894. Prof. Dr. Val. Hintner.

Sprachliche Bemerkungen zu Aufsätzen aus der National-Ztg.

I. Zu Eugen Zabel's Aufsatz: „Nach dem Nordkap" (47, 490).

1. „Aber ein Walfischfang war uns versprochen worden. Wir hatten während der letzten Tage diese Meerungeheuer einzeln, so wie in ganzen Herden, wenn auch nur in größeren Entfernungen erblickt." Vgl. meine Hauptschwier. S. 347, wo unter dem Titelkopf: „Zusammengesetzte Hauptwörter" in Nr. 2 „die Beziehung eines Fürworts, attributiven Adjektivs ꝛc. auf das Bestimmungswort einer Zusammensetzung" als „Inkorrektheit" bezeichnet ist, von der sich freilich auch bei Goethe, Schiller, Lessing, Wilh. v. Humboldt, Joh. Heinr. Voß und andern namhaften Schriftstellern Beispiele finden, wie die dort zahlreich angeführten Belege zeugen. Ich begnüge mich, indem ich darauf hinweise, hier nur zwei anzuführen, den ersten als einen der bekanntesten (aus Schiller's Piccolomini): „Es giebt im Menschenleben [statt im Leben des Menschen] Augenblicke, | wo er [der Mensch] dem Weltgeist näher ist ꝛc." und ferner als einen dem Satze von Zabel sehr ähnlichen: „Ein großes Stiergefecht, in dem sechs dieser unschuldigen Bestien ihr Leben ließen" Wilh. Mohr Spanien 2, 51.* Den gerügten kleinen Anstoß hätte Zabel durch die Änderung des Anfangs vermeiden können, wenn er gesetzt hätte: „Aber eine Jagd auf Walfische ꝛc."

2. „Die Stelle, wo Walfische [pl] schwimmen, wird meistens durch eine Schar über ihn [Acc. der Einzahl] flatternder Möven gekennzeichnet." Die Einzahl des Fürworts (ihn) stimmt nicht zu der Mehrzahl des Hauptwortes (Walfische), worauf es sich beziehen soll, und da außerdem statt des von über abhängigen Accusativs hier richtiger der Dativ stände (s. meine Hauptschwier. S. 295a Nr. 3), so darf man wohl einen bloßen Druckfehler annehmen, l.: über **ihnen** [den Walfischen].

* Vgl. auch: „Seit langer Zeit hatte das Orchester der Oper keinen so ausgezeichneten Paukenschläger gehabt, keiner vor ihm hatte sie [= die Pauke] mit größerer Sauberkeit und Sicherheit geschlagen" Em. Breslauer, Der Klavierlehrer (vom 1. Sept. 1890) S. 235b.

3. „Am 21. Juli, als wir nach Ingo kamen, hatte man innerhalb des Jagdbezirks bereits achtundfünfzig Thiere erlegt, während die Ausbeute während der ganzen Jagdzeit auf ungefähr 120 Exemplare geschätzt wird. Während sich die ersten Walfische auf der Fahrt von Bodö nach Ingo zeigten, wurde gerade im zweiten Salon der ‚Augusta Viktoria' ein Ball arrangiert ꝛc." Die drei so unmittelbar auf einander folgenden während (zweimal als Bindewort, dazwischen als Verhältniswort) hätten vermieden werden können, wenn auch nur für das Verhältniswort in gesetzt worden wäre.

4. „Bevor Dies geschah, baten sich die Leute noch eine besondere Vergütung aus, die ihnen in Gestalt zweier Kisten Cigarren, eines Schinkens und mehrerer Laib Brot bewilligt wurde." Ich benutze gern die hervorgehobene durchaus richtige unveränderte Form der Mehrzahl Laib, um bei dieser Gelegenheit auf Das hinzuweisen, was ich in meinen Hauptschwierigkeiten S. 228b/9 unter dem Titelkopf: „Plural von Maßen" gesagt habe.

II. Zu einem Aufsatz: „Talleyrand" von S. Benfeld (47, 566 ff.).

5. „Als er [Talleyrand] später gefragt wurde, wie er es wagen konnte, in Gegenwart jener Dame mit Alexander zu unterhandeln, wo eine Indiskretion ihm leicht den Kopf hätte kosten können, gab er die selbstbewusste Antwort zurück: Noch niemals hat mich eine Frau verrathen." Hier wäre das hervorgehobene zurück füglicher weggeblieben.

6. „Diesem eifrigen Verehrer der Frauen ist eine Ehrenrettung zu Theil worden [statt: geworden] durch eine geistvolle Dame in hoher socialer Stellung. In [man setze mit einem Komma anstatt des Punkts: , in] einem Buch, dessen Gründlichkeit und Klarheit uneingeschränktes Lob verdienen, ein [statt: einem] Buch, das man zu den besten Erzeugnissen auf dem Gebiete der historisch-biographischen Litteratur zählen kann ꝛc."

7. „Als konstitutioneller Bischof celebrierte er die kirchliche Ceremonie des Föderationsfestes am 14. Juli 1790, über dessen Hohlheit und nichtssagende Phraseologie er am letzten im Unklaren blieb," — üblicher und deutlicher: am wenigsten, s. mein Wörterb. II S. 1170 unter letzt 2d.

III. Zu Karl Witte's Aufsatz: Aus dem Leben Marlborough's (47, 596 ff.).

Folgende kurze Bemerkungen zu dem in der Überschrift genannten Aufsatz finden hier wohl in der Zeitschrift passend ein Plätzchen.

8. „Gerade in dieser Hinsicht sind die . . . vorliegenden Bände . . . von um so größerem Interesse, als sie ꝛc."

„Mit um so begehrlicheren Blicken verfolgten deshalb die leichtsinnigen Hofdamen den schönen Officier."

Der im Allgemeinen als hart zu meidende Zuſammenſtoß zweier unmittelbar auf einander folgenden Präpoſitionen (ſ. Hauptſchwier. S. 232 b/3 a Nr. 5 und 6) iſt in Verbindungen wie die vorſtehenden weniger ſtörend, weil in dem um ſo vor dem höhern Steigerungsgrade das keinen Kaſus regierende um nicht mehr eigentliche Präpoſition iſt oder als ſolche gefühlt wird. Man vergleiche — wo auch der kleinſte Anſtoß verſchwindet —: Sie ſind von deſto größerem Intereſſe ꝛc. Mit deſto begehrlichern Blicken ꝛc. und dagegen — wo die Härte wohl auch für ein ſtumpferes Ohr empfindlich hervortritt —: von in ſo größerem Maße empfundenem Intereſſe; mit in um ſo höherem Grade begehrlichen Blicken ꝛc.

Hier möchte ich noch gleich Sätze anſchließen, in denen das unmittelbar vor einer Präpoſition ſtehende um nicht als ſtörend empfunden wird, weil es verbunden mit zu vor einem Infinitiv eben nicht mehr eine Präpoſition, ſondern ein Bindewort iſt, z. B.: Ich wünſche dir — um mit wenigen Worten — oder: um in zwei Worten — viel zu ſagen: alles Gute ꝛc., ſo auch: um von allem Übrigen zu ſchweigen ꝛc.

Schließlich erwähne ich noch den Fall, wo unmittelbar hinter einer Präpoſition über (oder unter) ſteht im Sinn von: mehr (oder weniger) als z. B.: „Städte mit über (oder: mit unter) 10000 Einwohnern ꝛc.“ Auch hier wird der Zuſammenſtoß — wie ich glaube — nicht grade als ein ſehr harter und empfindlicher Miſsſtand gefühlt; doch würde ich für mein Theil auch in ſolchen Fällen vorziehen und als vorzuziehend empfehlen: mit mehr als (oder: mit weniger als) 10000 Einwohnern.

9. „Nichts vermochte dieſelbe [ſeine Liebe] abzuſchwächen, weder ihre herrſchſüchtige Natur . . . noch . . . die erkaltende Macht des Alters,“ — ſtatt des ſtrenger richtigen: erkältende (ſ. mein Wörterb. I S. 855 b/c und Ergänz.-Wörterb. S. 292 a); dagegen ſteht richtig die Form ohne Umlaut kurz darauf: „Trotzdem aber trat in den Beziehungen Marlborough's zu Jakob II. bald eine offenbare Erkaltung ein“ —, ſ. in dem vorliegenden Heft der Zeitſchr. S. 376 Nr. 11.

10. „Der Träger der Krone, der ſelbſt vor der Gewaltthätigkeit nicht zurückſchreckte, 6 Biſchöfe . . . in den Tower werfen zu laſſen,“ ſtatt des ſtrenger richtigen: zurückſchrak, ſ. o. S. 379 Nr. 21.

IV. Zu dem „Thronbeſteigungs-Manifeſt des Kaiſers Nikolaus von Rußland“ (47, 600).

Von wem die Übertragung ins Deutſche herrührt, iſt nicht angegeben; jedenfalls giebt ſie zu ſprachlichen Bemerkungen Anlaſs, wie ich hier die folgenden für meine Zeitſchrift mittheile.

11. „Wir thuen kund allen treuen Unterthanen: Gott hat auf unerforschlichen Wegen gewollt, dem kostbaren Leben Unseres heißgeliebten Kaiserlichen Vaters ein Ziel zu setzen."

Gewöhnlich gilt nicht die zweisilbige Form thuen, sondern das einsilbige thun, s. mein Wörterb. III S. 1318c, Anm.; auch wäre die gewöhnliche und übliche Stellung im Deutschen: „Wir thun allen treuen Unterthanen kund." — Ein zu vor dem von wollen abhängigen Infinitiv ist ungewöhnlich (s. meine Hauptschwier. S. 339a) und das Particip lautet da in der Regel nicht „gewollt", sondern „wollen" (s. ebd.), also: „Gott hat auf unerforschlichen Wegen dem kostbaren Leben Unseres heißgeliebten Kaiserlichen Vaters ein Ziel setzen wollen."

12. „Wir glauben, dass an keinem Orte des weiten russischen Reiches nicht heiße Thränen fließen werden um den vorzeitig abberufenen Kaiser ꝛc." Die beiden Verneinungen in demselben Satze sind hier nicht falsch (s. meine Hauptschwier. S. 227 unter Pleonasmus 4a und Zeitschr. II S. 104 § 137, VIII S. 271 Nr. 30), aber dem Geist der deutschen Sprache gemäß würden sie richtiger und unzweideutiger in zwei Sätze vertheilt: „dass es in dem weiten russischen Reich keinen Ort giebt, in welchem nicht heiße Thränen fließen werden ꝛc."

13. „Das Gedächtnis des Zaren zu ehren, der die unerschütterliche Wahrheit und den Frieden verkörperte, der kein einziges Mal unter seiner Regierung gebrochen ward." In diesem Satze könnte der Leser oder Hörer, bis er an den Schluss gekommen, in Zweifel sein, ob die beiden gleichmäßig durch der angeknüpften Sätze einander nebengeordnet oder ob der zweite dem ersten untergeordnet sein soll. In Fällen wie dieser empfiehlt sich durchaus ein Wechsel der bezüglichen Fürwörter welcher und der (s. Hauptschwier. S. 6b ff. Nr. 6): „welcher . . . den Frieden verkörperte, der u. s. w."

Aus einem nur Wenigen zugänglichen Buche von Renan.

Ernst Renan hat eine dem Andenken seiner Schwester Henriette gewidmete Schrift nur in hundert, an die nächsten Angehörigen und Freunde zur Vertheilung gekommenen Abzügen erscheinen lassen. Aus dem höchst dankenswerthen Bericht, den S. Samosch in der National-Zeitung (Nr. 486 ff.) über dieses nur Wenigen zugängliche Buch veröffentlicht hat, halte ich es für angemessen, den Lesern meiner Zeitschrift wenigstens die folgende kurze Stelle hier mitzutheilen:

„Sie [Henriette Renan] hatte sich eine vortreffliche Schreibart gebildet, die ganz aus den alten Quellen geschöpft und so rein, so streng

war, daſs ich nicht glaube, ſeit Port-Royal (der berühmten janſeniſtiſchen Kloſterſchule) habe man ſich ein Ideal der Ausdrucksweiſe von vollkommenerer Richtigkeit zum Muſter genommen. Das machte ſie zuweilen unerbittlich; ſie ließ ſehr wenige Schriftſteller unſerer Zeit gelten und, als ſie die Eſſais ſah, die ich vor unſerer Vereinigung verfaſſt und die nicht zu ihr nach Polen hatten gelangen können, gefielen ſie ihr nur halb. Sie billigte ihre Tendenz und meinte in jedem Falle, daſs bei dieſer Anordnung intimer, mit Maß ausgedrückter Gedanken Jeder Das, was in ihm liegt, mit voller Freiheit geben müſſe. Aber die Form erſchien ihr nicht abgerundet, ſondern vernachläſſigt, ſie fand darin übertriebene Züge, harte Töne, eine zu wenig reſpektvolle Art, die Sprache zu behandeln. Sie überzeugte mich, daſs man im einfachen und korrekten Stil der guten Schriftſteller Alles ſagen kann und daſs die neuen Ausdrücke, die gewaltſamen Bilder ſtets von einer übel angebrachten Anmaßung oder der Unkenntnis unſeres alten Sprachſchatzes herrühren ꝛc.“

Der Bilderſchmuck der deutſchen Sprache

in Tauſenden volksthümlicher Redensarten. Nach Urſprung und Bedeutung erklärt von Dr. Herman Schrader. 2., vermehrte und verbeſſerte Auflage. Weimar 1894. Verlag von Emil Felber. XX und 543 S.

Bereits im 7. Heft meiner Zeitſchrift S. 280 habe ich den Leſern die höchſt erfreuliche Mittheilung machen können, daſs demnächſt eine vermehrte 2. Auflage des vortrefflichen „Bilderſchmucks“ erſcheinen werde, und ich konnte das 8. Heft mit einem dafür beſtimmten Aufſatze: „Das Roth“ (S. 281—299) eröffnen. Als nun der ſtattliche Band bei mir eintraf, ſuchte ich zunächſt dieſen Aufſatz, der meiner Zeitſchrift zur Zier gereicht hat und über den mir z. B. der Sanitätsrath Dr. Eduard Mayer in Halle geſchrieben: „Ich habe den an Belehrung und Anregung ſo reichen Aufſatz mit Bewunderung des Bienenfleißes im Zuſammentragen alles Deſſen, was zu dem einen kurzen Worte „Roth“ gehört, geleſen und freue mich von Herzen auf das zu erwartende Werk Ihres Freundes, das nach dieſer und den ſchon früher in Ihrer Zeitſchrift gegebenen Proben ein wahrer Schatz für das deutſche Haus werden muſs und jeden echten Deutſchen mit Freude und Stolz auf unſre ſo herrliche und namentlich auch ſo bilderreiche Mutterſprache erfüllen wird.“

Aber grade dieſer Aufſatz findet ſich nicht in der nun vorliegenden „vermehrten und verbeſſerten“ Auflage; und bei näherem Vergleich ergab ſich, daſs auch andere in meiner Zeitſchrift erſchienene und für die zweite Auflage des „Bilderſchmucks“ beſtimmte Aufſätze Schrader's hier keinen

Platz gefunden haben, z. B. die über die Farbenbezeichnungen: Grün und Weiß, ferner über Haar, Hammer, Ohr ꝛc. Der Verleger hat über den Umfang des Buches, den es jetzt hat, nicht hinausgehen wollen oder können und, da der Raum, den Schrader durch Weglassung von einzelnen minder bedeutenden Aufsätzen in der 1. Auflage und durch kürzere Fassung in den beibehaltenen gewonnen hat, für zahlreiche werthvolle Zusätze und neue Aufsätze nur eben knapp zureichte, so hat er die oben erwähnten in meiner Zeitschrift veröffentlichten Arbeiten und manche noch im Pulte der Veröffentlichung harrende für eine dritte Auflage zurücklegen müssen, die — wenn mich nicht Alles täuscht — nicht lange wird auf sich warten lassen, so dass der rüstige und jugendfrische Greis (dass er im Jahre 1895 sein achtzigstes Lebensjahr vollenden wird, merkt sicher seinem vortrefflichen Buche kein Leser an), so dass er, sage ich, hoffen darf, eine vollständige unverkürzte und vermehrte Auflage noch selbst zu veröffentlichen. Wir, seine Freunde, wünschen es ihm — und uns von Herzen. Inzwischen dürfen die Leser meiner Zeitschrift sich des Vorzuges rühmen und erfreuen, dass sie werthvolle Aufsätze, welche erst in der 3. Auflage Allgemeingut werden können, theils schon besitzen, theils mit Sicherheit zu erwarten haben. Ich schließe diese kurze Anzeige des Buches (einer Empfehlung bedarf es für Keinen, der sich Einsicht in das Werk verschafft) mit dem kurzen, aber alles in sich schließenden Wunsche:

Alles Gute!

Bauwich.

In dem 8. Hefte der Zeitschrift hatte ich auf S. 316 eine Stelle aus einem Aufsatz von Kornelius Gurlitt mitgetheilt, worin das männliche Hauptwort Bauwich viermal vorkommt, und am Schluss gesagt:

„Wenn etwa freundliche Leser mir darüber Auskunft zukommen lassen wollten, in welchen Ortschaften und seit wann (vielleicht schon in älteren Bauordnungen) der Ausdruck im Gebrauch ist, so werden sie mich dadurch zu besondrem Dank verpflichten."

Aus den höchst dankenswerthen Zuschriften, die ich darauf von Sachverständigen erhalten habe, theile ich mit verbindlichstem Danke nun hier das Nachstehende mit, — zunächst dass durch ein tückisches Spiel des Druckfehlerteufels, statt des in 12 Zeilen viermal gleichmäßig bei Kornelius Gurlitt erscheinenden „Baurich" vielmehr „Bauwich" zu lesen ist.

Herr Paul Sauerborn, Architekt und Lehrer an der Königlichen Baugewerkschule zu Nienburg an der Weser, schreibt mir:

„Unter Bauwich verſteht man im mittleren und ſüdlichen Deutſchland den Raum zwiſchen zwei benachbarten Grundſtücken, der von verſchiedener Größe ſein kann. In Frankfurt war für die Außentheile früher der Bauwich geſetzlich, wie jetzt noch in Stuttgart. In Bremen iſt meines Wiſſens nur geſchloſſene Bauweiſe. Ob das Wort von zurückweichen abzuleiten iſt, kann ich nicht ſagen, jedenfalls hängt es zuſammen mit dem alten Lichtrecht, Traufrecht ꝛc.“

Herr Dr. G. Koch, Vorſtand des ſtatiſtiſchen Bureaus in Hamburg, theilt über den Ausdruck Bauwich mit:

„Mir iſt dies Wort zum erſten Mal in einem Buche aus dem Jahre 1876 begegnet, welches von dem Profeſſor am Polytechnikum zu Karlsruhe R. Baumeiſter unter dem Titel ‚Stadterweiterungen in techniſcher, baupolizeilicher und wirthſchaftlicher Beziehung‘ herausgegeben iſt. Dort heißt es auf S. 345: ‚Nach dem Frankfurter Baugeſetz von 1851 ſoll jedes neue Gebäude von der nachbarlichen Grenze um 2,66 m zurückweichen; der Abſtand wird daher Wich genannt‘.“

Herr Gymnaſial-Profeſſor Cuſang in Leoben theilt ferner noch ergänzend mit, daſs in Leoben, wo faſt alle alten Häuſer in kleinen Zwiſchenräumen — etwa 1 m breit — und von der Gaſſe gewöhnlich durch eine dünne Mauer verdeckt, gebaut ſind, die Zwiſchenräume Reiche oder mundartlich Reichen heißen.

Indem ich das Vorſtehende hier in meiner Zeitſchrift veröffentliche, ſage ich zugleich den gütigen Einſendern meinen herzlichen und verbindlichen Dank.

Vereinzelte beim Leſen niedergeſchriebene Bemerkungen.

1. Zweideutigkeit.

„Der ‚Oſtaſiatiſche Lloyd‘ bringt eine Schilderung der ‚Durchquerung China's auf dem Zweirad‘, durch die amerikaniſchen Radfahrer Allen und Sachtleben.“ Nat.-Ztg. 46, 456. Bei dieſer Stellung kann dem Wortlaut nach der Leſer zweifelhaft ſein, ob die Schilderung oder die Durchquerung durch die amerikaniſchen Radfahrer erfolgt iſt, vgl. unzweideutig: eine Schilderung der durch die amerikaniſchen Radfahrer . . . unternommenen (oder erfolgten, ausgeführten) Durchquerung ꝛc.

2. Entbehrliche Fremdwörter.

„Seine Schilderung, ein Augenblicksbild, ohne Voreingenommenheit und ohne Nachbeſſerung.“ Nat.-Ztg. 46, 457 (K. Frenzel). Hier würden Fremdwörterfreunde oder (um ſie nach ihrer Weiſe zu bezeichnen)

„Impuriſten“ (d. h. Sprachmenger, Sprachverunreiniger, Sprachbeſudler) vielleicht geglaubt haben, nur von einer Momentphotographie ohne Retouche ſprechen zu können.

3. Anreichen.

„In Rieſenſchüſſeln, die je 2 Sklaven hochgeſtemmt auf den Händen trugen und anreichten ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 460 ſtatt darreichten ꝛc. ſ. mein Wörterb. 2, 707.

4. Zweifler an.

„Ein Dritter that einen heimlichen Schluck aus der Kognakflaſche, die ein Zweifler an dem kriegsminiſteriellen Weinkeller zu ſich geſteckt hatte.“ Nat.-Ztg. 46, 460 ſtatt: „Einer, der an dem Weinkeller des Kriegsminiſters gezweifelt.“

5. Stellung.

„Werden aber Manieren, die außerhalb der Geſellſchaft, die man mit Recht die gute nennt, nur vorzukommen pflegen, innerhalb derſelben nicht geduldet ſind, ohne Widerſpruch an einer ſo auffälligen Stelle, wie die Bühne es iſt, wieder und wieder vorgeführt, ſo ꝛc.“ Gegenw. 43, 480a (M. Kraſchel). Hier ſollte das hervorgehobene nur weiter hinauf ſtehen: „Die [oder beſſer: welche] nur außerhalb ꝛc.“

6. Der letztere?

„Zu den vielen Erinnerungen der Marienkirche, welche jetzt beim Umbau der letzteren aufgefriſcht werden, gehört ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 463, ſtatt: bei ihrem Umbau — oder: Zu den vielen Erinnerungen, welche jetzt beim Umbau der Marienkirche aufgefriſcht werden ꝛc., ſ. Hauptſchwier. S. 199a.

7. Falſches Imperfekt ſtatt des Präſens ꝛc.

„In der Weisheit des Brahmanen (1836) gab er [Rückert] ein Lehrgedicht in Sprüchen, die in Alexandrinern abgefaſſt waren.“ Otto Lyon, Abriſs der deutſchen Litteraturgeſchichte S. 115. Richtig ſollte das Schlusswort in dieſem Satze ſind lauten; denn die Sprüche waren nicht bloß, ſondern ſie ſind noch jetzt in Alexandrinern abgefaſſt. (Außerdem iſt in dem Hauptſatz das Zeitwort gab auffällig; man erwartet ein dazu gehöriges heraus oder ſonſt hätte ſtatt gab ein Ausdruck wie veröffentlichte geſetzt werden ſollen.)

„Max von Schenkendorf . . . ſang innig empfundene, weihevolle und zarte Lieder, in denen ſich lebendigſte Begeiſterung für Freiheit, Recht und Vaterland ausſprach,“ S. 115 ſtatt ausſpricht u. ä. m., vgl.: „Sein [Dr. Öſtrup's] Augenmerk war auf die Beduinen gerichtet, deren

Sprache er vollkommen mächtig war.“ Nat.-Ztg. 46, 470, — vielmehr: iſt, da es ſich um einen noch lebenden Gelehrten handelt ꝛc., ſ. Zeitſchr. S. 266 Nr. 7.

8. Sein.

„Vorbildlich für die Organiſation der ethiſchen Bewegung ſei die Freimaurerei hinſichtlich der Verbreitung allgemeiner Bildung und unbefangener Geſinnung unter ſeinen Mitgliedern, ferner in dem Anſatz zu einem vom Dogma befreiten Kultus und durch ſeine örtliche Univerſalität.“ Nat.-Ztg. 46, 466.

Nach dem heutigen Sprachgebrauch müſste an Stelle der hervorgehobenen Fürwörter die entſprechende Form von ihr ſtatt von ſein geſetzt ſein, ſ. Hauptſchwier. S. 251b ff.

9. Abzucken; Wichtling.

„Hier zuckte er mit der Stimme ab.“ Roſegger (Vom Fels zum Meer XII S. 101a), eine — ſo weit ich ſehe — noch in allen Wörterbüchern fehlende Zuſammenſetzung = hier brach er (in der Rede) ab ꝛc. Einige Zeilen weiter heißt es: „Dieſen Wichtling [gewöhnlich: Wicht] muſs ich niederlegen [niederſchießen].“

10. Holz. (pl.)

„Ein größerer Knabe, . . . beſchäftigt mit Holzſtücken und Schulbüchern eine Feſtung zu bauen . . . Als Hans damit fertig war und die Bücher und Holze als Mauern zwei- und dreifach daſtanden ꝛc.“ Roſegger (Vom Fels zum Meer 14 S. 104b).

Die Mehrzahl Holze gilt in der allgemeinen Schriftſprache (außer in dem volksthümlichen Scherz für Prügel, Schläge) gewöhnlich nur für Holzarten, in welcher Bedeutung man auch die ſonſt übliche Mehrzahl Hölzer findet; als Stoffnamen hat Holz regelmäßig keine Mehrzahl, ſ. mein Wörterb. I S. 782 und Hauptſchwier. S. 178a. In Fällen wie der vorliegende wendet die Schriftſprache (wie es auch Roſegger kurz vorher gethan) meiſt Zuſammenſetzungen an: Holz-Stücke (ſ. o.), -Blöcke, -Klötze ꝛc., vgl. auch: Stücke Holz.

11. Umthun.

„Gerne that der junge Mann mit ſeines Gaſtherrn Kindern um.“ Roſegger (Vom Fels zum Meer 12, 106b) = (ſchriftdeutſch) verkehrte (unterhielt ſich ꝛc).

12. Fraulichkeit.

„Weniger das Bischen Werthſachen wäre in Gefahr geweſen, als vielmehr ihre Fraulichkeit“ Roſegger (Vom Fels zum Meer 12, 107a) = ihre Frauenehre ꝛc.

13. Früher.

„Aber früher mufſt du dich ausruhen. Wenn's dunkel wird, dann gehe ihnen nach.“ Roſegger (Vom Fels zum Meer 12, 140a) ſtatt (ſchriftdeutſch) vorher.

14. Spieß ꝛc.

„Mit einer dreiſpießigen Stallgabel . . . Stemmte den Stiel auf den Boden, daſs die drei Spießen himmelwärts ſtanden.“ Roſegger (Vom Fels zum Meer 12, 140b) ſchriftdeutſch: dreizinkig; die drei Zinken. (Man beachte auch die Mehrzahl Spießen ſtatt Spieße, vgl. die Spitzen.)

15. Jungheit.

„In der Jungheit.“ Roſegger (Vom Fels zum Meer 12, 141a) = Jugend.

16. Ausſchlingen.

„Ein Schlag, ähnlich dem, wenn man ein Tuch ausſchlingt.“ Roſegger (Vom Fels zum Meer 12, 143a), vgl.: ſchlenkern, ausſchlenkern in meinem Wörterb. III S. 954c und ausſchwingen ebd. S. 1052a.

17. Um zu.

„Helgoland hatte am 8. ſein ſchönſtes Feſtgewand angelegt, um dem Kaiſer, der auf der Reiſe von England nach Kiel dort Station machen wollte, um einem Probeſchießen mit den 21 Centimeter-Drehgeſchützen in den neuen Panzerbatterien beizuwohnen, einen würdigen Empfang zu bereiten.“ Nat.-Ztg 46, 468.

Hier hätten füglich die in einander geſchachtelten zwei verkürzten Abſichtsſätze (im Infinitiv mit um zu) vermieden werden ſollen, ſ. Hauptſchwier. S. 5a Nr. 3b), man vgl. z. B.: Helgoland hatte . . . ſein . . . Feſtgewand angelegt. Es galt, dem Kaiſer . . . einen würdigen Empfang zu bereiten.

18. Geſchlecht der Schiffsnamen.

„Nachdem der ‚Hohenzollern‘ als in Sicht gemeldet worden war“ und (auf derſelben Spalte): „Da die Herren alsbald mit der Barkaſſe des Kommandanten nach der ‚Hohenzollern‘ hinausfuhren.“ Nat.-Ztg. 46, 468.

Hier iſt alſo der Name des Schiffes das erſte Mal als männliches, das zweite Mal als weibliches Hauptwort gebraucht, vgl. Zeitſchr. VII S. 21 u. VI S. 196 Nr. 5, wo aus der Nat.-Ztg. 44, 599 die Sätze angeführt ſind: „Der neuerbaute Dampfer ‚Staßfurt‘ . . . lief vom Stapel . . .

Als der ‚Staßfurt‘ zu Waſſer gelaſſen war, brach die Ankerkette . . . Der ‚Staßfurt‘ ſcheint keinen Schaden genommen zu haben,“ mit Hinweis auf die Zeitſchr. IV S. 383, wo ich im Briefkaſten einem Anfragenden die Antwort gegeben: „Die Ausdrucksweiſe: Die ‚Rhein‘ iſt von ihrer Reiſe zurück, — iſt wohl dem Engliſchen nachgebildet, in welcher Sprache die Ausdrücke für Schiff und Schiffsnamen auch in der gewöhnlichen Rede als weibliche Hauptwörter behandelt werden. Sie haben vollkommen Recht, daſs es dem Geiſte unſerer Sprache entſprechend lauten müſste: Der Dampfer Rhein iſt von ſeiner Reiſe zurück,“ wie es — ein wenig vor dem zuerſt aufgeführten Satze aus der Nat.-Ztg. (46, 486) — entſprechend lautet: „Um 9 Uhr Morgens ging der Kaiſeraviſor ‚Hohenzollern‘ im Süden der Inſel vor Anker, begrüßt von den Salutſchüſſen des ſchon am 7. von Wilhelmshaven eingetroffenen Panzerſchiffes ‚Friedrich der Große‘ ꝛc.“ Welcher Deutſche würde es über die Zunge bringen von den Salutſchüſſen des (oder gar: der) „Friedrich der Große“ zu ſprechen. Vgl. ferner auch: „Die beiden Dampfer „der Rhein“ und „die Elbe“ ꝛc. — nicht: „die Rhein“ und „die Elbe“ oder gar: „die Rhein“ und „der Elbe“ ꝛc.

19. Verſprechen.

„Die üblen Folgen, welche die Helgoländer ſich von dem Knall der ſchweren Kanone, die mit 47 Kg. Pulver geladen wird, verſprochen hatten, ſcheinen aber nicht eingetreten zu ſein ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 468. Hier hätte ſtatt: „ſich verſprochen“ vielmehr befürchtet geſetzt ſein ſollen, ſ. den kurzen Aufſatz: „Verſprechen“ in der Zeitſchr. V S. 436, wo freilich ähnliche Anwendungen des Zeitwortes verſprechen aus Goethe und Heyſe angeführt ſind, vgl. auch: „Sie verſprach ihr den Tod mit 25 Jahren“ Hopfen Verf. Liebe S. 193 = verkündete, prophezeite (von etwas Unerwünſchtem).

20. Daſs, wiederholt.

„Sie [die Direktion der Waſſerleitung] ſcheint der Anſicht zu ſein, daſs, weil ſie ſeit Eintritt der etwas kühleren und wiederholt regneriſchen Witterung den geringen Waſſerbedarf prompt hat liefern können und jetzt daran arbeitet, ihre Werke leiſtungsfähiger zu machen, daſs nun auch nicht mehr die hinter ihr liegende wochenlange vollſtändige Nichterfüllung der kontraktlichen Waſſerlieferungs-Verpflichtung als Vertragsbruch aufgefaſſt werden könne.“ Nat.-Ztg 46, 486.

Die Wiederholung des ſatzanknüpfenden Bindewortes daſs (ſ. in meinen Hauptſchwier. unter den Titelköpfen: Satzeinſchaltungen; ſagen ꝛc.) hätte leicht vermieden werden können, etwa durch eine

Anordnung wie: Sie scheint der Ansicht zu sein, weil . . ., so könne auch u. s. w.

21. Fehlerhafter Satzbau.

„Bernhardi's Mutter war Sophie Tieck, die Schwester des Dichters und des Bildhauers, in den Kreisen der Romantiker zu Hause und wie auffallend viele Frauen dieses Kreises in unglücklicher Ehe mit dem ausgezeichneten Sprachforscher August Bernhardi lebend." Gegenwart 43, S. 302 b.

Der Schluss dieses Satzes lässt nach dem Wortlaut, zumal bei dem Fehlen jeder Satzzeichnung, nur die Deutung zu, dass August Bernhardi sich ein förmliches Harem von Frauen aus dem Kreise der Romantiker gehalten habe, mit welchen Frauen insgesammt er in unglücklicher Ehe gelebt habe. Das hat der Schreiber natürlich nicht sagen wollen, sondern vielmehr etwa: „und, wie auffallend viele Frauen dieses Kreises in unglücklicher Ehe lebend. Ihr Gemahl war der ausgezeichnete Sprachforscher August Bernhardi."

22. Subjekt und Objekt.

„Gott Morpheus selbst beschämt dies Buch" lautet ein Vers in der „Gegenwart" Bd. 43 S. 302 b. Hier fragt der Leser wohl: Wer ist der Beschämende und wer der Beschämte? (s. meine Hauptschwier. S. 352 b unter „Zweideutigkeit" Nr. 2 b). Jeder Zweifel wäre beseitigt durch die Änderung: Den Morpheus selbst beschämt dies Buch.

23. Aus aller Herren Länder[n].

„Kranke aus aller Herren Länder." Nat.-Ztg. 46, 482 ein noch immer nicht ganz auszurottender Fehler statt „Ländern", s. Zeitschr. 1 S. 33—37 und die Inhaltsverzeichnisse der verschiedenen Jahrgänge.

☞ „Anzeige der eingesandten Bücher" und „Briefkasten" im nächsten Hefte.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Heinrich von Kleist's Michael Kohlhaas in seinen beiden Fassungen.

Von R. Klahre.

Das Leben großer Dichter gleicht einem Feiergeläut. Hart setzt eine tieftonige Glocke voll ein; heller, greller drängt sich auf zitternden Schwingen ein Glöcklein hinzu; und nun eilen die übrigen Schwestern herbei, und aus ihren streitenden, aus ihren verbundenen Stimmen hallt inbrünstiger Wohllaut über die sinkenden Schatten der Dämmerung. — Die Sonne ist durch die brennenden Nebel der Ferne entwichen; von den Thürmen sendet sie klingenden Abschiedsgruß: Ziellose Sehnsucht, Andacht voll Trauer erschüttern das Herz.

Wenn es wahr ist, dass aus den Werken pathetischer Dichternaturen die Melodie ihres Lebens, wie aus dem versunkenen Vineta das Ostergeläut, bald leiser, bald lauter, bald eins, bald zerschellend emporklingt, so kann man sie nirgends besser belauschen, als in den Schöpfungen Heinrich's v. Kleist.

Nirgends ist er der Held seiner Dichtung, der Held der Dichtung ist er überall; freilich zumeist zu jener Vollendung erhöht, nach der seine Seele mit haltloser Innigkeit rang. In der Mehrzahl der großen Gestalten hat Adolf Wilbrandt die Kleistähnlichkeit mit vornehmer Klarheit zur Anschauung gebracht. In der Besprechung des novellistischen Meisterstückes „Michael Kohlhaas" hat er es aus kompositorischen Gründen versäumen müssen. Er hat uns nicht geschildert, wie die sittliche Feinfühligkeit, die warme Freude am lichten Zauber des Heims, die Sehnsucht nach den Erquickungen versöhnender Liebe, die Menschenfreundlichkeit gegen Untergebene, die die Brust des Kohlhaas beleben, auch das Wesen Kleist's umstrahlen; wie in beiden Figuren die männische Gehaltenheit hervortritt, die sprunghafte, aber gesammelte Thatkraft, die das Schicksal in ihre eigenen Bahnen zwingen will, die mit grausamer Rücksichtslosigkeit nach dem Ziele schreitet, die Alles mit *einem* Wurfe wagt; er hat uns nicht geschildert, wie der Hass gegen den Feind des heiligen Rechtes, wie all Das im Widerstreite mit den zarteren Empfindungen des Herzens liegt, und wie das Herz sich in diesem Wirrsal zerquält.

Kleist ging an dem Zwiespalt seines Innern zu Grunde, weil die Welt seine großen Aufgaben in den Staub trat. Kohlhaas endet sein Leben unter der vollen Anerkennung der Erfüllung seiner einzigen, selbstlosen Pflicht.

Wir besitzen die Kleist'sche Novelle in zwei Fassungen. Die erste befindet sich im Juliheft des Phöbus von 1808 (hier bezeichnet durch P), während die spätere unter den 1810 in der Berliner Realschul-Buchhandlung erschienenen[1] Erzählungen (Theil I hier bezeichnet durch O) die erste Stelle einnimmt. P. ist Bruchstück; es berichtet die Geschichte des Kohlhaas nur bis zu jenem Tage, an dem er seine Knechte zum Zuge gegen die Tronkenburg rüstet. Aber auch tiefgründende Unterschiede im Plane des Ganzen und in der Durcharbeitung des Einzelnen finden sich zwischen beiden Recensionen.

Die Örtlichkeit, die Kleist sonst mehr zu modellieren als zu zeichnen pflegt, ist in der ersten Fassung fast gänzlich schattenhaft. Wir hören nur, dass die Besitzungen des Helden in Kohlhaasenbrück, dass sie an den Ufern der Havel liegen. Die Verbindung dieser beiden Angaben schließt eine geographische Unmöglichkeit ein.[2] Selbst diese oberflächliche Angabe erhält erst in der zweiten Fassung durch Wiederholung einigen Nachdruck.[3] Im Übrigen scheint es nach P., als ob sich Kohlhaas nur im Gebiete eines Landes bewege, das indessen ebenfalls nicht bestimmt bezeichnet ist. P. erzählt nur von einem „Grenzfluss", in O. erfahren wir, dass dieser Strom die Elbe ist. Es wird niemals Dresden oder Berlin als Sitz der Regierung genannt; die Reisen des Roßkamms und seines Weibes gelten immer nur der „Hauptstadt", der „Residenz". Das Schloss des Landesherrn ist nur ein „fürstliches"; erst später wird es ein „kurfürstliches". Erst in der zweiten Fassung wird uns berichtet, dass Kohlhaas „im Brandenburgischen Besitzungen und im Sächsischen Haus und Hof" zu eigen hat. Ja, selbst bei der Erzählung einer nebensächlichen, aber anschaulichen Einzelthatsache vermeidet der Dichter die Ortsangabe. Nicht nach Schwerin, sondern nach M. lässt Kohlhaas die Kinder bringen.

Dieser Mangel an anschaulichen Beziehungen auf brandenburgisches oder sächsisches Lokal giebt einer Vermuthung inneren Halt, derzufolge Kleist schon in Königsberg die Erzählung theilweise, oder ihrem ganzen Gehalte nach niedergeschrieben hätte. Er hat alsdann zuerst auf einer nur mündlichen Mittheilung des Stoffes aus dem Munde Pfuels gefußt, die uns für die Potsdamer Zeit verbürgt ist.

Für den Phöbus habe er dann in Dresden den „Kohlhaas" einer Durchsicht unterworfen. Der Wunsch nach der Illusion geschichtlicher

---

[1] Nicht immer genau wieder abgedruckt: H. v. Kleist's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Theophil Zolling. (D. N. L. 150 Bd.) Bd. IV. S. 58 ff. citiert als Z.

[2] O. Brahms, Heinrich v. Kleist. Berlin 1884. S. 273.

[3] Z. S. 76 [22].

Wahrheit, nach dem Schein aktenmäßiger Darstellung[1] sei erwacht und habe ihn nach neuen Quellen suchen lassen. Im dritten Theil der „diplomatischen und kurieusen Nachlese der Historie von Obersachsen und angrenzenden Ländern, gehalten von Christian Schöttgen und George Christoph Kreysig. Dresden und Leipzig. Hekels seel. Sohn 1731“ habe er die „märkische Chronik“ des Peter Hast (auch Hastiz, Hastitius)[2] gefunden und aus ihr die Geschichte der brandenburgisch-sächsischen Händel, die sich um die Gestalt des Kohlhaas gruppieren, genauer kennen gelernt. Es ist sicher, dass von daher neue Säfte schwellend in den Körper seines Werkes drangen; und es ist wahrscheinlich, dass es im Jahre 1808 geschah.

Es glühte damals geheim und heiß in Dresden eine vaterländische Begeisterung, welche die Erhebungen von 1809 in Hoffnungen vorwegnahm. Und Kleist entzündete an diesem Feuer die Fackel, deren flammender Schein in der Hermannsschlacht, und heller, lieblicher spät im Prinzen von Homburg die Scene bestrahlt. Er verkehrte im Hause des österreichischen Gesandten von Buol, war im trauten Kreise des alten Körner ein lieber Gast, er traf sich mit Gentz und stand im Briefwechsel mit Friedrich v. Schlegel, zu schweigen davon, wie sein wachsender Hass gegen Napoleon ihn auf das Schlachtfeld von Aspern führte, der politischen Lyrik und Tagesschriftstellerei in die Arme warf, und ihn endlich zum Plan des Giftmordes trieb. Von diesem leidenschaftlichen Hasse traf ein gutes Theil auch die Rheinbundfürsten, die des Vaterlandes unter dem Rauschen französischer Fahnen vergaßen, vor Allen aber den König von Sachsen. Daher in der Kohlhaasrecension von 1810 die herabsetzende Schilderung des sächsischen Kurfürsten und die schönfärbende Verherrlichung des brandenburgischen Hofes. — In der Figur des Kurfürsten von Sachsen hat der ganze zweite Theil der Erzählung seinen Schwerpunkt; mit ihr kommen denn auch die mystischen Elemente herein, die der Geschichte ihre romantische Farbe gegeben. Kleist's Anlage zum Mysticismus aber hatte Blut und Leben im Verkehr mit Adam Müller und Gotthilf Heinrich v. Schubert empfangen. Und ihr Zusammensein fällt in das Jahr 1807/8. Aus der Versenkung also ins Geheimnisvolle und aus der Entzündung seines Hasses ist Kleist jenes Zwischenspiel mit der Zigeunerin, mit ihrer glor-

---

[1] Dieser Wunsch lässt sich namentlich im zweiten Teile der Erzählung erkennen. Es weisen darauf hin im I. Teile: die Hinzufügung auf dem Titel: „Nach einer alten Chronik“, die Entfernung subjektiver Bemerkungen, und die Wandelung moderner Fremdworte zu Gunsten eines derben, wenigstens zeitlosen Deutsch. Z. B. für Canaille — Galgenstrick; für den Hundenamen Tiras — Jäger.

[2] S. Burckhardt. Der historische Hans Kohlhase und H. v. Kleist's Michael Kohlhaas. Leipzig 1864.

reichen Weisſagung für Brandenburg und ihrer Drohung des Unheils für Sachſen entſprungen.

Der Phöbus zeigt die Novelle, überdies als Fragment, in einer viel ſchlichteren und harmloſeren Geſtalt. Die Landes-Regierung von Sachſen hatte ein wachſames Auge und eine ſchwere Hand!

Die Ökonomie der zweiten Faſſung verlangt es, daſs Kohlhaas gleich von Anfang als brandenburgiſcher Unterthan erſcheine. So zeigt uns denn die neu hinzugekommene Epiſode mit dem Schloſshauptmann von Geuſau, wie er ſein Recht als Bürger, den Schutz des Landesherren fordert. — Kleiſt nimmt einen friſchen Faden nicht bloß auf, er verflicht ihn auch feſt in die Maſchen des ganzen Gewebes: Die Häufung der Ungerechtigkeiten, ſelbſt auf dem Boden der Heimath reift des Kohlhaas Entſchluſs, das Land zu verlaſſen, wo man ihm ſein Recht verweigert: ſie empört einen fürchterlichen Grimm in ſeiner Bruſt. Und wieder iſt es Sachſen, wo alle die Ränke gegen ſein Glück ſich angeſponnen haben. — Jetzt wird es erſt ſo recht verſtändlich, warum er ſtatt ſeiner ſein Weib die Gnade des Fürſten ſuchen läſſt. Dieſer Gang aber raubt ihm ſein Weib, ſeine Hoffnungen und alle Lockungen zu einem irdiſchen Daſein.

Wir lernen endlich in Heinrich von Geuſau einen leutſeligen, klugen Herrn voll Gerechtigkeitsſinnes kennen, ſo daſs ſein ſpäteres Wirken für Kohlhaas als ein natürlicher Ausfluſs ſeines männlichen Mitgefühls erſcheint.

Kleiſt wird in der zweiten Faſſung überall tiefer. Die Geſtalt des Helden iſt mehr gewachſen, als geſchaffen; ſeine Geſchicke ſind mehr durchlebt, als durchdacht. Allenthalben hat des Künſtlers behutſame Hand feine Striche gethan, die die Züge des früheren Bildes nirgends verändern, ſtets aber menſchlicher, wirklicher machen. Kohlhaas legt jetzt eine größere Freundlichkeit gegen ſeine Knechte an den Tag, durch ſeine Sorge um ſie, durch Wort und Gebärden im Geſpräch mit ihnen. Und nach männiſcher Art iſt er bei ſeinem Weibe um ſo ſparſamer, ja karg mit Zeichen ſeiner Liebe. Wir hören Nichts mehr von Küſſen, zu denen der Gatten Lippen ſich finden; Nichts mehr von der ſchönen Jugend der Frau. Der letzte Hauch von Sinnlichkeit iſt leiſe hinweg gewiſcht. Auch die Kinder begrüßen die Heimkehr des Vaters nicht mehr mit lautem Jubel, aber ſie ſpielen mit harmloſem Frohlocken um ſeine Kniee. Die ganze Familie hat an warmer Schlichtheit gewonnen. Und warm aus des Dichters Herzen weht es uns an, wenn nun Kohlhaas gerade ſeinem weinenden Weibe in einfachen Worten erklärt, wie mit dem Kampf um ſein Recht ſich die Daſeinsfrage für ihn aufgethan hat. — Sein Weſen athmet in den Erzählungen eine größere Gelaſſenheit, als im Phöbus, und entbehrt ſelbſt einer etwas ſchwerfälligen Umſtändlichkeit nicht. Die Kunde von Herſe's

Verjagung aus der Tronkenburg ſetzt ihn nicht mehr in „Schrecken“; ſie bedeutet ihm nur einen „unangenehmen Auftritt“. — Heimgekehrt ruht er nun 2 Tage (früher nur einen) im Kreiſe ſeiner Familie und ſorgt erſt für den Fortgang ſeiner Geſchäfte, ehe er ſich aufmacht, in der Hauptſtadt ſein und ſeines Knechtes Recht zu ſuchen. Zu dieſem Zwecke, erzählt P., „ſetzte er ein Verzeichnis der (geraubten) Sachen auf“, während O. berichtet: „Und damit ſtand er auf und fertigte ein Verzeichnis der Sachen an“. — Aber vor dem Beginn des Verhörs mit Herſe zieht er ſich nicht mehr, wie früher unter dem Schein behaglicher Langſamkeit ſeinen „Schlafrock“ an, ſondern kurz läſſt er ſich auf den „Lehnſtuhl“ nieder, in ſorgenſchwerer Erwartung ſeines Eintritts. Kohlhaas iſt auch vorſichtiger geworden. Er fragt jetzt in einem „vertrauten“ Briefe nach den Gründen der Urtheilsverzögerung in ſeinem Prozeſſe. Zu dieſer Erhöhung ſeiner Gelaſſenheit und Vorſicht ſtimmt es, wenn ihm Kleiſt in der zweiten Faſſung auch ein volleres Maß an Kraft zur Selbſtbeherrſchung, als vordem, zuerkennt. Hieß es früher bei Gelegenheit des Verhörs: „Er antwortete mit ſo viel Heiterkeit, als er auftreiben konnte“, ſo iſt das „auftreiben“ in ein ſtärkeres „erzwingen“ gebeſſert worden. P. erzählte einſt: „Kohlhaas ſaß, bleich im Geſicht, wie Linnenzeug; ſeine Lippen begleiteten zitternd jeden Zug, den ihm der Knecht mit nur zu viel innerer Wahrhaftigkeit vortrug; er ſagte mit erzwungenem Lächeln.“ In O. aber maßvoller und doch gewaltiger: „Kohlhaas ſagte, bleich im Geſicht, mit erzwungener Schelmerei“. Aufs Höchſte hat Kleiſt dieſe innere Feſtigkeit ſeines Helden in jener großen Scene auf dem Dresdener Markte[1] geſteigert. Er beſtätigt mit kurzer, unentwegter Höflichkeit, daſs die halbtodten, verhungerten Mähren ſein Eigenthum ſeien, und geht mit feſten Schritten davon. Später verräth eine ganz beiläufige Bemerkung, daſs gerade dieſer jammervolle Anblick ſeine Widerſtandskraft endlich gebrochen hat.[2] Und im Gegenſatze zu dieſer ſtählernen Geſchloſſenheit iſt es ein ſchöner, lebensvoller Zug, daſs in ſeinem Berufe eine muntere Heiterkeit den Unerſchütterlichen liebenswürdig macht. Er ſcherzt mit den Rittern, die ſeine Roſſe kaufen ſollen. Auch Das iſt eine Neuerung. Wenn er früher durch einen „Boten“ über das Schickſal ſeiner auf der Tronkenburg verbliebenen Rappen Gewiſsheit ſuchte, ſo bringt ihm jetzt „ein Bekannter“, der die Straße gereiſet war, die verlangte Kunde. Noch ein Mal vereinen ſich da ſittliches Feingefühl und ſtarre Hartnäckigkeit, um aus dieſem männlichen Mann in Ungerechtigkeit und Unglück den „rechtſchaffenſten zugleich und entſetzlichſten Menſchen ſeiner Zeit“ zu machen. In dieſen

[1] Z. S. 114 4—12.

[2] Z. S. 117 10.

beiden Beiworten ſchmiedet Kleiſt in der zweiten Faſſung den Vorwurf ſeines Werkes zuſammen. 1808 hieß es abſtrakt und farblos: „Einer der außerordentlichſten und fürchterlichſten Menſchen ſeiner Zeit“. Jetzt geſtaltet der Dichter Alles wirklich und wahr; nirgends Erhöhung, aber überall klarer Idealismus; und man muſs ſagen, ohne die Dazwiſchenkunft romantiſcher Elemente wäre Kleiſt auf dieſem Wege zur reinen Ausbildung ſeines eigenſten Stiles gelangt.

„Erzwinge den Schein lebendiger Wirklichkeit!“ iſt alſo das höchſte Stilgebot dieſes Dichters. Er iſt Dramatiker. Überall giebt er ſtatt einzelner Vorgänge dem Auge ganze Scenen zu ſchauen. Aber Das ſind keine todten „lebenden Bilder“. Alles iſt Ereignis, alles Handlung. Jedes Nebeneinander iſt in ein Nacheinander oder Untereinander aufgelöſt. Und dieſem Geſetze zu Liebe hat ſich der Dichter eigens einen kunſtvollen Satzbau geſchaffen, mit feiner Gleich- und Unterordnung. Zeitliche und bedingende, einſchränkende und gegenſätzliche, begründende und folgernde Glieder bilden, mit Geſchick getrennt und verbunden, jedes an ſeinem Platze, in reicher Verſchlingung eine bewegte, lebendige Gruppe. Hier nur zwei Beiſpiele, eines für die Rückſichtsloſigkeit, ein zweites für das glückliche Gelingen, womit der Künſtler bei der Wandelung eines Zuſtandes in Handlung verfahren iſt! Kohlhaas fragt auf der Tronkenburg einen Jungen, wer in Abweſenheit ſeines Knechtes die Roſſe gewartet habe, „worauf dieſer erwiederte, er wiſſe es nicht und dem Roßkamm den Stall öffnete. In O., um den Schein der Gleichzeitigkeit zu vermeiden, ſcheut Kleiſt ſelbſt eine ſtiliſtiſche Härte nicht und ſchreibt: „Worauf ihm dieſer erwiederte .... und darauf dem Roßkamm den Stall öffnete. — Die zweite Änderung! Bevor Kohlhaas das Geſchäft der Rache begann, warf er ſich noch einmal „vor dem nun leeren Bett“ der Gattin nieder. So 1808. In den Erzählungen aber heißt es: „Er warf ſich vor ihrem nun verödeten Bette nieder“.

Kommen ſchon ſolche Änderungen mittelbar der Anſchaulichkeit der Schilderung zu Gute, ſo geht Kleiſt mit vielen anderen geradewegs auf die ſinnliche Wirkung aus. Wenn z. B. die Ritter, da Kohlhaas in den Saal der Tronkenburg tritt, in ein tobendes Gelächter ausgebrochen ſind, ſo erfahren wir, daſs es „um eines Schwankes willen“ geſchah. Dieſe wenigen kleinen Wörtchen laſſen uns, errathend, das Bild des ganzen Vorgangs ſchauen. So finden wir überall auf den Wegen Kleiſt's die Spuren von Leſſing's Laokoon.

„Sternbald, der Knecht“ erhält jetzt ſeinen Namen und im zweiten Theil der Geſchichte wohl auch einige Charakteriſtik. — Wenn Herſe früher, um den Pferden im Schweinekoben den Aufenthalt zu ermöglichen, ſich

half, „indem er die Bretter oben Morgens von den Latten ab- und Abends wieder zudeckte“, ſo iſt in der zweiten Faſſung aus dem abſtrakten Zeitadverb ein ſchimmerndes Bild geworden, und die unſinnliche Verkoppelung zweier Kompoſita zu einem Verbum iſt in die Wiedergabe zweier ſelbſtändigen Handlungen aufgelöſt. Es heißt nunmehr: Er half ſich, „indem er die Bretter oben, wenn der Morgen dämmerte, von den Latten abnahm und Abends wieder auflegte“. — Als Herſe von ſeiner Vertheidigung gegen die mörderiſche Sippe des Schloſsvogts berichtet, erzählt er in P.: „Darauf greif ich, was mir zunächſt zur Hand kömmt und drei Hunde todt ſtreck' ich neben mir nieder“. In O. aber läſſt ihn der „Dichter eine Latte vom Zaune brechen“ und mit der ſich gewaltig des feigen Schwarms erwehren. Wir ſehen ihn jetzt in ſeiner Krankheit, von der Aufregung des Verhörs, von Zorn und Schwäche erſchöpft, den Schweiß von ſeiner Stirne trocknen. Wir ſehen ihn über den Hof ſchleichen, und, während wir früher nur wuſsten, er ſei erſt „einigermaßen“ wieder hergeſtellt, ſo erfahren wir jetzt, er ſpeit noch Blut. — Wir ſehen, wie den „dürren, abgehärmten Mähren“ die Knochen gleich Riegeln aus dem Leibe ſtehen, „an denen man hätte Sachen aufhängen können“; wie „Mähnen und Haare, zuſammengeknetet“ der Wartung entbehren. Wir ſehen Kohlhaas zu den Pferden treten und hören, wie ſie ihn „mit einer ſchwachen Bewegung anwiehern“. Und es ſteigt Etwas von der äußerſten Entrüſtung in uns auf, die in dem Miſshandelten über die Schändung ſeiner ſchutzloſen Thiere grollt. — Und dann die erſchütternde Scene am Lager der ſterbenden Frau! Man höre P.!: „Sie lag mit ſchon ſich brechenden Augen da und antwortete nicht. Nur kurz vor ihrem Tode kehrte ihr noch einmal die Beſinnung wieder. Sie nahm einem vor ihr ſtehenden Geiſtlichen, lutheriſcher Religion (denn zu dieſer hatte ſie ſich bekannt), eine Bibel aus der Hand, blätterte und blätterte und ſchien Etwas zu ſuchen, und zeigte Kohlhaas endlich, der an ihrem Bette ſaß, jenen Vers: „Vergieb deinen Feinden, thue wohl Denen, die dich haſſen.“ — Die endgültige Faſſung zeigt Alles ſinnlicher, Alles ergreifender. Man ſieht es, wie das arme Weib „mit ſtarrem ſchon gebrochenem Auge“ da liegt. Man fühlt die Qual, die ihr das laute und empfindlich feierliche Pathos des Geiſtlichen bereitet. Auch über unſer Antlitz huſcht da „ein finſterer Ausdruck“; und wir begreifen, daſs ſie ihm, „als ob ihr daraus Nichts vorzuleſen wäre“, die Bibel aus der Hand nimmt. Wir ſehen es, wie ſie mit blaſſem Finger dem Gatten, um deſſen Seelenheil ihr in den Ängſten des Todes bangt, das Gebot verzeihender Liebe weiſt. Und hier erfahren wir an rechter Stelle, daſs das edle Weib, in dem ſich Stärke

und Milde zum Einklang gepaart, mit williger Liebe den Glauben des Gatten bekannt hat.

In den letzten Hinzufügungen arbeitet schon der Wunsch des Dichters mit, in den Seelen seiner Gestalten ein regeres Leben zu entfachen und ihre Handlungen als dessen Ausfluss erscheinen zu lassen. So berichtet die erste Fassung: „Er (Kohlhaas) versuchte alles Mögliche, die Pferde an sie los zu werden." Aber reicher lautet es 1810: „Er ließ es aus einer dunklen Vorahnung an Nichts fehlen, die Pferde an sie los zu werden."

So schaltet die letzte Redaktion der Erzählung ein: Kohlhaas war, als er die Tronkenburg verließ, halb und halb ungewiss, ob nicht doch wegen aufkeimender Pferdezucht ein solches Gebot im Sächsischen erschienen sein könne". — Er kam in der Hauptstadt an und „erfuhr", erzählt Phöbus, „was er schon wusste, dass die Geschichte mit den Passscheinen ein Märchen sei". Aber nun malt Kleist die wägende Empfindung des Gerechten weit feiner: „Er erfuhr, was ihm allerdings schon sein erster Glaube gesagt hatte".

Kohlhaas kehrt zurück; man überhäuft ihn von Neuem mit Unrecht und Kränkungen! Wie beherrscht stellt er nun „mit gesenkter Stimme" seine Fragen, „während er, die Schimpfreden niederschluckend, zu den Pferden tritt und ihnen in stiller Erwägung der Umstände die Mähnen zurecht legt." Alles Träumerische, das ihm die Fassung des Phöbus noch gab, ist von dem Manne gewichen. Er bezwingt seinen Zorn, indem er sich liebreich an seinen Pferden zu schaffen macht. — Und als er zu Hause von Hersen erfährt, wie übel man diesem mitgespielt trotz seiner Bereitwilligkeit, mit den Rappen bei der Ernteeinfuhr zu helfen, „da quillt ihm das Herz empor, er schlägt die Augen zu Boden und versetzt: „Davon hat man mir Nichts gesagt, Herse!" Wie ungeschickt dagegen die Wendung von P.: „Kohlhaas, dem das Herz schlug, rief, es wäre wohl nicht möglich"!

Das alles zeigt uns, wie Kleist die Erzählung mit dem Athem seines eigenen Lebens erwärmt hat. Es sind Alles Änderungen aus einem großen Sinne, Alles Förderungen des Stils. Indessen war Kleist auch um das Geringste, den Gesetzen der bloßen Stilistik gehorsam, bemüht. In Verwendung der Kasus[1] und in Wahl des Ausdrucks[2] schließt er sich enger an den Sprachgebrauch an. Er benützt vornehmere Worte[3]

[1] Z. B. Z. S. 79[8].

[2] Z. S. 79[10] gegen P.: „wenn du die Kinder in deinem Herzen eingeschlossen hast." S. 80[14] gegen P.: „ihre Sprache".

[3] Von S. 60[31] an „Pferde" für „Mähren".

und edlere Formen.[1] Er vertauſcht einen unnöthigen „daſs“-Satz mit dem geläufigeren Infinitiv.[2] Er faſſt ſchwerfällige Nebenſätze in knappe Participien zuſammen,[3] und giebt, bald Subjekt[4], bald Objekt[5], bald einer adverbialen Beſtimmung[6] ſchärfere Prägung. Auch häſsliche Klänge fallen unter der Feile.

Reichthum alſo und Weisheit des Planes, Bildkraft und Seelentiefe der Darſtellung ſind wie die Schönheit der Form die Ziele, denen Kleiſt bei der Redaktion ſeines Michael Kohlhaas unermüdlich zugeſtrebt hat. Raſtlos und ruhlos wie in allen ſeinen Werken. Füllt doch eine Welt von Leiden die Geſchichte des Guiskardfragments! Raſtlos und ruhlos, wie ſein ganzes Leben in ewigem Kampf um die Dichterkrone der Zukunft. Ringen, Verzagen, apolliniſcher Jubel und Verzweiflung des Wahnſinns. Das iſt ſein Daſein, bis er es endlich mit lächelnder Erhabenheit am lichten Ufer des Wannſee begräbt.

Die Gehilfin.

Berliner Roman in 3 Büchern von Paul Lindau.
(National-Ztg. 47, 492 ff.)

Hundert ſprachliche Bemerkungen.

(ſ. S. 372—380.)

33. „Wirklich nur noch 8 Tage! Wie die Zeit fliegt!“ Nr. 526, durchaus richtig, aber doch üblicher: dahinfliegt, vergeht ꝛc.

34. „Vielleicht that ſie ihm ſchweres Unrecht, aus einer Geringfügigkeit gleich die weiteſtgehenden Folgerungen zu ziehen,“ wovon für die durch den Druck hervorgehobenen Wörter zu bemerken ſein dürfte, daſs das erſte hier nicht abſtrakt das Geringfügig-Sein, ſondern konkret eine geringfügige Sache (vgl. Kleinigkeit) bezeichnet, und für das zweite

---

[1] Z. S. 69 [19] gegen P.: „Wenn ihr's geweſen wärt“.

[2] Z. S. 67 [20] gegen P.: „Er beſchwört, Niemanden zuzumuthen, daſs er ſich in dieſem Raubneſte zeige.“

[3] Z. S. 77 [16] gegen P.: „Kaufkontrakt für einen Fall, der binnen hier und vier Wochen eintreten müſſe“. Desgl. S. 82 [20] für: „Wundarzt, den man herbeigerufen hatte.“

[4] Z. S. 60 [18] gegen P.: „Der Roſshändler, den Dieſes zu erbittern anfing“. Z. S. 72 [13] gegen P.: „Die Koſten, die ihm der Proceſs verurſachen würde“.

[5] Z. S. 73 [25] gegen P.: „Und ſchloſs, ihn zu verſchonen“.

[6] S. 69 [1] gegen P. deſshalb aber.

meine Hauptſchwier. S. 265b („Steigerung" Nr. 4) zu vergleichen ſind. Von den Steigerungsformen die weiteſtgehenden und die weitgehendſten Forderungen dürfte meiner Anſicht nach die erſtere (hier von Lindau gebrauchte) den Vorzug verdienen, ohne daſs die zweite als tadelhaft zu bezeichnen wäre, vgl. in dieſem Hefte S. 422 und S. 427 Nr. 2.

35. „Alſo, mein liebes Kind, verwerthe deine Energie darauf, den ſtarren Sinn, der dir nun einmal angeboren iſt, zu beugen." Nr. 528. Üblicher würde es hier ſtatt verwerthe wohl heißen: verwende. Die Fügung: „Etwas auf Etwas verwerthen" iſt mir — ſo weit mein Gedächtnis reicht — hier zum erſten Mal aufgeſtoßen und ich glaube nicht, daſs ſie im Sprachgebrauch begründet iſt, vgl. etwa: „Verwerthe deine Energie beſſer (oder: richtiger), beug den ſtarren Sinn ꝛc."

36. Kap. 11. „Viktor Ellers hatte einige Schwierigkeit gehabt, ſeinen Schwiegervater dazu zu beſtimmen, der Hochzeitsfeier die beſcheidenſten Verhältniſſe zu geben." In ſo kurzen, überſichtlichen Sätzen tritt der Miſsſtand, daſs von einem Infinitiv mit zu ein zweiter Infinitiv mit zu abhängt (ſ. unten Nr. 53, vgl. Hauptſchwier. S. 3b Nr. 3) am wenigſten ſtörend hervor; doch würde ich auch hier einer Faſſung den Vorzug geben, wie: ſeinen Schwiegervater dazu zu beſtimmen, daſs er der Hochzeitsfeier die beſcheidenſten Verhältniſſe gab.

37. „Dieſe Hänſeleien und Schraubereien, die zu Unverbindlichkeiten führen, ſind mir peinlich" Nr. 530 (ſ. o. Nr. 26).

38. „Agnes war ohne irgend welchen Grund in übermüthigſter Laune. Sie verbiſs ſich, obwohl nicht der geringſte Grund dazu vorlag, beſtändig das Lachen und, als Berwitz zufällig einmal zu ihr hinüberſah, kniff ſie ihm ſchelmiſch und verſchmitzt ein Auge zu." Nr. 532. Hierzu hätte ich Zweierlei zu bemerken, worauf ich durch das Sperren zweier Wörter hindeute. Das ſo hervorgehobene dazu wird der Leſer nicht (wie es die Abſicht des Schriftſtellers iſt) auf das erſte nachfolgende Hauptwort „das Lachen" beziehen, ſondern auf das vorangehende Zeitwort: „verbeißen". Richtiger wäre die Stellung etwa: „Sie verbiſs ſich beſtändig das Lachen, obwohl zu einem ſolchen [oder kürzer: zu welchem] nicht der geringſte Grund vorlag. Ferner ſagt man ſprachüblich wohl nur: „Jemand kneift ein Auge zu", aber nicht: „er kneift es einem Andern zu." Meiner Anſicht nach hätte Lindau etwa ſetzen ſollen: „Blinkte (oder: blinzte) ſie, ein Auge zukneifend, ihm ſchelmiſch und verſchmitzt zu."

39. „Sie war davon um ſo mehr durchdrungen, als ſie zugleich empfand, wie es ihr jetzt unendlich leichter wurde, Hennern's Artigkeiten artig zu erwiedern denn je zuvor." Nr. 534, vgl. über dies denn nach der höheren Steigerungsſtufe ſtatt des gewöhnlicheren als oben Nr. 5 u. 31.

40. **Zweites Buch.** I Kap.: „[Er] ſtreckte ſich auf die Ottomane nieder und blies — nachdenklich, wie er meinte, gedankenlos in der That — den Rauch aus ſeiner dicken Cigarre vor ſich.“ Nr. 536, hier aufgeführt wegen der hübſchen Gegenüber- und Zuſammenſtellung der durch Sperrdruck hervorgehobenen Wörter.

41. „Wie dieſes Andere beſchaffen ſein ſollte, war ihm einſtweilen ſelbſt noch ſchleierhaft.“ Das in dieſer Anwendung noch in meinem Ergänzungs-Wörterb. fehlende Schluſswort iſt heute durchaus nicht unüblich, weſshalb ich es hier nachtrage, ohne dabei die Bemerkung unterdrücken zu wollen, daſs ich in der hier vorliegenden Bedeutung einen ähnlichen Miſsgriff finde oder wenigſtens zu finden glaube, wie in der hier in der Zeitſchr. ſchon mehrfach (ſ. S. 172 Nr. 52) zur Sprache gebrachten Verbindung Seume's (die zum geflügelten Worte geworden):

Europens übertünchte Höflichkeit,

wogegen mit Recht geltend gemacht worden iſt, daſs die Höflichkeit nicht eine übertünchte, ſondern im Gegentheil eine übertünchende iſt. Ähnlich glaube ich, könnte man ſagen, daſs (ſ. meine „Neuen Beiträge zur deutſchen Synonymik“ S. 106 ff.) ſchleierhaft zunächſt Etwas bezeichnet, das in der Art eines Schleiers iſt, etwas Verſchleierndes, aber eben darum nicht füglich etwas Verſchleiertes (von dem Schleier Verdecktes ꝛc.) bezeichnen kann, man vergleiche z. B. räthſelhaft, welches in ganz richtiger Bedeutung Etwas bezeichnet, das in der Art eines Räthſels, räthſelartig iſt und welches Lindau etwa für ſchleierhaft hätte ſetzen können; aber, wie geſagt, ſchleierhaft hat in dieſer Anwendung den heutigen Gebrauch für ſich.

42. „Er hatte, mit dem feinen Spürſinn des guten Sammlers ausgeſtattet, auch aus allen Gauen unſeres Vaterlandes Charakteriſtiſches und Schönes zuſammengehamſtert,“ vgl. Zeitſchr. VII S. 173, wo aus einem andern Roman Lindau's der Satz angeführt iſt: „Manches Andere, was mein guter Papa mit feinem Verſtändnis und unermüdlichem Eifer zuſammengehamſtert hat“ und im Anſchluſs daran: „Der hineingehamſterte Inhalt.“

43. „Sie ſeufzte innerlich, wenn ſie ſich zum Ball wie zu einem Opfer mit Blumen ſchmückte . . . Sie war die Verneinung aller Eitelkeit.“ Nr. 538. Das hervorgehobene zu ſcheint mir hier nicht ganz richtig. Der Leſer wird es zunächſt als zu dem vorangehenden „zum Ball“ gehörig auffaſſen, wonach alſo dann der Ball das Opfer wäre, während ſie (Eugenie) ſich als das zu dem Ball mit Blumen geſchmückte Opferthier betrachtete. Der Änderung: „wenn ſie ſich zum Ball wie ein Opfer mit Blumen ſchmückte“ ſteht im Wege, daſs das Opferthier ſich

nicht ſelbſt mit Blumen ſchmückt, ſondern von Andern damit geſchmückt wird (vgl. meine Sprachbriefe S. 182a, wo es am Schluſs von [282 § 18] heißt: „Füglich nicht: ‚Jemand putzt ſich auf wie ein Pfingſtochſe [ſich aufputzt]‘, ſondern: ‚wie [man] einen Pfingſtochſen [aufputzt]‘, auch mit Weglaſſung des in eckigen Klammern Eingeſchloſſenen. Vielleicht hätte der Verfaſſer ſetzen können: „wenn ſie ſich zum Ball mit Blumen ſchmückte, wie es dem Opferlamm geſchieht (oder ergeht)“ ꝛc. — Auch der Schluſsſatz ſcheint mir nicht ganz unanfechtbar. Man kann wohl von Jemand, z. B. von einer Dame ſagen: Sie war die perſonificierte Eitelkeit, die Eitelkeit in Perſon, die Eitelkeit ſelbſt (ſ. mein Wörterb. II S. 516b und Perſon 2e) und im Gegenſatz dazu: „Sie war ohne alle Eitelkeit, von aller Eitelkeit frei;“ und ſtärker wohl auch: „Sie war das grade Gegentheil (oder der vollſtändige Gegenſatz) der Eitelkeit ꝛc.,“ da man unter dem Gegentheil, dem Gegenſatz von Etwas doch immer ein in der Wirklichkeit vorhandenes Etwas verſteht, auch wenn man es nicht mit einem eignen Ausdruck bezeichnet; aber ich bin nicht ohne Zweifel, ob es vollſtändig richtig ſei, zu ſagen: „Sie war die Verneinung aller Eitelkeit,“ da mit dem Ausdruck Verneinung die Wirklichkeit des Verneinten gradezu aufgehoben wird.

Ob ich mit dem hier Ausgeſprochenen Recht habe oder nicht, mögen die Leſer entſcheiden.

44. „Mehr aber als alles Andere verſöhnte ſie die ernſte und rührende Fürſorge um ein künftiges Leben [um das Kind im Mutterſchoße] mit den geheimen Leiden und Peinlichkeiten ihrer in trügeriſchem Golde ſchimmernden Exiſtenz“ Nr. 540, wofür es vielleicht üblicher hieße: mit den geheimen ihr Gemüth peinigenden Leiden ꝛc., vgl. mein Wörterb. II S. 511b/c und Ergänz.-Wörterb. S. 382a.

45. „Daſs nicht Alles ſo war, wie es ſein wollte“ ſtatt ſollte (vielleicht nur ein Druckfehler), wie ſie wollte, daſs es ſein ſollte (oder — mit Vermeidung des Reims — wie es ihrem Willen (ihren Wünſchen) nach ſein ſollte.

46. II. Kap.: „Frida war in ihrer Naïvität vollkommen ahnungslos. Sie taumelte glücklich durchs Daſein, ohne zu wiſſen, was ſich um ſie ereignete, und ohne zu hören, was die Spatzen von den Dächern pfiffen. Frida [l. Agnes] war ihre Jugendfreundin und ſie verkehrte mit ihr.“ Nr. 542.

47. „Daſs Agnes ſich genöthigt geſehen hatte, ein großes Diner abzubeſtellen, da ihr nahezu von allen Eingeladenen Abſagen zugegangen wären . . . Eugenie . . . hatte die Bedeutung dieſer tendenziöſen Enthaltſamkeit natürlich vollkommen verſtanden.“ Das ſoll nach dem

Zuſammenhang bedeuten: Eugenie hatte vollkommen verſtanden, warum man ſich ſo abſichtlich (oder gefliſſentlich) von Agnes fern hielt (oder zurückzog); aber tritt dieſer Sinn in den durch Sperrdruck von mir hervorgehobenen Worten wirklich klar und deutlich hervor? — ſ. mein Wörterb. I S. 676c.

48. „Sie empfand den Gegenſatz zwiſchen der feuchten Kühle und Friſche von Heringsdorf mit der ozonleeren dumpfen Schwüle der Hauptſtadt jetzt doppelt und dreifach empfindlich.“ Der Schriftſteller hat hier wohl das raſch aufs Papier Hingeworfene vor dem Druck nicht einer nochmaligen Durchſicht unterzogen; ſonſt wäre wohl nicht die Verbindung ſtehen geblieben: „Etwas empfindlich empfinden“ und eben ſo wenig: „der Gegenſatz zwiſchen Etwas mit etwas Andrem“ ſtatt: „der Gegenſatz zwiſchen Etwas und etwas Andrem,“ vgl.: „der Gegenſatz, den Etwas mit etwas Andrem bildet ꝛc.“ ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 437b.

49. III. Kap. „Die Geburt des kleinen Mädchens, das in der Taufe nach ſeiner Pathin den Namen Frida erhalten hatte, hatte in den Beziehungen der Eltern zu einander wenig verändert, jedenfalls keine Beſſerung herbeigeführt.“ Nr. 544. Hier hätte der Schriftſteller, um den Zuſammenſtoß der beiden hatte zu vermeiden, vielleicht das erſte einfach weglaſſen können oder ſollen, vgl. Hauptſchwier. S. 170a/b Nr. 2 und 3, vgl. in andrer Weiſe: „. . . dem in der Taufe . . . der Name Frida beigelegt worden war, hatte ꝛc. . . .“ oder: „Durch die Geburt des . . . Mädchens, das . . . erhalten hatte, war in den Beziehungen . . . wenig geändert, jedenfalls keine Beſſerung herbeigeführt worden.“

50. „Eugenie war in der That erſt jetzt [nach der Entbindung] zu vollſter Schönheit aufgeblüht. Sie war als junge Mutter noch ſchöner geworden, als ſie als Mädchen geweſen war.“ Hier hätte der durch Sperrdruck hervorgehobene Satz füglich wegbleiben können.

51. „Das entzückende Kind anzuſehen, das gerade jetzt im reizendſten Zuſtande war und die erſten Worte zu pappeln anfing.“ Nr. 546, ſ. in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. babbeln, pappeln ꝛc., vgl. auch lallen.

52. „Daſs er an ſeinen genialen Schwiegerſohn, an ſeine gute Frida aber die Forderung ſtellen ſollte, fortan haushälteriſch zu rechnen, . . . Das war dem alten guten Papa Donnsdorf überaus traurig.“ Nr. 548. Täuſche ich mich nicht ſehr, ſo würde hier ſtatt des von traurig abhängenden Dativs üblicher und richtiger das Verhältniswort für zu ſetzen geweſen ſein: „Das war für den guten Papa überaus traurig“, eben ſo noch in demſelben Kapitel: „Sie war glücklich, wenn ſie mit ihm zuſammen

war, und es war ihr geradezu traurig [vgl.: es war geradezu traurig für sie, es erfüllte sie geradezu mit Trauer ꝛc.], sich auch nur auf kurze Zeit von ihm zu trennen" Nr. 550. Ich habe allerdings in meinem Wörterb. III S. 1360 auch einen Satz von Kretschmann angeführt, aber hier liegt doch das Verhältnis wesentlich anders. Der Satz lautet: „Mir ist traurig", wozu ich als Erklärung in Klammern beigefügt: „zu Muthe".

53. „Hennern hatte nun zunächst die Aufgabe zu lösen, ohne einstweilen seine wahre Absicht zu verrathen, Eugenien zur Theilnahme am Feste zu bestimmen." Nr. 552. Die drei auf einander folgenden Infinitive mit vorangehendem zu (s. o. Nr. 36) wovon der dritte vom ersten abhängt, der mittlere einem verkürzten Zwischensatze angehört, geben dem Satzbau etwas Eintöniges (vgl. Hauptschwier. S. 3b ff. Nr. 3) und Unübersichtliches. Vielleicht hätte der Schriftsteller den kleinen Missstand vermeiden können, etwa durch eine Änderung, wie: „Hennern hatte nun zunächst die Aufgabe, Eugenien zur Theilnahme an dem Feste zu bestimmen, ohne dass er einstweilen seine wahre Absicht dabei verrieth", oder in ähnlicher Weise.

54. „Die Ellers'sche Einladungskarte in großem Format und origineller Ausstattung auf japanischem Papier, in deren linken Ecke sich noch der besondere Vermerk befand: ‚Kostüm erwünscht. Anzug beliebig, nur keinen Frack!' lag schon seit einigen Tagen unerledigt in der großen Cloisonnéschale im Salon" ebd. Hier ist das Subjekt: „Die . . . Einladungskarte" durch die umfangreiche Zwischenschiebung etwas zu weit von dem zugehörigen Zeitwort lag getrennt; vielleicht hätte sich die Theilung in zwei Sätze empfohlen, etwa: „Die . . . Einladungskarte . . . auf japanischem Papier lag u. s. w. In der linken Ecke befand sich noch u. s. w."

55. „Ich erwarte ferner . . ., dass du auch andern Persönlichkeiten gegenüber deine besonderen Zuneigungen und Abneigungen unterdrückst, wenn du von mir weißt, dass diese Personen mir nützlich oder schädlich sein können" Nr. 554. Das durch Sperrdruck Hervorgehobene ist nicht ganz unzweideutig (vgl. Hauptschwier. S. 325a unter Von 4 am Schluss). Dem Wortlaut nach kann der Leser zweifeln, ob der Sinn sein soll: „wenn du durch mich weißt" oder: „wenn du in Betreff meiner weißt." Im letztern Falle hätte das „von mir" ganz wegbleiben können, im andern stände dafür unzweideutig eben (wie schon gesagt): „durch mich".

56. „Da sollte die Morithat, die einige Freunde angekündigt hatten, vorgetragen werden. Auf dem Gerüst stand auch schon der nothwendige Leierkasten" Nr. 556, statt Mordthat, nach der Aussprache der mit ihren Standbildern umherziehenden Leierkastenmänner.

57. „Sah er zu ſeiner unfreudigen Überraſchung Agnes im Geſpräch mit Hennern“ Nr. 558 gewöhnlicher: zu ſeiner unangenehmen Überraſchung, ſ. für das in meinem Wörterb. noch fehlende unfreudig Belege im Ergänz.-Wörterb. S. 512c, vgl. im Wörterb. I S. 501b das von Goethe gebrauchte unfroh und die Bemerkung Leſſing's über dies ſchon in der alten Sprache vorkommende Eigenſchaftswort.

58. „Du biſt mir gegenüber von einer geradezu gewollten Schwerfälligkeit“ Nr. 560 ſtatt: beabſichtigten, abſichtlichen, gefliſſentlichen.

59. „Das Nachdenken über ſolche unabänderliche Unerfreulichkeiten macht verdrießlich ꝛc.“ Nr. 562 (Kap. 6) = unerfreuliche Dinge, ſ. Ergänz.-Wörterb. S. 213a, vgl. Hauptſchwier. S. 219a.

60. „[Er] hatte ſich dort mit baumelnden überſchlagenen Beinen niedergelaſſen“ Nr. 564 = mit baumelnden über einander geſchlagenen Beinen. Meiner Anſicht nach iſt es ſchon etwas Gewagtes und nicht ſtreng Richtiges in dem Satz: „Er ſchlug die Beine über einander“ das Schlufswort wegzulaſſen und jedenfalls ſollte man die auf dieſe Weiſe entſtehende trennbare Zuſammenſetzung: überſchlagen (mit dem Hochton auf der erſten Silbe) regelrecht mindeſtens auch wirklich als trennbare Zuſammenſetzung behandeln, alſo (mit Weglaſſung des eingeklammerten einander): Er verſuchte, die Beine über (einander) zu ſchlagen = überzuſchlagen. Er hat die Beine über (einander) geſchlagen = übergeſchlagen. Noch weniger aber läſſt ſich die Behandlung der Zuſammenſetzung überſchlagen als einer echten oder untrennbaren rechtfertigen, worin regelrecht der Hochton auf die dritte Silbe zu legen wäre (⏑⏑–⏑) Er verſuchte die Beine zu überſchlagen. Er hat die Beine überſchlagen, was ſich freilich (ſ. o. das Beiſpiel aus Lindau) vereinzelt findet, aber ſchwerlich zur Nachahmung zu empfehlen iſt, vgl. in meinem Wörterb. III S. 943c unter überſchlagen II 2d das dort als „inkorrekt“ bezeichnete Beiſpiel aus Goethe: Jede Loge hat ihren überſchlagenen [ſtatt: übergeſchlagenen] Teppich, ſ. auch S. 326 Anm. 9.

61. „Er ſang nun aus vollſter Bruſt ein ſpaniſches Volkslied . . . mit echt andaluſiſchem Juchzer,“ ſ. zu dem Schlufswort mein Wörterb. I S. 836a—c und Ergänz.-Wörterb. S. 287c.

62. „Einen Börſenrath, ob Sie Papiere behalten oder nicht behalten ſollen, den kann ich Ihnen beim beſten Willen nicht geben,“ Nr. 566 = einen Rath in Bezug auf Angelegenheiten der Börſe.

63. „Der Mann, der um ſeinen geſchäftlichen Vortheil willen Weiberwitz und Weiberſchlauheit vorſpannte“ Nr. 568, ſ. mein Wörterb. III S. 1127b, wo es heißt: „in engrem Sinn: Zugthiere noch vor die (oder

zu den) ſchon am Wagen befindlichen ſpannen (ſ. vorſetzen 1 e) eigentlich und übertragen“ — wie hier.

64. „Eugenie ſchien es auch zu bereuen, daſs ſie ſich vergeſſen hatte. Der Ausbruch ihrer Offenheit war elementar geweſen“, gewöhnlicher: war mit elementarer Gewalt erfolgt. Bei einer Erörterung, wie an dieſer Stelle das Fremdwort etwa hätte vermieden werden können, wurden mancherlei Vorſchläge gemacht. Einem davon will ich hier wenigſtens ein Plätzchen einräumen: „Eugenie ſchien es auch zu bereuen, daſs ſie ſich vergeſſen und zu dem Ausbruch dieſer Offenheit hatte hinreißen laſſen. Aber ihr Gefühl hatte ſie überwältigt und unwiderſtehlich fortgeriſſen.“ Vielleicht regt dieſe Mittheilung einige Leſer dieſer Zeitſchr. zu weitern Vorſchlägen an.

65. Kap. VII. „Die Berufung auf das Kind wirkte alſo auf Eugenie unaufrichtig und phraſenhaft.“ Die Verbindung des Zeitworts wirkte mit den Umſtandswörtern unaufrichtig und phraſenhaft iſt ſprachlich nicht richtig; denn nicht die Wirkung war eine unaufrichtige und phraſenhafte, ſondern Das, was dieſe Wirkung erzeugte. Es hätte etwa heißen ſollen: „Die Berufung auf das Kind verfehlte alſo die (beabſichtigte) Wirkung, weil Eugenie ſie als unaufrichtig und phraſenhaft erkannte.

66. Kap. VIII. „Ich habe heute ſchon ſtarken Verdruſs gehabt. Und nun kommt noch ein kleiner Ärger hinzu“ Nr. 572, vgl. mein Wörterb. deutſcher Synonymen (2. Aufl.) S. 151/2, wozu ich bei dieſer Gelegenheit noch — ebenfalls aus der Nat.-Ztg. (42, 432) — folgenden Satz von Trojan füge: „Die Frauen, die, abgeſehen von einem kleinen Morgenärger, noch keinen Verdruſs gehabt“.

67. „Hätte ſie damals die Wahrheit geahnt, hätte ſie ſich mit einem Manne verbunden, deſſen ganzes Weſen ihr ſo durch und durch ſympathiſch war, deſſen Charakter, wie ſie glaubte, wie ſie hoffte, wie ſie wuſste, auch nicht von einer einzigen unedlen Faſer durchzogen war, — mit dem Manne, den ſie hätte lieben können, den ſie, ohne es ſich zu geſtehen, ſchon geliebt hatte, den ſie, wie ſie ſchaudernd jetzt erkannte, auch noch zu dieſer Stunde lieben konnte, — wie anders, wie ganz anders würde ſich ihr Daſein geſtaltet haben!“ Ich habe das Vorſtehende als ein Beiſpiel eines wohlgegliederten und darum trotz ſeines Umfanges klaren, deutlichen und überſichtlichen Satzgebildes in bewegter Rede hergeſetzt und möchte noch beſonders auf die durch Sperrdruck hervorgehobene aufſteigende Stufenfolge (oder den Klimax) aufmerkſam machen, vgl. dazu meine „Deutſchen Sprachbriefe“ S. 298b, Abſchnitt [374] § 4.

68. „Sie können Sich denken, daſs ich dieſer frivolen Tändeleien mit der Zeit recht überdrüſſig wurde und eigentlich jeden neuen

Bekannten mit einem gewiſſen Miſstrauen entgegentrat“ Nr. 574. Streng genommen ſind hier die durch Sperrdruck hervorgehobenen beiden Wörter in ihrer Zuſammenſtellung nicht ganz richtig. Ein Bekannter iſt (ſ. mein Wörterb. I S. 863 b) Jemand, „mit dem man bekannt iſt“, nicht: Einer, mit dem man eben erſt bekannt wird, Bekanntſchaft macht ꝛc., und doch will hier die ſprechende Perſon, wenn ſie von neuen Bekannten ſpricht, damit nicht Leute bezeichnen, mit denen ſie erſt ſeit Kurzem bekannt iſt, ſondern eben erſt bekannt wird, die ſich ihr vorſtellen, um mit ihr Bekanntſchaft anzuknüpfen. Dieſe Bemerkung nimmt es vielleicht etwas zu ſtrenge; aber meiner Anſicht nach hätte Lindau doch vielleicht richtiger geſagt: „daſs ich . . . eigentlich Jedem, der meine Bekanntſchaft ſuchte, mit einem gewiſſen Miſstrauen gegenübertrat.“

69. „Man heirathet eben nicht vom Flecke weg jedes hübſche junge Mädchen, das Einem gefällt“ = auf dem Fleck, auf der Stelle, ſofort ꝛc., ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 204 unter Fleck 1 b.

(Schluſs folgt.)

Das R.

Von Dr. Herman Schrader.

Das R iſt ein intereſſanter Buchſtabe, wenn es richtig geſprochen wird. Aber freilich wird es leider von den Sprechenden oft arg gemiſshandelt. Wenn es zu Anfang eines Wortes oder einer Silbe ſteht, klingt es oft wie gh, z. B. Ghuhe d. h. Ruhe, Moghal d. h. Moral. Steht es am Schluſſe eines Wortes, ſo hört man oft ziemlich deutlich ein kurzes a ſprechen z. B. U-a, O-a d. h. Uhr, Ohr. Nein, wie ein leiſer Donner ſoll es aus dem Munde kommen und, da es ein Semivokal iſt, ſo kann es lange ausgedehnt werden, wie es die ſtolzen Franzoſen gern machen, wenn ſie von ihrer grrrrande nation reden. Ganz anders klingt es, wenn Jemand auf die Frage, wann ſeine Schwiegermutter zum Beſuch komme, die Antwort giebt: „Zu Anfang Decembrrr“. — Man hört ihm das innerliche Grauſen an. — Das bloße brr ſchon ſtößt man aus, wenn man ſchaudert oder ſich ſchüttelt vor Froſt oder Abſcheu (ſ. Sanders Wörterb. I S. 245 c). — Unſre Kinder geben ſich redliche Mühe, wenn ſie ſich üben, ſcharf auszuſprechen: dreiunddreißig römiſche Reiter ritten raſch ums römiſche Rathhaus herum, wie ſie — beiläufig — ihren Scherz mit dem w treiben: Wir Wernigeröder Waſchweiber wollten wohl weiße Wäſche waſchen, wenn wir wüſsten, wo weiches Waſſer wär. Richard Wagner — wegen ſeiner Operntexte — müſste doch ſeine helle Freude an dieſen Kinderſpielereien haben.

Das R zumal in Verbindung mit dem O hat etwas Donnerähnliches an ſich. So malt das Wort Donner trefflich den Klang des Donners; und der alte Gott des Gewitters heißt paſſend Donar. Drum iſt das am kräftigſten klingende Fluchwort Donnerwetter (in den Rheingegenden Dunerkiel). Ja, das Volk verſtärkt den Klang wohl auch noch durch ein eingeſchobenes d: Donderwetter. Eine gleiche Verbindung des R mit dem O zur Bezeichnung des Donners haben auch andere Sprachen. So das lateiniſche tonitru und das franzöſiſche tonnerre (auch foudroyer hat dieſen Ton); ſpaniſch tonar, weniger ſchön italiäniſch tuono. Das engliſche thunder lehnt ſich an das Deutſche, zumal an das Mundartliche. Am treffendſten aber malt doch das Griechiſche den Donner in *βροντή* und in *κεραυνός* (wenn Blitz und Donner als Eins gedacht werden). — Das Hebräiſche iſt weniger treffend, weil es in raam (zweiſilbig) den hellen Vokal a einſchiebt.

Wenn wir wahrnehmen, daſs faſt alle äußerliche Thätigkeit des Menſchen, wie auch die elementaren Kräfte, das Feuer, das fließende Waſſer, die bewegte Luft, mit irgend einem Geräuſch verbunden ſind, ſo werden wir es ganz natürlich finden, daſs die ſprachbildenden Menſchen jene Klänge mit ihren Worten nachzuahmen ſuchten. So pfeifen und pfiff: klimpern und klappern; bellen, ballern, bullern; rappeln, rumpeln; ribbeln (wribbeln), rubbeln. Wie fein weiß der Grieche in dieſer Weiſe ſich Wörter zu bilden! *πιππίζω* piepen wie ein Vogel, *παππάζω* vom lallenden Kinde, das ſchmeichelnd Papa ſagt, *πυππάζω* einen Ausruf der Verwunderung ausſtoßen, vor Erſtaunen *πύππαξ* rufen, *ποππύζω* durch einen ſchnalzenden, ſchmatzenden Ton anlocken, indem man die Lippen zuſammendrückt und ſo die Luft einſaugt oder herausſtößt. Daneben noch *ποπίζω*, wie der Wiedehopf, der *ἔποψ* heißt, hophop ſchreien. Wie wir das Hellere und Dunklere in girren und gurren unterſcheiden, ſo der Grieche (und wir) *μηκάομαι* meckern, quäken, und *μυκάομαι* muhen, brüllen. Ähnlich *ἀλαλάζω* zu Beginn der Schlacht ein muthiges Kriegsgeſchrei erheben, und *ὀλολύζω* laut aufſchreien in Klage; was wir vielleicht annähernd wiedergeben können: ein Geſchrei, ein Geſchricht erheben.

Bei dieſen Schallnachahmungen ſpielt nun das R eine große Rolle. Zunächſt heißt das R darum der Hundebuchſtabe, wie wir denn das langausgedehnte R des Hundes bezeichnend durch knurren wiedergeben. Schon bei den alten Griechen und Römern führte dieſer Buchſtabe dieſen Namen. litera canina irritata canis quod R R quam plurima dicat. Auch im Engliſchen the dog-letter. — Da der R-Laut dadurch entſteht, daſs der Rücken der Zunge emporgehoben und der durch engen Kanal hindurch gepreſste Luftſtrom den vorderen dünnen Saum der Zunge in eine zitternde

Bewegung oder in Schwingungen verſetzt (die man andauern laſſen kann) — was eine größere Kraft erfordert als die Bildung anderer Laute, — ſo tritt das R treffend da ein, wo es gilt, eine kräftige Wirkung zu erzielen, wo man in Zittern verſetzen und Schrecken erregen oder Gelärm und rollende Bewegungen ſchildern will. Auch das Rauhe, Harte, Derbe, Grobe, Starre nimmt gern dieſen Laut an. Das zeigen ſchon die eben genannten fünf Wörter, denen wir noch folgende zufügen: rollen, rauſchen, raſſeln (raſſelnde Räder), räuſpern, rülpſen, raffen, rappeln, rupfen, rumpeln, raufen. Das R braucht auch nicht am Anfang der Wörter zu ſtehen und zeigt doch ſeine Kraft: knurren, murren, klirren, brüllen, praſſeln, trillern, Wirrwarr. Beachten wir die hier dem R beigefügten Vokale, ſo dürfen wir ſagen, das bezeichnete Geräuſch ſei durch den Klang der Wörter förmlich in Muſik geſetzt. — Wie klangſchön iſt das Wort: der Fluſs iſt gefroren. Das fl, noch mehr das Wort fließen, deutet auf das ſanft hingleitende Waſſer, das o zwiſchen zwei r auf das Starre hin.

Das Rauhe, Starre, Harte des R wird noch verſchärft, wenn ihm ein G vorhergeht, dem dann auch entſprechende Vokale beigefügt werden. Graus, gram, grabbeln, Granne (Borſte, Stachel), graſs, gräſslich, Grat (ſcharfe Kante); grätſchen (mit ausgeſperrten Beinen gehen), grau, Gräuel, Greuel, grauen, graulich, grauſam, Graus (Schutt), griesgram, Grimm, Grind, grinſen, grob, Grube, grübeln, Grus (Schutt, Geröll). — Hierauf macht ſchon der ſchnarrende Greif in der klaſſiſchen Walpurgisnacht des zweiten Fauſt aufmerkſam, wenn er ſagt:

Jedem Worte klingt
Der Urſprung nach, wo es ſich her bedingt:
grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
etymologiſch gleicherweiſe ſtimmig,
verſtimmen uns.

Wenn andere Konſonanten ſich zum R geſellen, ſo giebt das dem Worte etwas Kräftiges, Belebendes, Rühriges, Friſches: Kraft, brav, kernig, ſtark, kribbeln und krabbeln, prangen, prunken, Krimskrams (franzöſiſch cric-crac). Manche Verkleinerungswörter wechſeln den Laut, wie frieren, Froſt, fröſteln; raufen, Rüffel, rüffeln; rauſchen, raſcheln, ruſcheln; reiben, ribbeln oder wribbeln (zwiſchen den Fingern reiben), rubbeln, abrubbeln (verächtlich und unſanft einen ſchmutzigen Buben abreiben). Beſonders giebt die Verbindung fr einen friſchen Klang: freuen, Freude, Friede, freien, froh, früh, Frühling; und die Turner haben ſich ganz ſinnig ein vierfaches fr zum Wahlſpruch genommen: friſch, fromm, fröhlich, frei.

Höchſt intereſſant für den Sprachforſcher iſt es auch, zu ſehen, welche Wandlungen das R bei verſchiedenen Völkern im Laufe der Zeiten erfahren hat. Am natürlichſten erſcheint da wohl ſeine Vertauſchung mit L, ein-

mal, weil beide Buchſtaben in ähnlicher Weiſe gebildet werden, und ſodann, weil L ſich ungleich leichter als R ſprechen läßt. Dieſe Vertauſchung geſchieht ſo häufig, daſs man ſie ſogar mit dem beſonderen Namen Lambdacismus bezeichnet (Lambda iſt der griechiſche Name für das L. Schon die Griechen nannten ſo die Vorliebe für das L). Am bekannteſten iſt im Deutſchen wohl, daſs das Volk ſtatt Barbier, barbieren gern Balbier, balbieren ſagt. Der lateiniſche und griechiſche Marmor verwandelte ſich zuerſt in Marmul und dann in Marmel. Dichter brauchen gern das Wort Marmelſtein. Wir können auch an das mundartliche Kilche für Kirche und Bilche für Birke erinnern. Aus dem lateiniſchen peregrinus haben wir Pilgrim und Pilger gemacht, der Italiäner macht aus Sant Erasmo Sant Elmo. Der Lateiner verwandelt perlegere, perlucere, perlucidus in pellegere, pellucere, pellucidus. Das griechiſche λείριον geht in das lateiniſche lilium und in das deutſche Lilie über. Der altſemitiſche Name Kedorlaomer (1. Moſ. 14, 19) wird von der LXX als Chodollogomor wiedergegeben. Das hebräiſche kikkar iſt aus kirkar entſtanden. Beiläufig wollen wir auch hinzufügen, daſs Himilcar in Himilco und Barmilcar in Bomilco bei den Puniern übergegangen iſt. — Leider ſchleift ja unſer deutſches Volk wohlklingende Endſilben von Ortsnamen gern in tonloſe ab. So Darßen und Deerßen ſtatt Dardesheim und Deersheim, Borne und Börßen ſtatt Bornum und Börßum, Rockeln ſtatt Roklum, Achen ſtatt Achim. — Wenn man meint, daſs umgekehrt L in R übergehen könne und zum Beweiſe ſich auf das attiſche κρίβανος (Art Scherben) ſtatt κλίβανος beruft, ſo dürfte man mit vielleicht mehr Recht die Sache umdrehen und ſagen, aus dem attiſchen κρίβανος ſei das mundartliche κλίβανος gemacht worden.

Weit auffallender iſt der Wechſel zwiſchen R und S. Doch ſcheint die Sache außer Zweifel zu ſein. Und zwar iſt S die ältere Form. Früher hieß es verlieſen, frieſen ſtatt verlieren, frieren; und in den Wörtern Verluſt und Froſt haben wir noch ein Überbleibſel des S. Merkwürdiger noch iſt das Wort kieſen, mit den alten Formen kos, kurn, gekorn, da wir daneben das Wort küren haben. In völlig gleichem Sinne ſagt man noch jetzt erkoren und erkieſt (im Liede: In allen meinen Thaten). Das Zeitwort weſen iſt verloren gegangen, nur noch in geweſen zu erkennen; die alte Form was (noch jetzt im Plattdeutſchen und im Engliſchen) iſt längſt in war übergegangen. Auch im Lateiniſchen hat die alte Form arbos und honos (noch in honestus iſt Hindeutung darauf) der ſpäteren Form (um des Stammes willen) arbor, honor weichen müſſen. — Vielleicht ſteckt ſogar in dem berliniſchen Wort Beſinge (Heidelbeere) ein Verkleinerungswort von Beere.

Daſs auch das D in R übergeht, wird wunderlich genug erſcheinen. Und doch iſt es geſchehen. Ich kenne freilich nur zwei Beiſpiele. Das lateiniſche meridies (Mittag) iſt ohne Zweifel aus medius dies (die Mitte des Tages) gebildet. Und die Engländer, welche freilich oft ſeltſame ſprachliche Verdrehungen ſich erlauben, kürzen den Namen Richard in Dick ab.

Bei oberflächlichem Betrachten könnte man zu der Meinung kommen, das R ſei in Präpoſitionen, die mit einem Vokal anfangen, des Wohlklanges wegen oder zur Erleichterung des Sprechens eingeſchoben, in: darin, daraus, darüber, darauf, darunter. Dem iſt jedoch nicht ſo. Denn hier haben wir vielmehr das ältere Wort dar für da, d. h. nach einem beſtimmten Orte hin. Man ſagte früher: Es ſind noch ſechs Wochen dar (bis zu Neujahr). In Verbindung mit manchen Zeitwörtern gebrauchen wir noch jetzt das alte dar: darbringen, darreichen, darthun, darſtellen u. ſ. w., getrennt vom Zeitwort, Matth. 25, 20: er legte fünf Zentner dar. Dagegen in Zuſammenſetzungen mit hier laſſen wir das R gern fallen, früher wohl noch mehr als jetzt, wenn die Präpoſition mit einem Konſonanten beginnt: hiemit, hievon, hiedurch, hiebei, hiezu.

Nach Dem allen dürfen wir ſicherlich ſagen, daſs das R unſrer Sprache einen erfriſchenden Klang giebt. Als ich daher vor vielen Jahren einmal eine längere Erzählung las, in welcher der Verfaſſer abſichtlich und nicht ohne gewiſſe Kunſt den Buchſtaben R gänzlich vermieden hatte, ſo fand ich Das nach wenigen Sätzen ſo unerträglich, als wenn man mir eine Fleiſchbrühe ohne jegliches Salz gereicht hätte. Wenn in ähnlicher Weiſe die Sprache der Eingebornen von Tahiti (nach den Bruchſtücken, die ich vor Zeiten davon las) faſt nur aus Vokalen beſteht nebſt Häufung des L, ohne R, ſo mag Das paſſend und charakteriſtiſch ſein für ein Naturvolk, dem die herrliche Natur faſt alle Lebensbedürfniſſe in den Schoß wirft. Ein kraftvolles Volk will auch etwas Donnergepolter in ſeiner Sprache haben.

Es iſt ein hübſcher Gedanke, wenn man geſagt hat, das a (mit R oder einem andern Konſonanten verbunden) gleiche der weißen Farbe, das i der rothen und das u der ſchwarzen, wie denn auch das Lachen in a Ausdruck des Behagens, das in i das natürlichſte, und das in u der Ausdruck des Miſsbehagens affektierter und verrückter Menſchen ſei. Sehr ſinnig ſagt Dr. Grabow (dem wir einige Bemerkungen verdanken): Das ei! in hoher Stimmlage geſprochen bedeutet Beifall zollende, in tiefer Stimmlage miſsbilligende Verwunderung. Wie maleriſch iſt der Klang: Beifall zollen, und miſsbilligen! — Derſelbe macht auch darauf aufmerkſam, daſs das Hebräiſche — das doch ſonſt nicht eben an ſprachlichen

Schönheiten leidet — in den thätigen Formen des Zeitworts helle Vokale, in den leidenden Formen dunkle liebe und bevorzuge. So katal, kittêl, hiktil, hithkattêl (tödten, morden, tödten laſſen, ſich morden), dagegen paſſiviſch in den Participien: katûl, mêkuttâl, moktâl (getödtet, gemordet). —

So möge denn auch dieſer Aufſatz, wie ſchon ein früherer über i, a, u, mit dazu helfen, die Schönheit unſrer deutſchen Sprache auch nach der Seite hin zu erkennen und zu würdigen, wo ſie gehörte Töne der Außenwelt, wie auch innere Gemüthsſtimmungen durch den Klang der gebildeten Worte maleriſch oder muſikaliſch nachbildet.

Zu einem Aufſatze von Karl Frenzel.

Die National-Ztg. bringt über den jüngſt erſchienenen Band von Heinr. v. Treitſchke's „Deutſcher Geſchichte des 19 Jahrhunderts" aus der Feder des fein- und ſcharfſinnigen Karl Frenzel eine höchſt anregende und beachtenswerthe Beſprechung. Zu dem 2. der Aufſätze (Nat.-Ztg. 47, 658) habe ich mir einiges Sprachliche angemerkt, das ich den Leſern meiner Zeitſchrift füglich hier mittheilen zu dürfen glaube.

1. Vergleicht man das Jahrzehnt von 1840 bis 1849 mit dem folgenden in unſerer Geſchichte, ſo wird man nicht anſtehen, es trotz ſeiner Irrungen und Fehlſchläge, trotz des endlichen Zuſammenbruches ſeiner Erwartungen und Ideale als eine der hoffnungsvollſten und hochfliegendſten Epochen in dieſem Jahrhundert zu bezeichnen.

Dieſen Satz habe ich hier mitgetheilt als Nachtrag zu meinem Wörterb. I S. 462b, wo ich unter fliegen in Nr. 1 nur geſagt habe:

Mein Wunſch [ſ. 3] fliegt [ſteigt, ſtrebt] nicht ſo hoch. Wieland 12, 246. Mein hochfliegender [hochſtrebender] Geiſt. Schiller 112b. Von dieſer hochfliegenden [hochtrabenden] Art zu denken. Wieland 5, 10 ꝛc.,

ohne über die Steigerung dieſes eigenſchaftswörtlichen Mittelworts Etwas hinzuzufügen. Das Nöthige darüber findet ſich freilich in meinen Hauptſchwier. unter dem Stichwort Steigerung in Nr. 5 (S. 262b ff.), woraus ich hier zunächſt den Anfang herſetze:

5. Verſchieden von dem in 4 Behandelten ſind Zuſammenſchiebungen eines Adjektivs, namentlich eines Verbaladjektivs oder eines adjektiviſchen Particips mit einem davorſtehenden Adverb, obgleich einzelne dieſer Zuſammenſchiebungen ſich ſehr nahe mit Zuſammenſetzungen berühren und zum Theil darein übergehen

und weiterhin im Beſonderen (S. 264b):

Sie iſt die hochbegabteſte von allen [Schweſtern] Schiller 449b . . . ., vgl.: Sie iſt die höchſt [oder am höchſten] begabte Schweſter u. ſ. w., nicht zu verwechſeln mit dem Adv. höchſt als abſolutem Superlativ (ſ. d. 10b) wie äußerſt ꝛc. [= ſehr, ungemein ꝛc.], auch beim unbeſtimmten Artikel z. B.: Sie iſt ein höchſt begabtes Mädchen u. ſ. w., welches höchſt zu allen ſteigerungsfähigen Adjektiven treten kann, auch zu ſolchen, von denen die Verbindung mit hoch nicht üblich iſt, z. B.:

Ein höchſt — armes, elendes, leichtſinniges, unglückliches, verworfenes ꝛc. Geſchöpf (ſ. Schluſs). Vgl. dagegen als Steigerung des Poſitivs hoch bei Participien, z. B. (ſ. o.): Einzelnen Höherbegabten. Humboldt Kosm. 2, 310. Wo iſt ein höher Beglückter? An. Grün Ritter 62. Ein anderer höher gebildeter Stand. Fichte 7, 279 ꝛc. vgl. auch mit Participien Präſ., z. B.: Die hoch, höher, am höchſten oder höchſtgehenden [daneben: die hochgehenderen, die hochgehendſten] Wellen. Der höher ſtrebende Geiſt. Heine 1, 132, vgl.: Der hochſtrebendere und ſo: der zum Höchſten ſtrebende und der hochſtrebendſte Geiſt, wie bei den vollſtändig zu zuſammengeſetzten Adjektiven gewordenen Participien ausſchließlich, z. B.: hochfahrender, am hochfahrendſten; hochtrabender, am hochtrabendſten ꝛc.

Vgl. in dieſem Heft der Zeitſchr. S. 410 Nr. 34, S. 427 Nr. 3 und einigermaßen auch S. 428. Abſchließend füge ich hier noch hinzu:

Die hochfliegendſten Erwartungen. National-Ztg. 41, 415. Rundſchau 14, 4, 426 u. o.

Dagegen z. B.:

Der am höchſten oder: höchſt fliegende Vogel ſollte König werden u. Ä. m.

2. Treitſchke hat ſich durch ſeine Antipathie gegen den Liberalismus, der doch in jener Zeit gar nicht anders als in der engliſch-franzöſiſchen Schablone und mit einem Stich ins Weltbürgerliche auftreten und weder urgermaniſch noch antiſemitiſch gefärbt ſein konnte, um die richtige Würdigung des Vereinigten Landtags gebracht. Seine Berufung war die größte freie politiſche That Friedrich Wilhelm's IV.

Das von mir im Druck hervorgehobene ſeine iſt hier nicht ohne Anſtoß. Zunächſt wird der Leſer immer eher geneigt ſein, es auf Treitſchke als auf den Vereinigten Landtag zu beziehen. Der kleine Miſsſtand wäre beſeitigt, wenn der Schluſs etwa gelautet hätte:

„deſſen Berufung die größte freie politiſche That Friedrich Wilhelm's IV. war."

3. Darum erregte die Rede des Königs bei der Eröffnung des Landtags mit ſeinem Gelöbnis: „Daſs es keiner Macht der Erde je gelingen ſoll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch ſeine innere Wahrheit ſo mächtig machende Verhältnis zwiſchen Fürſt und Volk in ein konventionelles, konſtitutionelles zu wandeln, und daſs ich es nie und nimmermehr zugeben werde, daſs ſich zwiſchen unſern Herrgott im Himmel und dieſes Land ein beſchriebenes Blatt gleichſam als eine zweite Vorſehung eindränge, um uns mit ſeinen Paragraphen zu regieren und durch ſie die alte Treue zu erſetzen", allgemeinen Tadel und Widerſpruch.

Hier erregt es zunächſt einen ſprachlichen Anſtoß, daſs in dem mit daſs eingeleiteten, die Worte des Königs anführenden Satze die unabhängige (direkte) Redeweiſe ſtatt der abhängigen (indirekten) gewählt iſt (ſ. meine Hauptſchwier. S. 180 ff. und als Ergänzung Ipſen's Aufſätze hier in dem 6. Jahrgang der Zeitſchr. S. 205 u. f. w.). Sprachlich richtiger hätte es wohl heißen müſſen:

Daſs es keiner Macht . . . je gelingen ſolle, ihn zu bewegen ꝛc. . . . und daſs er es nie zugeben werde ꝛc.

Außerdem aber iſt in Bezug auf den Stil zu tadeln, daſs hier das von dem Zeitwort erregte abhängige Objekt (allgemeinen Tadel

und Widerſpruch) durch die lange Zwiſchenſchiebung ſo weit getrennt und aus einander geriſſen iſt, vgl., was ich in meinen Hauptſchwier. unter den Titelköpfen Satzeinſchaltungen und Nachklappende Satztheile (ſ. hier beſonders die Fußanm.) aus einander geſetzt, und als einen Verbeſſerungsvorſchlag etwa:

Darum erregte es allgemeinen Tadel und Widerſpruch, als bei Eröffnung des Landtags der König das Gelöbnis ausſprach: „Keiner Macht der Erde ſoll es je gelingen, mich zu bewegen u. ſ. w. . . . und nie und nimmermehr werde ich es zugeben, daſs ꝛc. . . .“

Der Prolog zum „Wallenſtein“

kann ſo, wie er vorliegt, bei den Wallenſtein-Aufführungen nicht geſprochen werden, weil er eine für den Abend der erſten Aufführung, die im Jahre 1798 ſtattfand, berechnete Gelegenheitsdichtung iſt. Er deutet auf das Auftreten Iffland's und Schröder's in Weimar hin und enthält noch andere Hinweiſe auf vergängliche Zufälligkeiten. Dennoch wird man nicht leugnen, daſs es wichtig und wünſchenswerth wäre, ihn wegen ſeines unvergänglichen und unvergleichlichen Gehaltes ſprechen laſſen zu können; es gilt alſo, ihn mit Ausſcheidung jener Zufälligkeiten umzugeſtalten. Im Folgenden gebe ich den Verſuch einer ſolchen Umgeſtaltung. Viele werden den Prolog beſſer umarbeiten können als ich; ich bitte ſie, es zu thun. Nur eine Anregung wollte ich gegeben haben, damit er der Bühne nicht dauernd entzogen bleibe, denn dieſer Prolog iſt dem Range nach der erſte Prolog in der dramatiſchen Litteratur aller Völker und aller Zeiten.

Freienwalde a. O., im December 1894.

Dr. Eduard Schulte, Gymnaſiallehrer a. D.

Als Schiller einſt in Weimar's goldnen Tagen
Sein Drama „Wallenſtein“ zum erſten Mal
Auf Weimar's hehre Bühne bringen wollte,
Da gab er ihm ein Wort mit zum Geleit.
Das Haus, in dem man ſpielte, war erneuert,
Verſchönt durch Umbau, und mit „Wallenſtein“
Ward neu es nun eröffnet. Dieſer Anlaſs
Bewog den Dichter, im Prolog den Neubau
Mit Freude zu begrüßen, einen Blick
Der frühern Zeit der Bühne gern zu gönnen,
Der Zukunft hoffnungsfreudig zu gedenken
Und auf das neue Drama hinzuweiſen.
Gelegentliche Dichtung war es nur,
Was Schiller damals im Prologe ſchrieb;
Vergehen muſste mit der Stunde Alles,
Was nur der Stunde diente; doch dem Spruch,
Der nur für jenen Abend Geltung hatte,
Sind Worte auch geſellt, die ewig gelten,
Und dieſe ſollen unvergeſſen ſein.
Die Schauſpielkunſt, ſo ſpricht der Dichterfürſt,
Iſt Geiſt in ſeiner flüchtigſten Erſcheinung.
Gar ſchnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meißels, der Geſang
Des Dichters nach Jahrtauſenden noch leben.
Hier ſtirbt der Zauber mit dem Künſtler ab,

Und, wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauſcht des Augenblicks geſchwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer iſt die Kunſt, vergänglich iſt ihr Preis;
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze:
Drum muſs er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der ſein iſt, ganz erfüllen,
Muſs ſeiner Mitwelt mächtig ſich verſichern
Und im Gefühl der Würdigſten und Beſten
Ein lebend Denkmal ſich erbaun. — So nimmt er
Sich ſeines Namens Ewigkeit voraus;
Denn, wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, Der hat gelebt für alle Zeiten.
Die neue Ära, die der Kunſt Thaliens
Auf Weimar's Bühne nun erblühen ſollte,
Stellt Schiller dann als einen Antrieb hin,
Uns aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu verſetzen.
Entbrannt ſeit Jahren war zur Zeit der Kampf,
Den Frankreich gegen halb Europa führte;
An ihn erinnert Schiller, und er wünſcht,
Sein Drama ſolle des erhabenen
Moments der Zeit nicht unwerth ſein, denn nur,
Sagt er, der große Gegenſtand vermag,
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert ſich der Sinn,
Es wächſt der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.
Da um der Menſchheit große Gegenſtände,
Um Herrſchaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunſt auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug verſuchen, ja, ſie muſs,
Soll nicht des Lebens Bühne ſie beſchämen.
In jenen Kämpfen brach die alte Form,
Die nach dem dreißigjähr'gen Kriege einſt
Der Friedensſchluſs der Staatenwelt gegeben.
So ließ die Brücke zwiſchen Schiller's Zeit
Und Wallenſtein und ſeiner Zeit ſich ſchlagen.
Und mit beredtem Wort ſagt der Prolog:
In jenes Krieges Mitte ſtellt euch jetzt
Der Dichter. Sechzehn Jahre der Verwüſtung,
Des Raubs, des Elends ſind dahin geflohn,
In trüben Maſſen gäret noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung ſtrahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen iſt das Reich,
Verödet ſind die Städte, Magdeburg
Iſt Schutt, Gewerb' und Kunſtfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt Nichts mehr, der Krieger Alles,
Strafloſe Frechheit ſpricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern ſich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.
Auf dieſem finſtern Zeitgrund malet ſich
Ein Unternehmen kühnen Übermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffel raſch erſtieg
Und, ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunſt und Haſs verwirrt,
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
Doch euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
Auch eurem Herzen menſchlich näher bringen,
Denn jedes Äußerſte führt ſie, die Alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die größ're Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.
Nicht er iſt's, der in unſerm Vorſpiel ſchon
Erſcheinen wird. Doch in den kühnen Scharen
Die ſein Befehl gewaltig lenkt, ſein Geiſt
Beſeelt, wird euch ſein Schattenbild begegnen,
Bis ihn die ſcheue Muſe ſelbſt vor euch
Zu ſtellen wagt in lebender Geſtalt:
Denn ſeine Macht iſt's, die ſein Herz verführt;
Sein Lager nur erkläret ſein Verbrechen.
Darum verzeiht dem Dichter, wenn er euch
Nicht raſchen Schritts mit einem Mal ans Ziel
Der Handlung reißt, den großen Gegenſtand
In einer Reihe von Gemälden nur

Vor euren Augen abzurollen wagt.
Das Vorſpiel heut' gewinne euer Ohr
Und euer Herz den ungewohnten Tönen;
In jenen Zeitraum führ' es euch zurück,
Auf jene fremde kriegeriſche Bühne,
Die unſer Held mit ſeinen Thaten bald
Erfüllen wird.
Und, wenn die Muſe heut',
Des Tanzes freie Göttin und Geſangs,
Ihr altes deutſches Recht, des Reimes Spiel,
Beſcheiden wieder fordert, — tadelt's nicht!
Ja, danket ihr's, daſs ſie das düſtre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunſt
Hinüberſpielt, die Täuſchung, die ſie ſchafft,
Aufrichtig ſelbſt zerſtört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterſchiebt:
Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.

(Bei jener erſten Aufführung wurde der Prolog von einem der im „Lager" nachher auftretenden Soldaten geſprochen.)

Indem ich vorſtehend, dem Wunſche des Herrn Dr. Schulte gemäß, ſeine Umarbeitung des Schiller'ſchen Prologs zum „Wallenſtein" in meiner Zeitſchrift veröffentliche, füge ich aus Herrn Schulte's Begleitbrief an mich das Folgende hinzu:

„Es iſt ja wahr, daſs der Prolog nicht organiſch mit dem Drama zuſammenhängt und daſs Schiller ihn zu dauernder Verwendung nicht beſtimmt hat; denn dann hätte er ihn für dieſe Verwendung ſelber umgearbeitet. Aber die Nachwelt darf aus Piëtät gegen Schiller wohl anders über den Prolog denken als Schiller ſelbſt. Er ließ ihn nach der erſten Aufführung fallen, wir aber heben ihn wieder auf, weil er eins ſeiner ſchönſten Gedichte iſt. Iſt er für das Verſtändnis des Dramas nicht unentbehrlich, ſo iſt er doch dafür auch nicht unerheblich, denn er erinnert daſs die größere Hälfte der Schuld den unglückſeligen Geſtirnen zuzuſchreiben iſt ꝛc."

Ein japaniſches Liebespaar.

Von Berthold Laufen.

(Sonntags-Beilage zur National-Ztg. vom 16. Dec. 1894.)

1. „Dieſe Komuraſaki . . . war dasſelbe Mädchen, das er [Gomparachi] vor wenigen Monaten aus der Hand der Räuber errettet und zu ſeinen Eltern zurückgebracht hatte."

„Seinen Eltern". Sind das nun die Eltern Gomparachi's oder die des Mädchens, der Komuraſaki? Gemeint ſind die der letztern; aber der Leſer wird vielleicht eher an die Eltern des Liebenden (Gomparachi) denken. Jeder Zweifel und jede Zweideutigkeit wäre beſeitigt, wenn der Schriftſteller von der ſo nahe liegenden und natürlichen „Fügung nach dem Sinne" (ſ. Hauptſchwier. S. 158a Nr. 1 y) Gebrauch gemacht hätte: „Dasſelbe Mädchen, das [oder: die] er . . . zu ihren Eltern zurückgebracht hatte."

2. „Erkläre es mir; denn darunter waltet ein Geheimnis," vgl. ſprachüblich: „darunter ſteckt ein Geheimnis"; „Dem (oder hier) liegt ein Geheimnis zu Grunde"; „hier waltet ein Geheimnis ob".

3. „Komuraſaki, zerriſſen zwiſchen Freude und Scham, antwortete unter Thränen," vgl.: zerriſſenen Herzens, zwiſchen Freude und Scham ſchwebend ꝛc.

4. „Kenner der Litteratur wollen unwillkürlich durch dieſe japaniſche Liebesgeſchichte an die Liebe des Chevaliers des Grieux zu Manon Lescault in Prevoſt's berühmter Novelle erinnert werden", wo ſtatt des wollen ſinngemäß werden zu ſetzen geweſen wäre.

Klaſſikerdämmerung.

(Zolling's „Gegenwart" XLVI S. 105.)

Aus dem in der Überſchrift genannten Aufſatz hebe ich für meine Zeitſchrift die folgenden auf einer Spalte vorkommenden Stellen aus:

1. „Ein wenig die Litteratur, wenigſtens die von heute durchgemacht, und man gewöhnt ſich an Alles: an älteſten Kohl und neueſten Gegenkohl, an Verzweiflung und an Weltſturz."

Vgl. in meinem Wörterb. I S. 968a:

„**Kohl** . . . 2. namentlich burſchikos: langweiliges dummes Geſchwätz, Unſinn" mit Belegen aus Droyſen und Hegel in der Zuſammenſetzung: Allerwelts-Kohl (in König's Klubbiſten als mainzeriſch bezeichnet), vgl. auch das Zeitwort kohlen (a. a. O. S. 969a) in Nr. 4: „burſchikos: Kohl (ſ. d. 2) oder langweiliges dummes Geſchwätz vorbringen" mit Belegen von Riemer und Waldau. Die Zuſammenſetzung Gegenkohl wie hier in der „Gegenwart" in dem Sinne: „dummes Geſchwätz vom entgegengeſetzten Standpunkt aus" fehlt noch in meinem Ergänz.-Wörterb. und wird — meiner Anſicht nach — auch ſchwerlich in den allgemeinen deutſchen Sprachſchatz übergehen.

2. „Damit wird ſich der konſervative Goethe-Stürmer etwas überhaut haben," — vgl. in meinem Wörterb. I 704c/5a über die ſchwachformige Abwandlung von hauen (gehaut ſtatt gehauen) und die Zuſammenſetzungen: „Überhauen (⏑ ⏑ ⏑ ⏑) refl: ſich beim Hauen übernehmen, zu ſtark ausholend hauen, vgl. verhauen 3: Er überhaut ſich wie beim Fechten und trifft die Luft und fällt faſt ſelbſt um. Auerbach Neues Leben 1, 339."

3. „Die Überraſchung beſtand darin, daſs einer der konſervativſten Gegner der modernen Zeitmenſchen an einem der geſtempeltſten Vollkommenheits- und Ewigkeitsmenſchen auch Unvollkommenes und Vorübergehendes aufzuzeigen verſuchte."

Man beachte die hervorgehobenen Zuſammenſetzungen von Menſch: „Zeitmenſchen“, die nur der vorüber gehenden Zeit angehören — im Gegenſatz zu den Vollkommenheits- und Ewigkeitsmenſchen, die (als vollkommene Muſter auch für die Nachwelt) dauernd bleiben und der Ewigkeit angehören — und ferner den Superlativ geſtempeltſt für das übliche: anerkannteſt, ſ. in meinen Hauptſchwier. S. 261/2 unter „Steigerung 2“ zahlreiche Belege von Wörtern, die im eigentlichen Sinne durch ihren Begriff die Steigerung ausſchließen, ſie aber doch in einem andern (uneigentlichen oder verallgemeinerten) zulaſſen.

Auch eine Liebesheirath.

Humoreske von Guſtav Beßnard (Gegenwart 46. 202 ff.).

In dieſer Humoreske habe ich mir zwei Stellen angezeichnet, an die ich hier in meiner Zeitſchrift Bemerkungen anknüpfen möchte.

Die erſte Stelle lautet buchſtäblich:

„Miß Grace.“ In fußhohen Lettern ſtand es an den Anſchlagsſäulen zu leſen. Darunter war ein Bild angebracht und die Mittheilung, daſs beſagte Miſs, „die erſte Serpentintänzerin der Welt“, nachdem ſie in ihrer amerikaniſchen Heimath die nie dageweſenſten Triumphe gefeiert, nun auch die alte Welt durch ihre Kunſt zu entzücken gedenke.

Schon wiederholt ſind hier in der Zeitſchrift (unter Hinweis auf meine Hauptſchwier. S. 261) Beiſpiele von Eigenſchaftswörtern gegeben worden, die im eigentlichen Sinne durch ihren Begriff die Steigerung ausſchließen, ſie aber doch in einem andern (uneigentlichen oder verallgemeinerten) zulaſſen. Dazu gehört auch das im Obigen durch Sperrdruck hervorgehobene, vgl. auch in den Hauptſchwier. S. 137b das über die Steigerung des in der Bedeutung ſich anſchließenden einzig. Worauf ich aber hierbei noch beſonders die Aufmerkſamkeit hinlenken möchte, Das betrifft die Rechtſchreibung. Geſteigert iſt hier nicht etwa das Wort dageweſen (ein eigenſchaftswörtliches Mittelwort in Verſchmelzung mit einem Umſtandsworte des Ortes oder — in der üblicheren lateiniſchen Ausdrucksweiſe: ein adjektiviſches Particip in Verſchmelzung mit einem Ortsadverb), ſondern vielmehr dies durch die Verbindung mit dem vorgeſetzten nie in ſeinen Gegenſatz umgewandelte Wort. Die richtige Schreibweiſe wäre alſo: die niedageweſenſten Triumphe (oder wenigſtens: die nie-dageweſenſten mit Bindeſtrichen), vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 632c, woraus ich hier folgende ſcherzhafte Bildungen von Hauptwörtern auf heit (aus der Glaſsbrenner'ſchen Montags-Ztg.) herſetze:

„Eine ſolche Nochnichtdageweſenheit. Sämmtliche Charaktere ſind von einer Schondageweſenheit ohne Gleichen ꝛc.," wofür nicht die Schreibweiſe ſtatthaft wäre: Einer . . . noch nicht Dageweſenheit; von einer ſchon Dageweſenheit.

Die zweite Stelle in der Humoreske heißt (wiederum buchſtäblich):

„My heart is not here," deklamierte das Beinkleid. Hier fragt wohl der Leſer: Wie in aller Welt kann denn aber ein Beinkleid deklamieren? — aber es iſt eben auch nicht das Beinkleid als ſolches gemeint, ſondern vielmehr die das Beinkleid tragende Perſon; und darin ſoll eben der von dem Verfaſſer beabſichtigte Witz ſtecken, der dadurch vorbereitet iſt, daſs es in einer früheren Stelle der Humoreske heißt:

Der Eingeführte war eine Blüthe der jeunesse dorée. An Stelle der Hoſe trug er zwei fackähnliche Behälter. Jacket und Weſte waren deſto knapper. Hier muſste der Stoff zu Neige gegangen ſein. Aus der linksſeitigen Taſche ſeines „Beinkleides" hing ein gelber Lederriemen mit bügelartigem Griff ꝛc, —

wo der Leſer vielleicht zuerſt verdutzt fragt, warum hier das Wort Beinkleides in Anführungszeichen eingeſchloſſen ſei, ehe er ſpäterhin entdeckt, daſs er durch die Anführungszeichen auf den kommenden Witz vorbereitet werden ſoll, der dann im Folgenden wiederholt und fortgeführt wird. Hier heißt es nämlich im weitern Verlauf:

„Speak you not English?" frug das Beinkleid . . .

„Echauffieren Sie ſich nicht, meine Gnädige," verſetzte das Beinkleid . . .

„O . . .!" lächelte das Beinkleid . . .

Nun wurde auch das Beinkleid kalt geſtellt.

Ich weiß nun freilich ſehr wohl, daſs es im Deutſchen nicht unſtatthaft iſt, eine Perſon durch ein ſie von Andern unterſcheidendes Kleidungsſtück zu bezeichnen, ſ. beiſpielsweiſe mein Wörterb. II S. 237 b, wo ich unter Mantel in Nr. 2 geſagt habe: „zuweilen für eine Perſon im Mantel, vgl. Domino, Maske ꝛc., z. B: Da kam noch einmal ein weißer Mantel, | der fragte nach ꝛc. Körner . . ., ſ. Roth-, Weißmantel" und ſo andere Stellen, aber meines Erachtens iſt in dem oben Angeführten der von dem Verfaſſer der Humoreske beabſichtigte Witz doch gar zu ſehr bei den Haaren herbeigezerrt und namentlich hat der Verfaſſer bei der Wiederholung nicht beachtet, daſs „Kürze des Witzes Würze" iſt. Die Leſer mögen entſcheiden ob ich mit dieſer Bemerkung im Rechte bin.

Narciſs.

Neue Novellen von Adolf Wilbrandt (Berlin 1870) S. 1—136.

1. S. 8: „Zu ſeiner Linken rauchte der Veſuv, faſt bis zu halber Höhe von weißen Landhäuſern und Weilern erklettert", mehr im Ton der dichteriſchen oder wenigſtens der gehobenen Sprache als in dem der einfachen Erzählung, da man gewöhnlicher von lebenden Weſen oder auch z. B. von Pflanzen ſagt, daſs ſie klettern, Etwas erklettern, aber nicht von Landhäuſern und Weilern, wenn man ſie nicht eben — mit dem Kunſtausdruck — perſonificieren, d. h. als belebte Weſen darſtellen will, vgl. die zweite Novelle Nr. 16.

2. S. 8: „Der Blick ſchweifte dann weiter nach Weſten zu und löste ſich in dem träumeriſchen Duft, in dem die kampaniſchen Inſeln wie entkörpert ſchliefen" (vgl. 1), wo ebenfalls das Unbelebte gleichſam als belebt dargeſtellt wird, wenn von den Inſeln als „entkörperten" (ſ. mein Wörterb. I S. 999a) und als „ſchlafenden" geſprochen wird.

3. S. 12: „Ihre Arme ſtaken zur Hälfte in den kurzen Ärmeln eines Jäckchens" ſtatt des heute üblicheren ſteckten.

4. S. 12: „Den kleinen goldbrüſtigen Vogel," vgl. S. 13: „Der Goldbrüſtling", ſ. mein Wörterb. I S. 232a, wo auch Brüſtling als Bluthänfling aufgeführt iſt.

5. S. 16: „Der ſüße Geruch war ſo verlockend, daſs auch Ariſton ſtehen blieb und auf einmal ſeinen Wanderhunger erwachen fühlte," d. h. ſeinen durch das Wandern rege gewordenen Hunger.

6. S. 17: „Ariſton durchſchritt die ſchmale Flur, ging durch die große leere Halle ꝛc." ſtatt des — wenigſtens in Norddeutſchland üblichern —: den ſchmalen Flur, ſ. die im Inhaltsverzeichnis des 7. Jahrgangs unter Flur angegebenen Stellen und vgl. Kluge's Etymol. Wörterb. (4. Aufl.) S. 91a.

7. S. 19: „Soll ich dir Etwas ſagen? . . . Etwas, was ich dir ſchon lange ſagen wollte? — ‚Wenn es dir Vergnügen macht,' antwortete er kühl. — Ich glaube nicht, daſs es mir Vergnügen macht; aber es prickelt mich, es dir zum Abſchied zu ſagen: daſs du ein eitler, unausſtehlicher Menſch geworden biſt ꝛc." — vgl. mein Wörterb. II S. 589a unter prickeln 2c und Hauptſchwier. S. 127a (Eintheilung der Zeitwörter 3): ein Unbekanntes, nur aus ſeinen Wirkungen Erkennbares übt auf mich einen unwiderſtehlichen, mir keine Ruhe laſſenden Reiz, dir zu ſagen.

7. S. 25: „Eine jünglingshaftere Geſtalt konnte man nicht ſehen" (vgl. S. 143 in der 2. Novelle dieſes Bandes: „Eine jünglings-

haſte Geſtalt"), ſ. mein Wörterb. I S. 846c mit Belegen auch für die Form ohne Binde -s: jünglinghaft und vgl. über die Bildungen der Eigenſchaftswörter auf -haft meine Neuen Beiträge zur deutſchen Synonymik S. 106 ff. Die ſinnverwandten jugendlich und jugendhaft (ſ. mein Wörterb. I S. 843c) ſind umfaſſender, da ſie nur etwas dem Weſen der Jugend Entſprechendes bezeichnen ohne Beſchränkung auf das männliche oder weibliche Geſchlecht der menſchlichen Jugend, ſ. in meinem Wörterb. I S. 487c: jungfrauenhaft (namentlich den Vers von Joh. Heinr. Voß: Die Geſtalten . . . | jungfraunhaft an den Knaben und knabenhaft an den Jungfraun) und S. 488a: jungfräulich.

8. S. 28: „Hier ſteht ein Mann, der Rom für den Nabel des Erdkreiſes hält und uns Griechen wie Mücken in der Sonne betrachtet," ſ. mein Wörterb. II S. 368c unter Nabel 2a. Hier, wo es ſich um griechiſch-römiſche Verhältniſſe handelt, ſteht der Ausdruck durchaus paſſend; für neuzeitliche Verhältniſſe wird er im Allgemeinen gemieden, vgl. Herz, Mittelpunkt.

9. S. 31/2: „Du muſſt die Sache nicht ſo auf den Stachel ſpießen" vgl.: auf die Spitze treiben.

10. S. 39: „Du ſahſt uns Alle an, ohne uns zu ſehen" = du richteteſt den Blick auf uns, ohne daſs du uns wirklich gewahr wurdeſt ꝛc., ſ. mein Wörterb. III S. 1062b (unter anſehen 1) und S. 1060c (unter ſehen, beſonders Lukas 8, 10). In dem unmittelbar Folgenden, wodurch der Sinn klarer wird: „und Lala neckte dich ſchon im Stillen und ſagte, du ſeiſt eine wandelnde Bildſäule geworden mit beweglichen Augen, die man bald hier, bald dort aufſtellen könne", wo das hervorgehobene bezügliche Fürwort ſich nicht auf die unmittelbar vorhergehende Mehrzahl Augen, ſondern auf das entfernter ſtehende weibliche Hauptwort Bildſäule beziehen ſoll, ſ. Zeitſchr. VII 434 ff. und das dort Angezogene, wie auch VIII S. 75 Nr. 30; S. 151/2; S. 269 Nr. 20. Sollte in Wilbrandt's Satze der Miſsſtand ohne weſentliche Umgeſtaltung beſeitigt werden, ſo hätte etwa hinter Augen aus dem Vorhergegangenen (alſo unmittelbar vor die) wiederholt werden können: „eine Bildſäule, die ꝛc."

11. S. 40: „Weil ſie" [die Bildhauer] „da neue Myrtiloſſe nach dir" [o. Myrtilos!] „machen und dich verewigen werden ꝛc.," vgl. S. 82: „Ein ganzes Dutzend Narciſſe könnte ſich hier bewundern" — als Mehrzahl von Narciſs oder Narciſſus, ſ. mein Fremdwörterb. II S. 99a und meinen Katechismus der Orthographie (4. Aufl.) S. 39 Z. 23 ff. und S. 133 Z. 18 ff.

12. S. 41: „Es denkt ſich Manches leichter als es ſich ſpricht" — vgl. Hauptſchwier. S. 236b Nr. 3.

13. S. 56: „Sie ſah den etwas verwirrten Jüngling mit verführeriſcher Heiterkeit an. Dann ließ ihr dunkles Auge ihn plötzlich los und ſtarrte in die Luft.“ Der Ausdruck, daſs ein Auge den Angeblickten losläſſt, iſt nicht eben ein gewöhnlicher, aber doch jedenfalls in ſeiner Kürze vielſagend und bedeutſam, in ſo fern damit geſagt iſt, daſs der Angeblickte von dem Auge gleichſam in Feſſeln geſchlagen war, bis es, ſich von ihm abwendend, ihn losgelaſſen und freigegeben.

14. S. 65: „Die ſchöne Frau ſaß an einem offenen Fenſter; das Meer blaute herein ꝛc.,“ ſ. mein Wörterb. I S. 158a und Ergänz.-Wörterb. S. 81b.

15. S. 70: „Sein Herz ſchlug heftig, von einer Freude, die er noch nie empfunden hatte,“ — wo das hervorgehobene von nicht eigentlich von dem Zeitwort ſchlagen abhängt, ſondern nur daneben ſteht, zu erklären etwa durch ein zu ergänzendes erregt, bewegt ꝛc., vgl. üblicher: „Sein Herz ſchlug vor Freude, wie er ſie noch nie empfunden hatte ꝛc.

16. S. 72: „Rechts und links wuchſen die Villen auf weißen Dämmen ins Meer hinaus,“ vgl. Nr. 1; 2 und z. B.: „Rechts und links zeigten ſich ſeinem Blick immer deutlicher und größer erſcheinend die auf weißen Dämmen ins Meer hinaus ſich erſtreckenden Landhäuſer.“

17. S. 81: „Laſs uns zugleich die kühle Waſſerluft trinken!“ — vgl.: die durch das Waſſer gekühlte Luft athmen, ſ. auch mein Wörterb. III S. 1378c unter trinken 3h.

18. S. 81: „Sie gab ihm von den Krumen in die Hand,“ — vgl. Hauptſchwier. S. 324a/b unter Von Nr. 3: „Subſtantive mit dem partitiven von als Subjekt, Prädikat und Objekt ohne ein regierendes Wort (wie Etwas, einige, welche ꝛc.) finden ſich freilich bei guten Schriftſtellern, haben aber doch immer etwas dem deutſchen Sprachgeiſt Widerſtrebendes“ ꝛc.

19. S. 82: „Das Waſſer ward völlig ſtill und Myrtilos ſah [in dem Waſſerſpiegel], wie ſeine braunen Ringeln, vom leiſen Luftzug bewegt, ſeine Stirn umſpielten.“ = geringelte Locken, ſ. mein Wörterb. II S. 762a, auch über die Mehrzahl Ringeln ſtatt des richtigern Ringel, der männlichen Einzahl entſprechend (ſ. Zeitſchr. VII S. 386 Nr. 4, vgl. Hauptſchwier. S. 42b unter Angel).

20. S. 83: „Wie ihre fiebernden Augen funkelten, als ob ſie ihn niederblitzen wollten,“ ſ. mein Wörterb. I S. 169c, wo es u. A. heißt: „Einen [Druckfehler: Einem], Etwas niederblitzen (darnieder blitzen) = niederſchmettern, vernichten.“

21. S. 85: Es überſchauerte ihn plötzlich das Bewuſſtſein, daſs er dieſe Frau umſchlungen halte,“ vgl. S. 117: den es wunderbar über-

ſchauerte, ſein Ich, ſo verkörpert ſich gegenüber zu ſehen," ſ. mein Wörterb. III S. 899a.

22. S. 87: „Ich gegen Ich! Wer nehmen will, muſs auch geben," — vgl. Ich II in meinem Wörterb. I S. 813c, Ergänz.-Wörterb. S. 283c.

23. S. 91: „Wie kommt es dir überhaupt, mich wegen dieſer kleinen Pompejanerin zur Rede zu ſtellen? — ‚Weil ſie mir zu gut ſcheint, um dir als Eintagsfliege zu dienen, die einmal genoſſen wird und dann ſtirbt' ꝛc." — gewöhnlicher: Wie kommt es dir überhaupt in den Sinn [ſ. mein Wörterb. I S. 974c unter kommen 10i] — oder: wie kommt dir der Gedanke, der Einfall ꝛc., vgl.: was fällt dir ein u. ſ. w. — Das Bild der Eintagsfliege iſt nicht richtig (vgl. Hauptſchwier. S. 82b unter Bilderwechſel). Die Eintagsfliege lebt nur einen Tag und ſtirbt dann, aber ſie wird nicht „genoſſen" und ſtirbt dann.

24. S. 105: „Bis die Hähne auf den benachbarten Höfen ihn endlich wach krähten," vgl. mein Wörterb. I S. 1010a und Hauptſchwier. S. 185a (Nr. 5 und 6).

25. S. 107: „Ich habe mich hierher geſetzt, um unterdeſſen über unſern Todten [Accuſ. der Einzahl] zu wachen," vgl. über die Fügung von wachen über mit dem Dativ oder mit dem Accuſ. mein Wörterb. III S. 1440c (unter wachen 1c) und Hauptſchwier. S. 297a (unter über 9a). Hier, wo wachen zunächſt in der eigentlichen, örtlichen Bedeutung ſteht, würde ich dem Dativ den Vorzug vor dem Accuſ. geben oder das über mit bei (und dem Dativ) vertauſchen: „um . . . bei unſerm Todten zu wachen" —, vgl. Zeitſchr. S. 173 Nr. 54.

26. S. 112: „Ein tiefer Schmerz fuhr ihm durch die Bruſt, ein Gefühl der Selbſtverachtung, der Verſtoßenheit, das in Wehmuth zerſchmolz." Das hervorgehobene, abſtrakte Hauptwort als Fortbildung von dem eigenſchaftswörtlichen Mittelwort verſtoßen (gebildet wie ſo viele andere durch das jetzt zur bloßen Endſilbe gewordene Hauptwort Heit, ſ. mein Wörterb. I S. 733c) im Sinne von „das Verſtoßen-Sein" fehlt, wie in meinem Wörterb. auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. und wäre hier S. 530a nachzutragen.

27. S. 114: „Der Himmel, der ſich mit bleiernem Gewölk von Süden her umgraut hatte," ſ. mein Wörterb. I S. 620c, wo umgrauen (vgl. in einer andern, obgleich nah angrenzenden Bedeutung S. 621a) erklärt iſt: „mit Grau, mit Dämmerung umgeben, umdüſtern, grauſig umgeben" mit zahlreichen Belegen, zu denen in meinem Ergänz.-Wörterbuch S. 235a noch mehrere, darunter auch der vorliegende von Wilbrandt gefügt ſind.

28. S. 116: „Darüber ſchrak ſie zuſammen", — empfehlens- und nachahmungswerther als das freilich heute nicht ſeltene: „ſchreckte ſie zuſammen" ſ. mein Wörterb. III S. 1007c, Ergänz.-Wörterb. S. 462a und Zeitſchr., z. B. Inhaltsverzeichnis zum 7. Jahrg.

29. S. 118: „Steh auf! Du biſt nicht an deinem Platz! Es iſt eine Unnatur, dich zu meinen Füßen zu ſehen," — üblicher: es iſt etwas Unnatürliches oder: es iſt (Etwas) gegen (oder wider) die Natur ꝛc.

30. S. 121: „[Er] fühlte nun auf einmal die ganze ſchreckliche Laſt, die ſein Herz bedrängte, und blieb in der Haltung eines verzagenden Menſchen ſtehen." Richtiger hieße der Schluſs: „und blieb verzagt ſtehen". Die Worte des Schriftſtellers würden ihre Richtigkeit haben, wenn es ſich um Jemand handelte, der (etwa wie ein Schauſpieler) nur die Rolle eines Verzagten zu ſpielen hat, nicht aber (wie es hier der Fall iſt) um einen wirklich Verzagten.

31. S. 125: „Was iſt geſchehen? fragte er mit durch den Qualm halb erſtickter Stimme," — wo der harte Zuſammenſtoß der beiden Präpoſitionen (ſ. Hauptſchwier. S. 232b/3a Nr. 6) beſſer vermieden worden wäre, z. B. mit einer Stimme, die von dem Qualm erſtickt war ꝛc.

32. S. 129: „Sein verwildertes Geſicht, das ihr aus der Dämmernis entgegenfuhr" — ein weiterer Beleg für das in Grimm's Wörterb. noch fehlende Wort = Dämmerung, ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 133c und z. B. auch als weiblichen Geſchlechts: Er führte ſie tiefer in die graue Dämmernis hinein.

Bauwich.

(Vgl. Zeitſchrift S. 316 und 394.)

Über dieſen Fachausdruck der Baukunſt erhalte ich noch von Herrn Architekten G. v. Rößler in Nienburg die folgende ſehr erwünſchte und dankenswerthe Auskunft unter Hinweis auf einen von dem genannten Herrn in der deutſchen Bauzeitung (Jahrg. 1874) veröffentlichten Aufſatz Indem ich aus ſeinem Brief an mich vom 7. Jan. d. J. mit verbindlichem Dank die nachſtehende Mittheilung über den in allen bisherigen Wörterbüchern der deutſchen Sprache fehlenden Ausdruck hier in meiner Zeitſchrift veröffentliche, glaube ich zuverſichtlich, auch vielen Leſern damit einen Dienſt zu erweiſen:

„Bauwich bezeichnet den geſetzlichen Mindeſtabſtand, welcher von Gebäuden gegen Grenzen eingehalten iſt. Das Wort iſt bekannter geworden, weil es in die Bauordnung für die Vororte von Berlin vom 5. December 1892 aufgenommen worden iſt. Weil es in den früheren Berliner

Bauordnungen nicht vorkommt, hat man in Berlin es vielfach fälschlich für ein neues Wort gehalten. Früher wird der Ausdruck in den Bauordnungen für Frankfurt a. M. vom Jahre 1884 und 1891 gebraucht. Noch früher kommt es in einem Frankfurter Gesetz vor, welches den Titel führt:

Gesetz vom 1. April 1851, den Wich die Einfriedigungen die Furchen und Nothwege in den Gemarkungen von Frankfurt und Sachsenhausen [betreffend?]. Das Gesetz ist gedruckt in: von Oven: Neue Sammlung von Gesetzen, Statuten und Verordnungen für Frankfurt a. M. III. Heft, Baugesetze und Baupolizeiverordnungen 1809—1872.

Nach seiner Mittheilung in der deutschen Bauzeitung 1893, Seite 19 von C. Weber scheint sich der Gebrauch des Wortes bis 1578 verfolgen zu lassen. Es wird dort gesagt: Die Frankfurter-Rechtsbücher der Reformation von 1572—1611 enthalten nämlich in Theil IX Titel 4 schon die Bestimmung, dass in den Stadtgemarkungen gegen den Nachbar bei Gebäuden ein Abstand von der Grenze (Wich) mit 3/4 Feldruthe = 9 Fuß $4^1/_2$ Zoll gegenseitig einzuhalten sei. Ob sich diese Bemerkung nur auf die Sache oder auch auf den Gebrauch des Wortes bezieht, wäre leicht von der Frankfurter Stadtbibliothek zu erfahren. Letzteres ist übrigens wahrscheinlich, denn das Wort Wich kommt auch in der mittelalterlichen Kriegsbaukunst vor, z. B. wird in Weber's Weltgeschichte erzählt: Die Stadt Köln (am Rhein) war seit 1200 mit einem gewaltigen Mauergürtel, zwölf burgartigen Thoren und fünfzig „Wichhäusern“* befestigt.“

* Vgl. hierzu mein Wörterb. III S. 712a, was ich hier vollständig wiederhole, (vermehrt um einen kurzen Zusatz in eckigen Klammern):

Weichhaus: Thurm oder Haus zur Befestigung im Mittelalter [für die zur Deckung und zum Schutz der vor dem Feinde Zurückweichenden]: Die Thürme und Weichhäuser. Wil. Alexis Hof. des Herrn v. Bredow 2, 2, 260. Ein Bergfried hob . . . seine Mauerkrone über den weiten Pallas und die festen Wickhäuser. K. Seifart (Hausblätter 1857, 1, 271) ꝛc., in manchen Städten das Rathhaus; in andern, z. B. noch in der mecklenburgischen Stadt Neubrandenburg heißen „Wiekhäuser“ kleine in der Stadtmauer befindliche Häuser; und so finden sich unter den dortigen Magistratspersonen nach dem mecklenburgischen Staatskalender (z. B. von 1849 S. 129) „8 Wiekhaushauptleute“.

Frisch in seinem „Teutsch-Lateinischen Wörterbuch“ Berlin 1741 Bd. II S. 431 b führt noch unter dem (starkformigen) Zeitwort weichen an:

„* **Wich**, m. sie haben nicht einen Wich genommen. Hortled. T. Krieg p. 598, sie sind nicht ein einigmahl gewichen.

* **Abwich**, sich in den Abwich begeben. Hortled. vom T. Krieg p. 600.“

Der Herausgeber.

Vereinzelte beim Leſen niedergeſchriebene Bemerkungen.

1. Wiederholung des Geſchlechtswortes, der beſitzanzeigenden Fürwörter ꝛc.

„Als Schiller 1789 von Jena aus brieflich mit ſeiner zukünftigen Gattin und [ſeiner] Schwägerin den phantaſtiſchen Einfall . . . erwog, ſchrieb er ihnen ꝛc.“ Gegenwart 43, 324b.

Ohne das von mir in Klammern hinzugefügte beſitzanzeigende Fürwort müſste der Leſer glauben, daſs Schiller's Gattin zugleich auch ſeine Schwägerin geweſen, was freilich mit der Thatſache und mit der Mehrzahl des auf die beiden Perſonen hinzeigenden perſönlichen Fürwortes (ihnen) nicht ſtimmt, ſ. Hauptſchwier. S. 359a Nr. 2g.

2. All.

„Aller zwei Wochen muſs eines der Bismarckiſchen Blätter gegen andre Blätter erklären, daſs ꝛc.“ Grenzbote 52, 503, wofür es außerhalb Sachſens heute gewöhnlich heißen würde: alle ꝛc., ſ. Zeitſchr. VI S. 95/6 Nr. 20.

3. Flüchtigkeitsfehler.

„Wer recht ſattelfeſt in der deutſchen Litteratur wäre, könnte ſich mit verſificierten Erinnerungen durch den ganzen Tag dichten können.“ Nat.-Ztg. 46, 501 (G. Lenz), wo das Schluſswort zu ſtreichen oder das könnte in würde umzuwandeln iſt.

4. Zweideutigkeit.

„Bob, dem Roſalie ihre zitternde Hand reichte, muſste ihr Erhard vorſtellen.“ Nat.-Ztg. 46, 503 (Grey).

Der Leſer darf hier wohl im Zweifel ſein, wer denn hier eigentlich der Vorſtellende und wer der Vorgeſtellte ſei, vgl. — je nach dem Gemeinten — Bob muſste die Vorſtellung Erhard's — oder: Erhard muſste die Vorſtellung Bob's — übernehmen.

Anzeige der eingeſandten Bücher.

(Beſprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Alemannia, Zeitſchrift für Sprache, Kunſt und Alterthum, beſonders des alemanniſch-ſchwäbiſchen Gebiets. Von Frdr. Pfaff. 22. Jahrg. 2. Heft. S. 97—122. Bonn, P. Hanſtein's Verlag, jährlich 3 Hefte. 6 Mk.

Amicus Juventutis. Unſere Primaner. 16 S. Leipzig. Karl Fr. Pfau. Pr. 50 P..

Amsler und Ruthardt, Wochenberichte. Illuſtr. Zeitſchr. für Kunſt, Kunſthandel und Kunſtgewerbe, mit den Beilagen: Im Künſtlerland (alle 14 Tage erſcheinend); Kunſt im Salon (monatlich erſcheinend) und Kunſt aller Welt (alle 6 Wochen erſcheinend). Berlin, Amsler und Ruthardt. Preis fürs ganze Jahr 12 Mk.

C. A. Buchheim, Phil. Doc., F. C. P. De. German Classics. Volume XII: Goethe's Dichtung und Wahrheit (the first four books). Oxford at the Clarendon Press. 1894.

Germania. A monthly Magazine for the study of the German Language and Literature. Boston, published by Spanhoofd & Spanhoofd. 120 Tremont Street. Price 20 cents, $ 2,00 per year.

Dr. Joh. Heinemann, Kalender für Lehrer an höheren Schulen. Jahrgang 1895. Dauerhaft in Original-Leinwandband gebunden. Pr. 1 Mk. Verlag von C. Adler in Hamburg.

Karl Hempel, Kurzſchriftliche Blätter. Officielle Zeitſchrift der Berliner Vereinigung für Gabelsberger'ſche Stenographie. 7. Jahrgang 1894. A. Jacobi & Co., Aachen, monatlich erſcheinend, Pr. 1 Mk. 50 Pf.

J. Jung, Kaiſerl. Poſtinſpektor. Entwicklung des deutſchen Poſt- und Telegraphenweſens in den letzten 25 Jahren. Mit 7 graphiſchen Tafeln. 3., unveränderte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot 1893. VIII und 186 S.

Languages An international Journal for Linguists, Philologers, Students etc., the Literary and Advertising Medium of all interested in Language. New Series. Nr. 9. Vol. 2. Oct. 15th 1894. Three pence Monthly. Henry Schaefer, 19—23 Ludgate Hill, London, E. C.

Henry Lichtenberger, Docteur ès Lettres, Maitre de Conferences à la Faculte des Lettres de Nancy. Histoire de la Langue Allemande. Paris A. Laisny, Éditeur, 6. rue de la Sorbonne 1895. XIV u. 480 p.

Raphael Mayer, Einführung in das ältere Neuhochdeutſch zum Studium der Germaniſtik. X S. und 98 S. Leipzig, O. R. Reisland. Pr. 1 M. 60 Pf.

Heinr. Stümcke, Neue litterariſche Blätter, Zeitſchrift für Freunde zeitgenöſſiſcher Litteratur. Nr. 4.

A. Wolfromm, Prof. au Lycée Saint Louis. Revue de l'enseignement des langues vivantes. 11. Année, Dec. 1894. Paris, A. Laisney, C., rue de la Sorbonne.

Briefkaſten.

Herrn Schulrath **Höbek** in Löbau (Weſtpr.): „Im evangeliſchen Gottesdienſte wird gleich am Anfang des Sündenbekenntniſſes gebetet: „. . . in tiefer Demuth erkennen und bekennen ꝛc.' Welche Silben ſind hier in den durch Sperrdruck hervorgehobenen Zeitwörtern richtig zu betonen?"

Digitized by Google

Auf dieſe Ihre Anfrage erlaube ich mir auf meinen Abriſs der deutſchen Silbenmeſſung (2. Aufl.) § 5 zu verweiſen, aus dem ich hier das Folgende herſetze:

„Ganz tonlos und vollſtändig kurz ſind eigentlich nur die Silben mit dem tonloſen e, und zwar, wie die Nachſilben (Ableitungs- und Biegungsſilben), auch die untrennbaren Vorſilben: be, ent (emp), er, ge, ver, zer. Ihre Kürze iſt ſo tief begründet und wurzelnd, daſs ſelbſt in den Fällen, wo dieſe Vorſilben durch einen ſogenannten logiſchen Accent hervorgehoben werden, ſie freilich aus tonloſen Silben betonte werden, aber doch trotzdem für die Silbenmeſſung immerhin Kürzen bleiben, z. B. in dem Satz:

Mit ſolchem Lärm wirſt du kein Wild erjagen, ſondern vielmehr nur es verjagen,

wird man die durch fetten Druck ausgezeichneten Vorſilben des Gegenſatzes halber auch beim Sprechen durch den Ton hervorheben und, wenn man das Silben- und Tonbild von erjagen und verjagen gewöhnlich bezeichnet: ⏑–⏑, in dieſem Falle dafür ſetzen –⏑, ohne daſs doch die durch den logiſchen Accent gehobene erſte kurze Silbe für die Silbenmeſſung ihre Geltung als Kürze einbüßt und zur Länge oder auch nur zur Mittelzeit wird. Vgl. folgende Verſe aus einer Ballade (Der Zauberbann):

Und höhniſch will ich lachen und jauchzen jedes Mal,
Wenn auf du ſteigſt und ſchaueſt umher in Angſt und Qual
Und ſchauſt und immer ſchaueſt und ihn erſchaueſt nicht,
Wie ich um dich geworben und dich erworben nicht.

Sanders, „Aus den beſten Lebensſtunden“ S. 43.

In dieſen Verſen iſt die im Druck ausgezeichnete Vorſilbe er kurz, obgleich ein richtiger Vortag ſie durch den logiſchen Accent hervorheben wird ꝛc.“

Nach dem Vorſtehenden kann ich mich für die Beantwortung Ihrer Frage kurz faſſen. Mit der Zuſammenſtellung: erkennen und bekennen ſoll jedenfalls doch ausgeſprochen werden, daſs dem reuigen Bekenntnis der Sünden die Erkenntnis der Sündhaftigkeit voraufgegangen und daſs ſie aus dieſer hervorgegangen iſt. Wer Dies als etwas Selbſtverſtändliches betrachtet und in der Zuſammenſtellung der beiden Zeitwörter einfach nur die natürliche Aufeinanderfolge erblickt, wird in beiden Zeitwörtern (wie in jedem einzelnen) den Ton auf die zweite Silbe, als auf die Stammſilbe, legen; wer aber darin nicht eine bloße Zuſammenſtellung, ſondern eine Gegenüberſtellung erblickt und hervorheben will, daſs es ſich nicht um ein bloßes vorgeſchriebenes Lippenbekenntnis handelt, ſondern um ein aus reuiger Erkenntnis hervorgegangenes Herzensbekenntnis, der wird Dies durch den logiſchen, auf die Vorſilben gelegten Accent ausdrücken. Sonach iſt keine der beiden Betonungsweiſen als unrichtig zu bezeichnen, doch würde ich nach meiner Auffaſſung der zweiten den Vorzug geben.

Herrn **L. P. Ipſen** in Kopenhagen. Die freundlichſten Grüße! Ihr angekündigter Aufſatz wird mir ſehr willkommen ſein.

Herrn **Karl Knorr** in Evansville (Indiana): Ich erwiedere Ihre Grüße aufs herzlichſte.

Herrn **Kübel**, Stadtpfarrer in Amsbach: Ich danke Ihnen für die freundliche Mittheilung, daſs das Wort todtfroh (oder: zum Tod froh) im Sinne eines hohen Grades des Frohſeins in Franken ſowohl im Volk, wie auch bei Gebildeten in der Umgangsſprache, gar nicht ſelten ſei.

Herrn Sanitätsrath **Ed. Mayer** in Halle: Dank für Ihre Postkarte. Meine Antwort werden Sie erhalten haben. Alles Gute!

Herrn **L. Ott** in Wien: Sie verpflichten mich ungemein durch Ihre wertvollen Zusendungen, die ich sämmtlich benutzen und — so weit sie sich auf die Zeitschrift beziehen — auch in dieser veröffentlichen werde. Mit der Bitte, fortzufahren, dankbar ergeben der Ihre.

Fräulein **Paula Rheinhold** in Höchst a. Main: In dem von Ihnen angeführten Spruche Goethe's:

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du Heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei

ist in dem dritten Verse das Wort Morgen, das — wie das davor stehende unbestimmte Geschlechtswort zeigt — unbedingt als Hauptwort, nicht als Umstandswort aufzufassen ist —, richtig mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben. Die vorangegangenen Zeitbestimmungen (Gestern, Heute) könnte man vielleicht auch als Umstandswörter auffassen wollen und ihnen demgemäß den kleinen Anfangsbuchstaben geben wollen; aber Dem widerspricht doch die Gegenüberstellung des darauf folgenden Hauptworts „ein Morgen" und man hat nach einer bei Goethe nicht seltnen Weglassung des Geschlechtswortes die Stelle vielmehr so zu erklären:

Liegt dir das Gestern [= der gestrige Tag oder: die Vergangenheit] klar und offen, wirkst du das Heute [= das am heutigen Tage oder das in der Gegenwart zu Wirkende, zu Thuende] kräftig frei, so kannst du auch auf ein Morgen [oder auf eine Zukunft] hoffen ꝛc.

Daſs diese Erklärung den Sinn des Dichters richtig trifft, werden Sie erkennen, wenn Sie auch den unmittelbar vorhergehenden Spruch (40bändige Ausg. Bd. III S. 94 = Zahme Xenien IV den siebten Spruch vom Ende) zu Hilfe nehmen. Dieser lautet:

„Das Schlimmste, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt:
Wer in dem Gestern Heute sah,
Dem geht das Heute nicht zu nah
Und, wer im Heute sieht das Morgen
Der wird sich rühren, wird nicht sorgen."

Vgl. Sie auch Bd. III S. 78 (= Zahme Xenien III, viertletzter Spruch) und Bd. X S. 260 = Des Epimenides Erwachen 2. Aufz. 9. Auftr., die Worte der Hoffnung.

Herrn **Emil S . . .** und dem gesammen Kreise der Anfragenden in Altona. Auf die Anfrage, ob es richtiger das oder der Marcipan heiße, erwiedere ich, daſs ich das sächliche Geschlecht für das üblichere halte (s. mein Wörterb., Fremdwörterb. ꝛc und z. B. auch Sachs-Villatte französisches Wörterb.), daſs aber z. B. das Heyse'sche Fremdwörterb. das Wort als männliches aufführt, und ich füge hinzu, daſs, wenn die allerdings nicht unangefochtene Deutung = Markusbrötchen (Marci panis) als maßgebend gelten dürfte, das männliche Geschlecht sich darauf stützen kann, nach der bekannten Reimregel:

Viele Wörter sind auf is
masculini generis,
Panis, piscis etc.

Beste Grüße und alles Gute!

Herrn **Dr. H. Schrader** in Berlin. Herzlichen Dank, auch von meinem Erbfreunde in Halle, für Ihren im zehnten Hefte zum Abdruck gelangten Aufsatz.

Herrn **Dr. Gust. T . . .** in Hamburg: „Wie werden diese Leute überrascht gewesen sein bei der Kunde, dass ein hoher Würdenträger der katholischen Kirche, der Bischof Korum selbst, aktenmäßig Thatsachen festgestellt haben will, an deren wundermäßigen Charakter *zu glauben* zwar, wie er selbst bemerkt, Niemand *zu glauben* verpflichtet ist, die er aber doch selbst für Wunder hält und ausgiebt." Indem Sie mir den vorstehenden Satz aus den „Grenzboten" vom 5. Juli 1894 (S. 1 des dritten Vierteljahrs) mittheilen, fragen Sie an, ob sich die hervorgehobene Wiederholung des „*zu glauben*" irgend wie vertheidigen lasse. Ich kann darauf nur erwiedern, dass sie sprachlich nicht zu rechtfertigen ist, halte es aber einigermaßen für begreiflich und entschuldbar, dass sie dem Verfasser entschlüpft ist, weniger schon, dass er sie nicht beim Durchlesen getilgt hat, und am wenigsten, dass auch die Grenzboten das vom Verfasser Versäumte unverbessert haben stehen lassen.

Herrn Gutsbesitzer **Rud. v. W . . .** bei Magdeburg. Als Bücher, die Ihre Söhne gleichzeitig zur Ausbildung in der Muttersprache und im Französischen und Englischen mit Erfolg benutzen können, kann ich Ihnen die in der Clarendon Press Series in Oxford erscheinenden Ausgaben der German Classics von C. A. Buchheim (den 12. Bd. finden Sie in diesem Hefte auf S. 437 angezeigt) und das im 8. Hefte S. 359 angezeigte Buch Goethe und Schiller ꝛc. bestens empfehlen.

Herrn **Leo Wiener**, Acting Professor of modern Languages, Missouri State University Columbia, Ms.: Ich danke Ihnen freundlichst für die gütige Übersendung des Sonderabdrucks von Ihrem Aufsatz in the American Journal of Philology: „The Judaeo-German Element in the German Language", auf den ich hiermit die Aufmerksamkeit derjenigen meiner Leser lenken möchte, die dieser Frage besondern Antheil zuwenden. Den freundlich weiter angekündigten Aufsätzen „über die 2. Lautverschiebung" und „über die bei Wolfram von Eschenbach vorkommenden französischen Lehenwörter" sehe ich mit Verlangen entgegen. Freundlichsten Gruß.

Dem ungenannten Zusender des „Wiesbadener General-Anzeigers" vom 17. Nov. 1894: Ich kann hier nur den Schluss des von Ihnen angestrichenen Aufsatzes: „Eine juristische Ungeheuerlichkeit ꝛc." mittheilen. Er lautet:

„Wer sich die Mühe des Nachrechnens nicht verdrießen lassen will, Der wird finden, dass sich hier *in einem Satz — sage und schreibe dreiundzwanzig* — Prädikate und 283 Worte, nicht einmal durch ein Semikolon getrennt, zusammenfinden."

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den *Herausgeber* nach Altstrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den *Verleger* in *Paderborn* senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Digitized by Google

Die Uhr in Goethe's „Faust".

Von Dr. Eduard Schulte, Gymnasial-Lehrer a. D. in Freienwalde a. O.

Als Faust und Mephistopheles ihre „Wette" abschließen, sagt Faust:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Bei Faust's Tode, der bei Fackelschein um Mitternacht stattfindet, wird auf diese Worte noch einmal Bezug genommen. Mephistopheles sagt:

Die Zeit wird Herr, der Greis liegt hier im Sand.
Die Uhr steht still —
Chor: Steht still! Sie schweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.
Mephistopheles: Er fällt, es ist vollbracht.
Chor: Es ist vorbei.

Zu jenen Worten der „Wette" bemerkt Düntzer erklärend: „Die Worte — die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen — sind bildlich von Faust's Leben zu verstehn. Wenn die Thurm- und Pendeluhr stille steht, so fallen der Stunden- und Minutenzeiger etwas, die sogenannte Zahnluft, zurück, der erstere mehr als der letztere."

Diese Erklärung ist aus mehreren Gründen unrichtig. Es liegt nämlich auf der Hand, dass dem Dichter ein Verhalten der Uhr vorschwebt, durch welches der Ablauf eines entscheidenden Zeitabschnitts, und zwar des mit dem Zeitverlauf überhaupt in Parallele gestellten Tagesverlaufs sinnfällig gemacht wird. Denken wir mit Düntzer an die Uhren, die wir jetzt allein in Gebrauch haben, so bedeutet erstens das Stillstehen der Uhr keineswegs den Ablauf irgend eines bestimmten Zeitabschnitts. Das Stillstehen der Uhr tritt, wenn wir von jeder willkürlichen oder zufälligen Störung des Uhrwerks absehen, nur ein, wenn das rechtzeitige Aufziehen unterlassen worden ist; mit dem Ablaufen eines Zeitabschnitts hat das Stillstehen Nichts zu thun; fiele einmal Beides zusammen, so wäre Das ein Zufall, an den der Dichter nicht denken kann. Will Jemand das Stillstehen unserer Uhren symbolisch verwerthen, so würde er Das nur etwa in dem Zusammenhange thun können, dass von der Erschöpfung eines aufgespeicherten, in Thätigkeit gesetzten, aber nicht erneuerten Kraftvorraths

die Rede iſt. Zweitens wird nur von einem Zeiger geſprochen. Da unſere Uhren deren zwei haben, ſo kann genau genommen einer nur erwähnt werden, wenn kein Zweifel darüber beſteht, welcher gemeint ſein ſoll. An unſerer Stelle würde dieſer Zweifel beſtehen, was doch immer ein Mangel iſt; es fehlt ſo die ſichere Anſchaulichkeit. Drittens iſt das Fallen des Zeigers oder der Zeiger, wenn es in der von Düntzer behaupteten Weiſe ſtattfindet, ein unmerklicher, nur dem Uhrmacher bekannter und ſonſt nur aus techniſchen Werken oder aus Kommentaren zu lernender Vorgang, während es klar iſt, daſs hier nur auf einen deutlich erkennbaren Vorgang hingewieſen wird, der jedem Beſchauer der Uhr ſofort als das unzweideutige Zeichen für das Abgelaufenſein eines Zeitabſchnittes verſtändlich wird. Mit anderen Worten: wenn Goethe hier an die jetzt gebräuchlichen Uhren gedacht hätte, ſo müſste er den Gedanken variiert haben: „Dann mag die letzte Stunde ſchlagen," oder wie er ſich ſonſt mit unſeren Uhren abgefunden hätte; die Worte, die er thatſächlich gebraucht, paſſen, wie ich gezeigt zu haben glaube, zu unſeren Uhren nicht.

Das Richtige hat ſich mir ergeben, als ich mit einer Studie über das mittelalterliche Frankreich beſchäftigt war. Ich habe ſie früher (Sonntagsbeilage der Voſſiſchen Zeitung, 1892, Nr. 33 und 34) veröffentlicht und faſſe das Wichtigſte über die mittelalterliche Tageseinteilung und Uhr, die in Frankreich und in Deutſchland weſentlich dieſelbe war, hier kurz zuſammen.

Die Eintheilung des Tages in 24 Stunden, die von Mitternacht bis Mitternacht reichten, hatte man in Frankreich, das ja mehrere hundert Jahre hindurch in ſeiner ganzen Ausdehnung zum römiſchen Reiche gehörte, aus dem Alterthum überkommen. Aber wie im Alterthum, ließ auch in Frankreich nur die aſtronomiſche und aſtrologiſche Eintheilung der Zeit die 24 Stunden des Tages immer gleich lang ſein; im bürgerlichen Leben waren die Stunden je nach der Jahreszeit verſchieden lang. Man gab dem Tage im engeren Sinne, der Zeit zwiſchen Aufgang und Untergang der Sonne, 12 für dieſen Tag unter ſich gleiche Stunden, eben ſo der Nacht. Man hatte alſo im Hochſommer 12 unter ſich gleiche, aber lange Tagesſtunden, und 12 unter ſich gleiche, aber kurze Nachtſtunden; der abnehmenden Länge der Tagesſtunden entſprach die zunehmende Länge der Nachtſtunden; unter ſich gleich waren alle 24 Stunden nur an den beiden Tagen der Frühlings- und der Herbſt-Tag- und -Nachtgleiche.

Den Stundenablauf feſtzuſtellen überließ der gemeine Mann, wenn er nicht etwa eine Sonnenuhr beobachten konnte, den Klöſtern; und dieſe wiederum ergänzten die nur bei Tage möglichen Beobachtungen an der Sonnenuhr dadurch, daſs ſie allnächtlich je einen Mönch wachen ließen,

welcher in der Beobachtung der ſcheinbaren Drehung des Sternenhimmels ſo viel Erfahrung und Übung hatte, um die für die Eintheilung der Nacht in 12 gleiche Stunden erforderlichen Zeitpunkte mehr oder minder ſicher angeben zu können. Für Zeiten, wo ein bedeckter Himmel die Beobachtung der Sonne und der nächtlichen Geſtirne nicht geſtattete, hatten die Mönche mehrere Auskunftsmittel erſonnen. Sie wuſsten ungefähr, wie viel Pſalmen ſie gebetet, wie viel Seiten ſie geleſen haben muſsten, bis in einer gegebenen Jahreszeit wiederum eine Stunde verfloſſen war. Den Ablauf einer Stunde wuſsten ſie ferner aus dem Maße des Ölverbrauchs ihrer Lampen, aus dem Maße des Niederbrennens ihrer Kerzen zu erſchließen. Auch außerhalb der Klöſter wurde es üblich, an dem Niederbrennen der Kerzen, deren Brennzeit vom Lichtzieher für eine beſtimmte Stundenzahl berechnet war, die Zeit zu meſſen. Man hatte z. B. Kerzen, welche für je vier Stunden einer Winternacht aushielten.

Einen Fortſchritt bezeichnete die Anwendung und Vervollkommnung der ſchon im Alterthum bekannten Waſſeruhren, von denen die beſten im Orient verfertigt wurden; einige davon kamen als Geſchenke orientaliſcher Herrſcher nach dem Abendlande. Man lernte Waſſer- und auch Sanduhren ſo regeln, daſs ſie, je nach der Jahreszeit, in den 12 langen Stunden Waſſer und Sand langſamer ablaufen ließen, als in den 12 kurzen Stunden, und man verſah entweder das Gefäß, aus welchem, oder dasjenige, in welches das Waſſer oder der Sand ablief, mit entſprechenden Theilſtrichen. Eine der kunſtvollſten Waſſeruhren hatte die Geſtalt einer auf einem vierkantigen Unterſatz ſtehenden, cylinderförmigen Säule. Auf einer Ecke des Unterſatzes ſtand eine Engelsfigur, welche mit einem Stäbchen, einem Zeiger alſo, auf die an der Säule angebrachten Linien wies. Die Linien, in ſich zurücklaufend und dem Kreiſe ſich nähernd, theilten die Säule in 24 Querſchnitte, deren jeder auf einer Seite der Säule ſchmal, auf der anderen breit war, je nach der Lage der anzuzeigenden Stunden. Der auf der Ecke ſichtbare Engel ſtand wiederum auf einer kleinen Säule, die, wenn er mit ſeinem Zeiger auf den unterſten Stundenring wies, in dem Unterſatz verborgen war, ſich aber allmählich hob, bis er in der 24. Stunde beim oberſten Stundenringe angekommen war. Die Erhebung wurde dadurch bewirkt, daſs die kleine den Engel tragende Säule auf Kork ruhte, welcher im Unterſatz in einem beſonders abgetheilten Behältnis auf Waſſer ſchwamm und mit dem ſteigenden Waſſerzufluſs aufwärts ſtieg. War die Waſſerfläche am oberen Rande des Behältniſſes angelangt, ſo floſs das Waſſer vermöge einer geeigneten Einrichtung ab und damit ſank der Engel auf den unterſten oder erſten Stundenring zurück. Das Waſſer fiel in ein Schaufelrad, welches ein Räderwerk in Bewegung ſetzte, und dadurch wurde

die große Säule in der Weiſe um ihre Achſe gedreht, daſs ſie jeden Tag eine kleine Wendung machte und nach 366 Tagen wieder in die urſprüngliche Lage kam. So wurde bewirkt, daſs der Engel die Stunden trotz ihrer im Laufe des Jahres verſchiedenen Längen richtig anzeigen konnte. Indem die Uhr ſtand, was durch das Fallen des Zeigers ſinnfällig wurde, war gewiſſermaßen die Zeit für ſie vorbei, denn ihr ganzer Mechanismus war nur auf genau 24 Stunden berechnet; damit ſie ein neues „Tagewerk“ begann, muſste ihr Waſſerzufluß neu geregelt werden.

An eine derartige Uhr, die mit dem Ablauf der zwiſchen Mitternacht und Mitternacht liegenden 24 Stunden ihren ganzen Lauf beendete und bei der das Fallen des Zeigers das natürliche und nothwendige Ende dieſes Laufes bezeichnete, muſs Goethe gedacht haben. Vergleichen wir noch einmal und denken wir zu ſeinen Worten erſt unſere heutige Uhr hinzu. „Die Uhr mag ſtehn“ — Das bedeutet eine Störung im Uhrwerk, aber kein Ende eines Zeitverlaufs. „Der Zeiger“ — welcher denn? — „der Zeiger mag fallen“ — Das iſt trotz aller Zahnluft ein bis zur Lächerlichkeit unklarer Vorgang: „Es ſei die Zeit für mich vorbei“ — Das hat mit jenen beiden Angaben keinen hinlänglich deutlichen Zuſammenhang. Nun denken wir uns die mittelalterliche Uhr, wie ich ſie beſchrieben habe. „Die Uhr mag ſtehn“, — das Stehen iſt das normale Ende, das Ziel ihres ganzen Laufes; „der Zeiger mag fallen“ — der eine Zeiger, der vorhanden iſt, ſtellt zugleich mit dem Uhrwerk ſeine Thätigkeit ein und erinnert uns ſo, daſs der Tag dahin iſt; „es ſei die Zeit für mich vorbei“ — denn das den Stillſtand der Uhr und damit den Ablauf des Tages anzeigende Fallen des Zeigers bildet eine Analogie des Moments, wo mit dem Eintritt in die Ewigkeit die Zeit verſinkt. So iſt das Stehen der Uhr und das Fallen des Zeigers in Verbindung mit dem den Ablauf der Zeit vergegenwärtigenden Ablauf der 24 Tagesſtunden ein ſinnfälliger und zugleich hochſymboliſcher Vorgang.

Bekanntlich erzählt man, daſs in der Stunde, wo Friedrich der Große ſtarb, die in ſeinem Sterbezimmer befindliche Taſeluhr ſtehen blieb. Goethe könnte um dieſe Erzählung gewuſſt haben; und man ſagt ja, daſs er die letzte gemeinnützige Thätigkeit Fauſt's in Hinblick auf Friedrich's Wirken für ſein Volk und Land ausmalte. Hier kann das Stehen einer von den neueren Uhren als ſymboliſcher Vorgang angeſchaut werden, aber man darf ſich doch zur Erklärung unſerer Goethe'ſchen Stellen über die Uhr darauf nicht berufen, denn ein Stehen der Uhr, wie das der Uhr Friedrich's kann man nicht ins Auge faſſen, bevor es eintritt; wenn Fauſt auf das Stehen der Uhr hinweiſt, ſo kann nur das vorher genau zu berechnende und normale Stehenbleiben der mittelalterlichen Uhr gemeint

ſein. Schiller ſagt in dem „die Kindesmörderin“ überſchriebenen Gedicht: „Der Zeiger hat vollbracht den Lauf“. Wahrſcheinlich iſt auch hier durch traditionellen Sprachgebrauch, wie er ohne lebendige Anſchauung der mittelalterlichen Uhr ſich doch hat erhalten können, auf dieſe mittelalterliche Uhr hingewieſen*; doch iſt nicht ausgeſchloſſen, daſs man an den Minutenzeiger heutiger Uhren denken darf, der ja, wenn die Hinrichtung zur vollen Stunde ſtattfindet, „ſeinen Lauf“, nämlich ſeinen Umlauf um das ganze Zifferblatt, vollbracht haben muſs; zweifelhaft iſt eben auch beim Gedanken an die moderne Uhr nicht, welcher von den beiden Zeigern gemeint ſein müſste. In den dem Landvogt Verderben drohenden Worten Tell's: „Deine Uhr iſt abgelaufen“ wird man eher an den Ablauf der mittelalterlichen als an den der modernen Uhr zu denken haben, denn nur jener Ablauf iſt ein Ziel, auf das man Bezug nehmen kann, ehe es erreicht iſt. Um das Wort „Ablauf“ im Sinne der mittelalterlichen Uhr dauernd zu erhalten, bedurfte es nicht einmal der Erinnerung an ſehr kunſtvolle Uhren; eine Sanduhr, wie ſie in einigen Kirchen noch jetzt auf der Kanzel ſichtbar iſt, genügte dafür ſchon. Das Stehen der Uhr Friedrich's und die Schiller'ſchen Hinweiſe auf Uhr und Zeiger ſind meiner Erklärung der Goethe'ſchen Worte jedenfalls nicht entgegen.

An kunſtvollen Stand- und Tafeluhren aus älterer und neuerer Zeit ſieht man auch jetzt wohl eine Figur angebracht, die, an die mittelalterliche Uhr erinnernd, einen Zeiger hebt und ſenkt. So war vor Jahren in dem Schaufenſter eines Berliner Uhrenladens eine Uhr ausgeſtellt, auf der eine kleine, rechts vom Beſchauer neben dem Zifferblatt ſtehende, einem Todtengerippe ähnliche Geſtalt mit einem Zeiger die 60 Sekunden einer Minute anzeigte. Indem das Gerippe die Hand geſenkt hielt, gab der von dieſer Hand gehaltene Zeiger, auf der Ziffer Sechs ſtehend, die erſte Sekunde an; dann hob ſich die Hand mit dem Zeiger auf der linken Hälfte des Zifferblattes nach oben, legte in jeder Sekunde ein halbes Feld der 30 zu durchlaufenden Minutenfelder zurück und langte alſo mit der ſechzigſten Sekunde auf der Ziffer Zwölf an; hierauf fiel der Zeiger, um ſeinen halbkreisförmigen Lauf von neuem zu beginnen, auf die Ziffer Sechs zurück. Ich möchte ſagen, das das Fallen des Zeigers ſelbſt in dieſer Form einen gewiſſen Eindruck machte und die Flüchtigkeit der Zeit augenfälliger vorführte, als der beſtändige Rundlauf der ſonſt üblichen Sekundenzeiger es thun kann.

---

* Doch dürfte hier vielleicht auch im Vorübergehen auf die Verwechslung von Seiger und Zeiger hingewieſen werden, ſ. darüber in meinem Wörterb. Bd. III S. 1068b/c und S. 1720a bezüglich unter Seiger 2b und Zeiger 2a.

Der Herausgeber.

In der Erforſchung der Einzelheiten im Leben Goethe's gehen einzelne Gelehrte zu weit; es werden Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten ans Licht gezogen, die zu einem Verſtändnis der Perſönlichkeit und der Werke des Dichters nicht das Mindeſte beitragen. Warum unterſucht man nicht einmal, ob und wo Goethe eine mittelalterliche Uhr oder eine Uhr mit einem einzigen, nach Ablauf des Werkes fallenden Zeiger kennen gelernt haben muſs oder kann? Vielleicht iſt an der aſtronomiſchen Uhr im Straßburger Münſter ein fallender Zeiger irgend wo mit angebracht, der des jungen Goethe Aufmerkſamkeit erregte. Sollte der Dichter aber eine mittelalterliche Uhr nicht geſehen haben, dann hat er ſich durch Studium darüber belehrt, denn gekannt hat er ſie; und in den „Fauſt“ paßte ſie beſſer, als die moderne Uhr.

Zur Inſchrift des deutſchen Reichstagsgebäudes.

Mehrfach bin ich von freundlichen Leſern der Zeitſchrift erſucht worden, in dieſer eine paſſende Inſchrift für das deutſche Reichstagsgebäude vorzuſchlagen. Aus eigenem Antrieb wäre ich, da meiner Zeitſchrift die Angelegenheit ferner liegt und ich den Raum ſehr zu Rathe halten muſs, ſchwerlich darauf gekommen; aber die an mich ergangenen freundlichen Aufforderungen unbeachtet zu laſſen oder abzulehnen, widerſtrebt mir; denn nach meiner Anſicht hat Jeder, der in Fällen, wie der vorliegende, glaubt, vielleicht einen brauchbaren Vorſchlag machen zu können, das Recht — und vielleicht ſogar einigermaßen die Pflicht —, damit nicht zurückzuhalten, und ſei es auch nur, um dadurch vielleicht zu beſſern Vorſchlägen anzuregen. Wer es mit der Sache treu und ernſt meint, wird ſicher bei ſeinem Vorſchlage nicht von dem Wunſche geleitet ſein, daſs grade dieſer, ſondern daſs vielmehr der beſte durchdringe und allgemeine Annahme finde; und ſo will ich denn zum Schluſs — ehe ich mit dem Vorſchlag meines kurzen Zweizeils als Inſchrift für das deutſche Reichstagsgebäude hervortrete — noch ausſprechen, daſs ich etwaigen bezüglichen weitern Vorſchlägen aus dem Kreiſe meiner Leſer bereitwilligſt und mit Vergnügen ein Plätzchen hier in der Zeitſchrift einräumen werde. — Mein Zweizeil aber lautet:

Mögen zu Deutſchland's Heil und Frommen in dieſem Gebäude
Weiſe Berather allzeit faſſen den beſten Beſchluſs!

— — —

Kurze Zeit, nachdem das Vorſtehende niedergeſchrieben war, las ich in der Abend-Ausgabe der National-Ztg. vom 28. Januar, daſs auf eine Aufforderung des Frankfurter General-Anzeigers Heinrich v. Sybel jede

Inſchrift für unſchicklich erklärt habe, während Ernſt Wichert vorgeſchlagen habe: Kaiſer und Reich, Johannes Trojan: Fürs Vaterland, Profeſſor Wilhelm Oncken: Dem Vaterlande, und Karl Frenzel: Deutſcher Reichstag. Ich wollte nicht unterlaſſen, in aller Kürze dieſe Vorſchläge dem meinigen hinzuzufügen.

Ein Verworfener.

Roman von J. D. H. Temme. Berlin (ohne Jahr), Hausfreund-Expedition. 2 Bde.

Ein Zufall ſpielte mir nach einer langen Reihe von Jahren das in der Überſchrift genannte Buch wieder in die Hände; und ſogleich trat mir lebhaft ins Gedächtnis die ſpannende, bewegte Erzählungsweiſe des ſtrafrechtskundigen Verfaſſers in ihrer Eigenart, mit ihren kurzen, raſchen, um nicht zu ſagen: abgeriſſenen Sätzen, und namentlich auch der bei ihm ſo häufig wiederkehrende eigenthümliche Gebrauch des doch (vgl. mein Wörterb. I S. 303b) zur Hervorhebung eines Bedenkens, das ſich bei etwas Mitgetheiltem oder Erzähltem faſt unwillkürlich geltend macht, in Fällen, wo den meiſten Schriftſtellern das doch als ſelbſtverſtändlich in der Feder ſtecken bleibt.

Eine kurze Ausführung wird Das, was mir bei dem Geſagten vorſchwebt, auch den Leſern verdeutlichen, die keine Erinnerung an Temme's eigenartige Erzählungsweiſe haben. Bd. 1 S. 25 finden ſich die nachfolgenden Sätze:

Suſanna war ängſtlich geworden. Was die Dame ihr ſagte, erſchien ihr nur zu wahr. Sie war in ihrem Schreck in der That leichtſinnig geweſen; ſie hatte den Gärtnerburſchen in Bodenhauſen nicht einmal gefragt, wo die Gräfin, zu der ſie wollte, in Berlin wohne. Sie ſaß nachdenklich ſinnend über die Folgen ihres Leichtſinns.

„Hören Sie, Kind," ſagte die gutmüthige Baronin v. Arnswalde, „ich mache Ihnen einen Vorſchlag. Sie bleiben heute Nacht bei mir. Sie ſchlafen bei meiner alten Kammerfrau. Morgen laſſe ich Sie dann zu Ihren Bekannten bringen."

Suſanna Walther beſann ſich doch, ehe ſie den Antrag annahm. Sie war plötzlich miſstrauiſch geworden; ſie befand ſich wildfremden Menſchen gegenüber; dieſe waren zwar ſo theilnehmend und wohlwollend gegen ſie; ſie ſchienen dem vornehmen Stande anzugehören. Aber konnte Das alles auf der andern Seite nicht wieder auffallend ſein? ꝛc.

Das hervorgehobene doch iſt in der oben angegebenen Bedeutung durchaus berechtigt, aber hätte der Vf. einfach geſchrieben:

„Suſanna W. beſann ſich, ehe ſie den Antrag annahm,"

ſo würde ſchwerlich, glaub' ich, ein Leſer das fehlende doch vermiſſt haben, obgleich es ſeine Rechtfertigung findet, wenn es 1¼ Seite weiter heißt:

„Sie gönieren Sich, liebes Kind?" ſagte die gutmüthige Baronin. „Es wäre unrecht. Ich mache mir eine Freude daraus, Sie anzunehmen."

Suſanna widerſprach nicht.

„Alſo abgemacht!“ ſagte die Baronin wieder ꝛc.

Hieraus erſieht der aufmerkſam gemachte Leſer gewiſs, daſs der „gutmüthigen Baronin“ es bei dem ſtockenden Schweigen Suſannens aufgefallen iſt und auffallen muſste, daſs dieſe nicht ſofort und „ohne Beſinnen“ den freundlichen Antrag angenommen und ſomit unwillkürlich und ohne es zu wollen, ihr Bedenken hatte zu Tage treten laſſen, womit, wie geſagt, das obige doch vollſtändig begründet iſt. Am Schluſs dieſes kleinen Aufſatzes komme ich noch auf dieſes doch zurück; jetzt aber will ich ohne Weiteres noch einige Stellen, die ich mir in dem Buche angezeichnet habe, herſetzen, um einige kurze Bemerkungen daran anzuknüpfen.

1. Bd. I S. 10:

Die Dame war eine richtige Berliner Waſch- oder ähnliche Frau

ſtatt etwa: eine richtige Berliner Waſchfrau oder etwas Ähnliches (oder: ähnlichen Schlages ꝛc.).

2. S. 35:

Sie fuhr zurück. Sie erblaſste; vielmehr ihr dunkelrothes, grobes Geſicht konnte nur fahl werden,

wo die Leſer gewiſs nicht ohne Vergnügen die feinſinnige Berichtigung des Verfaſſers bemerken werden, daſs man bei dem groben dunkelrothen Geſicht der ſich als Baronin behabenden Waſchfrau nicht eigentlich von einem Erblaſſen, ſondern nur von einem Fahlwerden ſprechen könne, vgl. den unmittelbar folgenden Satz:

An ihrer Seite erblaſste der Baron v. Roſenfeld; ihm ſchimmerte durch das Grau des Geſichts ein ſonderbar gelbliches Weiß.

3. S. 91:

Der Juſtizminiſter ſaß in ſeinem Hôtel an der Wilhelmsſtraße zu Berlin in ſeinem Arbeitszimmer. Es war ein großes, hohes Gemach. Alle Wände waren mit Bücherrepoſitorien verſehen, die vom Boden bis zur Decke hinauf mit Büchern beſetzt waren ꝛc.

Es hätte füglich bloß heißen müſſen: „mit Repoſitorien“ mit Rückſicht auf das ſofort folgende: „mit Büchern“.

4. S. 185:

Sie hatte früh gealtert, ihre beſten Kräfte verloren,

ſ. über das zielloſe altern mit dem Hilfszeitwort haben oder ſein mein Wörterb. I S. 26c/7a; Hauptſchwier. S. 35b/6a.

5. S. 196:

Seine Jugend hatte, wie jung er noch war, etwas Imponierendes,

vgl. üblicher: ſo jung er auch noch war.

6. S. 209:

Sie waren beide ſeine unglücklichen Kinder; und unglücklicher als ſie war die Mutter. Und was war denn der letzte Grund ihres, ihrer Aller Unglück?

Hierzu vergleiche man, was ich in meinen Hauptſchwier. S. 239 unter dem Titelkopf: Sächſiſcher Genitiv Nr. 3 geſagt habe nebſt den dort gegebenen Beiſpielen:

Das mit dem ſächſiſchen Genitiv verbundene Hauptwort kann im Nominativ, Dativ und Accuſativ ſtehen, ſteht gewöhnlich aber nicht im Genitiv ꝛc. (ſ. u. S. 455 Nr. 84).

Stände hier unter Weglaſſung des ſächſiſchen Genitivs: ihrer Aller bloß mit dem beſitzanzeigenden Fürwort ihr im Genitiv, ſo hieße es durchaus ſprachrichtig und ohne jeden Anſtoß:

Was war denn der letzte Grund ihres Unglücks?

Daſs der Schriftſteller hier fälſchlich das Genitiv -s weggelaſſen hat (ſ. meine Hauptſchwier. S. 104a), beruht doch wohl nur darauf, daſs er — ohne ſich der angegebenen Regel bewuſſt zu ſein — doch das Harte und Fehlerhafte des von einem Genitiv abhängigen ſächſiſchen Genitiv richtig gefühlt hat. Um den Fehler wirklich zu vermeiden, hätte er vielmehr den hier unſtatthaften Genitiv von Unglück durch die Umſchreibung mit dem Verhältniswort von erſetzen müſſen, ſ. Hauptſchwier. S. 74b, wo es unter dem Titelkopf: „Bezeichnung von Abhängigkeitsverhältniſſen durch Artikel oder Präpoſition ſtatt Kaſus“ in Nr. 2g heißt:

Der Erbe von des Königs Throne, da ein vom ſogenannten ſächſiſchen Genitiv (ſ. d. 3) begleitetes Hauptwort nicht füglich im Genitiv ſteht,

— alſo:

Was war der letzte Grund von ihrem, von ihrer Aller Unglück?

7. Bd. II S. 1:

Bei dem Herrn Meinhard war ein wohlgekleideter Herr erſchienen, in den mittleren Jahren, Ariſtokrat vom Kopfe bis zum Fuße, dennoch eine etwas zweideutige Erſcheinung durch zwei Sonderbarkeiten. Die eine von dieſen war, daſs der vornehme ariſtokratiſche Herr, ſo wie er in das Zimmer trat, lauernde Blicke umherwerfen muſste, auf Alles, was da war, Menſchen und Dinge; das andere, daſs er, wahrſcheinlich, um den lauernden Blick zu verbergen, fortwährend mit den Augen zwinkern muſste.

Für das durch Sperrdruck Hervorgehobene habe ich Einiges zu bemerken. Das nachklappende durch zwei Sonderbarkeiten ſtände richtiger unmittelbar hinter dem unbeſtimmten Geſchlechtswort: eine durch zwei Sonderbarkeiten etwas zweideutige Erſcheinung. Wenn es dann unmittelbar weiter heißt: die eine von dieſen, ſo ſind die beiden letzten Wörter durchaus überflüſſig, und weiterhin entſpricht dem weiblichen die eine nicht recht das ſächliche das andere, wofür es in genauerer Schreibweiſe mit großem Anfangsbuchſtaben heißen müſste: das Andere; aber abgeſehen von dieſen Einzelheiten fällt die ſchleppende Breite der ganzen Darſtellung unangenehm auf. Man vergleiche:

Ariſtokrat von Kopf bis Fuß, nur daſs er gleich beim Eintritt ins Zimmer auf Alles umher lauernde Blicke warf und —, wahrſcheinlich, um dieſe zu verbergen, — fortwährend mit den Augen zwinkerte.

Die — wohl aus dem Streben nach größter Deutlichkeit hervorgegangene — Breite der Darſtellung findet ſich bei Temme neben ſeiner vorher erwähnten Vorliebe für kurze abgeriſſene Sätze nicht ſelten.

8. S. 4:

Schreib': ein Souper von fünfzehn Konverts auf übermorgen Abend um neun Uhr, das Kouvert um einen [üblicher: zu einem] Friedrichsdor ꝛc.

9. S. 8:

Da ging Euch wohl das Herz mit Grundeis,

ſ. über dieſe volksthümliche Redensart mein Wörterb. I S. 358b und Ergänz.-Wörterb. S. 176c (wo die Stelle aus Temme angeführt iſt).

10. S. 13:

Hier wurde ſein Geſicht noch nachträglich tief blaſs,

wo das tief wohl nicht eben ſprachüblich iſt, vgl. dazu mein Wörterb. III S. 1323c unter tief 2a (und das dort Angegebene) und I S. 152b unter II blaſs (wo dies erklärt iſt durch: „von ſchwacher, matter, wenig intenſiver Farbe") und verſtärkende Zuſammenſetzungen wie leichen-, todtenblaſs ꝛc.

11. S. 53:

Excellenz, wir ſind keine gewöhnliche Menſchen, ſonſt würden wir zu Hauſe junkern. Wir genießen das Leben mit vollen Zügen ꝛc.,

vgl. weitere Belege in meinem Wörterb. I S. 847b/c.

12. S. 53:

Der Polizeiminiſter war — wir glauben, wir ſagten es ſchon — Officier in der Garde geweſen

und allerdings findet ſich auf der vorgehenden Seite (52) der Satz:

Wir haben Humor, Excellenz. Und auch Sie hatten ihn, als Sie junger Leutenant waren ꝛc.;

aber darf der Schriftſteller, was er ſo unmittelbar vorher mitgetheilt, mit einem zweifelnden: „wir glauben" einleiten, als könne er ſich auf ſein Gedächtnis nicht verlaſſen? — vgl.:

wie ſchon erwähnt.

13. S. 54:

Sie dachten, ſie ſollten jetzt den Grafen verhaften. Der Miniſter winkte ſie zurück,

vgl. über die beiden nah an einander grenzenden Fügungen: Einen — und Einem — zurückwinken mein Wörterb. III S. 1619a.

14. S. 119:

Höre, Urgroßtante, Du biſt ſo gut aus Pommern, wie ich, und in Pommern ſagen wir nicht Anna, ſondern Anning,

vgl. über die nicht bloß in Pommern, ſondern z. B. auch in Meklenburg üblichen koſenden Verkleinerungen auf -ing hier in der Zeitſchrift VI S. 449.

15. S. 179:

Promenieren wir ein wenig! Die Nacht iſt ſchön. Oder haben Sie Schlaf?

vgl. mein Wörterb. III S. 230c, wo es heißt: „als Gallicism.: Vielleicht haſt du Schlaf [ſchläfert dich]. F. Müller Fauſt 134 und im Anſchluſs daran weitere Belege in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 449a (darunter auch die Stelle aus Temme).

— — —

Und nun zum Schluſs komme ich auf das im Anfang erwähnte, bei Temme ſo häufige doch zurück. Ich habe mir in dem 2. Band eine große Anzahl von Stellen angezeichnet, in denen es ſich findet. Sie ſämmtlich mitzutheilen, verbietet die Rückſicht auf den Raum, da zum Verſtändnis und zur Erklärung auch die vorangehenden Sätze mitgetheilt werden müſsten. Ich ſetze alſo nur für Die, welche die Stellen im Einzelnen prüfen wollen, die Seitenzahlen der Reihe nach her und begnüge mich, nur bei der letzten auch die vorhergehenden Sätze mitzutheilen. Das erwähnte doch findet ſich alſo z. B. S. 18; 36; 44; 47; 50; 52; 73; 79; 89; 101; 155; 173; 176 und 191. Die letzte Stelle aber lautet:

Die alte Gräfin Barnim und ihre Tochter ſchlieſen nicht.

Die Mutter las in der Bibel, vielleicht dieſelben Stellen, die in denſelben Augenblicken ihr Sohn las.

Die Tochter ging mit gefalteten Händen in dem Gemache umher; ſie erwartete mit banger Angſt den erſten Strahl der Morgenſonne.

Mit dem erſten Strahl fiel das Haupt ihres Bruders, des Sohnes ihrer armen, alten Mutter. Brach mit ihm nicht auch das Mutterherz?

Sie hatten beide kein Wort geſprochen; die Herzen waren ihnen zu voll.

Da hörten ſie unten die Hausthür aufgehn.

Schritte kamen leiſe die Treppe hinauf.

„Wer kann uns ſtören wollen?“ ſagte die alte Frau.

Die Thür des Zimmers wurde geöffnet.

„Gnädige Komteſſe!“ ſprach der Bediente in das Zimmer.

Die Komteſſe Sophie ging hinaus.

Hinten im Gange ſtand ein Paar.

„Leiſe, leiſe, Sophie! was macht die Mutter?“

Der Graf Ludwig muſste doch die Schweſter halten, daſs ſie nicht umſank. Sie hielten ſie beide, der Graf und Suſanna.

Hier erklärt ſich das hervorgehobene doch etwa ſo: Sophie war mit dem feſten Vorſatz hinausgetreten, — was auch kommen möge — gefaſſt zu bleiben und mit dem vollen Aufgebot ihrer Selbſtbeherrſchung ſich aufrecht zu halten; aber, als ſie nun den zum Tode mit dem erſten Sonnenſtrahl ohne Gnade verurtheilten Bruder ſo urplötzlich mit ſeiner Braut vor ſich ſtehen ſah, da hielt der feſte Vorſatz nicht Stand — und der Graf Ludwig muſste doch die Schweſter (die ſich nicht ſelbſt aufrecht halten konnte) halten, daſs ſie nicht umſank.

Die Gehilfin.

Berliner Roman in 3 Büchern von Paul Lindau.
(National-Ztg. 47, 492 ff.)

Hundert ſprachliche Bemerkungen.

(ſ. S. 372—380.) (Schluſs.)

70. **Drittes Buch.** I. Kap.: „Sie hatte ... mit ihrem Manne ... eine Auseinanderſetzung gehabt, in der ſie ihm in löſendem Zorn Alles geſagt, was ſie auf dem Herzen hatte.“ Nr. 576. Das hervorgehobene Beiwort zu Zorn iſt nicht ganz klar; faſſe ich den Sinn recht, ſo hätte Lindau etwa ſetzen können: „im Zorn, der ihr die Zunge gelöſt.“

71. „Eine anſtändige Frau braucht nicht bei jeder Geringfügigkeit Großfeuer zu melden.“ — In meinem Wörterb. I 440a iſt für Großfeuer nur die Anwendung angegeben und belegt: „bei der Klinkerbrennerei das auf das Schmauch- und Mittelfeuer folgende, dem ſelbſt das ſogenannte wilde Feuer folgt;“ aber es hätte hinzugefügt werden ſollen (was hiermit nachgetragen wird): „auch: Groß-, Mittel-, Kleinfeuer als Meldung für die Feuerwehr, in Bezug auf die je danach erforderlichen Löſchanſtalten. Die hier aus Lindau's Roman mitgetheilte Stelle dient zugleich als Beleg für die Übertragung dieſer Bedeutung.

72. „Alſo ein Skandalproceſs mit allen widerwärtigen Einzelheiten! Du weißt nicht, was du ſagſt, Eugenie! Du biſt eben außer dir.“ Nr. 578, ſ. über die eigenartige Anwendung des eben als Begründung für etwas Gedachtes ꝛc. mein Wörterb. I S. 338c unter eben 8, vgl. noch in dieſer ſelben Nr. 578 ähnlich: „Und glaubſt du, fiel ihm Eugenie ins Wort, daſs Das mit einem Manne wie Hennern überhaupt möglich ſei? Du kennſt ihn eben nicht, wie ich ihn kenne“ —, was etwa zu erklären iſt: „Das könnteſt du nicht glauben, wenn du ihn ſo kennteſt wie ich, und du glaubſt es nur, weil (oder aus dem Grunde, daſs) du ihn nicht kennſt.“

73. „Ich habe von dieſer Summe bis jetzt nur eine Geringfügigkeit zurückgezahlt.“ Nr. 580. Dieſer Satz wäre in meinem Wörterb. I S. 509a nachzutragen als ein weiterer Beleg dafür (ſ. S. 409 Nr. 34), daſs das hervorgehobene Hauptwort, wie das entſprechende Kleinigkeit, auch zur Bezeichnung von etwas Geringfügigem (z. B. geringfügige Summe, Bagatelle) gebraucht wird.

74. Kap. II. „Ich [der Maler] habe immer ſchon die Löwenbraut machen wollen,“ vollkommen entſprechend der gewerbmäßigen Sprache der Malerwerkſtatt (des Ateliers), während von dem Geſichtspunkte der

künſtleriſchen Hervorbringung aus malen der beſſere Ausdruck wäre, ſ. in meinem Wörterb. II S. 189a/b unter machen 1a.

75. „Sie [ſeine Frau] war doch bei Lichte beſehen — und es bedurfte dazu nicht einmal einer beſonders hellen Beleuchtung — von wahrhaft betrübender Unanſehnlichkeit, kümmerlich, ja garſtig und geiſtig vollkommen nichtsſagend.“ Nr. 582, vgl. für das hervorgehobene Hauptwort mein Wörterb. III S. 1066c.

76. Kap. III. „Der Fall, daſs Hennern ſeinen geſchäftlichen Pflichten die Rückſichten auf ſeine Familie hintanzuſetzen hatte, ereignete ſich allerdings ziemlich oft.“ Nr. 584. In meinem Wörterb. I S. 266a/b habe ich unter der Zuſammenſetzung von dann, dannen auch „hindann(en) = von da hin, hinweg“ aufgeführt und dort geſagt: „Namentlich finden ſich die Verbindungen: hindan(n) laſſen, legen, ſetzen, ſtellen (ſ. d.) und Ableitungen = fort, bei Seite: Weil ihr die Studia hindan ſetzt. Zinkgräf Apophth. 1, 10. Heute gilt in dieſer Verbindung meiſt die Schreibweiſe hintan, was man = hinten an deutet. Adelung 2, 1188 (vgl. Schmeller Bair. Wörterb. 2, 217). Für den Sinn iſt dieſe Umdeutung ziemlich, doch nicht ganz gleich: „Wer die Scham hintanſetzt, weiſt ihr die letzte Stelle an; wer ſie hindan(n)ſetzt, ſetzt ſie ganz fort, weg, bei Seite ꝛc“ —. vgl. III S. 1086b: „**Hindan-ſetzen**: ſ. hin-dann, z. B.: „Die Leib und Leben, Freund und Gut und Alles hindan ſetzen, daſs ſie Lob und Ehre erjagen.“ Luther 1, 232b, Zinkgräf 1, 10 ꝛc., heute zumeiſt in umdeutender Schreibweiſe: „hintanſetzen“ ꝛc. — und weiterhin: „**Nachſetzen**: 1 tr.: a) gewöhnlich: einem Gegenſtand einen andern nachſetzen, in Vergleich zu jenem dieſem hintanſetzen ꝛc.“ — Während nun ſo bei nachſetzen gewöhnlich zu dem nähern Objekt ein Accuſativ gefügt wird, findet ſich bei hintanſetzen (worin man das urſprüngliche hindan(n) ſetzen noch nachfühlt) zumeiſt nur das Accuſativobjekt ohne ein hinzugefügtes Dativobjekt, wie es ſich hier in dem Satze von Lindau findet: „Was hatte Hennern hintanzuſetzen?“ Die Rückſichten auf ſeine Familie — und: „Wem (oder: welchem andern Objekt) hatte er ſie hintanzuſetzen?“ Seinen geſchäftlichen Pflichten. Meinem Gefühl nach würde es üblicher heißen: „Daſs Hennern ſeinen geſchäftlichen Pflichten die Rückſichten auf ſeine Familie nachzuſetzen hatte;“ doch findet ſich Dativ und Accuſativ bei hintanſetzen neben einander z. B. auch in Goethe's Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten (40bänd. Ausg. 19, 281): „Er war großmüthig genug, ſeine Rechte der Forderung der Natur hintanzuſetzen“ (vgl.: nachzuſetzen).

77. „Da er über den verhängnisvollen Ultimo des Januar wenigſtens anſcheinend heiler Haut hinweggeſetzt war,“ Nr. 586, wohl als Genitiv

zu faſſen, gewöhnlich: mit heiler Haut, z. B. davon kommen ꝛc. = unverletzt, mit einem blauen Auge ꝛc., ſ. mein Wörterb. I S. 713c, wo auch aus Wieland angeführt iſt: „Sind in heiler Haut | ſchon wieder hier ꝛc.“ (vgl. auch Ergänz.-Wörterb. S. 262c ꝛc.).

78. „Wenn Euer Hochgeboren auf Ihren Schein beſtehen wollten“ Nr. 588, ſ. über die Fügung von beſtehen auf mit dem Dativ oder mit dem Accuſ. (und der Abwandlung mit dem Hilfszeitwort haben oder ſein) den Beleg in meinem Wörterb. III 1194c und Ergänz.-Wörterb. S. 514a Nr. 11 und mehrfach hier in der Zeitſchr.

79. „Sei aufrichtig bedankt von Deinem Bruno Bagger,“ ſ. über die Fügung von bedanken Hauptſchwier. S. 63a/b.

80. „Um die kaum erträglichen Schmerzen zu ſtillen, hatte er gerade in den letzten Tagen übertriebene Quanten von dem verführeriſchen Morphium ſich beigebracht,“ ſ. mein Fremdwörterb. II S. 187a, wo ich aber nur die lateiniſche Form für die Mehrzahl (Quanta) angegeben habe. Die Form Quanten wäre alſo dort nachzutragen; doch wäre hier wohl das Fremdwort überhaupt entbehrlich und etwa durch Mengen zu erſetzen geweſen (vgl. auch Doſen, ſ. Fremdwörterb. I S. 292a).

81. Kap. IV. „Auf der andern Seite aber widerſtrebte es ihr auf das entſchiedenſte, den Einfluſs, den ſie auf Berwitz vielleicht auszuüben vermöchte, für eine undurchſichtige Sache, von der ſie ahnte, daſs ſie nicht ganz reinlich war, geltend zu machen,“ Nr. 590, hier = für eine Sache, die ſie nicht ganz klar durchſchauen konnte ꝛc., ſ. mein Wörterb. III S. 1094a.

82. „Es war ihr hart angegangen“ Nr. 592, vgl. angekommen, ſ. mein Wörterb. I S. 975c Nr. 6, woraus ich wenigſtens den Anfang herſetzen will: „Etwas uns innerlich Ergreifendes kommt uns an = entſteht in uns und packt uns (ſ. 3), ferner: Etwas (außer uns) kommt uns ſo oder ſo an, z. B. hart, ſchwer, leicht ꝛc. = es fällt, wird uns hart ꝛc. In der älteren Sprache war für die Perſon der Accuſ. gewöhnlich (ſ. 4), in der heutigen überwiegt faſt der Dativ, der jedenfalls zu dem Hilfszeitwort ſein beſſer ſtimmt als der ein tranſitives Verhältnis bezeichnende Accuſativ.“ — Die Belege dazu, die ich mit Rückſicht auf den Raum hier nicht wiederhole, wolle man dort nachleſen und dazu auch S. 858c das unter angehen 8d (auch in der Anm.) Geſagte (vgl. auch Hauptſchwier. S. 42b) vergleichen.

83. „Berwitz war es vor Allem darum zu thun, Eugeniens Befangenheit . . . ein Ende zu machen; und [er] gab nun der Unterhaltung ohne Weiteres eine andere Wendung.“ Hier hätte das von mir in eckiger Klammer hinzugefügte er nicht fehlen ſollen. Aus Berwitz im Anfang

des Satzes (wo es der Dativ ist) konnte richtig in dem mit und angeknüpften Satze ganz richtig nicht das Subjekt im Nominativ (obgleich es bei dem Eigennamen mit dem Dativ gleich lautet) ergänzt werden, vgl. — wodurch das Satzverhältnis deutlicher und klarer wird —: „Ihm war es darum zu thun . . . und er gab ꝛc.“, wo wohl so leicht Niemand das er, als aus dem ihm zu ergänzend, weglassen würde, vgl. den in den Hauptschwier. unter „Zusammenfassung 2 b“ angeführten Satz Lavater's: „Salomo [Dativ] ward und [zu ergänzen: er Nominativ] bekam Alles, was das Traumgesicht ihn hoffen ließ“ ꝛc.

84. „Erst während Eugeniens Worten hatte er die Herrschaft so weit über sich wiedergewonnen ꝛc.,“ s. hierzu meine Hauptschwier. S. 240a unter dem Titelkopf: Sächsischer Genitiv Nr. 3, wo ich davon gesprochen, dass dieser Biegungsfall nicht füglich von einem selbst im Genitiv stehenden Worte abhängen dürfe, und wo ich, daran anknüpfend, gesagt: „Man beachte hier namentlich auch Präpositionen (s. d. 3), die außer dem in der Schriftsprache vorherrschenden Genitiv auch den Dativ regieren und bei voranstehendem sächsischem Genitiv richtig diesen letztern Kasus erfordern.“ Das weiter Folgende, das ich mit Rücksicht auf den Raum hier nicht wiederhole, wolle man a. a. O. nachlesen, s. o. S. 448/9 Nr. 6.

85. „Unmittelbar darauf erschien der Diener, in der Hand einen silbernen Teller, auf dem ein geschlossenes Kouvert lag.“ Nr. 594. Auf der nächsten Spalte heißt es: „Sie riss den Briefumschlag auf,“ während dazwischen die Sätze stehen: „Weshalb haben Sie den Brief nicht früher gebracht? — Der gnädige Herr haben befohlen, dass ich den Brief nur dann der gnädigen Frau überreichen soll, wenn ꝛc.“ Das Fremdwort Kouvert und die Verdeutschung Briefumschlag, mit denen Lindau hier abwechselt, sind in der That im Gebrauch der heutigen Umgangssprache noch neben einander gäng und gebe; und so kann man dem Romanschreiber keinen Vorwurf daraus machen, dass auch er das Fremdwort und die Verdeutschung neben einander gebraucht; nur möchte ich meinen, dass Lindau doch besser hier weder das Fremdwort Kouvert noch die Verdeutschung Briefumschlag, sondern vielmehr Brief hätte setzen sollen. Was der Diener auf dem silbernen Teller überreicht, ist nicht bloß „ein geschlossenes Kouvert“, sondern ein Brief in einem geschlossenen Kouvert oder Umschlag, dagegen, was die gnädige Frau aufreißt, ist nur der Umschlag, nicht der Brief.

86. „Dasselbe bittere Lächeln von vorher umspielte wieder ihren halb geöffneten Mund.“ Ganz streng genommen müsste es nach meiner Ansicht hier entweder heißen: „Das bittere Lächeln von vorher“ — oder sonst: „Dasselbe bittere Lächeln wie vorher.“

87. „Eugenie . . . brach in ein hohes, gellendes, ſchreckliches Lachen aus.“ Irre ich nicht, ſo hätte von den drei Beiwörtern das erſte füglich wegbleiben können oder vielmehr ſollen, da der Begriff des „hohen“ ſchon in dem „gellenden“ liegt.

88. „Das ſtimmt in die Rechnung,“ vgl. in meinem Wörterb. III S. 218c, wo ich unter ſtimmen 2 (intr.) kurz — neben andern Fügungen — angegeben habe: Nicht ins Ganze ſtimmen [paſſen] Goethe 19, 124. Ich ſetze den Satz (aus den Wanderjahren III, Kap. 10) vollſtändiger her: „Das wahre Große hebt uns über uns ſelbſt hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern; die Wahl der Mittel aber ruft uns in uns ſelbſt zurück; und da wird der Einzelne gerade wie er war, und fühlt ſich eben ſo iſoliert, als hätte er vorher nicht ins Ganze geſtimmt.“ Vgl. anders in der gewöhnlichern Wendung: „Das ſtimmt in der Rechnung“ = das in der Rechnung Stehende, der ſich dort findende Poſten ſtimmt [iſt richtig].

89. „Ich habe als Vertreter meines Freundes nur auf Eines Bedacht zu nehmen: daſs er nicht in irgend eine Spekulation verwickelt wird und [daſs er] möglichſt bald aus der Sache herauskommt.“ Die von mir in Klammern hinzugefügten beiden Wörter ſind allerdings nicht unumgänglich nothwendig, aber doch wünſchenswerth, um von vornherein beſtimmt auszuſprechen, daſs in den zweiten, durch und angeknüpften Satz aus dem erſten nur die Wörter: „daſs er“, nicht auch das darauf folgende „nicht“ herüber zu nehmen iſt.

90. Kap. V. „Das wollte der Mann, der im Aufſtreben und auf der Höhe ſo klug und umſichtig geweſen war, in ſeinem Abrutſche nicht mehr einſehen.“ Das männliche Hauptwort: Abrutſch iſt in deutſchen Wörterbüchern, ſo weit ich ſehe, zuerſt in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 433b aufgeführt, mit 2 Belegen, von denen ich wenigſtens den erſten, von Arn. Ruge hier wiederholen will: „Das Waſſer habe den ungeheuern Keil losgelöſt, der in einem Abrutſch Dorf, See und Thal überſchüttete.“ Es iſt mir willkommen, dieſen neuen Beleg von Lindau hier hinzufügen zu können; über die Bedeutung bedarf es nach dem über rutſchen, abrutſchen und Abrutſchung in meinem Wörterb. III S. 824 und Ergänz.-Wörterb. a. a. O. Bemerkten keiner weitern Erklärung, die ja in dem Satze Lindau's ſich aus der Gegenüberſtellung zu dem „Aufſtreben“ und dem Sich-Befinden „auf der Höhe“ als das rutſchende Ab- oder Niedergleiten von der Höhe in die Tiefe von ſelbſt ergiebt.

91. „Die wegen des Ablebens des badiſchen Prinzen auf Halbmaſt geſetzte Fahne.“ Nr. 598.

92. „Überall waren große Pfützen mit gelblich schmutzigem Wasser, die sich mitunter zu großen Lachen erweiterten," vgl. mein Wörterb. II S. 2c, wo unter I Lache gesagt ist: „vgl. Pfuhl, Pfütze = kleine Lache".

93. „Die Firma, . . ., die er aus der schläfrigen Unbedeutendheit aufgerüttelt ꝛc." Nr. 600, in vermeintlichem Verbesserungsbestreben statt des durchaus sprachrichtigen Unbedeutenheit (ohne d s. Hauptschwier. S. 86/7 und das dort Angezogene), wie auch z. B. Ab- und Anwesen(d)heit, All- und Unwissen(d)heit u. s. w. durch Einschiebung des eingeklammerten d nicht „verbessert", sondern verballhornt würden.

94. „[Er] bemühte sich, seinen Unwillen, der seine Stimme färben wollte, möglichst zu unterdrücken," Nr. 602 = seinen Unwillen, der unwillkürlich in ihm aufsteigend, sich in die Farbe, d. i. in den Klang seiner Stimme einmischend und sie verändernd, hervortreten wollte, — hier angeführt als weiterer Beleg zu dem in meinem Wörterbuch unter Farbe, färben, Färbung Aufgeführten, vgl. auch in diesem Heft S. 463 Nr. 15: Altfarbe.

95. Kap. VII. „Der alte sorgenschwere Mann." Nr. 604. Der Ausdruck ist vollkommen richtig; aber ich möchte doch die Frage anregen, ob es nicht üblicher sei, z. B. zu sagen: das sorgenschwere Haupt, die sorgenschwere Brust ꝛc., aber: der sorgen-beschwerte, -bedrückte, -belastete Mann. Täuscht mich mein Gefühl nicht, so liegt der Grund darin, dass man allerdings sagt: das Haupt, die Brust ist schwer von Sorgen, aber doch nicht leicht: der Mann ist schwer von Sorgen, sondern: er hat schwere Sorgen, trägt schwer an seinen Sorgen ꝛc. Ich wiederhole, dass ich durch diese Bemerkung die Frage bei meinen Lesern nur anregen will, die Entscheidung ihrer Prüfung und ihrem Ermessen anheimgebend.

96. „Wagte man es, ihm, dem Chef der Firma J. W. Donnsdorf und Söhne eine Stelle als untergeordneter Leiter einer Fabrik in der Provinz anzubieten?" Nr. 606 statt (sprachrichtig): „ihm . . . als untergeordnetem Leiter," s. Hauptschwier. S. 50/1 Nr. 11.

97. „Aber möglich war es . . ., ein nichtsahnendes Mädchen . . . an Ihre Unberechenbarkeit zu fesseln," wo in der erregten, gehobenen Sprache das abstrakte (abgezogene), eine Eigenschaft bezeichnende Hauptwort für die mit dieser Eigenschaft behaftete Person gesetzt ist, vgl.: „an Sie, den Unberechenbaren" oder: „an Sie in Ihrer Unberechenbarkeit", vgl. z. B. in meinem Wörterb. II S. 358 unter den Zusammensetzungen von „Muth": „Was denkt Jungfer Hochmuth? [die hochmüthige Person] . . . Übermuth: übermüthige Person]" mit Belegen u. A. m.; und so wäre auch ebd. S. 669a der Satz von Lindau unter Unberechenbarkeit nachzutragen.

98. „Wenn der Ocean . . . das Echo Ihrer Erbaulichkeiten von hüben bis zu Ihnen trägt ꝛc.," ſ. über dieſen Plural eines urſprünglich abſtrakten Hauptworts, (das aber in den Sinn des Konkretums übergegangen iſt: Erbaulichkeit = erbauliche Handlung, und zwar hier im ſpöttiſchen Gegenſinn für Handlungen, die nicht erbaulich ſind) meine Hauptſchwier. unter „Numerus" 3g und vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 59a einen andern Beleg in etwas andrer Wendung: „Mit ſeinen Baulichkeiten und Erbaulichkeiten, zunächſt mit ſeinen Kirchenthürmen" = mit ſeinen zur Erbauung dienenden Baulichkeiten (oder Gebäuden).

99. „Der Anblick, der ſich ihr darbot, jagte ihr einen Schauer des Entſetzens über den Rücken," Nr. 608, — eine in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 285c (vgl. Wörterb. I S. 828a) nachzutragende Wendung für jagen mit der Präpoſ. über.

100. „Er bündelte das Fläſchchen feſt in das ſeidene Tuch," Nr. 610, ſ. mein Wörterb. I S. 242b Ergänz.-Wörterb. S. 124a. Da man bei „bündeln" (wie bei Bündel) in der Regel an mehrere vereinigte (zuſammengebundene) Dinge denkt, nicht an einen einzelnen, ſo hieße es vielleicht richtiger: „Er band (oder wickelte) das Fläſchchen feſt in das ſeidene Tuch ein," wie denn auch Lindau fortfährt: „Er legte die ſorglich umwickelte Flaſche behutſam in die Schublade ꝛc."

100a. „Nach meiner Meinung profaniert" [warum nicht: entweiht?] „man die Heiligkeit des Schmerzes und der Trauer, wenn man ſie an Unwürdige vergeudet. Das iſt kein Mitgefühl, es iſt ſittliche Schwäche" — vgl. kurz darauf: „Wenn das erſte Rebhuhn nicht acht Tage vor Eröffnung der Jagd auf ihrem Tiſche paradiert" [warum nicht: prangt?]

Unvergeſsbare Worte und andere Novellen.

Von Paul Heyſe. Fünfzehnte Sammlung der Novellen. Berlin 1883.

Sprachliche Bemerkungen.

I. Unvergeſsbare Worte (1882) S. 1—102.

1. „Die Perſianen aufzumachen" S. 11, üblicher: die Perſiennes (ſ. mein Fremdwörterb. II S. 232b), warum nicht: die (Fenſter-)Laden?

2. „Die Sonne . . . ließ einen ſchiefen Strahl auf den Schläfer gleiten, der ꝛc." S. 13. Wird nicht zunächſt jeder Leſer annehmen, daſs das hervorgehobene bezügliche Fürwort der ſich auf das unmittelbar davor ſtehende männliche Hauptwort: „den Schläfer" beziehen ſolle? Dies iſt aber nicht der Fall, wie die Fortſetzung zeigt, welche lautet: „der von den Knien aufwärts über die Bruſt vorrückt und in Kurzem das Geſicht erreichen muſste." Gemeint iſt alſo — nicht: „den Schläfer, der" —,

ſondern: „einen ſchiefen Strahl, der ꝛc.“ Warum hat alſo nicht der Schriftſteller, was doch ſo nahe lag, die Stellung gewählt: „Die Sonne ... ließ auf den Schläfer einen ſchiefen Strahl gleiten, der ꝛc.“? Vgl. II Nr. 3; III Nr. 16 und ſ. hier in der Zeitſchr. VII S. 72 Nr. 13a; 104 Nr. 1; 109/10 Nr. 20 und 23; S. 143; VIII S. 75 Nr. 30; 151/2; 269 Nr. 20; 431 Nr. 10.

3. „Doch war ihm zu wohl auf ſeinem grünen Lager, um ſich ſogleich zum Aufſtehen zu entſchließen.“ S. 14. Hieße es hier am Schluſs: „als daſs er ſich ſogleich zum Aufſtehn hätte entſchließen können“, ſo wären damit auch die Forderungen der ſtrengſten Sprachlehrer befriedigt, die den verkürzten Sätzen mit „um zu“ und dem Infinitiv volle Berechtigung nur zugeſtehen wollen, wenn das Subjekt des zu verkürzenden Satzes dasſelbe iſt wie das des Hauptſatzes; doch meiner Anſicht nach iſt hier die Verkürzung ſtatthaft, da hier durchaus kein Miſsverſtändnis zu befürchten iſt. Das Nähere über die verkürzten Sätze mit „um zu“ habe ich in meinen „Deutſchen Sprachbriefen“ (11. Aufl.) S. 250b—253; S. 257—259 und S. 273—274 ausführlich beſprochen und erörtert und muſs mit Rückſicht auf den Raum darauf verweiſen, vgl. z. B. auch hier in der Zeitſchr. I S. 292 § 4, S. 349 § 78 und die Inhaltsverzeichniſſe der verſchiedenen Jahrgänge unter „um zu“ u. in dieſem Heft S. 476.

4. „All Das gab ihr ein Gefühl von Befreiung und Losgebundenheit, deſſen ſie ſich mit ſtarkem, frohem Herzklopfen bewuſſt wurde.“ S. 41, ſ. mein Wörterb. I S. 141b; Ergänz.-Wörterb. S. 76c.

5. „Da blieb ſie noch eine Weile ſitzen, bis ſie es wagte, über die offene Galerie ins Zimmer zurückzuhuſchen.“ S. 41, ſ. mein Wörterbuch I S. 808b.

6. „Während hier unten Reif [ſ. mein Wörterb. II S. 109a, auch oft Reifen] geſpielt wurde, bin ich auf den Gedanken gekommen, die Bücherkiſte auszupacken, die ich mir ſchon vor drei Wochen [hatte] nachſchicken laſſen, aber in meiner trägen Miſslaune noch nicht angerührt hatte.“ S. 66, ſ. meine Hauptſchwier. S. 170a über das von mir in Klammern hinzugefügte hatte, das in Fällen, wie der vorliegende, nach meiner Beobachtung, trotz Leſſing's Vorgang heute lieber geſetzt als weggelaſſen wird, ſo empfehlenswerth auch mit Rückſicht auf die Kürze im Allgemeinen die Weglaſſung der ſchleppenden Hilfszeitwörter iſt, wo dadurch keine Miſsdeutung zu befürchten ſteht.

7. „Darauf kommt es ja nicht an, daſs man das Unerhörte, Unvergängliche leiſtet, ſondern daſs man an ſich ſelber glauben lernt und ſich ſo hoch ſchwingt, wie es die Natur jedem Einzelnen geſtattet.“ S. 67. Hier iſt, glaube ich, das hervorgehobene jedem nicht ganz an ſeiner Stelle

als Erſatz für den fehlenden Dativ des allgemeinen perſönlichen Fürworts man ſtatt des üblichern Einem (ſ. Hauptſchwier. S. 201b ff.), vgl.: daſs man ſich ſo hoch ſchwingt, wie es die Natur Einem (oder: dem Einzelnen, auch wohl: je dem Einzelnen) geſtattet; daſs der Einzelne (oder: jeder Einzelne) ſich ſo hoch ſchwingt, wie die Natur es ihm geſtattet ꝛc.

8. „Ein großer tragiſcher Dichter hat hier einen Stoff von geringem tragiſchen Gehalt durch ſeine Kunſt ſo geadelt," wofür ich tragiſchem vorziehen würde (ſ. Hauptſchwier S. 99a), vgl. im Nomin.: ein geringer tragiſcher [nicht: tragiſche] Gehalt ꝛc.

9. „Daſs ſie ihm das Pony gekauft habe." S. 74, vgl.: „Das berühmte Pony" S. 78, vgl. mein Fremdwörterb. II S. 310b, wo Belege für das männliche und für das ſächliche Geſchlecht von Pony aufgeführt ſind.

10. „Daſs noch mehr dazu gehört, um mit einander ein ganzes Leben lang glücklich zu ſein, als daſs man als Kinder mit einander geſpielt hat und ſich Kouſin und Kouſine nennt." S. 80.

Vgl. hierzu Das, was ich in der Zeitſchr. II S. 498/9 zu der Stelle aus Chamiſſo: „Um einander haſſen zu können, muſs man eben Brüder ſein" geſagt habe, in der ſich ebenfalls das nur in der Einzahl vorkommende man verbunden mit der Einzahl des Zeitworts, aber zugleich mit der Mehrzahl des Prädikats findet, nebſt weitern Belegen dazu, wie ſchon in meinen Hauptſchwier. S. 202a unter man 2k.

Zur Vermeidung oder Umgehung der unleugbaren Härte hätte Heyſe etwa ſetzen können: „als daſs man in den Kinderjahren mit einander geſpielt hat."

11. „Ich begreife Alles; und ſo kann ich auch Alles verzeihen; aber vergeben iſt nicht vergeſſen. Denn es giebt Worte, die ein Mann von Selbſtgefühl und Würde nicht vergeſſen darf, ſelbſt wenn er dazu geneigt wäre ꝛc." ſ. die durch Sperrdruck hervorgehobenen, nah an einander grenzenden Ausdrücke in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb., mit den Belegen.

Hier mag ſich zum Schluſs noch eine Bemerkung über den Titel der Novelle: „Unvergeſsbare Worte" anreihen unter Hinweis auf mein Wörterbuch deutſcher Synonymen S. 203, wo es von den mit den Endſilben -bar und -lich gebildeten Eigenſchaftswörtern in Nr. 17 heißt:

„Mit der Vorſilbe un- tritt der angegebene Unterſchied minder ſcharf hervor; doch ſind, genau genommen, hier die Wörter auf -bar ſtärker als die auf -lich, da durch jene die Möglichkeit ganz verneint, durch dieſe nur als eine nicht leicht eintretende ꝛc. bezeichnet wird."

Demgemäß hat der feinſinnige Schriftſteller ſeine Novelle betitelt: Unvergeſsbare Worte [die niemals vergeſſen werden können], nicht: unvergeſsliche [die ſich nicht leicht vergeſſen laſſen].

II. Die Eſelin (1880) S. 103—152.

1. „Ich! — mit meinen Vierundzwanzig [Jahren] zu ſchnöder Bärenhäuterei verdammt!“ S. 109, ſ. mein Wörterb. I S. 715b.

2. „Der Boden ringsum war quellig“ S. 111, ſ. mein Wörterbuch II S. 620a, wo quellig (mit der Erklärung = Quellen oder quellende Flüſſigkeit in ſich haltend, vom Erdboden ꝛc.) mit zahlreichen Belegen aufgeführt iſt.

3. „Ein graues Tuch um den Kopf gewickelt, unter welchem die ſchwarzen Haare . . . hervorhingen.“ S. 113. Vgl. I Nr. 2, — ſtatt (unzweideutig) in der Umſtellung: Um den Kopf ein graues Tuch ꝛc.

4. „Ein Vieh iſt's nur, aber es ſoll wie'n anderer Chriſtenmenſch ſeine Pflege haben ꝛc.“ S. 115. Über dies pleonaſtiſche ander in der Volksſprache ſ. Hauptſchwier. S. 41 unter ander Nr. 7, vgl. bei Heyſe S. 118: „Unſeren Pfarrer . . . der hat geſagt . . ., nur Chriſtenmenſchen kämen in den Himmel und die Thiere hätten keine unſterblichen Seelen.“

5. „Wir haben viel aus dem Holz zu holen gehabt, Beeren und Schwämmerlinge.“ S. 117 = Pilze, ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 467c.

6. „Ein ſo treues Thier . . . muſs ſo niederträchtig ſchimpfiert und verelendet werden.“ S. 117, ſ. mein Wörterb. I S. 363c; Ergänz.-Wörterb. 177c.

7. „Darüber hatte ſich das Kind, das nur ein paar Monate alt ſein konnte, in Schlaf getrunken und geweint.“ S. 121, — von dem weinenden Säugling, der an der Mutterbruſt eingeſchlafen war, ſ. mein Wörterb. III S. 1378c/9a unter trinken 1a und 3d.

8. „Weil ſie ſo hinterſinnig und ſchwach unter der Stirn iſt.“ S. 126, ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 1106a/b und Wörterbuch deutſcher Synonymen (2. Aufl.) S. 47 Nr. 20.

9. „Während . . . der Stromregen an die Fenſter ſchlug.“ S. 149a = der niederſtrömende Regen.

10. „Wurde man der Brunſt Herr.“ S. 151 ſtatt des allgemein üblichen: der Feuersbrunſt (des Brandes), ſ. mein Wörterb. I S. 230b (unter Brunſt 1a), Ergänz.-Wörterb. 114c.

III. Das Glück von Rothenburg (1881) S. 153—226.

1. „Als ob ſtatt des neuen Reiſegefährten nur ein Gepäckſtück mehr in den Wagen geſchoben worden wäre.“ S. 156 (ſ. mein Wörterb. III

S. 1250a ꝛc.), hier angeführt, um neben Pack-, Fracht-ſtück (ſ. ebd.) zur gelegentlichen Verwendung für das Fremdwort Packet (⌣⌣, paquet) empfohlen zu werden.

2. „Wie das Halbgeſicht, in die Hand gedrückt und von den Falten der Kapuze leicht umrahmt, in der dämmernden Beleuchtung des Abends ſich ihm zeigte ꝛc.“ S. 159, als empfehlenswerthe Verdeutſchung für Profil (ſ. mein Fremdwörterb. II S. 351b), vgl. entſprechend: Dreiviertel-Profil oder -Geſicht ꝛc.

3. „Vielleicht aber laſſen Sie Gnade vor Recht ergehen.“ S. 160 vgl. Hauptſchwier. S. 160b über den leiſen Begriffsunterſchied, je nachdem hier vor oder für geſetzt wird.

4. „In der Mappe dort haben Sie ohne Zweifel von Ihnen Zeichnungen und Malereien.“ S. 161, ſ. Hauptſchwier. S. 324 Nr. 3, mehr im Geiſte der deutſchen Sprache: Zeichnungen und Malereien von Sich.

5. „Mein gutes Mutterl zu beſuchen.“ S. 166 in mundartlicher Verkleinerung, vgl. mehr ſchriftdeutſch: Mütterlein, Mütterchen.

6. „Daſs auch der Vater über meine blutige Jugend und ſonſtige Anfängerſchaft ein Auge zudrücken wollte.“ S. 167, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 88a über den Ausdruck beſonders in der Bühnenwelt: blutiger [= blutjunger] Anfänger ꝛc.

7. „Mein Schwiegervater war . . . ein wohlſtehender Mann, hatte Haus und Garten ꝛc.“ S. 168 mehr ſchriftdeutſch: ein wohlhabender Mann, ein Mann im Wohlſtand ꝛc.

8. „Die immer ſtärker ſich umnachtende Gegend.“ S. 169 = ſich in Nacht (und Dunkel) hüllende.

9. „Sein offenes, blühendes Geſicht verſchattete ſich plötzlich.“ S. 170 = überzog ſich wie mit einem Schatten, ſchwächer als = verfinſterte ſich.

10. „Als ob ihm plötzlich in dem engen Koupé ſchwül und kerkerhaft zu Muthe würde.“ S. 171, — wie in einem Kerker.

11. „Bei dem . . . Laternenſchein ſah ihr weißes Geſicht noch viel fabelhafter und prinzeſslicher aus.“ S. 181 = einer Prinzeſſin ähnlicher (prinzeſſ[inn]enhafter).

12. „Die Schläferin fuhr in die Höhe, ſchien Mühe zu haben, ſich zu beſinnen, wo ſie war ꝛc.“ S. 182, vgl. — zur Vermeidung der beiden von einander abhängenden Infinitive mit zu, etwa: ſchien ſich nur mit Mühe beſinnen zu können ꝛc.

13. „Was er freilich klugermaßen für ſich behielt.“ S. 187. ſ. Wörterb. II S. 251a unter Maß 3k = klugerweiſe, klüglich.

14. „Der Wächter war seines Zeichens ein Schneider und ‚bekleidete' nicht nur ein städtisches Amt, sondern auch seine Mitbürger." S. 200. Ich benutze dieses Wortspiel, um eine öfter an mich gerichtete Frage, wie sich der Ausdruck: ein Amt bekleiden erklären lasse, nach meinem Wörterb. (I S. 931) zu beantworten. Dort habe ich aus älteren Schriften Stellen angeführt, wie: Jemandes Seite bekleiden = sich an dessen Seite setzen; eine Bank bekleiden = darauf sitzen, sie einnehmen. Daraus, habe ich dann weiter gesagt, entwickelte sich die abstrakte Wendung: eine Stelle ꝛc. bekleiden, dem Sinne nach ziemlich = mit einer Stelle bekleidet sein, aber wohl nicht (wie Adelung u. A. wollen) daraus entstanden.

15. „Sang . . . mit einer Stimme, die eine schöne dunkle Altfarbe hatte." S. 212 = die mit ihrem schönen dunkeln Klang sich dem Alt näherte, vgl. auch in diesem Hefte S. 457 Nr. 4.

16. „Aber, ehe noch der Hausknecht den Wagenschlag öffnen konnte, war schon der junge Mann mit dem Malerhut, der dort gewartet hatte, hinzugesprungen." Vgl. I Nr. 2. Natürlich war es nicht der Malerhut, sondern der junge Mann, der dort gewartet hatte, — also etwa: „Der mit dem Malerhut bekleidete junge Mann, der ꝛc."

17. „Ich will mir keine Tugend anschminken, die ich nicht besitze." S. 220, wo die letzten vier Wörter füglich hätten wegbleiben können, da in dem Begriff des Anschminkens schon liegt, dass es sich um Etwas handelt, das man von Natur nicht besitzt.

Besitzanzeigende Fürwörter der 3. Person.

Die kleine Bemerkung die ich hier darüber machen möchte, knüpfe ich an die folgenden Sätze aus einem sehr anregenden Aufsatze von Eugen Zabel über Hebbel's Nibelungen (in der National-Ztg. 48, Nr. 7). Hier heißt es:

„Fast zu gleicher Zeit, in der Mitte der fünfziger Jahre, haben Wagner und Jordan den Plan zu ihren Nibelungendichtungen gefasst. Es ist nicht nachweisbar, dass der Erzähler den Komponisten oder umgekehrt angeregt habe. Da ein litterarischer oder künstlerischer Zusammenhang zwischen ihnen nicht besteht, darf man annehmen, dass beide von ihren Absichten Nichts gewusst haben."

Der Anstoß, den hier wohl jeder Leser empfinden wird, liegt in dem hervorgehobenen ihren. Offenbar hat der Schriftsteller nicht sagen wollen, dass beide, Wagner und Jordan, jeder von seiner eignen Absicht Nichts —,

ſondern vielmehr, daſs von ihnen beiden keiner Etwas von des andern Abſichten gewuſſt habe; und ſo hätten die letzten Sätze — zur deutlichen Ausſprache der Wechſel- oder Gegenſeitigkeit etwa lauten müſſen:

Es iſt nicht nachweisbar, daſs der Erzähler den Tonſetzer oder dieſer jenen angeregt habe. Da ein . . . Zuſammenhang zwiſchen ihnen nicht beſteht, ſo darf man annehmen, daſs keiner von beiden von des andern Abſichten Etwas gewuſſt habe — oder: daſs einer von des andern Abſichten Nichts gewuſſt habe oder in ähnlicher Weiſe, vgl.: „Einander . . . üblich . . . nicht als Genitiv.“ Hauptſchwier. S. 123b.

Über „Kalb“ und einiges damit Zuſammenhängende.

1. In der Sonntags-Beilage der National-Ztg. vom 13. Januar (Nr. 2) findet ſich in einem Aufſatze: „Der Biber auf der mittlern Elbe“ II der folgende Satz:

„Als ſolche [Schonzeit] empfiehlt er [Dr. Friedrich] mit Rückſicht auf die Kalbzeit des Bibers und die Zeit bis zum Selbſtändigwerden der Jungen die Monate Februar bis September inkl., ſo daſs noch immer eine viermonatliche Schuſszeit übrig bliebe.“

Das Wort Kalb bezeichnet zunächſt, wie ich unter dieſem Worte in Nr. 1 in meinem Wörterb. I S. 852 geſagt, „das Junge eines Rinds im erſten Jahr“; aber weiter findet ſich dort in Nr. 2, was ich hier vollſtändig herſetzen will:

„2. Das Junge vom Rothwild (vgl. Hirſch-Kuh): Das Thier ſetzet das Kalb. Döbel 1, 18b. Das Lab eines jungen Kalbs, das in dem Leib des Wilds erwürget iſt. Eppendorf Plin. 67. — Kalb: alles junge Roth-, Dam-, Elen- und Rehwild bis nach der Brunſtzeit, nach welcher . . . es Schmalthier oder Schmalreh wird. Laube Brevier 266. Die . . . Hirſchkuh . . . Da kommt das zarte Kalb der Mutter nachgeſprungen, | lautblökend ꝛc. Rückert Noſtem 27a ꝛc. Selten von andern Thieren, ſ. Elephanten-, Eſel-, Kamel-Kalb“ —

und unter dieſen hier angeführten Zuſammenſetzungen heißt es a. a. O.:

„Elephantenkalb: Elephantenjunges: Tretet nicht ſo maſtig auf, | wie Elephantenkälber. Goethe 11, 194. Ein Rudel Elephantenkälber. Heine Lutetia 2, 301, vgl. Plinius H. N. 8, 1.

Eſelkalb, veraltet ſtatt Eſelfüllen. Fiſchart Bienenk. IIIa . . .

Kamelkalb: Kameljunges. Droyſen Ariſtoph. 1, 405.“ — und daran ſchließt ſich in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 291b unter Kalb 2:

„Ein Kälbchen geſchoſſen. Bismarck Briefe 144 ꝛc., vgl.: Wirft die Renkuh ein Junges . . . Das Ren-Kalb. Heuglin Nordpol 1, 196 ꝛc. Die Alttiere und die Kälber [der Kudu]. Derſ. Nordoſtafr. 2, 116 ꝛc.; aber auch: Der Dugong Halicore . . . Das Kalb 136 [vgl. Meer-Kuh, -Kalb] ꝛc., wie: Walfiſche mit ihren Kälbern. Hildebrandt Reiſen 1, 350. Ein Kalb des nordiſchen Bartenwals. Gartenlaube 19, 95a ꝛc. Seehunde . . . Ein Dutzend Kälber . . . Wo die Kühe kalben. Ausland 39, 266. Kalb [des Nilpferds] . . . Hippopotamus-K. Weſtermann 255, 283b; 280b ꝛc.“

Aus Hildebrand's Fortſetzung des Grimm'ſchen Wörterbuches wäre weiter Hergehöriges nicht anzuführen als etwa Sp. 54:

„Die vielen Buchten an der patagoniſchen Küſte werden ſtark von Walfiſchen beſucht, die dort kalben.“ „Bremer Handelsblatt“ ohne Hinzufügung der Stelle.

Aber daſs auch die Jungen der Biber als Kälber bezeichnet werden und demgemäß auch von einem Kalben, der Kalbzeit des Biberweibchens die Rede iſt, Das iſt mir — ſo weit mein Gedächtnis reicht — an der oben aus der National-Ztg mitgetheilten Stelle zum erſten Mal aufgeſtoßen, vgl. in meinem Wörterb. I, S. 125b, wo ich aus Fleming's Vollk. teutſche Jäger angeführt: „Und trägt die Biberin 16 Wochen, bis ſie ſetzet,“ vgl. auch z. B.: „Der Biber . . . Er brunſtet, indem er ſich begattet; er bringt Junge.“ Dietrich aus dem Winkell Handb. für Jäger (2. Aufl. 1821) S. 101, vgl. mein Wörterb. II S. 217a.

Sollten freundliche Leſer mir Nachweiſe mittheilen können, in denen von einem Kalben, einer Kalbzeit der Biberinnen die Rede iſt, ſo würden ſie mich dadurch zu beſonderem Danke verpflichten.

2. In der Meklenb.-Strelitz'ſchen Landeszeitung, Jahrg. 10, Nr. 11 [vom 13. Jan. 1895] findet ſich der Satz: „Schönberg: . . . Der Gaſtwirth Seeler in Samkow verkaufte in dieſen Tagen ein ſogenanntes Störkalb oder doppelgliederiges Kalb an einen hieſigen Schlachtermeiſter. Obgleich es erſt 7 Wochen alt war, hatte es bereits ein Gewicht von 320 Pfund erreicht und wurde mit 120 Mark bezahlt.“

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daſs in der hervorgehobenen Zuſammenſetzung die erſte Hälfte keine andre iſt als die in der allen Zeitungsleſern wohlbekannten Bezeichnung des norwegiſchen Reichstages als Storthing (der große Thing). Was ich zu erfahren wünſchte, iſt, ob der Ausdruck Störkalb auch außerhalb Meklenburg's unter Landwirthen, Viehzüchtern und Schlächtern üblich iſt.

Hertha.

Roman von Ernſt Eckſtein (Berlin 1990).

Aus dieſem Roman (dem 35ſten aus der „Grote'ſchen Sammlung von Werken zeitgenöſſiſcher Schriftſteller") habe ich mir viele Stellen angezeichnet, um daran ſprachliche Bemerkungen zu knüpfen. Hier theile ich davon ein halbes Hundert mit, denen ich theils einzelne Bemerkungen hinzufüge, theils ſolche hinzuzufügen dem geneigten Leſer überlaſſe, der dabei nach Bedarf mein Wörterb., Ergänz.-Wörterb. und meine Hauptſchwier. zu Rathe ziehen möge.

1. „Was, du fährſt Nichtraucher?" S. 3 — in der mündlichen Rede verkürzt für: in einem Koupé (oder Abtheil) für Nichtraucher, vgl.: erſte(r) Klaſſe fahren. Zeitſchr. S. 351 Nr. 1.

2. „In der Rechten eine ſchwarzlederne Taſche und einem großgriffigen Regenſchirm." S. 10 = mit großem (Hand-)Griff.

3. „Mit ungekünſtelter Flottheit." S. 11.

4. „In Ermanglung des Großwildes." S. 13, üblicher Hochwild.

5. „Sobald die Jagd aufs Tapet kommt, werde ich ſchwatzhaft. Indeſs Graf Gaßler und der Freiherr von Gruthenau geben mir in dieſer Beziehung wenig heraus." S. 43, üblicher: nachgeben, nachſtehen.

6. „Der hellgraue, mit Forſtgrün ausgeſchlagene Reitanzug." S. 18.

7. „Gleich ſchrecklich, ob Eure Lyrik uns nun verherrlicht oder verulkt." = ihren Ulk mit uns treibt, uns verhöhnt, verſpottet.

8. „Zerkleinerte Fichtenſtämme über einander zu ſchichten. Als der Wagen vorbeikam, warfen ſie gerade ein recht knorriges Stück obenauf, und nicht eben geſchickt; denn die Stammwalze kollerte jenſeits herunter ꝛc." S. 23, vgl.: die Holz-Klobe ꝛc.

9. „Ohne daſs es der Freiherr juſt darauf ablegte." S. 41 (üblicher: anlegte), vgl.: Gerade als ob er es ſelbſt darauf ablegte, den Beiden die Sache recht leicht zu machen. S. 371.

10. „Den blumenumtroddelten Gartenhut." S. 45.

11. „Wenn Guſtav wirklich in Frau Iduna ‚verknallt' war." S. 50 burſchikos (vgl. verſchoſſen, verliebt).

12. „Dann ſtehe ich paff." S. 55 (vgl. baff, ſprachlos vor Staunen ꝛc.).

13. „Bei einer dreiviertels geleerten Flaſche Rothwein." S. 64.

14. „Trotz der etwas faden Gelblichkeit ihrer Erſcheinung." S. 68.

15. „So drollig . . ., daſs Fräulein von Gruthenau ſich rein hätte krempeln mögen." S. 74 [vor Lachen].

16. „Die Naſe des regenvermorſchten Geſichts“ [des Standbildes] S. 81.

17. „Der zwar ‚im Zeichnen ſchwach‘, im Vordenken aber ‚groß und ſchöpferiſch‘ war. S. 97, hier = in den Gedanken Deſſen, was er zeichnen wollte.

18. „Wie ein beifallumdonnerter Benefizkünſtler.“ S. 112.

19. „Sein heimliches ‚Lachhaft!‘ [= lächerlich], das er . . . dem Freifräulein zuraunte.“ S. 121, vgl.: „Unergründliches Räthſel! Geradezu lachhaft.“ S. 194.

20. „Fräulein Halfferke hatte ſich von der vertraulichen Einhakung Hertha's langſam gelöſt.“ S. 143 —, hier = von dem Arme Hertha's die ſich in den ihrigen vertraulich eingehängt, ſie untergefaſſt hatte, vgl. S. 189: „Sie hing ſich vertraulich ein“ [in den Arm ihres Gatten].

21. „Man wandelte nun auf der Jenſeite [= entgegengeſetzten Seite] über die Kuppe des ſogenannten Elfenhügels zurück.“ S. 171.

22. „Ihre heimlichen Händedrucke . . . Mit dieſen Händedrucken, die ſich übrigens zählen laſſen.“ S. 175.

23. „Ihr Herz krampfte ein wenig.“ S. 193.

24. „Damals . . . war ich wirklich ein bischen närriſch auf ſie.“ S. 198 [in ſie vernarrt].

25. „Ein himmliſches Gefühl der Geborgenheit überrieſelte ſie.“ S. 208.

26. „Man ſpeiste ſo wenigſtens dreimal in der Woche daheim. An den übrigen Tagen blieb man, wie Tante Suſette Dies genannt haben würde, ‚aushäuſig‘. S. 24.

27. „Wir haben uns ernſtlich gekampelt, um dein Lieblingswort aus der Penſion zu gebrauchen.“ S. 218.

28. „Nun ſehe ich bereits im Geiſt, wie du ſpannſt.“ S. 218 [auf die Mittheilung geſpannt biſt].

29. „Trotz ihrer allzunordiſchen Blondheit.“ S. 240.

30. „Das Kind iſt wie losgelaſſen.“ S. 250 = ausgelaſſen.

31. „Übrigens deutet die Art Ihrer Pinſelführung trotz einzelner Ungewandtheiten auf eine ſyſtematiſche Schulung.“ S. 252.

32. „Was ſie durchkämpft und durchlitten hatte . . ., überſtieg nahezu ihre Kräfte.“ S. 266, vgl. durchgekämpft ꝛc.

33. „Bei dieſem Ausſpruch, deſſen Schwerwucht zu dem Gegenſtande ſo gar nicht zu paſſen ſchien.“ S. 271.

34. „Anzendorff unterſtellte durchaus nicht, daſs ihm zugleich mit der Liebe des angebeteten Weibes auch die Ehre geraubt worden. Ganz im Gegentheil.“ S. 287.

35. „Um ſo heißer jedoch und leidenſchaftlicher glomm es in ihren tiefſchwarzen Augen; um ſo rother [röther] blühte ihr Mund.“ S. 298.

36. „Lehre ſie in Ergebung zu tragen, was du verhängt haſt.“ S. 318, ſ. in den Inhaltsverzeichniſſen der verſchiedenen Jahrgänge der Zeitſchrift die Stellen über den von lehren und lernen abhängigen Infinitiv mit und ohne „zu“.

37. „Nun kam ihr plötzlich der Peingedanke, ob ſie's ertragen würde.“ S. 319.

38. „Von Anbeginn war das unſcheuchbare Greiſenthum ja der Alp geweſen“ ꝛc. S. 325, vgl.: unverſcheuchbar.

39. „Nur die Tieftönigkeit ihrer Stimme verrieth, daſs hier kein Alltagsgeſpräch in Scene ging.“ S. 335.

40. „Auf den Bauchungen der japaniſchen Vaſen.“ S. 344.

41. „Ihre Lieblingsautoren mit den bleiſtiftgekritzelten Anſtreichungen.“ S. 345.

42. „Wird das Geklöhne nun endlich aufhören?“ S. 350.

43. „Eine ſporendurchklirrte Ballvergangenheit.“ S. 378.

44. „Während die Töchter unſres gefeierten Bildhauers . . . ſchon zum dritten Mal ſchimmeln.“ S. 378 [nicht zum Tanz aufgefordert werden, ſitzen bleiben].

45. „Erkläre ihm, daſs du es müde biſt, dich ſo hanebüchen kompromittieren zu laſſen.“ S. 380.

46. „Wie todunglücklich er ſie mache.“ S. 381.

47. „Unter der Glasglocke einer beklemmenden Häuslichkeit iſt noch niemals ein ſchöpfungsgewaltiges Werk entſtanden.“ S. 384.

48. „Dann warf ſie ſich langwegs über den Teppich.“ S. 386.

49. „Da klingelte draußen der Schlitten vor“ [fuhr klingelnd vor]. S. 397.

50. „Sie trat zu dem Rauchtiſch, ſpielte an dem Cigarrenabſchneider.“ S. 397.

Tiroler Geſchichten.

Von Hans Hopfen. 1. Bd.: Brennende Liebe. Dresden und Leipzig, Heinr. Minden. 1884.

Eine norddeutſche Leſerin, die ungenannt zu bleiben wünſcht, hat mir aus dem in der Überſchrift genannten Buche einige Stellen mitgetheilt, von denen ſie annimmt, daſs ſie ſich zu einer Beſprechung in meiner Zeitſchrift eignen dürften. Ich theile dieſe Stellen (um die von mir hinzugefügten Nr. 5 und 6 vermehrt) im Nachfolgenden mit, muſs mich aber — mit Rückſicht auf den Raum — darauf beſchränken, für die durch Sperrdruck

hervorgehobenen Wörter auf mein Wörterbuch (bezeichnet durch Wb.), Ergänzungswörterbuch (bezeichnet durch EW.) zu verweiſen.

1. „Die rüſtigen Schultern in weißen Hemdärmeln, die wohlausgebildeten Hände mit dem Daumen in die grünen Hoſenträger gehakt, die ausgegrätſchten Beine in grauem Zwilch ꝛc.“ S. 11, ſ. Wb. I S. 619a/b, EW. S. 235c.

2. „Zu einem langen innigen Kuſs, von dem er ſich 5 Minuten vorher in ſeinen kühnſten Träumen Nichts hatte ſchwanen laſſen.“ S. 128, ſ. Wb. III S. 1033c; EW. S. 467c.

3. „Nur der Abendſtern ſah über annoch lichtem Gewölk vom falben Himmel herab.“ S. 169, ſ. Wb. II S. 443c; EW. S. 372b.

4. „Sie wollte ſich nicht rühren, wenn der rothe Hahn, der in der nächſten Nähe ausgebrütet worden war, ſich mit ſchlagenden Flügeln dem Bauernhof aufs Dach ſetzte.“ S. 266, vgl.: „Der rothe Hahn kommt nicht; aber die andern Hähne weit um in der Runde, krähen den nahenden Tag an ꝛc.“ S. 267, vgl. Wb. I S. 657c Nr. 1; EW. S. 216b Nr. 2b, vgl. auch Schrader Bilderſchmuck (2. Aufl.) S. 231.

5. „Der Schwägerin, die ihm, über das erſchreckende Geſchehnis verblüfft, heute ſtieriger als je vorkam.“ S. 273. In dieſer von der Dame nicht erwähnten Stelle hat das hervorgehobene Wort wohl die Bedeutung: dumm wie ein Stier, Ochs, Rindvieh, ochſen-, rindviehdumm (ſ. Wb. I S. 329a, vgl. auch: begriffsſtützig ꝛc.) Auffallenderweiſe findet ſich (ſ. Wb. III S. 1216a und Anm.) dieſe Bedeutung in Schmeller's Bair. Wörterb. III S. 654b nicht aufgeführt und freundliche Mittheilung hierüber aus Baiern, Tirol ꝛc. würden erwünſcht und ſehr willkommen ſein.

6. „Die Weiber ließen es ſich nicht nehmen, den Maccaronihanſel ſchier wie einen Weinhüter herauszuputzen. Die Saltner um Botzen tragen ſich zwar nicht ſo abenteuerlich, wie die bekannteren Meraner ꝛc.“ S. 277. — Für den in der von mir ebenfalls hinzugefügten Stelle vorkommenden Ausdruck Saltner = Weinhüter kann ich auf Wb. III S. 844c und EW. S. 476c (unter Seld ꝛc.) und das dort Angegebene verweiſen.

7. „Dem Dämon, der über die abgeholzten Wälder mit den wälſchen Dukaten, wie eine Vermuhrung der Seelen gekommen ſei, mannhaft zu widerſtehen.“ S. 323, vgl. hier in der Zeitſchr. VII S. 373 Nr. 47 die mundartlichen Ausdrücke: die Mahr, Muhr(e), Murr(e) ꝛc. = die (Verſchüttung durch eine) Schutthalde — woran ſich das Zeitwort: vermuhren ꝛc. = zur Schutthalde machen, werden und das hier figürlich gebrauchte Vermuhrung ſchließen.

8. „Auch er eiferte Alle an, den Abbrändlern beizuſtehen“ = den Abgebrannten, ſ. Wb. I S. 197a; EW. S. 96c.

Kleopatra.

Hiſtoriſcher Roman von Georg Ebers. 2. Auflage 1894.

Einige ſprachliche Bemerkungen zu den erſten Seiten.

1. Der Anfang des Vorworts lautet (S. V): „Wenn dem Verfaſſer vorgehalten wurde, die ſentimentale Liebe unſerer Zeit ſei dem heidniſchen Alterthum fremd geweſen, ſo wies er nicht am letzten auf das Liebespaar Antonius und Kleopatra und das Teſtament des derben römiſchen Reitergenerals. Er hatte darin den Wunſch ausgeſprochen, wo er auch ſtürbe, neben der ihm bis ans Ende theuren Frau begraben zu werden."

Von den beiden hervorgehobenen er bezieht ſich das erſte auf „den Verfaſſer", das zweite auf „den römiſchen Reitergeneral"; aber der Leſer oder Hörer wird — wenigſtens im erſten Augenblick — nicht wiſſen, ob er nicht auch das zweite er (eben ſo wie das erſte) auf den Verfaſſer zu beziehen habe, ſ., was ich in meinen Hauptſchwierigkeiten S. 356b und 357a über die nur allzuleicht Zweideutigkeiten veranlaſſende Umſchreibung: „der Verfaſſer ꝛc." ſtatt des einfachen ich geſagt habe, vgl. auch Nr. 2, 4, 6.

2. „Ihr [Kleopatra's] Charakter dagegen gehört zu den ſchwierigſten Räthſeln der Seelenkunde. Der knechtiſche Sinn römiſcher Dichter und Schriftſteller, denen es widerſtrebte, das Licht, das von der Feindin des Staates und Kaiſers ſo glänzend ausging, freimüthig anzuerkennen, löste es zu ihren Ungunſten." (auf derſelben S.)

Hier fragt ſich der Leſer wohl, auf welches ſächliche Wort ſich das hervorgehobene es beziehen ſoll. Sprachlich liegt zunächſt die Annahme, das es ſolle das zunächſt davor ſtehende ſächliche Hauptwort: das Licht bezeichnen; aber Das widerſtreitet dem Sinn, und bei weitrem Nachdenken erkennt der Leſer dann auch wohl, daſs dies es ſich auf ein in einem frühern Satz ſtehendes Hauptwort beziehen ſoll, welches freilich in der Mehrzahl ſteht, woraus aber der gefällige Leſer die Einzahl ergänzen ſoll. Wenn Ebers ſchrieb: „Ihr Charakter gehört zu den ſchwierigſten Räthſeln ꝛc.", ſo hat ſich ſeinen Gedanken der gleichbedeutende Satz untergeſchoben: „Er war eins der ſchwierigſten Räthſel" und danach ſchrieb er weiter: Der ... Sinn römiſcher Dichter ... löste es [d. h.: dies ſchwierige Räthſel] zu ihren [Kleopatra's] Ungunſten." So läſſt ſich allerdings der Sinn erklären, aber als ſprachlich richtig und nachahmungswerth kann ich den Gebrauch des es hier nicht anerkennen.

Nur nebenbei will ich noch bemerken, daſs es richtiger heißen würde: „Von der Feindin des Staates und [des] Kaiſers" mit dem von mir in

Klammern hinzugefügten Geſchlechtsworte, ſ. meine Hauptſchwier. S. 343 und S. 369a.

3. Ferner, gleichfalls noch im Vorwort (S. VIII): „Muſs es auch dem Dichter vor Allem am Herzen liegen, ſeine Arbeit zum Kunſtwerk zu geſtalten, [ſo] iſt es ihm dabei doch geboten, nach Treue zu ſtreben.“ Über das von mir zur ſchärfern Hervorhebung des Nachſatzes hinzugefügte ſo ſ. meine Schrift „Satzbau und Wortfolge“ S. 38 ff.

4. „Wäre es dem Verfaſſer [= mir, ſ. Nr. 1] gelungen, das Bild der merkwürdigen Frau, die ſo verſchieden beurtheilt wurde, nicht weniger ‚lebig‘ und glaubhaft zur Anſchauung zu bringen, als es ſich ihm ſelbſt [= mir] in der Vorſtellung prägte, ſo dürfte er [= ich] zufrieden der Stunden gedenken, die er [= ich] dieſem Buche widmete“ [vgl.: gewidmet habe]. (Schluſs des Vorworts) S. VIII.

Über das von dem Vf. in Anführungszeichen eingeſchloſſene „lebig“ ſ. mein Wörterb. II S. 70a. Wahrſcheinlich hat Ebers auf das dort angeführte Wort hinweiſen wollen, das Meiſter Dannecker in Bezug auf Schiller's Büſte gebraucht hat. Aber, wenn dieſe meine Vermuthung richtig iſt, ſo möchte ich fragen: Darf der Schriftſteller in dieſer unausgeſprochenen Weiſe Etwas anführen, das er dem Scharfſinn des Leſers zu errathen überläſſt?

5. (1. Kap.) „Je deutlicher es auf der Hand lag, daſs er [Cäſarion] ihn [den Baumeiſter] über ſeine Umgebung hinweg zu ſprechen wünſche.“ S. 2, üblicher: ohne Wiſſen ſeiner Umgebung.

6. „Er, Gorgias, glaubte an den Sieg des Antonius und der Königin und wünſchte ihn dem hohen Paare von Herzen. Er muſste ſogar handeln, als ſei der Kampf ſchon zu ſeinen Gunſten entſchieden; denn in ſeiner Hand ruhten die baulichen Vorbereitungen für den Empfang der Sieger ꝛc.“ S. 2. Auch hier (vgl. Nr. 1 S. 470) wirkt es ſtörend, daſs den beiden ſo nahe bei einander ſtehenden ſein (als beſitzanzeigenden Fürwörtern der 3. Perſon) verſchiedene Beziehungen zu Grunde liegen. Unzweifelhaft hat man zu verſtehen: „In ſeiner [d. i.: des Gorgias] Hand“; aber eben ſo unzweifelhaft iſt es, daſs man nicht erklären darf: „zu ſeinen [des Gorgias] Gunſten“. Wollte man aber erklären (was ſonſt ſprachlich am nächſten liegt): „als ſei der Kampf zu ſeinen [des Sieges] Gunſten entſchieden“, ſo enthält der Ausdruck etwas Ungewöhnliches und Schiefes. Man darf vermuthen, daſs der Schriftſteller hat etwa ſagen wollen: „als ſei der Kampf ſchon zu des Paares (d. h. Antonius und der Königin) Gunſten entſchieden“; aber dann hätte es doch richtiger — in Bezug auf zwei Perſonen — wohl in ſinngemäßer Fügung heißen müſſen: „zu ihren Gunſten“. Ich ziehe gleich einen Satz

auf der folgenden Seite (3) heran: „Der Meiſter, der dies Kunſtwerk geſchaffen, war ſein [des Gorgias] Freund geweſen und hatte kurz nach ſeiner Vollendung [ſoll Das heißen: nach des Gorgias Vollendung? — ſicherlich nicht; gemeint iſt wohl: nach der Vollendung des Kunſtwerks oder — um die Wiederholung desſelben Wortes zu vermeiden: der Bildſäule] die Augen geſchloſſen.“

Im Vorbeigehen ſei noch auf S. 2 der Satz erwähnt: „[Sie] wünſchten, ſie [die Statue] auf einen andern Platz wie [ſtatt: als] er aufgeſtellt zu ſehen.“

Sorgſeligkeit.

Die nachfolgenden Zeilen über das die Überſchrift bildende Wort ſind veranlaſſt durch einen kurzen Brief des Herrn Dr. F. Wilbrandt in Doberan. Das Briefchen lautet:

„Ihr Wörterbuch oder vielmehr eine aus Goethe in demſelben (3, 1075b: Goethe 30, 461) angeführte Stelle giebt mir ein Räthſel auf. Sie erklären: Sorgſelig voller Sorgen. Und wer wollte es anders deuten? Aber was für Sorgen ſoll man ſich bei dieſem Herkules denken?“

Die Stelle, um die es ſich handelt, ſteht in Goethe's Schrift „Philoſtrat's Gemälde“ und zwar in dem Schluſsaufſatz: „Herkules bei Admet“. Da heißt es von einem dieſen Gegenſtand darſtellenden Bilde eines „treulich mitwirkenden Kunſtfreundes“ (d. i. doch wohl kein Anderer als Goethe's Freund Johann Heinrich Meyer aus Stäfa):

„In der Mitte ruht Herkules rieſenhaft, auf Polſter gelehnt, und kommt durch dieſe Lage mit den übrigen ſtehenden Figuren ins Gleichgewicht. Der vor ihn geſtellte Speiſetiſch, das unter ihm umgeſtürzte Weingefäß deuten ſchon auf reichlich eingenommenen Genuſs, mit welchem ſich jeder Andere wohl begnügt hätte; dem Helden aber ſoll ſich das Gaſtmahl immerfort erneuern. Deſshalb ſind zu ſeiner Rechten drei Diener beſchäftigt. Einer, die Treppe heraufſteigend, bringt auf mächtiger Schüſſel den fetteſten Braten, ein anderer ihm nach, die ſchweren Brotkörbe kaum erſchleppend. Sie begegnen einem Dritten, der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel ſchwenkt und, mit dem Deckel klappernd, über die Trinkluſt des mächtigen Gaſtes ungehalten ſcheint. Alle drei mögen ſich verdrießlich über die Zudringlichkeit des Helden beſprechen, deſſen Finger der rechten Hand den im Alterthum, als Ausdruck von Sorgſeligkeit, ſo beliebten Akt des Schnalzens auszuüben bewegt ſind. Zur Linken aber ſteht Admet, eine Schale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichen Wirthes. Und ſo verbirgt er dem Gaſt die traurige

Scene, die durch einen Vorhang von dem bisher beschriebenen Raume getrennt wird, dem Zuschauer jedoch nicht verborgen bleibt."

Allerdings hätte Herkules volle Ursache zur „Sorgseligkeit", wenn er um den tiefen Herzenskummer seines Gastfreundes Admet wüsste, den diesem der eingetretene Tod der Gattin (Alceste) bereitet hat. Aber Admet in seinen „gastoffenen Hofe"* ist ja — und mit Erfolg — beflissen, diesen seinen Herzenskummer dem heiter und sorglos schmausenden und zechenden Gastfreunde zu verbergen, indem er neben ihm steht, „eine Schale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichsten Wirthes".

Herr Dr. Wilbrandt hat also vollkommen Recht, wenn er in der „Sorgseligkeit" des heiterem Genusse hingegebenen Herkules ein „Räthsel" erblickt; und ich habe mich vergeblich bemüht, dieses Räthsel zu lösen anders als durch die Annahme, dass hier — wie in dem in der Fußanmerkung erwähnten Falle — ein Druckfehler zu Grunde liegt, dem durch die Änderung von 3 Buchstaben abzuhelfen wäre, indem statt „Sorgseligkeit" vielmehr „Sorglosigkeit" zu lesen wäre. Und Das stimmt auch damit, dass das Schnalzen mit den Fingern, so viel ich weiß, wie noch jetzt, auch im Alterthume, nicht als Ausdruck der Sorgseligkeit, sondern der Sorglosigkeit und Unbekümmertheit galt, vgl., was ich in meinem Wörterbuch I S. 267b unter Das Nr. 2 von Luther's Randglosse zu Jes. 51, 6 gesagt: „Solch muss man mit ein Finger zeigen, als schlüge man ein Klipplin mit Fingern, wie man saget: ich gebe nicht Das drümb" u. s. w.

Wissen andere eine bessere Lösung des Räthsels, so bitte ich um freundliche Mittheilung.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Es.

„Die Zeiten, in denen England sich mit seiner insularen Lage trösten und für den Nothfall sich darauf verlassen konnte, dass Andere für es die Kastanien aus dem Feuer holen werden, sind längst vorbei." National-Ztg. 46, 503.

Über dies hier von dem Verhältniswort für abhängende es s. meine Hauptschwier. S. 140b und Zeitschr. I S. 44 ff. und S. 164 ff. u. ö. (s. die Inhaltsverzeichnisse unter Er).

* S. Goethe's Schrift: „Götter, Helden und Wieland" — in den meisten Ausgaben (z. B. in der 40bändigen Bd. VII S. 223) verderbt durch den Druckfehler: „in den Gasthof Admetens", s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 376b.

In dem vorstehenden Satze klingt die Verbindung für es auch vielleicht einem norddeutschen Ohr nicht ganz unerträglich; aber doch würden Feinhörigere wohl Wendungen vorziehen wie: dass Andere ihm (oder: an seiner Stelle) die Kastanien aus dem Feuer holen werden.

2. Apposition.

„Über die Einnahme von Nyangwe, die arabische Hauptstadt des Mangema-Landes ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 504, wo die Apposition richtig — entsprechend dem von dem Vorwort von abhängenden Namen Nyangwe — im Dativ stehen müsste: der arabischen Hauptstadt ꝛc.

3. Genug.

„Vielleicht wird dadurch dem Streben nach den Bergen seitens junger, unerfahrener und nicht genug kräftiger Leute ein Damm gesetzt.“ Nat.-Ztg. 46, 504. Vgl. Hauptschwier. S. 165a Nr. 1, wonach es üblicher lauten würde: „Seitens junger, unerfahrener Leute, die nicht kräftig genug sind“ oder sonst: „nicht genügend (oder genugsam, zur Genüge, hinreichend, sattsam) kräftiger Leute“, s. Zeitschr. 8 S. 325 Anm. 2.

4. Gelten.

„‚Juchhe, heute haben wir Schützentanz!‘ rief der Bursche und ‚wenn's mich gilt, so verkaufts mein Gewand, ich bin im Himmel.‘“ Rosegger (Vom Fels zum Meer XII 185a).

Bei diesem kecken Ausruf des Tirolers, wobei es sich um den „Tanz mit dem Feinde“ (die Schlacht) handelt, ist sprachlich Zweierlei zu bemerken: Erstens der Accusativ in der Fügung: „wenn's mich gilt“ (wie: trifft), vgl. gelten in meinem Wörterb. 1 S. 576, besonders Nr. 2f—h, woraus ich hier nur die Verse anführe: „Eine Kugel kam geflogen, | gilt's mir oder gilt es dir?“ Uhland 291 und: „Angeklingt! denn es gilt die Gesundheit unseres Kindes“ Voß, 1, 39, und dazu die ausführlichen Anmerkungen bei Voß S. 185 und 191. Zweitens in der Befehlsform des Zeitwortes (verkaufts) das s am Schluss, welches mundartlich dem ihr (Mehrzahl des Anredefürwortes du) entspricht, aber in der Schriftsprache beim Imperativ gewöhnlich wegbleibt: so verkauft mein Gewand! (s. meine Schrift: „Satzbau ꝛc.“ S. 91 § 21, 1). Nebenbei verweise ich auch auf mein Wörterb. III 1475c, wo es unter Gewand in Nr. 3 heißt: „bairisch ganz gewöhnlich (s. Schmeller), hochdeutsch (aber meist nur im gehobenen Stil) = Kleidung, Kleid ꝛc.“

5. Bremse, Hummel.

Allgemein üblich ist im derben übermüthigen Soldatenscherz für die (schwer im Magen liegende, schwer verdauliche ꝛc.) Flintenkugel die

Bezeichnung: blaue Bohne, ſ. Belege in meinem Wörterb. I 184c und vgl. ähnlich: blaues Korn ebd. 996c unter Korn 3e. In anderer Weiſe vergleicht Roſegger in ſeinem Roman: „Der Wirth an der Mahr“ die durch die Luft ſauſende (brummende) Kugel, wenn er (ſ. Vom Fels zum Meer XII Sp. 184b) ſchreibt:

„Er ging auch [aus der Schlacht nach ſeinem nicht weit entfernten Gehöfte zum Mittageſſen], nahm ſich aber nur Zeit für die Krautſuppe, denn eine bleierne Hummel ſummte zum Fenſter herein ꝛc.,“ vgl. wenige Spalten weiter (Sp. 186a):

„Da ſummte eine Bremſe an ihrem Kopf vorbei, es war aber keine Bremſe, ſondern eine Kugel; und gleich auch eine zweite; und ſie ſchlugen in das Faſs, daſs der Wein in einem hohen roſigen Bogen hervorſprang ꝛc.“

6. Manner.

„Weinend ging ſie [das Mädchen] herab zu den Schützen: ‚Könnt's mich nicht brauchen, Manner?‘“ Roſegger (Vom Fels zum Meer XII 186b, auch 189b), ſ. zu dieſer tiroliſchen umlautloſen Form der Mehrzahl mein Ergänz.-Wörterb. S. 348b, vgl. mein Wörterb. II S. 225c und 226a/b unter Mann Nr. 16.

7. Entſtauen

= von dem Stauenden los, frei machen ꝛc. Für dieſe in allen bisherigen Wörterbüchern (auch in meinem Ergänz.-Wörterb.) noch fehlende Zuſammenſetzung von ſtauen (ſ. d.) bietet Roſegger (Vom Fels zum Meer XII 189b) den nachfolgenden Beleg:

„Alles ging aus Rand und Band; aus allen Schluchten, wie entſtautes Wildwaſſer wogte der Feind.“

8. Stellung in der Volksſprache; nachher.

„‚Gut iſt's,“ ſagte der Bote, ein' Schnaps, wenn ihr habts, nachher red' ich leichter.“ Roſegger (Vom Fels zum Meer XII 189b) in volksthümlich ſüddeutſcher Weiſe, vgl.: Wenn ihr einen Schnaps habt [ohne das nachfolgende s, vgl. Nr. 4], mir einen Schnaps geben könnt, ſo [als Einleitung des Nachſatzes in der Schriftſprache] red' ich leichter.

9. Abwandlung der Eigenſchaftswörter.

„Wer freilich ſein Herz mit dreifach Erz umpanzert hat.“ Neumann-Hofer (Vom Fels zum Meer 12. Sp. 255b) ſtatt: mit dreifachem Erz.

10. Unterkommen.

„Es werden ihm ſchon viele Direktoren untergekommen ſein, welche ꝛc.“ National-Ztg. 46, 516 öſterreich. ſtatt vorgekommen, begegnet ꝛc., ſ. mein Ergänz.-Wörterb. S. 317a.

Anzeige der eingeſandten Bücher.

(Beſprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Aus der **Pitt Press Series.** Cambridge at the University Press (Nr. 1—5):

F. W. Hackländer. Der Geheime Agent. Lustspiel in 5 Aufzügen. Edited with an Introduction and Notes by E. L. Milner-Barry, M. A. XII p. and 176 p. 1894 3 s.

W. H. Riehl. Die Ganorben. Die Gerechtigkeit Gottes. Zwei Geschichten. Edited with notes and a complete vocabulary by H. J. Wolstenholme, B. A. VIII and 204 p. 1895 3 s. 6 d.

Mollère. Le Misanthrope with introduction and notes by E. G. W. Braunholtz, M. A., Ph. D. XX and 200 p. 1894.

Émile Sonvestre. Le Cerf. Edited with introduction, notes and vocabulary by Arthur R. Ropes. M. A. VIII and 136 p. 1895 1 s. 6 d.

Émile Sonvestre. Idem and Le Chevrier de Lorraine. VIII and 188 p. 1895 2 s.

Adolf Stern. Studien zur Litteratur der Gegenwart. Mit 19 Porträts nach Originalaufnahmen. Dresden, Verlag von K. W. Eſche VIII und 450 S. in Prachtband 12 M. 50 Pf.

Briefkaſten.

Fräulein **Luiſe von A . . .** in Dresden: Ihre Frage wegen der zielloſen Zeitwörter (oder Intranſitiva), die theils mit haben, theils mit ſein abzuwandeln ſind, finden Sie ausführlicher, als es im „Briefkaſten“ geſchehen könnte, in meinen Hauptſchwier. S. 183b—187 beantwortet, worauf ich Sie hiermit verweiſe; ich füge hier nur ein Beiſpiel bei, das ſich an das von Ihnen mitgetheilte ſehr nahe anſchließt (vgl. Sie a. a. O. Nr. 3). Dies Beiſpiel habe ich mir aus Spielhagen's Roman: Noblesse oblige angemerkt, wo ſich im 3. Kapitel (4. Aufl. S. 27) die Stelle findet:

„Der Eifrige an ihrer Seite überhörte die bittere Ironie, die in den Worten lag und aus dem Ton, mit dem dieſelben geſprochen wurden, für ein feineres Ohr deutlich genug hervorgeklungen wäre,“ wo für das Schlußwort mit leiſer Begriffsabſchattung auch hätte ſtehen könnte.

Herrn **Franz Arz** in Hermanſtadt (Siebenbürgen). „Um ſich geiſtig fortwährend auf dem Laufenden zu erhalten, mußte ihr [= ſeiner Mutter] Goethe dieſe [die Journale] ſchicken.“ Dieſen Satz, den Sie aus dem 72. Bde. von Weſtermann's Monatsheften S. 472 anführen, iſt allerdings entſchieden zu verwerfen. Er gehört eben zu den Fällen, in denen — wie ich in meinen Hauptſchwier. S. 300b geſagt — die Verkürzung nur zu leicht Mißdeutung zu erregen geeignet iſt, indem man das rückbezügliche ſich ſprachrichtig auf das Subjekt des Hauptſatzes, (Goethe) beziehen wird, nicht auf das im Dativ ſtehende ihr (ſeiner Mutter), vgl. Zeitſchr. S. 459 Nr. 3. Vorſichtige Schriftſteller würden richtig geſetzt haben: „Um ſeine Mutter geiſtig fortwährend auf dem Laufenden zu erhalten, mußte Goethe ihr die Zeitſchriften ſchicken“ — oder (unverkürzt): „Damit ſeine Mutter ſich geiſtig fortwährend auf dem Laufenden erhalte, mußte ihr Goethe die Zeitſchriften ſchicken.“

Digitized by Google

Herrn **Mor. Friedländer** in Berlin: Verbindlichen Dank für Ihren sehr willkommenen Beitrag, der möglichst bald zum Abdruck gelangen soll. Bitte, lassen Sie nicht wieder eine so lange Pause eintreten.

Herrn **Dr. Wilh. S . . .** in Augsburg: Sie wünschen, ich möchte Ihnen im Briefkasten mein Urtheil über Adolf Stern's jüngst erschienenes Buch (das Sie in diesem Hefte auf S. 476 auch unter den Bücheranzeigen aufgeführt finden) mittheilen, d. h. — wenn Sie mir die Anführung aus Goethe gestatten — ich soll

„über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Dass auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze";

aber selbst, wenn ich Ihren Wunsch erfüllen wollte, so sehe ich nicht ab, wie Das auf dem knappen Raume des Briefkastens sollte geschehen können. Freilich, so viel kann ich in aller Kürze aussprechen, dass auch Stern's jüngste Veröffentlichung warm und eindringlich zu empfehlen ist, als eines Mannes, der sein Gebiet allseitig und gründlich beherrscht und der als ein gerechter und billiger Beurtheiler redlich bestrebt ist, ohne Vorliebe und ohne Abneigung jeden der von ihm geschilderten Schriftsteller in dessen Eigenart nach seiner Naturanlage und nach den Einflüssen, die auf ihn eingewirkt haben, in einem getreuen und lebenswahren Bildnis als eine in sich abgeschlossene und abgerundete Figur dem Leser vorzuführen. Das hat seine großen, vielleicht unüberwindlichen Schwierigkeiten, wo es sich um Erscheinungen in dem Schrifttbum der Gegenwart, zumal der jüngsten Gegenwart handelt, also um Persönlichkeiten, deren Charakterbild, „von der Parteien Gunst und Hass verwirrt" in dem Urtheile hin und her schwankt.

Ich möchte Sie auf die ausführliche anerkennende Besprechung des Buches in der Frankfurter Didaskalia vom 13. und 14. Dec. 1894 von Adolf Bartels verweisen, der durchaus nicht verhehlt, wo er in manchen Einzelheiten nicht ganz mit Stern's Urtheilen übereinstimmt, aber zum Schluss sagt:

„Wer ein tieferes Interesse an der deutschen Litteratur nimmt, Der wird nicht gut umhin können, sich mit Adolf Stern's Essays zu befassen. Sie werden ihn, ausführlich, ruhig, maßvoll, gedankenreich, klar und voll ausgestaltet, wie sie sind, weit über das litterarische Tohuwabohu erheben und ihn wieder glauben lassen an die beglückende Kraft des echten dichterischen Genius, der mit Optimismus und Pessimismus, mit Realismus und sonstigem Schuldigen gar Nichts zu thun hat —

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es."

Am meisten aber freut es mich, dass ich ermächtigt bin, in meiner Zeitschrift meinen Lesern aus dem Buche Proben mitzutheilen, aus denen sie ein eigenes unbeeinflusstes Urtheil über Adolf Stern's „Studien zur Litteratur der Gegenwart" sich werden bilden können.

Herrn **F. Häußler** in Port au Prince Haiti (Pharmacie Internationale, Laboratoire Chimique Bacteriologique). Meine sofortige Antwort auf einer Postkarte werden Sie hoffentlich richtig erhalten haben. Landmännischen Gruß in die Ferne!

Herrn **B. v. Krajewsky** in Charkoff (Südrussland): Ihr mir aus so weiter Ferne zugegangener Brief mit der mich beschämenden Anerkennung hat mich doch natürlich von Herzen erfreut, wobei ich lebhaft mir das alte Wort zurief:

Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas. Und des guten Willens bin ich mir in der That voll bewusst; das Maß meiner Kraft aber haben Sie in wohl-

Digitized by Google

wollender Güte überſchätzt; ſolches Wohlwollen ſtärkt aber auch und erhöht die Kraft, und ſo ſage ich Ihnen denn für dies Wohlwollen, das ich mir zu erhalten dringend bitte, meinen herzlichſten und verbindlichſten Dank, mit den beſten Grüßen und dem Wunſche alles Guten. Nicht minder danke ich Ihnen für die beigefügte grammatiſche Tabelle des Deutſchen, die Sie in einer Sitzung der pädagogiſchen Abtheilung der geſchichtlich-philologiſchen Geſellſchaft an der kaiſerlichen Univerſität erörtert haben, wie für Ihren Aufſatz über Hans Sachs. Als Gegengabe bitte ich Sie die auf meine Weiſung Ihnen von meinem Verleger, Herrn Prof. G. Langenſcheidt in Berlin, zugehenden erſten Aushängebogen des von mir ausgearbeiteten zweiten Theils von Prof. Muret's „Encyklopädiſchem engliſch-deutſchem und deutſch-engliſchem Wörterbuch" freundlich aufzunehmen. Möchten Sie dieſe vorläufige Probe Ihres Beifalls nicht unwerth erfinden!

Herrn **Gottlob Adolf Krauſe.** Ihr nach mehr als fünfjährigem, hauptſächlich ſprachlichen Forſchungen gewidmetem Aufenthalt in Afrika an mich gerichtetes ausführliches Schreiben unter der Orts- und Zeitangabe:

„An Bord des Dampfers ‚Jeannette Wörmann', 20° nördlicher Breite, vor Weſtküſte Afrika's, den 27. Januar 1895"

iſt mir nebſt den Beilagen am 15. Februar richtig zugegangen und ich ſage Ihnen für die freundliche, gütige Zuſendung meinen herzlichen, aufrichtigen Dank. Nur bin ich bei meiner vollſtändigen Unbekanntſchaft mit den afrikaniſchen Sprachen leider! außer Stande, den von Ihnen verſuchten Beweis,

„daſs die meiſten afrikaniſchen, die hamitiſchen, ſemitiſchen und ariſchen (afro-ſem-ariſchen) Sprachen eines Urſprungs ſeien"

zu prüfen und zu beurtheilen. Um ſo mehr freue ich mich, Ihnen in dem mir befreundeten Univerſitätsprofeſſor Herrn Dr. H. Steinthal in Berlin, der mit Profeſſor Dr. M. Lazarus die „Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft" herausgiebt, einen berufenen Beurtheiler namhaft machen zu können, der nach meiner Überzeugung auch gern bereit ſein wird, Ihnen zu ſagen, ob die Ergebniſſe, zu denen Sie, von afrikaniſchen Sprachen ausgehend, gelangt ſind, „ſich mit den Forſchungen der Germaniſten in Einklang befinden, ob ſie ihnen entſprechen oder ob ſie etwas ganz Neues offenbaren."

Ein Brief von mir liegt für Sie Ihrer Weiſung gemäß poſtlagernd in Hamburg. Ich ſchließe mit dem aufrichtigen Wunſch zunächſt einer glücklichen frohen Rückkehr in das Vaterland und auch im Weitern alles Guten.

Herrn **Dr. Löwenfeld** in Berlin: Sie theilen mir mit, daſs in dem von Ihnen und Herrn Dr. Leske herausgegebenen Werke: „Rechtsverfolgung im nationalen Verkehr" eine in franzöſiſcher Sprache Ihnen eingelieferte Abhandlung über die Türkei in deutſcher Übertragung erſcheinen werde, und Sie ſchreiben weiter:

Wir ſind in Zweifel, welcher deutſche Ausdruck für musulman der richtigſte, gebräuchlichſte und verſtändlichſte iſt, ob Moslem oder Muslim, ferner wie der Plural zu bilden iſt, ob Moslemin, Moslems, Moslemen? —, endlich wie das Adjektiv am richtigſten lautet: moslemiſch, moslimiſch, mislimiſch?"

Auf Ihren Wunſch, Ihnen hierüber meine Anſicht auszuſprechen, erwiedre ich: Eine einfache Antwort auf Ihre Frage iſt nicht leicht zu geben, aber à bon entendeur demi-mot. So möchte ich Sie denn erſuchen, zunächſt in Goethe's Noten zum weſtöſtl. Divan das letzte Kapitel (40bänd. Ausg. Bd. IV S. 355) zu leſen, und Sie werden mich verſtehen, wenn ich ſage: ich für mein Theil gebe überall da, wo der deutſche Volksmund fremde Namen ſich durch Anähnlichung mundrecht und allgemein gebräuchlich gemacht hat, dieſer an- und eingedeutſchten Form in deutſcher Rede den Vorzug. So

ſpreche und ſchreibe ich in der Regel Mailand (und nicht Milano), wie ſich denn die Fortbildungen: Mailänder(in), mailändiſch bequem und ungezwungen der deutſchen Rede anſchmiegen; und ſo würde ich in Ihrem Falle getroſt und unbedenklich die volksthümlich üblichen deutſchen Formen gebrauchen: Muſelmann, Muſelmänner, muſelmänniſch. Wer — um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wiſſe er nicht, daſs Moslem ꝛc. mit Islam in Zuſammenhang ſteht, — mehr Rückſicht auf das Fremde als auf die Mutterſprache nimmt, kommt in dieſer bei den Fortbildungen gar zu leicht ins Gedränge. Vergleichen Sie mein Fremdwörterb. II S. 90a und mein Wörterb. II S. 335a, wo z. B. auch für die Mehrzahl die von Ihnen nicht aufgeführte Mosleminen bei Goethe und Platen [lies 4, 283 ſtatt: 2, 283] belegt iſt u. ä. m.

Auch die Formen: Muhamedaner, muhamedaniſch fügen ſich bequem der deutſchen Rede.

Herrn **Otto Möller** in Elberfeld. Ich kann nur beſtätigen, was Sie in Ihrem Briefe geſagt, daſs in verſchiedenen Liederbüchern die erſte Zeile des bekannten Liedes verſchieden lautet: „Heil dir im Siegerkranz oder: im Siegeskranz; welches die urſprüngliche Les- oder Singart iſt, kann ich Ihnen nicht angeben; Sie finden vielleicht den gewünſchten Aufſchluſs in Erk's „Liederhort", der mir — wenigſtens augenblicklich — nicht zur Hand iſt. Sie ſchließen daran die Mittheilung, daſs auch in Schneckenburger's „Wacht am Rhein" verſchiedene Liederbücher, die in Schulen eingeführt ſind, in mehreren Strophen von einander abweichende Lesarten bieten, und fragen: „Wäre es nicht wünſchenswerth, daſs in dieſes deutſche Einigungslied eine Einheit gebracht würde?" Dem Wunſche kann man zuſtimmen, wenn es auch ſehr fraglich erſcheint, ob in dieſem Punkte — wie in vielen andern — in Deutſchland eine volle Einheit zu erreichen ſein wird. Sie ſtellen aus zwei Sammlungen die Anfangsverſe der 3. Strophe einander gegenüber:

Auf blickt er in des Himmels Blau'n, | Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo todte Helden niederſchau'n | Da Heldenväter niederſchau'n.

Sie haben ganz Recht, daſs in meinem Wörterbuch der ſubſtantiviſche Infinitiv: „das Blauen" nicht beſonders aufgeführt iſt, dem Sie den (Bd. I S. 620c) aufgeführten: das Grauen (des Morgens) an die Seite ſtellen; aber auf die Aufführung aller derartigen Infinitive habe ich — mit Rückſicht auf den Raum — von vorn herein mit Abſicht verzichtet.

Ihre weitere angekündigte Anfrage wird mir — wie Beiträge aus Ihrer Feder — natürlich willkommen ſein.

Herrn **Heinrich Spiero** in Leipzig. Meiner Anſicht nach iſt die kaiſerliche Oberpoſtdirektion in Leipzig vollkommen im Recht, wenn ſie die durch das vorgeſetzte „gar" verſtärkte Verneinung „nicht" als zwei Wörter, nicht — wie Sie es wollen — als ein einziges in dem Drahtbericht zählt und berechnet. Vergleichen Sie mein großes Wörterb. (oder auch mein Handwörterb.) unter I Gar Nr. 2a und Ganz Nr. 4 oder mein Wörterb. der Hauptſchwier. S. 215b in Nr. 1. Die dort u. A. aufgeführten Verſtärkungen von nicht:

durchaus nicht, gar nicht, ganz und gar nicht ꝛc.

können allerdings als ein Begriff betrachtet werden, aber durchaus nicht als ein Wort: die beiden erſten Verbindungen ſind je zwei Wörter, die letzte vier Wörter. Einer weitern Ausführung ſcheint mir das Geſagte nicht zu bedürfen. Das Geſagte gilt auch von Verbindungen wie: gar Nichts, durchaus Nichts, ganz und gar Nichts, nicht das Geringſte: gar keine, durchaus keine, ganz und gar keine, nicht die geringſte Entſchuldigung u. ä. m.

Herrn **Aug. T . . .** in Bremen: Ihr Gegner iſt im Recht, wenn er in der Abend-Ausgabe der National-Ztg. vom 9. Febr. (Nr. 94, S. 2, erſte Spalte) an der Ausdrucksweiſe Anſtoß nimmt:

„Der Vertrag bezüglich der Emiſſion von Obligationen mit Belmont in Newyork als Vertreter von Rothſchild und Söhne in London ꝛc.“

Sprachrichtig muſs es heißen: „von Rothſchild und Söhnen“, da von den Dativ regiert, vgl. dagegen richtig: „als Vertreter der Firma Rothſchild und Söhne“ (im Genitiv).

Herrn **Joſeph W . . .** in Köln: Sie ſind vollkommen im Recht, wenn Sie Ihren Gegnern gegenüber den Gebrauch des ohnehin in dem nachfolgenden Satze aus der Illuſtrierten Zeitung (Nr. 2679 S. 492a) als ſinnwidrig bezeichnen:

„Die Kriſis . . . iſt ſchneller beſeitigt worden, als es anfänglich ſchien, und der Hingebung wie dem Patriotismus des Grafen Hohenlohe . . . iſt nicht zum geringſten Theil die raſche Klärung der ohnehin ſchon verwirrten politiſchen Lage zu danken.“

Ohnehin bedeutet, wie es in meinem Wörterbuch I S. 760d heißt (eben ſo wie ohnedies): „ſchon an und für ſich, ohne daſs noch Etwas hinzutritt“ und ſo kann man wohl ſagen, daſs etwas ſchon ohnehin Verwirrtes durch irgend Etwas noch verwirrter geworden ſei; aber hier, wo der Vf. (Georg Stampe in Berlin) nicht von einer Steigerung, ſondern im Gegentheil von einer Klärung der Verwirrung ſprechen will, müſste das ohnehin ſchon einfach geſtrichen werden.

Herrn **Max B . . .** in Düſſeldorf: Ich danke Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie mir als einen „kleinen Beitrag“ für mein Deutſches Wörterbuch den folgenden Satz aus dem 5. Bande von Treitſchke's Deutſcher Geſchichte einſenden:

„In ſorgloſer Heiterkeit, ganz unanthunlich, wie die Holländer ſagen, ſchritt er [Friedrich Wilhelm IV.] durch das Leben.“

Ich möchte mir erlauben, Sie auf mein Wörterb. III S. 1316b zu verweiſen, wo ich aus der Augsburger Zeitung von 1859 den Satz von Ernſt Moritz Arndt angeführt habe:

„In einer gewiſſen plattdeutſchen Gleichmüthigkeit und Unſtörlichkeit, was der Holländer Unanthunlichkeit nennt.“

Wenn Sie weiter an mich die Frage ſtellen, was Treitſchke bei dem hervorgehobenen Wort in dem bald darauf folgenden Satze wohl gedacht habe: „Als ob die Gedanken in dieſem unruhigen Kopfe wechſelten, wie die Bilder im Wandelglaſe,“ ſo kann ich nur als Vermuthung ausſprechen: Wahrſcheinlich Kaleidoſkop, wofür Sie in meinem Verdeutſchungswörterbuch u. A. das verſtändlichere Wandelbild-Spiegel angegeben finden.

☛ Einige Antworten des Briefkaſtens haben wegen Raummangels für das erſte Heft des neunten Jahrganges zurückgelegt werden müſſen.

Alle für die Zeitſchrift ſelbſt beſtimmten Zuſendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altſtrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umſchlag oder als Beilagen beſtimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn ſenden.

Beiträge fürs nächſte Heft müſſen jedes Mal bis ſpäteſtens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers ſein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältniſſe der Zeitſchrift im Auge zu halten.

Digitized by Google

Abecelich geordnetes Inhaltsverzeichnis.

(Ein † vor einem Wort bezeichnet ein Fremdwort.)

Dr. Jul. A. Sprachliche Bemerkungen 12.
Aant 190 Nr. 34.
Abbrändler 469 Nr. 8.
aber, aberſt 60 Nr. 18; 262 Nr.
ablegen, es auf Etwas 466 Nr. 9.
abmergeln intr. 122 Nr. 8.
† abnorm 342.
Abraham a St. Clara 74 Nr. 21.
Abrutſch 456 Nr. 90.
abſetzen 142.
abſolutes Particip 278 Nr. 54; 310 Nr. 4.
abſtellen 78 Nr. 4.
abwerfen 377 Nr. 14.
abzucken 297 Nr. 9.
Accuſativ mit Infinitiv 60 Nr. 17.
Accuſativ und Nominativ 392 Nr. 13.
Achſeltrieb 354.
Acker (Mehrzahl) 274 Nr. 43.
ähnlich ſ. Waſchfrau
† Akademie 330 Anm. 30.
† akademiſch 331 Anm. 37.
aktiv 51 Nr. 22.
Aktiv: Umwandlung des Aktivs ins Paſſiv bei ſuchen ꝛc. 12.
Alexandrith 137.
all- . . . 157 Nr. 13.
alldieweil 262 Nr. 7.
Alleinflieger 278; 57.
allen (ſt. alles) Ernſtes ꝛc. 6 Nr. 15; 275 Nr. 46.
aller 2 Wochen 436 Nr. 2.
Allergehorſamlichkeit 49 Nr. 11.
als (vgl. wie; denn, ſo) 71 Nr. 21; 110 Nr. 3; 355 Nr. 1 und 2; 323 Anm. 11; 375 Nr. 5; 380 Nr. 31; 410 Nr. 39; 472.
— daſs 41 ff.
in dem Augenblick — (ſtatt: wo) 308.
— ob 373 Nr. 1.
— wenn 75 Nr. 65; 266 Nr. 7.
alt: —e Steine 131.
altern (mit haben oder ſein) 448 Nr. 4.
Altfarbe 463 Nr. 15.
am, an 54.
Anakoluth(ie) 11 Nr. 47; 36 Nr. 7; 198 Nr. 20.
anapäſtiſche Dimeter 384/5.
anbauen, ſich 353 Nr. 7.
Anblick 323 Anm. 10.
ander 73 Nr. 16; 74 Nr. 29 (ſ. Nacht); 270 Nr. 27; 461 Nr. 4.
Andrä, Rich. Fremdwort 251; Goethe's Hochzeitslied 380.
Andreä, Anton In der Silveſternacht 112 ff.
andrücken 352 Nr. 6.
Anfang: zu allem — 8 Nr. 30.
anfangen: Umwandlung des Aktivs (ſ. d.) ins Paſſiv 14.
Anfangsbuchſtaben, große, kleine 56 ff. 223.
anfeiern 123 Nr. 15.
anfliegen 171 Nr. 49.
Anführungszeichen 429.
angehen: Etwas iſt oder hat Einem oder Einen bart angegangen 454 Nr. 89.
Angeſicht 324 Anm. 13.
anhängen 74 Nr. 22.
ankommen Einem oder Einen ſ. angehen.
anlügen Einem Etwas 354.
annehmen ſich um Etwas 269 Nr. 22.
annoch 469 Nr. 3.
anöden 64 Nr. 18; 146 Nr. 4.
anreichen 396 Nr. 3.
anſchauern 128 Nr. 44.
anſchminken 463 Nr. 17.
anſchwirren 146 Nr. 7.
anſehen 431 Nr. 10.
† apporte! 342.
Appoſition 72 Nr. 3; 79; 150; 158; 267 Nr. 31; 311 Nr. 8; 345 Nr. 1; 355 Nr. 2; 358 Nr. 12; 390 Nr. 16; 457 Nr. 93; 474 Nr. 2
Ärger m. 416 Nr. 66.
artikelloſe Hauptwörter 348 Nr. 9.
Aſt 380 Nr. 28.
Atmoſphäre 331 Anm. 39.
attributiv: —es Partic. Präſ. 8 Nr. 28 (ſ. hoffend).

auch 377 Nr. 18.
auf: froh —! 272 Nr. 34.
— (ſt. zu) 77 Nr. 3.
— (ſt. an) den Bettelſtab bringen 11 Nr. 50.
aufbringen Einem Etwas 276 Nr. 47.
aufentern 67 Nr. 36.
auffegen 272 Nr. 33.
aufhältlich 265 Nr. 5.
aufhenken 110 Nr. 7.
aufhöben 73 Nr. 13.
aufpinſeln 125 Nr. 21.
aufputzen: ſich, wie einen Pfingſtochſen 411/2 Nr. 43.
aufraffen 80 Nr. 15.
aufſpielen 122 Nr. 9.
Augenblicksbild 395 Nr. 2.
ausbaldowern 125 Nr. 27.
ausbedingen 66/7 Nr. 30.
ausgrätſchen 469 Nr. 1.
Ausguſs 277 Nr. 51.
aushangen 354.
aushäufig 467 Nr. 26.
auslaſſen 7 Nr. 16.
ausnehmen 51 Nr. 23.
ausſchlafen 75 Nr. 32.
ausſchlingen 398 Nr. 16.
ausſchrammen 125 Nr. 27.
ausſchweifeln 353 Nr. 6.
Ausſichtswolf 358 Nr. 10.
ausſtacken 72 Nr. 2.
Auftriacismen 8/9 Nr. 34; 77; 264 Nr. 1.
auswarten 74 Nr. 23.
Ausweichung aus der Satzfügung ſ. Anakoluth.
† avant! 349.

babbeln 413 Nr. 51.
Bad (Mehrz.) 313 Nr. 17.
O **Bähr,** Ein Aufſatz 232.
Balzgeſang 108.
-bar 52 ff.; 460 Nr. 11.
Bärenhäuterei 461 Nr. 1.
Barockperle 140.
Bauchung 468 Nr. 40.
Bauer, Alfr. (Falot 75; (Borke) 236/7; (heutes Tages ꝛc.) 260/1.
Baurich, Bauwich 317 Nr. 27; 394/5; 434/5.
Baute 345 Nr. 1.
† beau 342.
bedanken 454 Nr. 78.
Bedenklichkeitskrämer 71 Nr. 1.
Bedeuten(d)heit 9 Nr. 135.
Bedingungsſätze 173 Nr. 55.
befleißigen 329 Anm. 28.
Befriedigung 154 Nr. 1.
begegnen 7 Nr. 21; 8 Nr. 28; 197 Nr. 14.
begießen 351 Nr. 19.
beginnen ſ. anfangen.
begreifen 6 Nr. 13.
bebarren 354.
behäuten 354.
beifallumdonnert 478 Nr. 18.
Beinkleid 428/9.
Beitel 149 Nr. 28.
bekannt: — für 111 Nr. 3.
ein neuer Bekannter 416 Nr. 68.
bekleiden 463 Nr. 14.
bemächtigen 51 Nr. 27.
bemalen 5 Nr. 1.
R. **Bertin,** Warum? 334.
beruhen auf (Dat. und Acc.) 50 Nr. 13.
beſäufen 48 Nr. 4.
beſitzanzeigend: —e Fürwörter 463/4
beſt: -gelungendſt 80.
vom (ſt. zum) beſten 196 Nr. 4.
beſtehen 197 Nr. 13; 346 Nr. 7; —auf (mit Dat. oder Acc.) 454 Nr. 78.
beſuchen 334 Anm. 65.
Betäubtheit 352.
bethören 75 Nr. 31.
Bettelſtab 11 Nr. 50.
Bewund(e)rer ꝛc. 66 Nr. 29.
beziehen (ſich) 267 Nr. 43.
Beziehungsſätze ſ. Relativſätze.
bezügliche Fürwörter 75 Nr. 30; 151/2; 175 Nr. 68; 269 Nr. 20; 322 Anm. 2; 392 Nr. 19; ſ. auch Relativſätze.
bezwickern 121 Nr. 7.
Biudeſtriche 101.
binnen 73 Nr. 14.
Birg-, Birk-Auge 309 Nr. 1.
bis (nicht) 50 Nr. 17.
biſch(t)en, biſten 258.
bitten: Umwandlung des Aktivs (ſ. d.) ins Paſſiv 16.
Blankvers 257.
Blaſe 122 Nr. 9; 125 Nr. 27.
blauen 431 Nr. 14.
blaſs 450 Nr. 10.
Blechſchädel 127 Nr. 34.
Bleiſtift n. 356 Nr. 2.
—gekritzelt 468 Nr. 41.
Karl **Blind** 233.
Blondheit 467 Nr. 29.
Blotzſche 147 Nr. 31; 190 Nr. 35.
blumenumtroddelt 466 Nr. 10.
Blutbad pl. 313 Nr. 17.
blutig 462 Nr. 6.
Blutsfreundſchaft 111 Nr. 7.
Borke(nkäfer) 236/7.
Börſenrath 415 Nr. 62.
böſewichteriſch 6 Nr. 11.
böſgewitſig 7 Nr. 24.
Ida **Boy-Ed,** Die Schweſtern 61 ff.
brätſeln, brätzeln 121 Nr. 3.
brauchen 152.
Breite ſ. ſchleppend.
Bremſe 475 Nr. 5.
brillant 130.

Brunner, Anm. Schlecht Deutſch 339 ff.
Brunſt 461 Nr. 10.
bruſtſchwach (im Kopf) 126 Nr. 27.
Brut 353 Nr. 6.
Bücherrepoſitorium 448 Nr. 3.
Buchheim, Schiller's Jungfrau von Orleans 177.
— Halm's Griſeldis 257 ff.
Bumbs 63 Nr. 6.
Bummelblaſe 122 Nr. 9.
bündeln 458 N. 100 a.
Bürgmann 353 Nr. 5.
Burgunder(in) 147 Nr. 22.
Bürſte 358 Nr. 10.
bürſten 126 Nr. 38.
Buxen (Hoſen) 371 Nr. 20.

Celloſtreichler 278 Nr. 57.
ch, im Reim (ſ. d.) mit ſ 4 Nr. 4.
† Choke bore 342.
† Coup double 342.
Chryſoberyll 137.
Cigarrenabſchneider 468 Nr. 50.

da 222.
da= 322 Anm. 4; 323 Anm. 9; 328 Anm. 22.
Dachauge 69 Nr. 10.
Dafern conj. 65 Nr. 22.
Felix **Dahn** 346/7.
Dame 325 Anm. 4.
Dämmernis n., f. 434 Nr. 32.
Dank (präp.) 176 Nr. 66.
Da(r)ſtehn 222.
darum 7 Nr. 23.
das, Das 374/5 Nr. 4.
daſs 399 Nr. 20.
daſſelbe . . . von (ſt. wie) 455 Nr. 86.
daſtehen ſ. darſtehn.
Dativ 62/3 Nr. 6; 48 u. 52 Nr. 13 (ſ. ethiſcher); 156 Nr. 9 (ſ. Genit.); 176 Nr. 66 (ſ. Dank); 237 Nr. 2; 310 Nr. 6 (~ endung).
— der Eigenſchaftswörter 375 Nr. 6; 377 Nr. 13; 460 Nr. 8.
Datum und Wochentag 54/5.
Daumen: den — halten 223 ff.; 338.
Däumling 338.
dazu 470 Nr. 38.
Decke, Deckel 73 Nr. 13 und 15.
Detz 147 Nr. 13.
deichſeln 126 Nr. 27.
Deklination, z. B. 59 Nr. 11; 66 Nr. 28; 121 Nr. 7; ſ. auch Eigenſchaftswörter 272 Nr. 35; 475 Nr. 9.
denken: es denkt ſich 431 Nr. 12.
Denkmal von Erz 62 Nr. 13.
† Deputat 328 Anm. 23.
der, f. bezügliche Fürwörter; ~ ihr 58 Nr. 8.
dereinſt, —ig 344 ff.
† derrière 342.
derſelbe 5 Nr. 7; 275/6 Nr. 6; 322 Nr. 5; 323 Nr. 9.
deſſen, ſ. ſächſiſcher Genitiv 196 Nr. 3 ꝛc.
deutſch: der —e Michel 46 ff.
Diamant 130 ff.
die, die 279 Nr. 58.
dies (Genitiv) 6/7 Nr. 15; dieſes 333 Anm. 31.
† Diskurs 331 Anm. 40.
† Diſtance 342.
† Diverſes 342.
doch (Stellung) 324 Anm. 14; — 447; 451.
Dom 322 Anm. 1.
donnerfroh 265 Nr. 4.
Doppelſchuſs 342.
Doppelſteigerung 155 Nr. 4; 156 Nr. 8; 221 (ſ. gemäßigt); 315 Nr. 21 (ſ. verſtärkt) ꝛc., ſ. auch beſtgelungen(d)ſt ꝛc.
doppelt 154 Nr. 2.
Doppeltreffer 342.
Dörrbrand 354.
dortſelbſt 316 Nr. 29.
† Doublette 342.
† down! 342.
Draht: auf den —ziehen 57.
drahten 58 Nr. 4.
drängen um Etwas 380 Nr. 32.
Dreies 48.
drein (ſt. drin) 196 Nr. 8.
Dreiſchuſs 342.
dreiſpießig 398 Nr. 14.
Dreitreffer 342
Dreiviertel=Geſicht, † =Profil 412 Nr. 2; dreiviertels 466 Nr. 13.
dreſſieren, Dreſſur 342
Drillings=Schuſs, =Treffer 342.
Drohne m. 238/9.
drucken, drücken 109/10; 197 Nr. 10.
dumpf 63 Nr 6.
durch= in echt zuſammengeſetzten Zeitwörtern, z. B. =donnern, =hallen, =huſchen, =plätſchern ꝛc. 110 Nr. 4.
durchfühlen 80.
durchgeben 72 Nr. 10.
durchholen 129 Nr. 45.
durchkämpfen 467 Nr. 32.
durchkoſten 146 Nr. 11.
durchleben 80.
durchleiden 467 Nr. 32.
durchwöllen 350 Nr. 10.
Düſel, Friedr. Die Kerkerſcene aus Goethe's Fauſt 75. ff.
Dutzend ꝛc. 315 Nr. 25; 377 Nr. 16.

eben 452 Nr. 72.
ebenſogleich 278 Nr. 56; 310 Nr. 3.
Ebers, Gg. Kleopatra 470–472.

E. **Eckſtein**, Hertha 466 ff.
Edelmenſch, —lichkeit 10 Nr. 38.
Edelſteine 129 ff.
ehrwürdig 324 Anm. 13.
Ehſchwinge 264 Nr. 3.
Eiferſuchtsteufel 349 Nr. 2.
Eigenſchaftswörter, ſ. Deklination; prädikativ mit dem unbeſtimmten Geſchlechtswort 356 Nr. 3.
eignen 346 Nr. 1.
einbringen 125 Nr. 25.
eingedenk 329 Anm. 27.
eingucken 67 Nr. 31.
Einhakung, ſich einhängen 467 Nr. 20.
einhügeln 351 Nr. 3.
einige 50 Nr. 21.
einjubeln 52 Nr. 30.
Einſchub 58 Nr. 7.
einſtig 277 Nr. 49; 344.
Eintagsfliege 482 Nr. 33.
Eintrag 60.
einzeln (Steigerung) 351 [2].
† elaſtiſch 70/1 [19].
Elefantenbein 151.
† elementar 415 Nr. 64.
elendig(lich) 128 Nr. 43.
empfindlich, empfinden 413 Nr. 48.
Empfindlichkeit, Empfindſamkeit pl. 66 Nr. 26.
emporraffen 50 Nr. 15.
† encyklopädiſch 331 Anm. 36.
engliſche Verſe (Schwierigkeit der Überſetzung ins Deutſche) 3 Nr. 1.
entäußern ſich 355/6.
entern 67 Nr. 36.
enthalten 70 Nr. 14; 317 Nr. 31.
Enthaltſamkeit 412 Nr. 47.
entlörpern 430 Nr. 2.
entlohnen 155.
entnommen 317 Nr. 31.
entſtauen 475 Nr. 7.
er (vgl. derſelbe, Zweideutigkeit), z. B. 12 Nr. 3; 121 Nr. 7; 262 Nr. 4; 322 Anm. 4 und 5; 470 Nr. 1.
-er, -erin 34 ff.
erbarmen 77 Nr. 1.
Erbarmnis 51 Nr. 25.
Erbaulichkeit pl. 458 Nr. 98.
erblaſſen 446 Nr. 2.
erblicken mit Acc. und Infin. 3 Nr. 2.
Ergebnis 275 Nr. 45.
ergrünen 351 Nr. 2.
Erhalt m. 50 Nr. 14.
erkalten, erkälten 376 Nr. 11; 391 Nr. 9.
erklettern 420 Nr. 1.
Erlkönig (ſ. Klahre) 241 ff.
ermüden 354.
erſchauern tr. 109; 127 Nr. 33.
erſcheinen 357 Nr. 6.
erſterben 64 Nr. 12.
erüben 354.
Erziehungsſchule 72 Nr. 4.
es (ſ. er ꝛc.) 23 Nr. 18; 74 Nr. 26; 123 Nr. 18; 124 Nr. 22; 473 Nr. 1.
ethiſch: ~er Dativ (ſ. d.) 48.
etwa: in ~ 315 Nr 23.
Ewigkeitsmenſch 427 Nr. 3.
† examinieren 331 Anm. 40; 332 Anm. 44.

f [im Reim (ſ. d.) mit ch (ſ. d.)] 4. Nr. 4.
fachſimpeln 193 Nr. 2.
fahren: dritte(r) Klaſſe — 351 Nr. 1. Nichtraucher — 466 Nr. 1.
† Fakultät 334 Anm. 62.
Falle 121 Nr. 6.
fallen (Impf.) 20.
fällig 99.
Falot (tirol.) 75.
färben 457 Nr. 94.
Farbſtein 133.
Fatzke 122 Nr. 4.
Fechſung 49 Nr. 7.
federn 70 Nr. 19.
es fehlt . . . daſs (nicht) ꝛc. 74 Nr. 25; Das hätte ihm fehlen ſollen 172 Nr. 51.
fein 147 Nr. 14.
feinen tr. 354.
Feinputzerei 150.
Ferne: in der, in die — 259.
Fruchtlöffel 61.
feuertrunken 21.
finden 73 Nr. 16.
Fingerſprache 336.
fliegen 409 Nr. 36.
Flottheit 466 Nr. 3.
folgen (mit haben) 48.
Folgeſätze 41 ff.
fördern intr. 79 Nr. 28.
Forſtgrün 466 Nr. 6.
Frage 41 ff.
Frau 240.
Frauenzimmer 325 Anm. 4.
Fräulein n., f. 377 Nr. 15; 379 Nr. 24.
fräuleinhaft 191 Nr. 48.
Fraulichkeit 397 Nr. 12.
Fremdenfalle 121 Nr. 6.
Fremdwörter 32/3; 101; 251 (ſ. Andrä) 373 Nr. 3; 395 Nr. 2; 422 Nr. 2 (ſ. Frenzel) u. hier die mit † bezeichneten.
Frenzel, Karl 322 (entbehrliche Fremdwörter); 422/3 (über Treitſchke).
† Frequenz 344 Anm. 63.
Friedeberg, Eug., Über Edelſteine 129 ff.
Friedländer, Mor., Eine Neuigkeit 23 f.; Ein neuer Bundesgenoſs 32.
froh auf! 271 Nr. 34.
früher 398.
Fügung nach dem Sinn 67 Nr. 32; 128 Nr. 40; 176 Nr. 71; 345/6 Nr. 1; 426 Nr. 1; 470 Nr. 2; 471 Nr. 6.

für ſ. Gnade.
furchtbar (ſehr) 352 Nr. 5.
fürchten 11 Nr. 55.
Fürwörter ſ. Pronomina.
Futurum 41.

Gallicismen 451 Nr. 15.
gänſig 191 Nr. 46.
ein abgeſchloſſenes Ganze(s) 7 Nr. 17.
ganzheitsdurſtend 49 Nr. 6.
Geborgenheit 467 Nr. 25.
geboten (Steigerung) 316 Nr. 79.
Gebrochenheit und Zuſammenſ. 152.
Gebühn 147 Nr. 21.
gedankenlos 411 Nr. 40.
Geflock 126 Nr. 28.
gegenfragen 262 Nr. 7.
Gegenkohl 427 Nr. 1.
Gegenſatz zwiſchen Etwas mit ꝛc. 413 Nr. 48.
gegenwärtig (Steigerung) 325 Anm. 6.
Geklöhne 468 Nr. 42.
Gelblichkeit 466 Nr. 14.
gelten 474 Nr. 4.
gemäßigt (Kompar.) 221.
Gemeinheit 72 Nr. 5.
genannt 325 Anm. 7.
Genitiv: — und Dativ 7 Nr. 20; 237 Nr. 2; vgl. 156 Nr. 9.
— ſächſiſcher 3/4 Nr. 3; 11 Nr. 57; 70 Nr. 14; 274 Nr. 40; 448/9 Nr. 6 (vgl. von) 454 Nr. 84.
— in der gehobenen Sprache 121 Nr. 4.
zwei —e von einander abhängig 221.
— von Eigennamen 222.
— ohne —=Endung 276 Nr. 28a; 357 Nr. 8; 449 Nr. 6.
genug, genügend, genugſam 325 Anm. 2; 472 Nr. 3.
Genus ſ. Geſchlecht.
Gepäckſtück 461/2 Nr. 1.
gerade 172 Nr. 51.
Gereide 192 Nr. 58.
Geringfügigkeit 409 Nr. 34; 452 Nr. 73.
Geſcheidigkeit 74 Nr. 21.
Geſchlecht, ſprachliches 314 Nr. 19 u. 20.
Geſchlinge 121 Nr. 5.
Geſchoſs 61 Nr. 1.
geſtempelt 427 Nr. 3.
gewähren 154 Nr. 14.
Gewand 474 Nr. 4.
gewollt 415 Nr. 58.
Gezerr 176 Nr. 7.
Gillhof, Fingerſprache 336.
Glasglocke 468 Nr. 46.
glatt (Steigerung) 71 Nr. 22.
Gluchar (ruſſ., Auerhahn) 108.
Gnade vor (oder: für) Recht 462 Nr. 3.
goldbrüſtig ꝛc. 430 Nr. 3.
L. **Görke**, zu einem Roman v. Ebers 107.
Goethe: Die erſte Scene im 2. Theil des Fauſt 22—30 (ſ. Schrader).
— Briefwechſel mit Schiller Bd. 4. 71—75.
— Kerkerſcene im Fauſt 75—77 (ſ. Düſel).
— Mummenſchanz im 2. Fauſt 81—99 (ſ. Schrader).
— bei Napoleon 161—170; 201—223.
— Heidenröslein 226—232 (ſ. Stümcke).
— Erlkönig 241—246; 301—307 (ſiehe Klahre).
— Aus Wahrheit und Dichtung (9. Buch) 321—334.
— Euphorion ꝛc. 361—372 (ſ. Schrader).
— Hochzeitslied 380—386 (ſ. Andrä).
— Die Uhr im Fauſt 441—446 (ſ. Dr. Ed. Schulte).
— Sorgſeligkeit 472/3.
Goethe'ſch, goethiſch 335/6.
Gottverlaſſenheit 35/6 Nr. 3.
grade ſ. gerade.
gradheitsdurſtend 49 Nr. 6.
Graul 58 Nr. 10.
grob mit (ſtatt gegen) 8 Nr. 27.
Großfeuer 452 Nr. 71.
großgriffig 466 Nr. 2.
Großwild 466 Nr. 4.
grün 172 Nr. 50.
Grundeis 450 Nr. 9.
Gugel 68 Nr. 4.
gut (Steigerung) 123 Nr. 19.

haben (als Hilfszeitwort ausgelaſſen) 347 Nr. 3; 459 Nr. 6.
Halbgeſicht 462 Nr. 2.
halbhaft 49.
Halbmaſt 456/7 Nr. 91.
Halm, Griſeldis (ſ. Buchheim) 257 ff.
Haltung ſ. verzagt.
hamſtern 411 Nr. 42.
Händedruck pl. 467 Nr. 22.
hahnebüchen 468 Nr. 45.
Hanf 159.
hänſeln 379 Nr. 26.
Häppchen (Küchenmeſſer) 145 Nr. 1.
Haſenſprung 147 Nr. 3.
Haſs für (ſt. gegen) 58 Nr. 32.
Hätſchelgüte 354.
hauen (Konjug.) 11 Nr. 49.
Hauff Wilh., Wirthshaus im Speſſart 246.
Hauptſätze 41 ff.
Haut ſ. heil.
Heeresſprache 256.
heile Haut 453/4 Nr. 77.
heimat(s)fremd 127 Nr. 32.
heimiſch 240.
heimwehmüthig 350 Nr. 15.
Heine, Heinr. 233.
helfen: ich kann es nicht — 63; Konj. Inf. 50 Nr. 20.

Hennenlocke 259.
Henry Emile, Schiller's Jungfrau von Orleans 177 ff.
heran-treten 254; 320 Nr. 29; -wachsen 349 Nr. 5.
heraufquälen 171 Nr. 48.
heraus, hinaus 59 Nr. 11.
Herausfallen aus der Satzfügung, s. Anakoluth.
herausgeben 466 Nr. 5.
herb 112 Nr. 2.
herdenken 175 Nr. 63.
Herr (Abwandlung) 58 Nr. 9; 122 Nr. 11.
herüberflöten 352 Nr. 11.
Herumgezerr 176 Nr. 72.
hervorquälen 171 Nr. 48.
hervorschallen 174 Nr. 60.
Herz ꝛc. 380 Nr. 30.
herzquälerisch 11 Nr. 53.
Heulmeier 172 Nr. 51.
heut des Tages ꝛc. 260/1.
P. **Heyse**, Novellen (Nr. 1—3) 458—463.
Hilfszeitwörter s. besonders haben, sein, werden, ferner: können ꝛc.
hinantreten s. herantreten.
hinausschweifen tr. 270 Nr. 26.
hindan(u) 453 Nr. 76.
hineinhamstern 411 Nr. 42.
sich hineintanzen 349 Nr. 3.
hinmachen 190 Nr. 36.
hintan s. hindan(n).
hinterlegen 145 Nr. 4.
hintersinnig 461 Nr. 8.
Hintner, Valentin, Ein Brief 19/20.
hinwegthauen tr. 262 Nr. 9.
Hippe 145 Nr. 1.
† historisch 332 Anm. 47.
hochachtungsvoll 56 ff.
hochdiese 70 Nr. 16.
hochfliegend 422.
hochgespannt 110 Nr. 1.
Hochmuth 457 Nr. 97.
hochzeitreisen 9 Nr. 36.
hoffend (attrib. Part.) 8 Nr. 28.
Hölzchen: von dem — auf das Stöckchen springen 192 Nr. 54.
Holze 352 Nr. 9.
hügeln 352 Nr. 9.
Hummel 475 Nr. 5.
sich hüten, dass (nicht) 348 Nr. 5.

Ich 56 (in Briefen); Ich 432 Nr. 22.
ihr (besitzanzeig. Fürwort) 58 Nr. 8; 314 Nr. 20.
Imperativ 474 Nr. 4.
Imperfekt 6 Nr. 9; 41 ff.; 266 Nr. 7; 338,9; 348 Nr. 10; 396.
† Impurist 396 Nr. 2.
Indikativ 41 ff.; 68 Nr. 2
Infinitiv —e mit „zu" von einander abhängend 410 Nr. 36; 414 Nr. 53; 462 Nr. 12.
— und gleichlautendes Mittelwort der Vergangenheit 6 Nr. 14; 267 Nr. 15.
-ing (s. Verkleinerung) 450 Nr. 14.
† in Summa 342.
† Interesse 327 Anm. 16.
† interessieren 333 Anm. 55.
Interpunktion 390 Nr. 6.
† intus 126 Nr. 28.
Inversion (s. Umstellung) 262 Nr. 8 (s. und); 270 Nr. 24.
Inwohner 52 Nr. 3.
Ipekrätzer 190 Nr. 37; 192 Nr. 49.
Ipsen, P. L., Ein Hühnerhund wird zu kaufen gesucht 12 ff.; Wechsel von Zeit und Modus 41 ff.

Jagen 458 Nr. 98.
Jägerschlag 237 Nr. 1.
jeder 10. Nr. 43 (s. Neutrum); 73 Nr. 17 (— der oder wer); 275 Nr. 46 (Genitiv).
jedermann 260/1.
Jenseite 467 Nr. 21.
Jordan, Wilh., Lilienlehre 354.
† Jovialität 327 Anm. 12.
Juchhe m. 191 Nr. 40.
Juchzer 415 Nr. 61.
Jucker 5 Nr. 7.
Jugendlust 347 Nr. 1.
Jungfrau 325 Anm. 4.
Jungheit 397 Nr. 15.
jüngling(s)haft 352 Nr. 1; 430 Nr. 7.
Jungskopf 66 Nr. 27.
junkern 450 Nr. 11.
jüngst 357 Nr. 4 b.
† Jurist 331 Anm. 31; —isch 332 Anm. 45.

Kabochon 135/6.
Kalb 464/5.
kallen 146 Nr. 4.
kämpeln 467 Nr. 27.
Kaninchen ꝛc. 193.
kanzeln 146 Nr. 6.
Kap-Gut, -Stein 133.
† kapital 342.
karmoisieren 132.
Karnickel s. Kaninchen.
Karpeles, Moltke als Dichter 2 ff.
† Katechismus 332 Anm. 4.
Kater (Katzenjammer) 127 Nr. 34.
Katholik (Deklin.) 345 Nr. 9.
Katzelmacher 5 Nr. 8.
Katzenbuckelgebärde 72 Nr. 6.
kaum dass 102.
kein 10 Nr. 38; 156 Nr. 7; —enfalls, —esfalls 10 Nr. 44.
kellerig 123 Nr. 26.

kenn (rothwälſch) 235.
kerkerhaft 462 Nr. 10.
keuchen tr. 197 Nr. 15.
Kiſtenſöller 147 Nr. 27.
Kiweſtüter 147 Nr. 23.
kitſchen 127/8 Nr. 37; 145 Nr. 1.
Klahre, Rud., Erlkönig 241 ff.; 301 ff.; Heinr. v. Kleiſt 401 ff.
Klarer m. [Schnaps] 146 Nr. 13.
Klaſſe: erſte(r) — fahren 351 Nr. 1.
klatſchig 146 Nr. 6.
Klee: über den grünen — loben 263.
kleiden 64 Nr. 13.
Kleinfeuer 452 Nr. 71.
kleinformatig 124 Nr. 23.
Heinr. v. Kleiſt, Kohlhaas ſ. Klahre.
† Klient 332 Anm. 42.
Klimax 416 Nr. 67.
klugermaßen 462 Nr. 13.
Klumpen (Holzſchuhe) 190 Nr. 34 u. 35.
klumpatſchig 126.
Knapphans 301 Nr. 3.
Kniſterei, kniſtig 146 Nr. 15.
† Kollegium 327 Anm. 13 u. 16.
† Kolofs 322 Anm. 3.
Komma 342/3.
kommen 59 Nr. 11; 154; 432 Nr. 33.
Komparation, Komparativ 11 Nr. 51 (ſ. zuſammengeſchrumpft); 11 Nr. 54 (ſ. nah); 41 ff. (als daſs).
† kompliciert 333 Anm. 52.
† Kondition 72 Nr. 7.
Konditionale 41 ff.
Konjunktiv 41 ff.; 68 Nr. 2; — des Imperfekts 175 Nr. 65; — des Plusquamperfekts 378 Nr. 19.
können 78; 128 Nr. 39; 174 Nr. 57; 267 Nr. 15; 273 Nr. 35; 436 Nr. 3.
† Korrektionshaus 72 Nr. 4.
Korund 134.
koſten: es koſtet mir oder mich ꝛc. 327 Anm. 14.
† koupieren 342.
† Kouvert 455 Nr. 85.
Kragen 78 Nr. 20.
krähen: Jemand wach — 433 Nr. 24.
krampfen 467 Nr. 23.
Krappe 132.
† Kreatur 342.
kreiſchen, krieſchen 122 Nr. 59.
krempeln ſich 466 Nr. 15.
Kugelheer 68 Nr. 7.
Külaſſe 132.
Kummerſpeck 122 Nr. 8.
Kumpan 334 Anm. 60.
Kunde m. (rothwälſch) 235.

Lache 457 Nr. 92.
lachhaft 467 Nr. 19.
Laib 390 Nr. 4.
Lämmerhüpfen 375 Nr. 8.
Land: aus aller Herren Länder(n) 80; 260; 273; 400 Nr. 23.
Landau, Dr. A., Ein Brief 150.
längſt 357 Nr. 4 b.
langwegs 468 Nr. 48.
laſſen 20 Nr. 1; 28 Nr. 33; 37 Nr. 3; 38/9; 308 Nr. 2.
laufen (Impf.) 20.
Lebensvergnügen 127 Nr. 31.
lebig 474 Nr. 4.
lehren, lernen mit Infin. und (oder ohne) „zu" 468 Nr. 36.
Leſerin 69 Nr. 8.
am letzten 390 Nr. 7.
letzterer 270 Nr. 25; 274 Nr. 12; 396 Nr. 6.
=lich 52.
Liebesleidenſchaft 62 Nr. 4.
Lindau, Paul, Die Gebilfin 372—381 409—417; 452—458.
Lippen, aufgeworfene, über=, umgeſchlagene 326 Anm. 9.
loben 263 (ſ. Klee).
lobhudeln 278 Nr. 57.
Lock=Jagd, =Jäger, =kundig 259.
löſend 458 Nr. 71.
Losgebundenheit 459 Nr. 4.
losgelaſſen 467 Nr. 30.
loslaſſen 431 Nr. 13.
Luder 308 ff.
Luſperl 259.
† Luſtpartie 334 Anm. 59.

machen 452 3 Nr. 74.
Magnetnadel 351 Nr. 18.
Malz 310 Nr. 5.
man (nur) 125 Nr. 27; (wir) 197 Nr. 9; 460 Nr. 10.
Mann (pl.) 475 Nr. 6.
Mannerl 77 Nr. 3.
Maße (pl.) 274/5 Nr. 43.
Mathilde 46.
Matz 48.
maulrecht 74 Nr. 24.
Mayer, Sanitätsrath Ed., Aus einem Briefe 29 u. 60/1.
Mechthild 46.
† Medicin, =er, =iſch 327 Anm. 16; 333 Anm. 48 u. 53; 334 Anm. 57.
mehr 10 Nr. 37.
mein (geſteigert) 51 Nr. 26.
† Melange, Melée 132/3.
Menſch (Fügung nach dem Sinn) 67 Nr. 32; 128 Nr. 40.
Menſch(en)heit 10 Nr. 45.
Menſchlichkeit 68 Nr. 1.
merken laſſen 38/9.
Mertens, F., Kleine Nachträge.
† Metier 333 Anm. 56.

Metze 46.
Michel 46 ff.
miſepetrich 59 Nr. 11.
Miſsbeurtheilung 11 Nr. 48.
mit (ſt. gegen, ſ. grob ꝛc.) 8 Nr. 27; (ſt. von, ſ. d.) 315 Nr. 26.
mitſammen 373 Nr. 2; 375 Nr. 7.
mittel 269 Nr. 23.
Mittelfeuer 452 Nr. 71.
Modus: Wechſel des — 41.
Moltke (als Dichter) 2 ff.
momentan (geſteigert) 312 Nr. 11.
† Momentphotographie 396 Nr. 2.
† monſtrös 342.
Moralſatzke 122 Nr. 9.
Mordthat, Morithat 414 Nr. 56.
muglig 135.
Muke 190 Nr. 33.
† Munition 342.
Münſter m., n. 322 Anm. 1.
Muttchen, Mutter 57 Nr. 3; Mutterl 462 Nr. 5.

Nabel 430 Nr. 8.
Nachbeſſerung 395 Nr. 2.
nachdem 51 Nr. 28; 191 Nr. 39; 265 Nr. 6.
nachdenklich 411 Nr. 40.
nachflammen 262 Nr. 5.
Nachfolger(in) 34/5.
nachher 475 Nr. 8.
nachklappernde Satztheile 448 Nr. 7.
nachläufig 197 Nr. 12.
nachſchlafen 350 Nr. 11.
nachſetzen 453 Nr. 76.
Nacht: über die andere — 74 Nr. 29.
nah (Steigerung) 11 Nr. 54.
Naïvität 336.
Name: —ns, mit — n 325 Anm. 7.
närriſch auf Jemand 467 Nr. 24.
Nebenſätze (ſ. Hauptſätze) 41 ff.
Neſt 353 Nr. 6.
neu: —e Steine 131.
Neutrum 10 Nr. 43; 345 Nr. 8; 449 Nr. 7.
nicht 50 Nr. 17 (ſ. bis); 74 Nr. 25 u. 27; (— fehlen, daſs —, 456 Nr. 89. vermeiden, daſs —); 198 Nr. 18 (ohne); 348 Nr. 5 (ſich hüten, daſs —).
niedageweſen (Steigerung und Fortbildung) 428.
niederblitzen 432 Nr. 20.
niemals (ſt. jemals) 358 Nr. 13.
niemand Anderer 8 Nr. 32.
Nikolas 146 Nr. 12.
Nominativ ſt. Accuſatio 312 Nr. 13.
nun: für — 379/80 Nr. 27.

Objekt und Subjekt 274 Nr. 40; 400 Nr. 22.
obliegen 52 Nr. 31.
oder 355 Nr. 1.
offen (Steigerung) 349 Nr. 8.
ohne: — daſs 44 ff.; — nicht 198 Nr. 18.
ohnehin 480.
Ohr: noch nicht trocken hinter den —en 60.
Opal ꝛc. 137.
orientaliſch 135.
Orthographie ꝛc. ſ. Rechtſchreibung.
öſterreichiſch ꝛc. 256; 338.
† oval 326 Anm. 8.

† Packet (paquet) 461/2 Nr. 1.
paff 466 Nr. 12.
pappeln 413 Nr. 51.
† paradieren 458 Nr. 100a.
paragraphenweis 327 Anm. 19.
Paranthese 129 Nr. 44.
Päris (pl.) 7 Nr. 18.
Particip 6 Nr. 14; 8 Nr. 28; 123 Nr. 17 u. 18; 124/5 Nr. 23; 127 Nr. 31; 144/5; 278 Nr. 54.
paſſieren tr. 73 Nr. 16.
† paſſioniert 342.
paſſiv 51 Nr. 22.
Patſche, —n 337/8.
patſcheln 59 Nr. 13.
Patz(kopf) 61.
Peingedanken 468 Nr. 37.
Peinlichkeiten 412 S. 44.
† Penſion 325 Anm. 5; 332 Anm. 47; 334 Anm. 58.
† penſioniert 328 Nr. 21.
Perfekt 41; 65 Nr. 23; 279; 280.
† Periode m. 72 Nr. 9.
Perle 139.
† Perſianen, Perſiennes 458 Nr. 1.
perſönliche Fürwörter 322 Anm. 4.
Perücke 74 Nr. 20.
† Petitionsrecht 346 Nr. 2.
Pfingſtochſe ſ. aufputzen.
pflegſam 66 Nr. 25.
Pfütze 457 Nr. 92.
Pichelei 147 Nr. 22.
Pintſchel 49 Nr. 8.
piſten 258.
Pleonasmus ſ. Überflüſſiges.
plieſtern, Plieſterſcheibe 146 Nr. 5 u. 16.
Plusquamperfektum 41 ff.; 279; 280
† Point 342.
Po(c)ker 64 Nr. 16.
† Pony m., n. 460 Nr. 9.
† poſitiv 332 Anm. 47.
prädikatives Eigenſchaftswort 356 Nr. 3.
† praktiſch 330 Anm. 32.
Präpoſitionen (ſ. die einzelnen — und Zuſammenſtoß).
Präſens 41 ff.; 266 Nr. 7; 348 Nr. 10.
† Praxis 331 Anm. 40; 333 Anm. 54.
prickeln 430 Nr. 7.

priemen ꝛc. 147 Nr. 25.
† prinzeſſinhaft, prinzeſslich 462 Nr. 11.
† proſanieren 458 Nr. 100a.
† Profeſſor 327 Anm. 17.
† Profil 462 Nr. 2.
† promovieren 330 Anm. 20; 331 Anm. 40.
Pronomina: ſ. perſönliche, beſitzanzeigende, bezügliche, rückbezügliche, unbeſtimmte Fürwörter u. ſ. w. und im Einzelnen z. B. du, er, es, ich, man; der, welcher, dieſer, jener u. ſ. w.
Puffertskuchen 147 Nr. 27.
pullen 63 Nr. 10.

quälen 171 Nr. 48.
qualificieren 332 Anm. 46.
† Quantum pl. 454 Nr. 80.
quellig 460 Nr. 2.

R 417 ff.
† radiſtiſch 150.
ragen tr. 109.
ramsnaſig 190 Nr. 32.
Räthſel, Räzel 326 Anm. 10.
räthſelhaft 411 Nr. 41.
Rattenfänger 376 Nr. 12.
Rauſchgold 378 Nr. 21.
recht (Steigerung) 264 Nr. 2.
Rechtſchreibung 401; 428.
Rechterfordernis 331 Anm. 35.
regenvermorſcht 467 Nr. 16.
reich (ſ. arm) 379 Nr. 22.
Reiche(n) pl. 392.
Reichstagsgebäude: Inſchrift 446.
Reif(en) 459 Nr. 6.
Reim (von ch und f) 4 Nr. 4; im Blankvers 257/8.
Relativ: — pronomina, —ſätze, 41 ff.; 176 Nr. 56; 347 Nr. 2; 431 Nr. 10; 458/9 Nr. 2; 461 Nr. 3; 463 Nr. 16.
Renan, Aus einem nur Wenigen zugänglichen Buche von — 392.
† Rendezvous 342.
Rennwolf 267 Nr. 12.
† Repetent 330 Anm. 33; 331 Anm. 40.
† Retouche 396 Nr. 3.
ritſchen 192 Nr. 57.
Roſe (gekrönte) 133.
Roth (ſ. Schrader) 281 ff.
roth (Steigerung) 468 Nr. 35.
Rübenmus 192 Nr. 55.
Rubin 135.
rufen 300 Nr. 2.
rückbezüglich, —e Zeitwörter 156 Nr. 11; 267 Nr. 13; 313 Nr. 15.
Rummelhaſen 350 Nr. 16.
Rundiſte 133.
Rüpel 46.
Ruprecht 46.

S, Plural auf — 147 Nr. 19; —s im Genitiv fälſchlich weggelaſſen 276 Nr. 48a
's 474 Nr. 4.
Sachgrenze 12 Nr. 8.
ſächſiſch: —er Genitiv (ſ. d.).
† Saiſon 342.
Saltner 469 Nr. 6.
ſich ſammeln 196 Nr. 5.
Sammelnamen 155 Nr. 5.
Sänger (weidmänniſch) 108.
Saphir 136.
ſatt: — ſehen ſich an Etwas 156 Nr. 11.
Satzbau (fehlerhafter) 400 Nr. 21.
Satzeinſchaltung 124 Nr. 23.
Satzfügung ſ. Anakoluth.
Satzgebilde 416 Nr. 67.
Satzverkürzung 35 Nr. 2.
Satzzeichnung ſ. Interpunktion.
Schach 7 Nr. 15.
† Schachrowi (ruſſ.) Art Auerhahn 108.
Schachtelſatz 173 Nr. 56.
Schäfer (armer) 349 Nr. 7.
ſchämerig 175 Nr. 64.
Schar, Schär (weidmänniſch) 108.
ſchatten 175 Nr. 64.
ſchaudern 277/8 Nr. 52.
ſcheinen 72 Nr. 6; 357 Nr. 6.
Scheitel m., f. 268 Nr. 17.
Schelle 239.
ſchellen 302 Nr. 2.
Schenkluft 354.
Schere (weidmänniſch) = Schwanz des Spielhahns 108.
Scherr, Goethe bei Napoleon 217 ff.
ſcheuſam 191 Nr. 44.
ſchier 170 Nr. 18.
ſchiffsjungenhaft 351 Nr. 17.
Schiffsnamen (Geſchlecht) 21; 398 Nr. 16.
Schiller: Briefwechſel mit Goethe 25/26; 71 ff.; Jungfrau von Orléans 177—189; Prolog zum Wallenſtein 424 (ſiehe Schulte).
ſchimmeln 468 Nr. 44.
Schinken 123 Nr. 20.
Schlaf haben 451 Nr. 15.
ſchlafen (Impf.) 20.
ſchlafroth 352 Nr. 10.
Schlanke f. 197 Nr. 11.
Schlauberger 191 Nr. 49.
ſchleierhaft 411 Nr. 41.
ſchleierlos (Steigerung) 352 Nr. 12.
Schleifkotten 146 Nr. 5 und 10.
ſchleppende Breite 449 Nr. 7.
ſchluchzen 353 Nr. 10.
ſich ſchmücken 411 Nr. 43.
ſchnalzen 473.
ſchneuken 192 Nr. 56.
Schnütel 192 Nr. 55.
Schock 150.
ſchöpfungsgewaltig 468 Nr. 47.

Schottenperle 146.
Schrader, Dr. H., Die erſte Scene im 2. Theil des Fauſt 22 ff.
— Der deutſche Michel 46.
— Der Mummenſchanz im 2. Fauſt 81 ff.
— Karnickel 193/4.
— Den Daumen halten 223.
— Das Roth 281 ff.
— Komma 342.
— Euphorion 361 ff.
— Der Bilderſchmuck der deutſchen Sprache (2. Aufl.) 393 ff.
— Das R 417.
ſchrägbalkig 152.
ſchränken 192 Nr. 60.
ſchrecken (Abwandlung) 433 Nr. 28.
Schub 126 Nr. 27.
Schule 72 Nr. 4.
Schulte, Dr. Ed., Prolog zum Wallenſtein 424.
— Die Uhr in Goethe's Fauſt 441 ff.
Schulte v. Brühl, Marſchallſtab 145 ff.; 190 ff.
ſchulsmäßig 259.
ſchwabbeln 330 Anm. 34.
ſchwäbiſch 338/9.
† ſchwadronieren, ſchwaſeln 330 Anm. 34.
Schwämmerling 461 Nr. 5.
Schwarm 266 Nr. 10.
ſchwarzkleblig 259.
Schweichel, Rob., Sein oder Nichtſein 261 f.
ſchwerlich 72 Nr. 12.
Schwerwucht 467 Nr. 33.
ſchwulſtiſch 316 Nr. 28.
Seiger (ſ. Zeiger) 445 Fußanm.
ſein (beſitzanzeigendes Fürwort) 6 Nr. 10; 36 Nr. 4; 314 Nr. 20; 423 Nr. 2; 426 Nr. 9; 471/2 Nr. 6.
ſelbſtverſtänd=ig, =lich 311 Nr. 7.
† Semeſter 333 Anm. 64.
Seult=Abend 192 Nr. 55.
Sieb(en)zehn 64 Nr. 14.
Siemandl, Siemann, Simon 78 Nr. 5.
ſimpeln 193 Nr. 62.
ſingfangen 237 Nr. 3.
ſinnen 66 Nr. 24.
Smaragd 136.
ſo 266 Nr. 8; — als (oder wie) 323 Anm. 11; ſ. wie: — des Nachſatzes 471 Nr. 3.
† Societät 334 Anm. 67.
ſolch 6 Nr. 15.
Soldateref 8 Nr. 26.
ſondern (Bindewort) 269 Nr. 21.
ſonſt(ens) 262 Nr. 7.
ſorgen um (oder für) 280.
ſorgen=beſchwert ꝛc., =ſchwer ꝛc. 457 Nr. 95.
Sorgfeligkeit 472/3.
ſpannen 467 Nr. 28.
Spielberg, H. v., Die ewige Braut 57 ff.
Spielratz 192 Nr. 51.
Spieß (pl.) 398 Nr. 14.
ſpießen ſ. Stachel.
ſpillerig 375 Nr. 9.
ſpiralig 354.
ſpirrig 191.
ſpiſſen 258.
Splitter 133.
ſporendurchklirrt 468 Nr. 43.
ſprechen: es ſpricht ſich 431 Nr. 12.
ſprungfedrig 50 Nr. 19.
Stab: den — brechen über 173 Nr. 55.
Stachel: auf den — ſpießen 421 Nr. 9.
Stacker ꝛc. 129 Nr. 46.
Stadt, Städtchen 314 Nr. 19.
Stahr, Adolf, Weimar und Jena 164 ff.; 201 ff.; ſ. Goethe.
Stammwalze 466 Nr. 8.
Standlaut adj., m., n. 111 Nr. 5.
ſtecken (Abwandlung) 430 Nr. 3.
Steigerung ſ. z. B. einzeln; geboten; geſtempelt; momentan; offen; recht: ſchleierlos.
Steine (alte, neue) 131.
Stellung 37 Nr. 1; 39; 75 Nr. 30; 123 Nr. 18; 148; 173 Nr. 55; 271/2 Nr. 32; 278 Nr. 55; 310 Nr. 2; 311 Nr. 10; 317; 327 Anm. 18; 331 Anm. 38 u. 40; 344; 347 Nr. 2; 357 Nr. 7; 358 Nr. 9; 396 Nr. 5; 449 Nr. 7; 475 Nr. 8.
ſterbensunglücklich 123 Nr. 16.
† ſteril 65 Nr. 22.
Ad. **Stern**, Studien 476.
ſternüberblitzt 123 Nr. 17.
ſtierig 469 Nr. 5.
ſtimmen in mit Dat. oder Acc. 456 Nr. 88.
ſtimmungmehrend 123 N. 12.
Stock, —werk 61 Nr. 1.
Stöckchen (ſ. Hölzchen).
Strohhut (= Mann mit einem —) 351 Nr. 4.
Stromregen 461 Nr. 9.
ſtröppen 192 Nr. 55.
† ſtudieren 327 Anm. 16; 329 Anm. 28; 333 Anm. 49; 334 Anm. 61.
† Studium 332 Anm. 47.
Stümcke, Heinr., Goethe's Heidenröslein 226 ff.
Stunde (ſ. Lektion) 327 Anm. 18.
Subjekt und Objekt (ſ. d.).
ſuchen: Umwandlung des Aktivs ins Paſſiv 142 ff.
ſuggeln 147 Nr. 28.
ſumpfen 126.
Superlativ ſ. Steigerung, z. B. momentan.
ſupplieren 332 Anm. 46.
Suttner, Bertha v., Die Waffen nieder! 4 ff.; 48 ff.

Tacken 191 Nr. 42.
† Talent 332 Anm. 43.
Talisman 138.
Tanmung 68 Nr. 3.
Tanzerei 7 Nr. 22.
tappelig 192 Nr. 52.
täuschen 8 Nr. 26.
teigig 69 Nr. 11.
Temme, J. D. 5., Ein Verworfener 447 ff.
Tempus s. Zeit, Zeitform, Wechsel.
Tern -e f., -o m. 77 Nr. 2.
Terzinen 25/6.
tbu(e)n 392 Nr. 11.
tbürstiglich 160
tief blaſs 450 Nr. 10.
Tieftönigkeit 468 Nr. 39.
Tirolerſprache 19/20.
todfroh 265 Nr. 4; 388; todunglücklich 468 Nr. 46.
Tödterei 51 Nr. 22.
tönen 68 Nr. 6.
† tout beau 342.
traraen 10 Nr. 41.
traurig 413 Nr. 52.
Trinius, A., Windbruch 109 f.
trinken 461 Nr. 7.
trinkeſt 123 Nr. 13.
† Triplette 352.
Tritſchtratſch 11 Nr. 56.
trocken — hinter den Ohren (s. d.).
trübetumplen 57 Nr. 3.
Trümmer 221.
Trumpf Siebzehn (s. d.).
Tummeleut 147.
tumpelig 57 Nr. 3.
Türkis 137/8.
tüſchen 190 Nr. 32.

über (mit Dat. und Acc.) s. brechen, wachen; — hinweg 471 Nr. 1.
überdämmern 261 Nr. 1.
überduften 49 Nr. 10.
überfällig 100.
Überflüſſiges (Pleonasmus) 62 Nr. 5; 413 Nr. 50; 448 Nr. 7; 463 Nr. 17.
überführen 6 Nr. 12.
Überführer 274 Nr. 41.
überhauen 427 Nr. 2.
überheben 74 Nr. 26.
Übermenſch 127 Nr. 31.
übermenſchlich 10 Nr. 46.
Übermuth 457 Nr. 27.
überraſchend (mit Dat.) 72 Nr. 11.
überreiten 36 Nr. 5.
überſchauern 432 Nr. 21.
überſchlagen 326 Anm. 9; 415 Nr. 60.
überſehen 157 Nr. 11.
überſetzen 264 Nr. 1.
Überſprung 153 Nr. 6.
übertragen 64 Nr. 17.
übertüncht 172 Nr. 52; 411 Nr. 41.
übrig 273 Nr. 36.
Uhr, die — in Goethes Fauſt 441.
um 52 Nr. 34; mit Dativ 267 Nr. 11; — (ſtatt „zu") 450 Nr. 8.
— zu 398 Nr. 17; 459 Nr. 3.
umbreiten 198 Nr. 16.
umdunkeln, ſich 462 Nr. 8.
umflirren 122 Nr. 10.
umgeſchlagene Lippen 326 Anm. 9.
umgleiten 175 Nr. 62.
umgrauen 433 Nr. 27.
umhecken 154 Nr. 7.
umhenkeln 110 Nr. 7.
Umſtellung (Inverſion) 270 Nr. 24; s. auch und.
umthun 397 Nr. 11.
Umwandlung des Aktivs ins Paſſiv 16/7, ſ. ſuchen ꝛc.
umzaubern 67 Nr. 34.
umzoddeln 121 Nr. 1.
Un- (weggelaſſen ꝛc.) 358 Nr. 1.
Unanſehnlichkeit 453 Nr. 76.
unanthunlich 480.
Unbedeuten(d)heit 457 Nr. 93.
unbefangen 266 Nr. 8.
unbegreiflichermaßen 346 Nr. 2.
Unberechenbarkeit 457 Nr. 97.
und 278; 355; (s. Inverſion) 262 Nr. 8.
undurchſichtig 454 Nr. 87.
unecht 68 Nr. 4.
Unerfreulichkeiten 415 Nr. 59.
unförmig 379 Nr. 25.
unfreudig 414 Nr. 57.
Ungewandtheit pl. 467 Nr. 31.
Uniform 72 Nr. 3.
unmädchenhaft 5 Nr. 2.
Unmenſch 112.
unmöglich 123 Nr. 14.
Unnatur 433 Nr. 29.
unperſönliche Zeitwörter 124 Nr. 22.
unſcheuchbar 468 Nr. 38.
Unterhaltſamkeit 70 Nr. 15.
unterkommen (= vorkommen) 476 Nr. 10.
unterlaufen 156 Nr. 10.
unterlegen 312 Nr. 13.
unterменſchlich 10 Nr. 46.
unterſchieben 52 Nr. 35; 266 Nr. 9; 271 Nr. 28.
Unterſchied mit 376 Nr. 26.
unterſchreiten 151.
unterſtellen 467 Nr. 34.
unübel 58 Nr. 6.
unveraltbar 53 Nr. 2.
unvergeſsbar 460 Nr. 11.
unvergeſslich 460 Nr. 11.

† vagieren 331 Anm. 40.
† Vegetation 323 Anm. 6
Verbot 196 Nr. 2.

verdammt 352 Nr. 13.
verdingen 72 Nr. 7.
Verdruſs 416 Nr. 66.
verein-bar, -lich 53.
Vereinsmeierei 172 Nr. 53.
verelenden 461 Nr. 6.
verengen 128 Nr. 38.
der Verfaſſer [ſt. ich] 470 Nr. 1; 471 Nr. 4.
verflüchtigen 196 Nr. 6.
ſich verfolgen 262.
Verfrorenheit 358 Nr. 11.
vergeben 460 Nr. 11.
vergeſſen 460 Nr. 11.
Verglich 151.
vergrämen 259.
verhören (weidmänniſch) 108.
verklampern 112 Nr. 2.
Verkleinerungen 77 Nr. 3; 314 Nr. 19; 450 Nr. 14; ſ. Mutterl.
verknallen 466 Nr. 11.
verknorren 190 Nr. 33.
verknuſen 191 Nr. 47.
Verkümmertheit pl. 376 Nr. 10.
verkürzter Satz 35 Nr. 2.
verlauſchen (weidmänniſch) 107.
verlauten 349 Nr. 6.
verloſen (weidmänniſch) 107.
verlumpen 350 Nr. 13.
vermeiden, daſs (nicht) 74 Nr. 27 ſ. nicht.
vermörteln 354.
Vermuhrung 469 Nr. 7.
verneinte Hauptſätze 41 ff.
Verneinung: — überſchüſſige (ſ. nicht) 353 Nr. 3; zwei —en in einem Satz 271 Nr. 30; 392 Nr. 13; ſie war die — aller Eitelkeit 412 Nr. 43.
vernüchtern 350 Nr. 12.
verpetzen 192 Nr. 53.
verplempern 59 Nr. 16.
verprügeln 59 Nr. 14.
verpurren 126 Nr. 28.
verputzen 191 Nr. 47.
ſich verreiten 126 Nr. 29.
ſich verſchatten 462 Nr. 9.
verſchießen (weidmänniſch) 108; 259.
Verſchmetterung 58 Nr. 5.
Verſchoſſenheit 196 Nr. 6.
verſchroben adj. 8 Nr. 31 (ſ. werden).
verſchuben 235.
verſorgen 12 Nr. 1.
für Verſorgung ſorgen 356 Nr. 4 a.
verſprechen 399 Nr. 19.
verſtärkt (Doppelſteigerung) 315 Nr. 21.
Verſtoßenheit 433 Nr. 26.
verſuchen, Umwandlung des Aktivs (ſ. d.) ins Paſſiv.
verteufeln 49 Nr. 9.
vertigern 49 Nr. 9.
verträumt 73 Nr. 55.
vertreten (weidmänniſch) 108.
verulken 466 Nr. 7.
verwerthen Etwas auf . . . 410 Nr. 35.
verwickelt (Steigerung) 121 Nr. 2.
verzagt: in der Haltung eines B—en 433 Nr. 30.
Verzagtheit pl. 67 Nr. 33.
verzechen 460 Nr. 11.
verziſchen 174 Nr. 61.
voll (mit Dat. und Genit.) 61/2 Nr. 2.
Vollempfindung 127 Nr. 36.
Vollkommenheitsmenſch 427 Nr. 3.
von 51 Nr. 29; 55 Nr. 3; 198 Nr. 19; 268 Nr. 16; 414 Nr. 54; 432 Nr. 15 und 18; 449 Nr. 6; 462 Nr. 4; (ſ. ſächſ. Genit.).
vor ſ. Gnade.
vorangeſtellter (ſächſiſcher, ſ. d.) Genitiv.
vordenken 467 Nr. 17.
vorhabend 73 Nr. 19.
vorklingeln 468 Nr. 49.
vormittagsſtill 349 Nr. 6; 352 Nr. 7.
vorſpannen 415 Nr. 63.
Vorwitzigkeiten 147 Nr. 35.
vorziehen als 195 Nr. 1.

wachen über (ſ. d.) 173 Nr. 54; 433 Nr. 25.
wachſen 432 Nr. 16.
Wachsthum m., n. 323 Anm. 8.
wahr 123/4 Nr. 21.
während 390 Nr. 3; 455 Nr. 94.
wahrheitsdurſtend 496.
Waldſprung 153 Nr. 6.
walten 426 Nr. 2.
Wapperl- 160.
Wanderhunger 430 Nr. 5.
wann 346/7 Nr. 2; — genau 64 Nr. 15.
war 338/9.
was 36 Nr. 7; 73 Nr. 12 a; 175 Nr. 6; 324 Anm. 12.
eine Waſch- oder ähnliche Frau 448 Nr. 8.
Waſſer 131.
Waſſerkamme 350 Nr. 14.
Waſſerluſt 432 Nr. 17.
Wechſel von Zeit und Modus 41 ff.; 271 Nr. 29.
weder 268 Nr. 19.
wegfragen 352 Nr. 8.
Weglaſſung des Entbehrlichen 378 Nr. 20.
ſich weiden mit Genit. 277 Nr. 50.
Weidmannsſprache 258 ff.; 341/2.
weil 311 Nr. 9.
weiß Papier 73 Nr. 15.
Weißbinder 126.
weitgehend (Steigerung) 410 Nr. 34.
welch ꝛc. ſ. bezügliche, fragende, unbeſtimmte Fürwörter; was.
wenigſt: —ens, zum —en 343.
wer 37 Nr. 3.

werden 8 Nr. 31; 312 Nr. 14; 390 Nr. 6; zu —d 367/8.
Werder, Hans, Weidmannsheil 110.
Werkzeug m., 238 Nr. 4.
Werner, E., Am Altar 347 ff.
Whist m., n. 59 Nr. 12.
Wich m. 434/5.
wichtigkeitsüberströmend 6 Nr. 9.
Wichtling 297 Nr. 9.
widerspruchskämpfend 49 Nr. 6.
wie (s. als; so); — jung er [= so jung er auch] noch war 448 Nr. 5.
Wiederholung 436 Nr. 1.
Wilbrandt, Adolf Johann Ohlerich 349 ff. Die Reise nach Freienwalde 351 ff. Die Geschwister von Portovenere 352/3. Narcifs 430—443.
Wimpel (Geschlecht) 67 Nr. 37.
Winkel-Laden, -Waaren 191 Nr. 41.
winken 300 Nr. 2; 450 Nr. 13.
wir (statt man) 197 Nr. 9.
wirken: unaufrichtig — 416 Nr. 65.
wirklich 123·4 Nr. 21.
wissen (mit Acc. und Infin.) 128 Nr. 41.
Wissenschaft 353 Nr. 8.
Wittwe 349 Nr. 1.
wo 355 Nr. 2.
Wodan, Wode 111 Nr. 6
wofern 65 Nr. 20.
wohl (Stellung) 357 Nr. 7.
Wohlhaben 333 Anm. 51; wohlhabend, wohlstehend 462 Nr. 7.
wollen 73 Nr. 16; 128 Nr. 39; 268 Nr. 18; 392 Nr. 11; 412 Nr. 45; 426 Nr. 4.
Wortverbindungen formelhafte 332 Anmerkung 41.
Wundheit pl. 278 Nr. 53.
wünschen: Umwandlung des Aktivs (s. d.) ins Passiv.
Wuspert 259.

Zacken 126 Nr. 27.
sich zacken 353 Nr. 9.
zählen 229 ff.; 337 Nr. 1.
Zahlwörter auf -zig 328 Nr. 25.
zappelig 142 Nr. 49.
Zehnührchen 146 Nr. 8.
Zeiger s. Seiger.
Zeisig 190 Nr. 38.
Zeit: (s. Tempus, s. Wechsel); seiner — 36 Nr. 4.
zeitlich 5 Nr. 6.
Zeitmensch 427 Nr. 3.
zerkriegen, sich 267 Nr. 14.
zerrissen 426 Nr. 3.
zersausen (st. zerzausen) 110 Nr. 4.
Zeugel n. 5 Nr. 7.
Zeugma s. Zusammenfassung.
Zier(r)at 73 Nr. 18.
Ziesten s. Zeisig.
-zig s. Zahlwörter.
zippelig 192 Nr. 49.
zitterig 60 Nr. 19.
Zögling 72 Nr. 4.
zu: — als dass 41 ff.
zudunkeln 69 Nr. 9.
Zugehörigkeit 271 Nr. 31.
zuklappen 59 Nr. 15.
zukneifen, Einem ein Auge 430 Nr. 38.
zur 315 Nr. 23.
zurückgeben 390 Nr. 5.
zurückhalten 125 Nr. 24.
zurückhuschen 459 Nr. 5.
zurückschrecken 313 Nr. 16; 379 Nr. 29; 391 Nr. 10.
zurück-spötteln, -spotten 62 Nr. 3.
zurückwinken: — Einem oder Einen 450 Nr. 13.
Zusammenfassung (Zeugma; Zusammenziehung) 5 Nr. 4; 10 Nr. 43; 12 Nr. 2; 38; 49 Nr. 5; 154; 279; 328 Anm. 20; 348 Nr. 4; 454/5 Nr. 83.
zusammengeschrumpft (Steiger.) 11 Nr. 51.
zusammengesetzt: —e Hauptwörter 389; —e Zeitwörter 9 Nr. 36; s. Zusammensetzungen.
zusammenschrecken 433 Nr. 28.
Zusammensetzungen 349/50 Nr. 6; s. zusammengesetzt.
Zusammenstoß: — von Präpositionen 48 Nr. 3; 50 Nr. 16; 51 Nr. 29; 159; 275 Nr. 44; 390/1 Nr. 8; 434 Nr. 31; — von Hilfszeitwörtern 418 Nr. 49.
Zusammenziehung s. Zusammenfassung.
zwei: (m., f., n.) 18/9; (Deklination 266 Nr. 8).
Zweideutigkeit 12 Nr. 3 (s. er); 264 Nr. 1; 273/4; 395 Nr. 1; 400 Nr. 22 (s. Objekt); 436 Nr. 5; 470 Nr. 2; 471 Nr. 6.
Zweifler an . . . 396 Nr. 4.
zweites Perfekt, Plusquamperfekt 279.
Zwillings-Schuss, -Treffer 342.
zwinkern nach — 35 Nr. 3.
Zwischenschaltung, Zwischenschiebung 124 Nr. 23; 174 Nr. 59; 414 Nr. 54.

MAR 3 0 1951